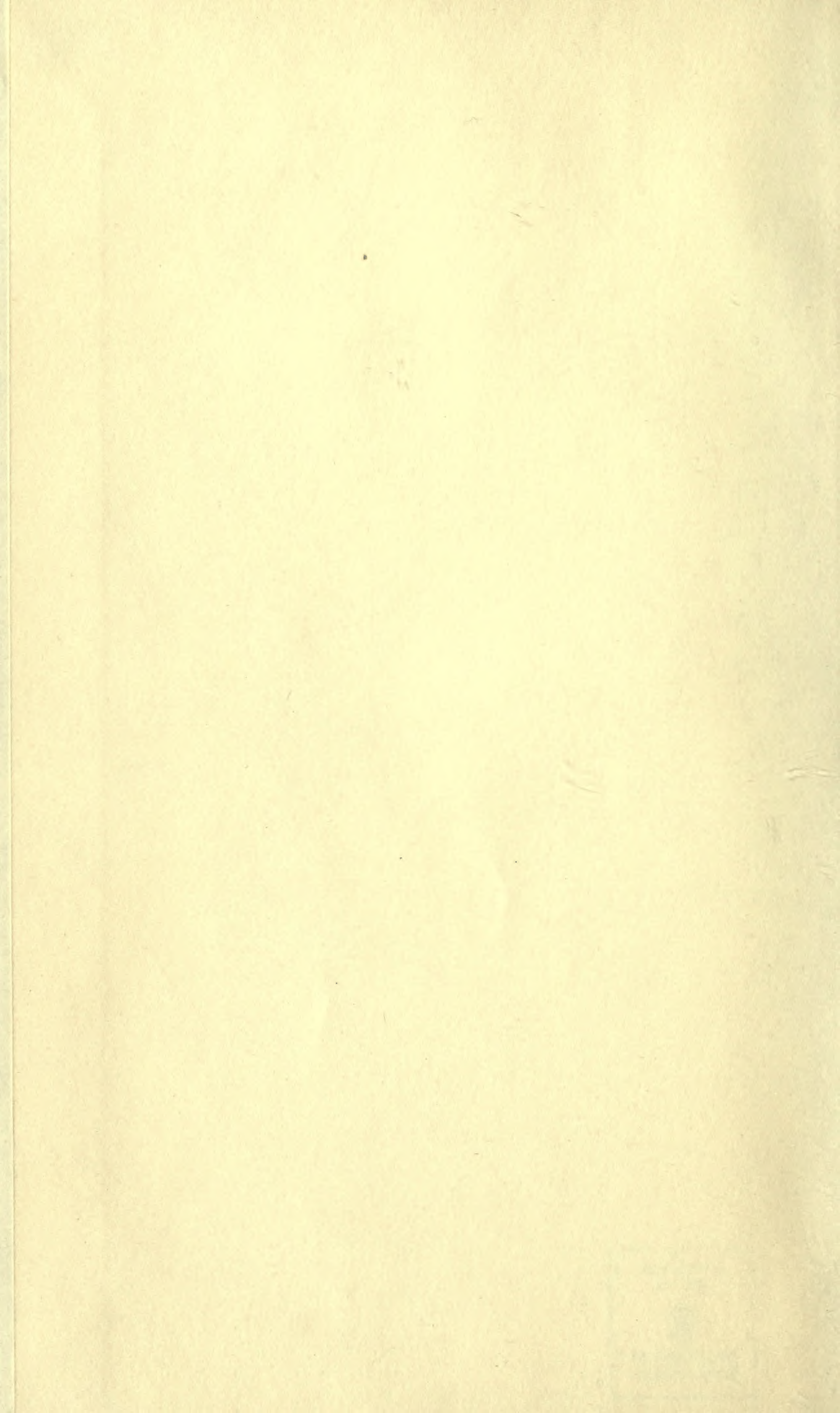
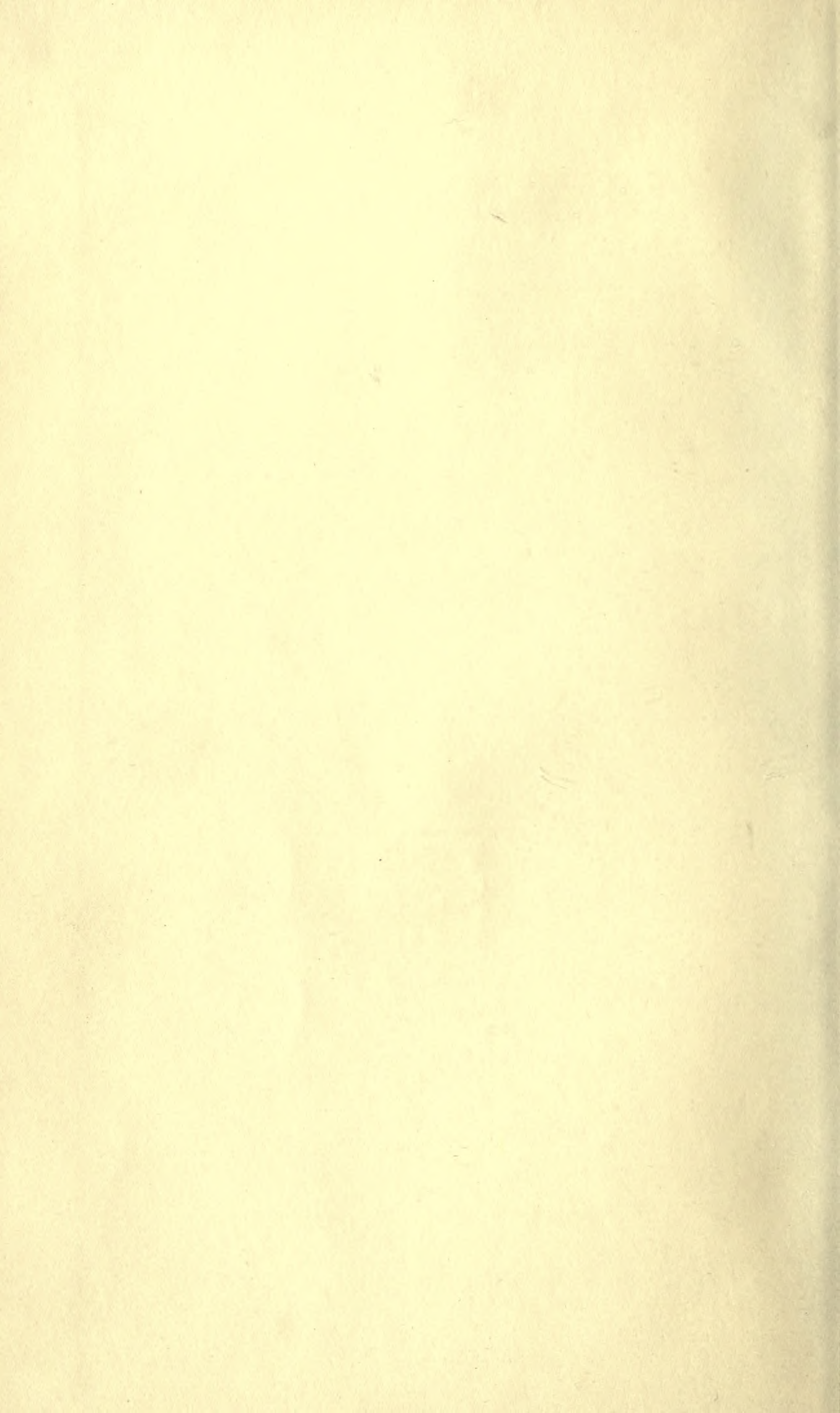










Stimmen der Zeit

Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart

92. Band



Freiburg im Breisgau · 1917
Herdersche Verlagshandlung
Berlin, Karlsruhe, Köln, München, Straßburg, Wien und St. Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg

Inhalt des zweiundneunzigsten Bandes.

Abhandlungen.

Übersichten.

Zeitgeschichtliche Urkunden.

Umschau.

Abbildungen.

Besprochene Schriften.

»Nationale Einheitsschule.«

Noch wogt der grimme Völkerkampf, der über die Zukunft unseres Reiches entscheidet: das Morgenrot des Friedens scheint fern. Und schon werden im Innern die ersten Vorpostengefechte des Krieges geliefert, der um unsere Jugend und ihre Erziehung geführt werden soll. Nationale Einheitsschule ist die Losung, die die Gemüter trennt und eint.

Ein Schlagwort ist es, behaftet mit allen Gebrechen des Schlagwortes. Manchen ersetzt es die Klarheit der Begriffe; mehreren ist es ein Visier, das das wahre Antlitz verbirgt, die willkommene Waffe, mit der man bei den Massen mißliebige Gegner ums Ansehen bringt. Aber dieses Schlagwort ist doppelt gefährlich. Es steht noch zu klar vor unsern Augen, wie das Wörtchen „national" parteipolitisch vergiftet wurde: im Lichte der Vergangenheit wird die nationale Einheitsschule zu leicht eine häßliche Unterstellung mangelnden nationalen Empfindens für die Gegner.

Gefährlich auch, weil vieldeutig. Was kann denn Einheitsschule bedeuten? Worin soll die Einheit liegen? Etwa in der Organisation? Sei es, daß das Reich das Schulwesen ganz oder teilweise zentralisiert auf Kosten der Bundesstaaten und der Kirche, sei es, daß die bestehenden Schulformen in möglichst enge, innere und äußere Verbindung gesetzt werden? Oder ist an die Einheit des Lehrerstandes zu denken, der ohne Rücksicht auf spätere Verwendung eine gleichmäßige Ausbildung erhalten, sozial und gehaltlich gleichgestellt werden müßte? Von einer Einheitsschule kann ich auch reden mit Rücksicht auf die Schüler, wenn alle Kinder aller Stände, Konfessionen, Geschlechter die nämlichen Schulen besuchen müssen unter Ausschluß von Privatunterricht, Privat- und Standesschulen. Endlich kann die Einheit Erziehung und Unterricht erfassen nach Methode, Stoff und Ziel. Besonders tief müßte eingreifen Einheit des Erziehungszieles: sie setzt nicht mehr noch weniger voraus als einheitliche Erziehungslehre und damit einheitliche Weltanschauung. Es müßte denn nur sein, die Einheit der Weltanschauung sei nicht Ausgangs-, sondern Endpunkt der Bestrebungen. Das wäre freilich ein gewissenloser Mißbrauch der Schule. Das Wort Einheitsschule läßt also viele, sehr

viele Deutungen zu, und bei jeder Betrachtungsweise sind noch eine Menge von Schattierungen möglich. Im Namen der Klarheit und Ehrlichkeit ist daher zu fordern, daß man das Wort überhaupt fallen lasse und ruhig die Sache erörtere.

I. Entwicklung und Stand der Frage. 1. Die Einheitsbestrebungen auf dem Schulgebiet fallen im wesentlichen ins 19. Jahrhundert. Von Comenius abgesehen hatte ja allerdings schon in der Zeit des ausgehenden Absolutismus eine lebhafte Bewegung zur Zentralisierung eingesetzt, die in Österreich 1774 zur Einführung der „allgemeinen Schulordnung", in Preußen 1787 zur Einsetzung des Oberschulkollegiums führten. Die Wirren der französischen Revolution schoben indes bei uns andere Dinge in den Vordergrund. Aber der Korse war noch nicht recht gestürzt, da erhob die Schulfrage ihr Haupt wieder. Viele Gründe trieben zur Vereinheitlichung und standen ihr doch wieder im Wege, da sie untereinander stritten. Für die einzelnen Bundesstaaten war es eine politische Pflicht, aus dem Wirrwarr der Kleinstaaten und den Ruinen der Revolution das Schulwesen auf eine einheitliche Grundlage zu stellen. Der Druck der Fremdherrschaft hatte den nationalen Gedanken geweckt, die Sehnsucht nach dem einen, großen deutschen Reich entflammt: Einheit der Gesinnung und Bildung schien der notwendige Schritt zum Ideale hin. Der Ruf nach égalité, der an der Seine erklungen, hatte auch diesseits des Rheines offene Ohren und Herzen gefunden und sozial ausgleichend gewirkt: gleiche Rechte, gleiche Erziehungsmöglichkeiten! Das gewaltige Anschwellen des Wissensstoffes endlich und die daraus geborene Spezialisierung bedrohte die Wissenschaft in ihrem Bestand: Einheitsbestrebungen auf wissenschaftlichem Gebiet waren die notwendige Folge. Was Wunder, wenn diese „monistischen" Bestrebungen auch auf das Schulgebiet übergriffen?

Man wird all diesen Interessen ihre tiefe Bedeutung und Berechtigung nicht absprechen können. Daneben aber wirken andere, die nicht ebenso berechtigt waren. Da ist zunächst das Aufstreben des Volksschullehrerstandes. Die Volksschule hat eine gewaltige Bedeutung gewonnen. Fast die Gesamtheit des deutschen Volkes bringt entscheidende Jahre des Lebens in ihren Hallen zu, verdankt ihr Bildung und Erziehung. Es klingt kein Loblied hoch und hell genug zum Preise dessen, was der deutsche Volksschullehrer seinem Volke Gutes und Großes getan. Es ist selbstverständlich, daß seine Brust geschwellt ist von edlem Selbstbewußtsein, und daß er nach einer seiner Bedeutung entsprechenden Stellung ringt. Aber es läßt sich

nicht leugnen, daß manche Kreise ihre Ansprüche maßlos übertreiben und die Einheitsschule als Sprungbrett benützen wollen zur Erreichung selbstsüchtiger Ziele. Das eine kann sicher nicht scharf genug betont werden: der Lehrerstand ist nicht die Instanz, die über die Erziehungsziele zu entscheiden hat. Die deutschen Kinder sind nicht Eigentum der Schule, sondern der Eltern. Mißvergnügte Eltern bilden eine zweite Gruppe von Interessenten. Mißvergnügt, weil ihren wirklich oder vermeintlich begabten Kindern der Weg zur höheren Bildung erschwert ist, oder weil diese Kinder in der Schule nicht vorwärtskommen oder den Übergang auf eine andere Schule nur schwer finden. Man soll solche Klagen doch nicht so hoch bewerten. Sie sind so alt wie die Schule, und keine Schulreform wird sie ganz zum Schweigen bringen. Für weichliche Eltern ist und bleibt die Schule ein bequemer Prügelknabe. Der gefährlichste Faktor aber ist die Parteipolitik. Es ist tief bedauerlich, daß die Einheitsschule zu einem politischen Kampfmittel herabgewürdigt worden ist: man sucht durch dieses Schlagwort die Massen aufzupeitschen und zu gewinnen, letzten Endes freilich durch die Schule das ganze Volk zur eigenen Weltanschauung zu „bekehren". Frankreich und Italien sind auf diesem Wege vorangegangen; das Beispiel reizt. Wir tun der sozialistischen Partei wohl kein Unrecht, wenn wir ihre Begeisterung für die Einheitsschule so deuten. Und auch bei andern Parteigruppen, die wie in Post und Eisenbahn, so hier zentralisieren möchten, wird der Wille zur Macht doch als Nebengedanke mitspielen. Aber diese Tatsache vergiftet die ganze Erörterung von vornherein und zwingt uns zum äußersten Mißtrauen, selbst wenn wir die Erinnerung an die Ära Falk aus unserer Erinnerung streichen wollten.

2. Der Kampf um die Einheitsschule wurde bisher auf einem doppelten Schlachtfeld ausgefochten, dem der höheren Schule und dem der Volksschule.

a) Bis 1882 hatte der Neuhumanismus das deutsche Gymnasium beherrscht, wenn auch nicht unbestritten. Die mehr praktischen Zielen dienende Realschule war in raschem, starkem Aufstieg und erhob den Anspruch, auf dem Boden der modernen Sprachen und der mächtig ausgreifenden Naturwissenschaften ein neues Bildungsideal zu verwirklichen. Die Monopolstellung des Gymnasiums (Berechtigung für Hochschulstudium) machte den Kampf noch leidenschaftlicher.

Die Kluft zwischen den drei Typen der höheren Schule zu überbrücken, unternahmen vor allem Hornemann und Ostendorf. Ersterer wollte

Gymnasium und Realgymnasium zur Einheit verknüpfen und gründete 1886 den Einheitsschulverein. Die höhere Einheitsschule sollte sich die Vorzüge des Realgymnasiums (wirksamere Pflege des Auges, reichere Entwicklung des Beobachtungsvermögens, stärkere Hervorhebung der neueren Sprachen) aneignen, ohne die bewährte Grundlage des Humangymnasiums, insbesondere die Pflege des Griechischen zu gefährden. Von Untersekunda an sollte noch Englisch eingeführt, Mathematik auf vier Wochenstunden gesetzt werden. Eine Einheitsschule aber, welche die niederen Schulen mit den höheren so verschmilzt, daß jene den Unterbau für diese bildet, verwarf der Verein. Bei der Berliner Konferenz 1890 übte er hervorragenden Einfluß, löste sich aber im folgenden Jahre auf. Eine glückliche Lösung der Schwierigkeit stellte er sicher nicht dar: für den Durchschnittsschüler bedeutet er Überbürdung und gibt weder den Sprachen noch den Realien so viel Zeit, daß sie etwas Ordentliches leisten könnten.

Praktisch eher durchführbar waren die Vorschläge Ostendorfs, der auch die Oberrealschule mit einbezog. Alle drei höheren Schulen sollten einen dreiklassigen, gemeinsamen Unterbau haben mit Französisch als Fremdsprache. Auf der Konferenz von 1873 befehdet, wurden diese Pläne, freilich erst nach dem Tode Ostendorfs, 1878 zu einem Versuche freigegeben. Ernst Schlee schuf in Altona für Realgymnasium und Realschule einen dreiklassigen Unterbau mit Französisch; in U III kam die Gabelung, indem in der humanistischen Abteilung Latein (sechs Wochenstunden) hinzutrat. Trotzdem das System einige unzweifelhafte Vorzüge aufwies (schob besonders die Entscheidung für eine bestimmte Schule drei Jahre hinaus) und 1888 der Geschäftsausschuß für deutsche Schulreform sich dafür verwandte, ebenso wie der 1889 gegründete Verein für Schulreform, so gelangte das Altonaer System doch zu keiner größeren Verbreitung (1903 13 Anstalten, heute fast ganz verschwunden). Erst K. Reinhardt machte seit 1892 mit Ostendorfs Gedanken ganz Ernst: alle drei Schultypen sind im Frankfurter Reformgymnasium vereint. Ein dreijähriger, lateinloser Unterbau hat Französisch als Fremdsprache. In Tertia tritt die erste Gabelung ein: für Gymnasium und Realgymnasium beginnt Latein (zehn Stunden). Auf Untersekunda beginnt das Realgymnasium mit Englisch, das Gymnasium mit Griechisch. Gegenüber dem gewöhnlichen preußischen Gymnasium besteht der Hauptunterschied in der Beschränkung der Stunden für Latein und Griechisch (51—68, 32—36) und in der Unterrichtsmethode (die Sprachen nach ihrer Schwierigkeit verteilt; nicht vielerlei

nebeneinander, sondern eins nach dem andern gründlich). Diese Anstalten sind in starkem Wachstum begriffen (in Preußen 1913 wenigstens 132). Die Urteile über ihren Wert gehen noch stark auseinander, aber soviel ist sicher: das Frankfurter System ist ein gangbarer Weg zur höheren Einheitsschule.

Höhere Schule und Volksschule organisch zu verbinden, wurde in Kiel, wie es scheint, mit Erfolg versucht (Denkschrift über die Möglichkeit der Abschaffung der an den höheren Schulen eingerichteten Vorschulklassen. Dr. Poppe 1914. Dazu „Tag", 18. Sept. 1915). Die Vorschulklassen sind aus pädagogischen, praktischen und finanziellen Gründen beibehalten. Aber auch der Volksschüler kann zur Hochschule kommen, wenn er auch ein Jahr zusetzen muß. Nach dreijährigem Besuch der Volksschule geht der begabte Schüler auf die „Mittelschule" (gehobene Volksschule mit Englisch) über. Nach dem 6. Schuljahr (12. Lebensjahr) findet eine Scheidung statt: die einen Schüler machen in drei Jahren die Mittelschule fertig, andere besonders begabte werden in den A-Klassen zusammengefaßt, wo die guten Schüler der Oberstufe zu eigenen Kursen zusammengezogen sind. Sie erhalten weiteren Unterricht in der zweiten Fremdsprache, so daß besonders tüchtigen Schülern die Möglichkeit geboten ist, den Sprung in die Untersekunda zu tun. So ist der Weg bis zur Hochschule frei.

Noch weiter gehen die Vorschläge Reins (Die nationale Einheitsschule in ihrem Aufbau, Zickfeldt). Danach ist die allgemeine Volksschule der gemeinsame Unterbau des nationalen Bildungswesens. Sie umfaßt 6 Klassen, die von beiden Geschlechtern vom 6. bis 12. Lebensjahr gemeinsam besucht werden müssen. Für die Kinder, die auf eine höhere Schule übergehen wollen, wird vom 4. Schuljahr an Unterricht in der französischen oder englischen Sprache eingerichtet. An diesen gemeinsamen Unterbau schließen sich alle andern Schulen an, die Volksschule, die vierklassige Realschule, die sechsklassige höhere Schule, welche in die Oberrealschule und das Gymnasium zerfällt (Realgymnasium scheidet aus).

Die Einheitsbestrebungen von Hornemann und Ostendorf waren wesentlich Organisationsfragen; der treibende Gedanke war die Rettung des humanistischen Gymnasiums, das nicht nur in seiner Monopolstellung, sondern in seiner Existenz bedroht schien. Beim Kieler System tritt ein neuer Gedanke hinzu: dem Talent aus den niederen Ständen auch beim Besuch der Volksschule die Bahn zum akademischen Studium

frei zu machen. Rein endlich gibt der Einheitsfrage die weiteste Ausdehnung: er fügt das soziale Moment hinzu (allgemeine Volksschule); das Vielerlei der höheren Schule soll durch die Gleichheit des Erziehungszieles (auf religiöser Grundlage ruhender sittlicher Charakter) geeint werden, und diese Gleichheit soll gewährleistet sein durch einen einheitlichen Lehrerstand (Möglichkeit des Aufstiegs aus dem Volksschullehrerstand in den höheren). Seine Forderungen decken sich in wesentlichen Punkten mit denen des Deutschen Lehrervereins.

b) Damit stehen wir auf dem Boden der Volksschule. Ein heißer Boden, auf dem die Gegensätze der Parteien, Weltanschauungen, Standesinteressen schroff aufeinanderstoßen. Das zeigte sich sehr klar bei den Verhandlungen des preußischen Landtags Mai 1914. Konservative („die Einheitsschule halten wir für ein Phantasiegebilde") und Zentrum (Wildermann: „wir können die Bestrebungen für die Einheitsschule nicht mitmachen") sprachen sich gegen die Einheitsschule aus; der Kultusminister v. Trott nahm die gleiche Stellung ein: „Es ist fraglich, ob die Einheitsschule zum Segen unseres Volkes gereichen würde; unzweifelhaft ist jedoch, daß die Einführung der Einheitsschule unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht möglich ist" (Köln. Volksztg., Nr. 396). Sozialdemokratie dagegen und Freisinn traten begeistert für sie in die Schranken. Bedeutsame Streiflichter waren es, wenn der Sozialist Leinert sich zu dem Wort verstieg: „unsere Volksschule ist weiter nichts als eine religiöse Anstalt zur Heranbildung von Arbeitskräften für den Kapitalismus", und Ernst (Freisinnige Volkspartei) für die Simultanschule eintrat. Nach der gleichen Richtung wies ein freisinniger Antrag auf Einschränkung der geistlichen Ortsschulaufsicht und die Ausführungen des Volksparteilers Traub bei den Verhandlungen über die Jugendbewegung: „unsere jungen Leute könnten zur Pflichttreue, zu selbständigen Persönlichkeiten nur dann erzogen werden, wenn sie frei von allen konfessionellen und parteipolitischen Beschränkungen gehalten würden" (Köln. Volksztg., Nr. 431). Ganz zur gleichen Zeit wurde in der badischen Kammer ein freisinniger Antrag abgelehnt, der Lehrer solle jederzeit das Recht haben, die Erteilung des Religionsunterrichts abzulehnen, weil seiner persönlichen Überzeugung zuwider.

Einen Monat später fand die Tagung des Deutschen Lehrervereins in Kiel statt. Seit Jahrzehnten war er der Hauptbannerträger der Einheitsschule. Ähnlich wie 1888 in Frankfurt hatte sich der neunte Lehrertag in Halle 1892 für sie ausgesprochen: neben der allgemeinen

Volksschule sollen für höhere Lehranstalten Vorschulen nicht errichtet noch organisch damit verbunden, die bestehenden aufgehoben werden; auf diesem gemeinsamen Unterbau der allgemeinen Volksschule sollen sich aufbauen die niedere Bürgerschule, Fortbildungsschule, höhere Bürgerschule, die höheren Lehranstalten; die Einrichtungen, welche begabten ärmeren Kindern den Besuch der höheren Lehranstalten ermöglichen, bedürfen einer weiteren Ausdehnung und werden der öffentlichen wie privaten Fürsorge empfohlen (Tews, Die deutsche Einheitsschule, S. 40).

Diese Forderungen waren noch gemäßigt. 20 Jahre später waren sie bedeutend gewachsen. Oberstudienrat Kerschensteiner suchte in Kiel vom Begriff des Rechts- und Kulturstaats aus die Einheitsschule zu begründen; er legte seine Ansichten in 18 Leitsätzen nieder. Besonders wichtig sind: 2. Die allgemeine öffentliche Schule muß jedem Kind ohne Ausnahme jene Erziehung ermöglichen, auf die es nach Maßgabe seiner Veranlagung Anspruch erheben kann. 4. Pflicht, diese allgemeine öffentliche Schule zu besuchen. 5. Privatschulen können erlaubt werden, solange sie nicht dem Gesamtwohl der Gemeinschaft zuwiderlaufen, das gleiche leisten wie die öffentlichen Schulen und keine öffentlichen Mittel verlangen. 6. Schulgeldfreiheit. 7. Lehrmittelfreiheit für mittellose Schüler. 8. Jede soziale Differenzierung ist Verletzung des Rechtsstaats, dagegen 9. psychologisch-pädagogische Differenzierung geboten. 10. Die Fundamentalforderung aller Differenzierung ist, daß jeder Schüler . . . jene Bildungswerte vorfindet, die seiner Veranlagung gemäß sind. 14. Die Einheit in der Mannigfaltigkeit, wenn der Übergang von einem Zweig des Schulwesens zum andern begabten Schülern ohne allzugroße Opfer ermöglicht wird. 15. Unterricht und sonstige Erziehungseinrichtungen vom Geist der Staatsgesinnung ganz erfüllt; nicht der Unterrichtsstoff macht die nationale Einheitsschule, sondern die soziologische Auffassung des Stoffes.

Die Debatte zeigte, daß die Teilnehmer in ihren Ansichten über Einheitsschule nichts weniger als einig waren. Besonders die Differenzierung nach Begabungsqualitäten war ein Stein des Anstoßes, ebenso die Stellung zum religiösen Problem. Stürmischen Beifall fand Schulrat Scherer: „Das religiöse Interesse zu fördern ist Aufgabe der Schule, sie soll nicht Konfession lehren, sie soll keinen konfessionellen Unterricht erteilen." Noch schroffer sprach Lehrer Polz: „Wenn wir Kerschensteiner folgen, dann wird die religiöse Unterweisung der Kinder den konfessionellen Anstalten überliefert . . . eine derartige Konzession lehne ich ab . . ., wenn mir jemand

sagt, wie der Ultramontanismus in Deutschland beseitigt werden kann dann gehe ich mit ihm den Weg der nationalen Einheitsschule" (Münch. N. Nachr. Nr. 281). Vertreter der französischen Lehrerschaft betonten die gemeinsamen Ziele, die sie mit dem Deutschen Lehrerverein verbinden, und die deutschen Lehrer spendeten diesen Aposteln der atheistischen Staatsschule stürmischen Beifall (Köln. Volksztg. Nr. 506). Schließlich wurde einstimmig eine Resolution angenommen: „Die deutsche Lehrerversammlung fordert ... die organisch gegliederte nationale Einheitsschule, die einen einheitlichen Lehrerstand zur notwendigen Voraussetzung hat, und in der jede Trennung nach sozialen und konfessionellen Rücksichten beseitigt ist." Danach ist also Mindestforderung: einheitlicher Lehrerstand, allgemeine öffentliche Simultanschule und folgerichtig wohl Beseitigung aller sozial und konfessionell eingerichteten Privatschulen.

Gleichzeitig tagte zu Essen der Katholische Lehrerverband und sprach sich nach dem Referat von Professor Spahn im Prinzip gleichfalls für die Einheitsschule aus. Wenn freilich der „Reichsbote" (Nr. 132) dazu bemerkt: „Seltsamerweise hat auch der Katholische Lehrerverband sich in Essen für die gleiche Forderung eingesetzt. Er will allerdings die konfessionelle Trennung gewahrt haben, von der der in Kiel versammelt gewesene Lehrertag nichts mehr wissen will gemäß seiner Richtung, die der Religion keine entscheidende Rolle im Leben der Nation mehr zuerkennt", so ist das nicht richtig. Denn die Leitsätze Spahns betonen: daß die einzelnen Vorschläge, die in jüngster Zeit für die Neuordnung der deutschen Schule gemacht worden seien, der Entwicklung durchweg vorgreifen, und daß es vorerst der genauen Durchprüfung der Aufgabe und eines schärferen Eindringens in die ihrer Lösung entgegenstehenden Widerstände bedürfe.

Authentischen Aufschluß über die Stellung des Deutschen Lehrervereins soll uns neuestens J. Tews geben in seiner im Auftrag des geschäftsführenden Ausschusses des Deutschen Lehrervereins herausgegebenen Schrift „Die deutsche Einheitsschule. Freie Bahn jedem Tüchtigen". Es handelt sich um eine Agitationsschrift, wie der Titel andeutet und der Inhalt bestätigt (vgl. Überschriften wie „Aus der höheren Schule ausgesperrt", „Von allen besseren Lebensstellungen ausgeschlossen", „Die goldenen Eier der Vorschulhenne" usw.). Daß dieses an Schlagworten und Verallgemeinerungen reiche Buch den Begriff der Einheitsschule genau formulierte, läßt sich nicht behaupten. S. 34 heißt es wohl: „Wir verstehen unter der Einheitsschule das gesamte Gebiet des öffentlichen Unterrichts vom Kindergarten

bis zur Hochschule, mit allen seinen Gliederungen und Verzweigungen, auf den verschiedenen Stufen des Unterrichtswesens in eine lebensvolle Verbindung aller Teile zu einem Ganzen gebracht.“ Aber was ist damit in der Wirklichkeit zu machen? Zerstreut aber werden folgende Einzelforderungen erhoben: Alle Arten der Begabung sind zu fördern (S. 29); „das Wesen der Einheitsschule kann am kürzesten durch einen Hinweis auf unser Verkehrswesen gekennzeichnet werden. Die Einheitsschule will Anschluß und Weiterfahrt auf jeder Schulstrecke und auf jeder Schulstation schaffen“ (S. 36); „jede Schule im Staat muß an das große Netz der Bildungsanstalten angeschlossen sein“ (S. 38); einheitliche staatsbürgerliche Erziehung (S. 39); alle sozialen und konfessionellen Trennungen beim Aufbau des Schulwesens sind zu vermeiden und damit für gleiche Unterrichtszwecke auch gemeinsame und gleichwertige Unterrichtsveranstaltungen für alle Kinder des Volkes zu treffen (S. 40); keine konfessionelle Trennung im Schulwesen (S. 46); Koedukation (S. 42); „der Deutsche Lehrerverein verlangt . . . auch einen einheitlichen Lehrerstand, d. h. eine gemeinsame Grundlage in der Vorbildung auf Mittel- und Oberschulen und pädagogischen Hochschulen und damit auch bei den Lehrern die Möglichkeit der Betätigung nach der Eigenart der Begabung, Neigung . . . und den Aufstieg aller besonders Befähigten in die höheren Lehrstufen“ (S. 49); Einheitsschulen 1. Stufe Grundschule 6.—12. Lebensjahr; 2. Stufe Mittelschule 13.—15. Jahr; 3. Stufe Oberschule 16.—18. Jahr (S. 41). Der Verein hat inzwischen an Pfingsten eine Kriegstagung in Eisenach gehalten, bei der die religiöse Frage die Gemüter wieder stark erhitzte und immer wieder die Forderung hervortrat, die ganze Einheitsschulfrage auf der Grundlage einer einheitlichen Weltanschauung aufzubauen. Daß es die christliche nicht sein wird, braucht wohl kaum besonders betont zu werden.

Auch der preußische Landtag hat nochmals Stellung zu der Frage genommen (März 1916; im Februar lehnte der sächsische die Einheitsschule ab), da die Frage leidenschaftlich weiter erörtert worden war und ein sozialdemokratischer Antrag vorlag: „Das Haus der Abgeordneten wolle beschließen, die königl. Staatsregierung um baldige Vorlegung eines Gesetzentwurfs zu ersuchen, der das gesamte Schulwesen des Deutschen Reiches auf der Grundlage der Einheitlichkeit, Unentgeltlichkeit und Weltlichkeit und nach den Richtlinien einer zeitgemäßen wissenschaftlichen Pädagogik regelt.“ Beschlossen wurde, die königl. Staatsregierung zu ersuchen: „zu erwägen, wie besonders veranlagten Schülern, welche die Volksschule durch-

gemacht haben, der Übertritt in höhere Schulen ermöglicht wird; baldigst Maßnahmen zu treffen, auf Grund welcher besonders befähigten Volksschülern in größerem Umfang als bisher der Besuch höherer Schulen ermöglicht wird; durch baldmöglichste Erhöhung der eingestellten Mittel es talentvollen Studierenden aus den unbemittelten Ständen mehr als bisher zu ermöglichen, in Berufe einzutreten, für welche das akademische Studium die Voraussetzung bildet; geeignete Maßnahmen zu treffen, damit die für die Schüler der sog. Vorschulen bestehenden Bevorzugungen beim Übergang in die höheren Schulen aufgehoben werden." Im übrigen wurde die Einheitsschule von der überwiegenden Mehrheit noch schroffer abgelehnt als 1914. Es bleibt darum unverständlich, wie Tews S. 91 die Behauptung wagen kann: „Die Einheitsschule hat in der Volksvertretung des größten deutschen Staates damit grundsätzlich Anerkennung gefunden." Jedenfalls bedeutet es für den Deutschen Lehrerverein keine kleine Verlegenheit, daß sich Hoffmann und Liebknecht seiner Gedanken mit ebensoviel Maß- als Taktlosigkeit angenommen haben.

Auf katholischer Seite findet die Einheitsschule des Deutschen Lehrervereins glatte Ablehnung. Über die Stellung des preußischen Landtagszentrums haben wir schon oben gesprochen. Ebenso verwahrte sich die bayerische Zentrumsfraktion gegen Simultanisierung, Verstaatlichung, Verweltlichung, reichsgesetzliche Regelung, Verbot der Privatschulen, Ausschaltung der Eltern bei der Berufsfrage ihrer Kinder, Koedukation. Die Haltung der Zentrumspresse geht Tews etwas auf die Nerven. „Insbesondere nahmen [zur Bekämpfung] Vertreter des höheren Schulwesens das Wort, daneben besonders eifrig die von der Marxschen ‚Organisation zur Verteidigung der christlichen Schule' bediente Zentrumspresse" (S. 32). Es klingt der Ärger durch, daß die Tätigkeit des hochverdienten Vorkämpfers für die christliche Schule, von echter Begeisterung getragen, bis zur Stunde eine Reihe höchst beachtenswerter Erfolge erzielt hat. Der Katholische Lehrerverband faßte im Juni 1916 die Resolution: „Die Vorstandsversammlung . . . fordert die Zweigverbände und Ortsvereine auf, die Frage der sog. Einheitsschule eingehend zu behandeln und dabei sich an folgende Richtlinien zu halten: 1. Einheitlicher Bildungsgedanke: auf religiös-sittlicher Grundlage tüchtige Staatsbürger zu erziehen. 2. Organischer Auf- und Ausbau des Bildungswesens bei Wahrung der konfessionellen Gestaltung. 3. Einordnung der bisher abseits stehenden Volksschullehrerbildung in das gesamte Bildungswesen. Kein Kind darf durch Mittel-

losigkeit in einer Ausbildung seiner Anlagen und Fähigkeiten gehindert werden, doch muß die Hauptentscheidung über Bildungsgang und Berufswahl der Kinder den Familien verbleiben." Der Verein deutscher katholischer Lehrerinnen endlich lehnte gleichzeitig in Bingen ab: 1. Das Schlagwort Einheitsschule, weil der Begriff zu vielseitig ist; 2. das Bestreben, die Entscheidung über die Art des Unterrichts den Eltern zu nehmen und der Schule zuzuweisen; 3. das Verbot der Privatschulen; 4. das Verlangen nach Simultanisierung und Verweltlichung der Schule; 5. Gemeinschaftserziehung. In Frankfurt endlich nahm Juli 1916 der Reichsausschuß der Schulorganisation der Katholiken Deutschlands eine Reihe von Leitsätzen an, in denen die Einheitsschule im Sinn der Sozialdemokratie und des Deutschen Lehrervereins abgelehnt wird, ebenso die Forderungen auf Simultanisierung, Verstaatlichung und Verweltlichung der Volksschule, Koedukation und reichsgesetzliche Regelung des Schulwesens. Dagegen wird die Bedeutung der Volksschule als Grundlage für die Bildung und Erziehung des ganzen Volkes stark betont und für die Kinder der minder bemittelten Bevölkerung die erweiterte Möglichkeit, sich höhere Bildung zu verschaffen, gefordert.

II. **Kritik.** Die nationale Einheitsschule im Sinne der Sozialdemokratie und des Deutschen Lehrervereins ist abzulehnen, weil der Begriff Widersprüche enthält, weil er auf falschen Voraussetzungen ruht, weil er zu unannehmbaren Konsequenzen führt.

1. Ein Widerspruch ist und bleibt Einheit und Differenzierung, so sehr sich die Vertreter der Einheitsschule dagegen wehren. Wie soll es rein organisatorisch möglich sein, alle die verschiedenen Schultypen in innere Verbindung zu bringen? Welcher hat sich nach dem andern zu richten? die höhere Schule nach der Volksschule, der wissenschaftliche Typ nach dem praktischen oder umgekehrt? Und wer bringt das Kunststück fertig, daß „jedes (!) Kind, das nach einer höheren Stelle befördert werden möchte, Anschluß findet, ohne unnützen Aufenthalt nehmen oder Umwege machen zu müssen?" (Tews S. 38.) Die Folge wäre sicher ein viel komplizierteres Schulwesen, als wir es heute haben. Wenn sodann mit der Begabungsdifferenz Ernst gemacht wird, kommen wir notwendig zur konfessionellen und sozialen Schule. Denn wenn irgendeine Begabung Anspruch hat auf differenzierte Entwicklung, dann ist es die religiöse; anderseits ist es eine statistisch erhärtete Tatsache, daß die Kinder der höheren Stände durchschnittlich um mehr als ein Jahr vor denen der niederen voraus sind in der geistigen Entwicklung, so daß sie kraft des

Differenzierungsprinzips ein Recht hätten, nicht mit den andern unterrichtet zu werden.

Viel schlimmer ist es, daß es der Einheitsschule an einer gemeinsamen Grundlage fehlt. Kerschensteiner geht in seiner Kieler Rede vom Begriff des Rechts- und Kulturstaates aus. Maaß (Zeitschrift für christl. Erziehungswissenschaft 1914, 707) sagt: „die Schule ist kein Politikum, sondern ein Pädagogikum." Rein hat in seinem Handbuch die allgemeine Volksschule abgelehnt aus psychologischen und pädagogischen Gründen und fordert sie jetzt hauptsächlich aus sozialpolitischer Betrachtung heraus. Das ist es eben: pädagogische, nationale, politische, finanzielle, soziale, religiöse, parteipolitische Standesinteressen sind bei der Schule im Spiel und stoßen feindlich aufeinander. Sie in inneren Einklang bringen wollen, ist Utopie; da gibt es nur Kompromiß.

Aber selbst wenn man sich auf den pädagogischen Standpunkt beschränkt, ist innere Einheit unmöglich. Denn die Mindestforderung wäre Einheit des Erziehungszieles. Und diese wird nie erreicht werden, weil wir nie zu einer einheitlichen Pädagogik kommen werden. Die letzte Tagung des Deutschen Lehrervereins mußte wohl oder übel zugestehen, daß die pädagogischen Fragen letzten Endes Weltanschauungsfragen sind. Zwischen christlichem Glauben und Unglauben gähnt ein unüberbrückbarer Abgrund. Es nützt auch gar nichts, in der Erziehung zum Staatsbürger einen gemeinsamen Boden zu suchen. Denn sofort erhebt sich wieder die Frage: erziehen wir für den christlichen Staat oder den Staat im Sinn Hegels oder den sozialistischen Zukunftsstaat?

2. Die Idee der Einheitsschule ruht sodann auf falschen Voraussetzungen.

Mitten im Krieg, während unsere Gedanken von dem großen Geschehen der Zeit, von der Sorge um einen siegreichen Frieden beherrscht sein müßten, sehen wir die Spalten der Zeitungen mit pädagogischen Artikeln gefüllt, hören wir in Versammlungen und Parlamenten Reden und Gegenreden um eine Neuorientierung unseres Schulwesens, sind wir Zeugen einer mächtigen Agitation, die von Schulmängeln, Schulelend redet, auf baldigste Abhilfe drängt. Wenn man nicht einmal mehr das Kriegsende abwarten kann, dann hat offenbar der bisherige Kriegsverlauf einen Tiefstand unseres Erziehungswesens aufgedeckt, und Gefahr ist im Verzug. Es ist wahr, der jetzige Krieg ist die furchtbarste Kraftprobe, der das deutsche Volk im Lauf der Jahrhunderte sich ausgesetzt sah. Aber daß

wir die Probe nicht bestanden hätten, das wagen nicht einmal unsere Gegner zu behaupten. Auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen unsere Soldaten, Offiziere, Generale; auf der Höhe unsere Arbeiter, unsere Industrie, unsere Frauen. Bewundernswert sind Mut, Vertrauen, Opfersinn unseres Volkes. Nein, dieser Krieg ist die herrlichste Apologie, der schönste Ruhmestitel für die deutsche Schule. Wenn wir heute schon eine Folgerung ziehen sollten, so wäre es die: nicht leichtfertig experimentieren, sondern weiterschreiten auf der bisherigen Bahn.

Falsch ist zweitens die Voraussetzung, unsere Schulen seien Standesschulen, speziell die höheren Schulen und ganz besonders die Vorschulen. Tews sagt unter der Überschrift „Die Vorschule als Standesschule“: „Sie (die Vorschulen) kommen der Eitelkeit vieler Eltern entgegen, die für ihre Hosenmätze eine besondere Schule für erforderlich halten“ (S. 21). Abgeordneter Wildermann und andere haben Statistiken veröffentlicht, die diese Behauptung Lügen strafen (preuß. höhere Schulen 14,1 Prozent den höheren, 64 den mittleren, 21,9 den niederen Ständen angehörig; Frankfurt a. M. 23, 8 Prozent höhere, 56,1 mittlere, 20,1 niedere Stände; preuß. Vorschulen 1911/12 17,6 Prozent höhere, 65,2 mittlere, 17,2 niedere Stände). Wer übrigens die Verhältnisse an den katholischen Gymnasien, besonders Süddeutschlands kennt, weiß, daß dort ein viel größerer Prozentsatz aus den niederen Ständen kommt, und daß der Priesterstand sich zu einem großen Teil von dorther rekrutiert. Und was die Vorschulen im besondern betrifft, so arbeiten hier die Vertreter der Einheitsschule mit ganz unbegreiflichen Übertreibungen. Die Vorschule ist im größten Teil von Deutschland unbekannt[1], nur Preußen (außer Westfalen) und die meisten Kleinstaaten besitzen sie. Und auch hier hatten 1913 von 759 höheren Lehranstalten nur 300 die Vorschule eingeführt. Das Ergötzliche dabei ist, daß ausgerechnet Groß-Berlin, wo doch die Freunde der Einheitsschule am Ruder sind, die meisten Vorschulen hat (an allen Gymnasien!). Auf einen Vorschüler trafen in den verschiedenen Provinzen Volksschüler 3—18. Von 30 246 Schulorten hatten ganze 168 Vorschulen (Mitteilungen der Zentralstelle der Organisation der Katholiken Deutschlands zur Verteidigung der christlichen Erziehung 1916, 23). Wozu also die große Aufregung, als ob wegen der paar Vorschulen das Vaterland in Gefahr

[1] Die württembergische sog. Vorschule ist in Wirklichkeit die erste Klasse des alten zehnklassigen Gymnasiums, nur jetzt ohne Latein. Alle Gymnasiasten besuchen vorher die Volksschule.

wäre? Sicher ist alles mit den Anträgen des preußischen Zentrums in den Sitzungen 1914 und 1916 einverstanden, die Bevorzugung der Vorschüler aufzuheben. Ja wenn die ganze Vorschule verschwände, würden wir ihr keine Träne nachweinen; die höhere Schule kommt ohne sie aus. Aber zwei Dinge sind doch zu beachten: 1. Schon Meumann hat in seinen Vorlesungen darauf hingewiesen, daß die Messungen der Durchschnittsbegabung der Kinder verschiedener Stände beträchtliche Unterschiede in dem Verhältnis des Intelligenzalters zum Lebensalter ergeben haben. So wurde in Brüssel, Petersburg, Rom festgestellt, daß die Kinder der besseren Stände durchschnittlich um anderthalb bis zwei Jahre in ihrer Begabung denen der niederen sozialen Stände voraus sind (Vorlesungen II² 296 f.). Sollen nur der Gleichmacherei wegen diese Kinder um zwei Jahre zurückgeschraubt werden? 2. Daß die Aufhebung der Vorschule bzw. die allgemeine Volksschule sozial ausgleichend wirken werde, diese Hoffnung ist sehr kühn. Abgesehen davon, daß die Vorschule, die doch auch heute schon sozial gemischt ist, die gleiche Wirkung haben müßte, zeigt die Erfahrung, daß, wie die Simultanschule die religiösen Gegensätze nicht beseitigt, sondern verschärft hat, so die allgemeine Volksschule die sozialen Differenzen vertieft, wenn in den Familien der Kastengeist herrscht. Es ist doch sicher kein Zufall, daß auch Freunde der Volksschule, wie Popp und Ries, an der Vorschule festhalten. Der Geist des Christentums mit seiner Gleichheit vor Gott und seiner Bruderliebe kann allein die soziale Zerrissenheit unseres Volkes heilen. Das Manchestertum aber und die sozialistische Partei, also genau die Freunde der Einheitsschule, haben die soziale Zerklüftung unseres Volkes gefördert.

Unser jetziges Schulsystem lasse das Talent nicht aufkommen, ist die dritte falsche Voraussetzung. Schon die oben angeführte Statistik beweist, daß Kinder der niederen Stände auch heute wie früher in großer Zahl studieren. Aber, so sagt man, Tausende von hochbegabten Kindern kommen trotzdem nicht zum Studium, sondern verkümmern in geisttötender Handarbeit. Die erste Frage wäre wohl: ist der Prozentsatz der Hochbegabten so groß? Deutsche Statistiken fehlen noch. Aber „Goddard fand, gestützt auf die Prüfung der Normalbegabung von rund 2000 Kindern eines ganzen Volksschulbezirks, daß rund 75 % der Kinder normal begabt erschienen, gewiß ein gutes Resultat! Aber dem steht gegenüber, daß 21 % unternormal begabt sind; also bleiben nur etwa 3 % der Schulkinder der Volksschule übrig, die vermöge ihrer Be-

gabung auf eine höhere Laufbahn im Leben Anspruch erheben!" (Meumann, Vorlesungen II² 298.) Dann: entscheidet die Begabung allein oder in erster Linie über die spätere Wirksamkeit? Wenn Begabung gleich Verstandesbegabung genommen wird, ist mit Nein zu antworten. Die sog. Überflieger leisten, wenn sie nicht an ernste Arbeit gewöhnt sind, im Leben weniger als der solide Mittelschlag, der Willen und Charakter durch Pflichttreue gestählt hat. Zudem spielen Klugheit, Takt, praktischer Sinn, Willensstärke, Idealismus, Gewandtheit in Arbeit und Verkehr eine viel größere Rolle als Verstand, der einseitig ausgebildet oft mehr schadet als nützt. Es kann nicht geleugnet werden, daß in diesem Punkt Familien, in denen geistige Regsamkeit, tiefchristliche Grundsätze, feine Lebensformen durch Jahrhunderte vererbt werden, den Kindern einen Reichtum mitgeben, den ein Kind aus andern Familien nur schwer sich aneignen kann.

Und wenn viele, die für höhere Stellungen Talent gehabt hätten, nicht dazu gelangt sind, ist zu untersuchen, warum nicht. Oft weil die Eltern die nötigen Mittel nicht hatten. Da kann auch die Einheitsschule nicht helfen, da muß private und staatliche Wohltätigkeit eingreifen. Denn ein Recht des talentierten Kindes zu konstruieren, von der Allgemeinheit zu verlangen, daß sie die Kosten für seine Ausbildung aufbringe, ist ein maßloses Begehren und nur von sozialistischen Gedankengängen aus zu erklären. Aber guten Talenten zum Studium zu verhelfen, das hat christlicher Sinn stets als ein hervorragendes Werk der Caritas betrachtet. Zahllose Anstalten und Stiftungen sind dessen Zeuge. Leider hat die Säkularisation viele dieser Kanäle, durch die das Talent aus der Tiefe zu den Höhen der menschlichen Gesellschaft empordrang, verschüttet. Wenn der Staat mit bedeutenden Geldmitteln eintritt zur Unterstützung strebsamer Studenten, so wird das allgemeine Billigung finden. Aber mit sorgsamen Händen aufpäppeln soll man die jungen Leute auch nicht. Gerade die Schwierigkeiten, die beim Aufstieg zu überwinden waren, haben den großen Männern gewöhnlich Schwung und Kraft verliehen.

Oft aber kommen talentierte Kinder nicht zum Studium, weil sie selbst nicht wollen. Sie haben nun einmal keine Freude an geistiger Arbeit. Sollen diese Widerwilligen herangepeitscht werden? Oft wollen auch die Eltern nicht. Ein Vater sagte mir einmal: der ältere Sohn soll zu Ende studieren, den kann ich in meinem Geschäft nicht brauchen. Der jüngere aber, gut veranlagte, mußte mit 14 Jahren das Gymnasium verlassen, um ins väterliche Geschäft einzutreten.

Endlich angenommen, manche Talente werden nicht in höheren Stellungen verwandt, wozu sie geeignet wären, ist das ein Unglück für sie, für ihren Stand, für die Allgemeinheit? Da zeigt sich eben wieder, welche Bedeutung die Weltanschauung in der Pädagogik hat. Des Christen Leben ist bei aller Würdigung irdischen Strebens und Wohls doch nach dem Jenseits zu orientiert. Der Zimmermann von Nazareth hat der in Verborgenheit und Niedrigkeit für das Wohl des Ganzen sich opfernden Arbeit Himmelsglück und Ewigkeitswert verliehen. Aber auch der Stand hat keinen Schaden, wenn unter seinen Gliedern solche sind, die mehr verstehen, als unbedingt notwendig ist. Braucht denn nicht jeder Stand Leute, welche das Wissen nicht bloß weiterleiten, sondern auch höherführen und die Standesinteressen mit Überlegenheit vertreten? Liegt nicht geradezu eine Standesentwürdigung in der Forderung: in diesem Stand darf kein Talent sein? Ebensowenig hat die Allgemeinheit Schaden davon. Angesichts der Kriegserfolge wird man nicht behaupten können, daß bisher die höheren Berufe mit unfähigen Leuten besetzt waren: man klagte im Gegenteil über Überfüllung der gebildeten Berufe. Was aber am meisten zu fürchten wäre, wäre eine Überfüllung mit Mittellosen. In der Geschichte der Revolutionen spielt das Gelehrtenproletariat eine furchtbare Rolle.

3. Unannehmbar sind uns endlich die Konsequenzen der Einheitsschule. Sie heißen Zwang, Uniformierung, Konfessionslosigkeit.

Der Einheitsschulplan enthält in sich oder bedingt Zwang des Reiches gegenüber den Bundesstaaten, des Staates gegen die Familie, der Schule gegen den Schüler. Es liegt nicht bloß im Programm der Sozialdemokratie, sondern ebenso im Gedankenkreis des Liberalismus, von Reichs wegen zu zentralisieren auch im Schulwesen. Das haben die verschiedenen Anträge in Reichs- und Landtag zur Genüge bewiesen. Und es ist auch nicht erfindlich, wie das ganze deutsche Schulwesen vereinheitlicht werden soll, wenn nicht reichsgesetzlich. Denn freiwillig dürften die Bundesstaaten wohl nie darauf verzichten, dieses wichtige Gebiet selbständig zu regeln. Ob es aber klug ist, gerade jetzt von Reichszwang zu reden? In der Stunde der Gefahr haben alle deutschen Stämme mit gleicher Begeisterung und Tüchtigkeit für des Reiches Größe und Einheit gestritten. Das föderalistische System hat sich bewährt. Kann da nicht eine Art Föderalismus die Formel sein, die die Schwierigkeiten löst, der Kristallisationspunkt eines in sich wenn möglich noch inniger geschlossenen Mitteleuropa?

Zwang würde sodann geübt von seiten des Staates gegen die Familie. Das Primäre nach Entwicklung und rechtlicher Stellung ist nicht der Staat, sondern die Familie. Der Staat ist weder Selbstzweck noch allmächtig. Er mag die Familie verpflichten, zu sorgen, daß die Kinder jenes Maß von Kenntnissen sich erwerben, das sie befähigt, ihre Pflichten gegenüber der Allgemeinheit zu erfüllen; er mag das überwachen und erzwingen. Den Eltern aber muß das Recht der Entscheidung bleiben, auf welchem Wege sie ihre Kinder zu diesem Ziele führen wollen. Die Einheitsschule aber will alle Kinder zum Besuch der allgemeinen öffentlichen Volksschule zwingen und Privatschulen nur gestatten, wenn sie nicht sozial und konfessionell differenziert sind. Das ist ein Eingriff in die heiligsten Rechte der Familie.

Auch der Schüler müßte unter unberechtigtem Zwang des Lehrers stehen. Dieser hat das Schicksal des jungen Menschen in der Hand, nicht einmal, sondern öfter, bei jeder neuen Gabelung. Denn der Lehrer entscheidet, ob und wofür Talent vorhanden ist. Man ist ja so gnädig, die Mitbestimmung der Eltern bei der Berufswahl nicht ganz auszuschließen, obwohl es ein Zugeständnis, also ein Abweichen vom Ideal ist (Tews S. 37), aber negativ ist der Lehrer doch allmächtig. Wenn die ganze Begabungsdifferenzierung irgendeinen Sinn haben soll, so muß der Lehrer jeden nach seiner Ansicht Unbegabten von der höheren Schule fernhalten ohne Rücksicht auf dessen soziale Stellung. Das ist ein Eingriff in die heiligsten Rechte des Individuums, dem das Ausmaß seiner Geistesbildung nicht vorgeschrieben werden kann. Und wie stellt man sich die Ausführung vor? Es ist doch mehr als bloß möglich, daß eine hochstehende Persönlichkeit, etwa ein adeliger Grundherr, zufällig einen sehr unbegabten Sohn hat. Wenn nun der Lehrer von dieser Persönlichkeit als seinem Patron gar noch abhängig ist, wird er dann aufrecht bleiben und den dummen Jungen verurteilen, an der Seite der Feldarbeiterkinder acht Jahre in der Volksschule zu sitzen, oder wird er sozial differenzieren zum Hohn auf die Einheitsschule?

Die Einheitsschule beabsichtigt weiter Uniformierung, zunächst im Erziehungswesen, letztlich aber auch sozial. Das erstere wollen ihre Freunde nicht wahr haben. Im Gegenteil, sagt man, die Einheitsschule will weitest gehende Differenzierung. Aber es ist doch immer nur Begabungsdifferenzierung. Schon die reichsgesetzliche Regelung treibt auf äußere Uniformierung hin; noch mehr auf innere die Inbeziehungsetzung der einzelnen Schultypen, die Forderung, daß jedes Kind auf jeder Stufe

müsse Anschluß finden können. Dadurch ist die Mittelschule in Aufbau, Lehrstoff und Methode wesentlich von der Volksschule, die höhere von der Mittelschule abhängig und in ihrer Eigenart gebrochen. Die ganze Betrachtungsweise scheint uns falsch. Man geht von der Volksschule aus und untersucht, wie auf ihr die andern Schulen und die Lebensberufe sich aufbauen lassen. Die Philosophie sagt: der Zweck entscheidet über die Mittel. Der Blick ist zuerst auf die vielgestaltigen Bedürfnisse von Staat und Volk zu richten. Dann ist zu fragen, durch welche Art von Vorbildung können sie am besten befriedigt werden? Zu allerletzt kommt die Sorge, die vielen Anliegen des Einzelnen auf eine allgemeine Einheitsformel zu bringen. Eine möglichst große Verschiedenheit der Schulformen scheint uns deshalb geradezu ein Vorteil zu sein. Sie ist begründet in der Verschiedenartigkeit der Berufe, nicht minder im deutschen Charakter. Unsere Gegner werfen uns Herdensinn, Unfreiheit vor. Ist aber nicht in Wahrheit die gerühmte französische und englische „Freiheit“ ein Sichbeugen vor der Phrase und dem Konventionellen, während der Deutsche einen unwiderstehlichen Drang in sich fühlt, seine eigenen Wege zu gehen? Das war und ist unsere Schwäche, aber ebenso unsere Stärke. Zur Erklärung der Macht der deutschen Industrie im Krieg weist Viktor Cambon besonders hin auf den Arbeitsdrang, die methodische Art des Anpassens der Arbeit, die verschwenderische Mannigfaltigkeit des theoretischen und praktischen Wissens (Köln. Volksztg. 1916, Nr. 615). So war es auch in der Vergangenheit. Die Kleinstaaterei und die Verschiedenheit des Bildungswesens ist unserer Wissenschaft und Kunst wahrlich nicht zum Schaden gewesen. So hat deutscher Geist und deutsches Gemüt Gelegenheit gefunden, selbst die feinsten Nuancen zu entwickeln. Für die Zukunft aber ist weitgehende und allseitige Differenzierung geradezu nationale Pflicht. Deutschland muß auch in Zukunft auf Absperrung gefaßt sein. Es gilt, sich selbst zu genügen, alle Bedürfnisse im eigenen Land und aus eigenen Kräften zu decken.

Auch sozial soll die Einheitsschule uniformieren. „Maßnahmen“, sagt Tews, „die sozial annähernd und verbindend wirken, sind nicht nur wünschenswert, sondern notwendig“ (S. 40). Rein ist von der ausgleichenden Tätigkeit der allgemeinen Volksschule nicht so fest überzeugt und meint, die Schule dürfe die sozialen Gegensätze wenigstens nicht verschärfen. Jedenfalls soll die Einheitsschule den Übelstand abstellen, daß gewisse Kreise nur auf Grund von Stand und Reichtum die höheren Stellen besetzen, soll dem Talent aus den unteren Schichten die Bahn

frei machen. Das Ziel hat unsere volle Billigung: in den Massen unserer Bauern und Arbeiter steckt ein gewaltiges Kapital unverbrauchter Kraft, das flüssig gemacht werden muß. Aber der Weg zum Ziel scheint uns verfehlt. Nach den Heften eines weltfremden Doktrinarismus, mit Parlament und Staatsmaschine will man erreichen, was Sache der organischen Entwicklung ist. Unbefangene Geschichtsbetrachtung zeigt, daß die Oberschichten sich meist rasch verbrauchen, weil sie auf der Höhe von Macht und Genuß sich nicht auch auf der Höhe der Sittlichkeit und Regsamkeit halten, die sie emporgebracht hat. Aber mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes erfüllt sich auch ihr Schicksal: was welk ist, fällt ab; was faul ist, stirbt. Was wir im Interesse der Nation verlangen müssen, ist nur das eine: Elemente, die für den Tod reif sind, dürfen nicht künstlich in einer Art von Scheinleben erhalten werden; ans Licht strebende Keime und Kräfte dürfen nicht künstlich erstickt und zurückgehalten, müssen im Gegenteil gefördert werden. Freies Spiel der Kräfte scheint uns auf dem Gebiet des Geistes das Beste.

Daß eine Konsequenz der Einheitsschule Simultanisierung ist, betonen ihre Vertreter ganz ausdrücklich. Es ist klar, daß das nicht der Schlußpunkt der Entwicklung wäre. Ebenso klar ist es, daß hier für uns Katholiken die Möglichkeit einer Diskussion nicht besteht.

Im Jahre 406 v. Chr. spielte in Athen der berüchtigte Feldherrnprozeß. Die tapferen Helden, die in trüber Zeit nochmals den Sieg an die Fahnen Athens geheftet hatten, sollten sich verantworten, daß sie die Schiffbrüchigen nicht gerettet hätten. Und während die Blüte der Bürgerschaft fern im Felde stand, sprachen die in der Bequemlichkeit der Heimat Zurückgebliebenen ihr Schuldig über die Sieger bei den Arginusen. Ehe wir das Todesurteil über unsere alte Schule fällen, wollen wir doch erst die Heimkehr unserer Helden abwarten, ihre mit Blut geschriebenen Erfahrungen lesen. Heute schon die Massen mit Schlagwörtern aufpeitschen und unerfüllbare Hoffnungen wecken, ist gewissenlos. Denn die Einheitsschule der Sozialdemokratie und des Deutschen Lehrervereins ist eine Utopie. Sympathisch ist uns nur Einheit der Organisation nach der Richtung des Frankfurter Systems bei voller Wahrung der reinen Typen und Einheit des Erziehungsziels: Erziehung zum vollkommenen Menschen und Bürger auf christlich-konfessioneller Grundlage. Doch liegt die Zukunft dunkel vor unserem Blick: es steigen Sturmvögel auf. **Viktor Hugger** S. J.

Mitteleuropa.

Alle Welt denkt daran und spricht davon, in Österreich-Ungarn vielleicht noch mehr als in Deutschland. Schon hört man aber, daß „überlegene" Beurteiler öffentlicher Meinungen sagen, sie hielten es im Grunde doch nur für eines der Schlagworte, denen der scharfumrissene begriffliche Inhalt fehle, die überall anzubringen, wenn nicht geradezu eine Epidemie, so doch wohl eben nur Modesache sei. Auch huschen Besorgnisschatten vorüber, ob das Zauberwort „Mitteleuropa" nicht an die Lockpfeife des Rattenfängers von Hameln erinnere. Von der „wirtschaftlichen Annäherung" der Mittelmächte war fast im Übermaß die Rede. Tat es das Übermaß, oder ist es die Folge davon, daß Übermäßiges sich vordrängte, zuweit Gehendes, nicht sobald oder kaum je Durchführbares, das dann kühle Aufnahme oder höfliche Ablehnung fand, die erste Begeisterung scheint den Höhepunkt überschritten zu haben. Mancher meint bereits, im stillen zunächst, demnächst kann es ausgerufen werden, Mitteleuropa flaue ab, bald werde es „lustlos" „notieren", wie es in den Börsenberichten heißt.

Jede erste Begeisterung flaut ab. Es fragt sich indes, ob nicht eine Überzeugung übrigbleibt, die nicht mehr verlorengehen kann und unter keinen Umständen wankend wird. Uns dünkt, das sei so. „Mitteleuropa" ist der bündige Ausdruck für die Überzeugung, daß das Bündnis zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn ein bleibendes ist und verfestigt, so verfestigt werden soll, daß es zugleich an Spannweite gewinnt, weitere Anschluß-, größere Umfangsmöglichkeiten sich auftun. Ist das alles? Jawohl, zunächst mal alles.

Es scheint durchaus nicht überflüssig, daß diese Überzeugung in den weitesten Kreisen zum Bewußtsein ihrer selbst komme und laut bejaht werde. Da gibt es ganz Kluge, die entdecken das „geschichtliche Gesetz", die Bündner von heute seien Gegner von morgen, und berufen sich dabei auf einige weltgeschichtlich bekannte Vorgänge. Allbekannt sind ingleichem gegensätzliche Stimmungen annoch zurückgehaltener nationaler Leidenschaften, und vielfältige Verstimmungen erscheinen als unvermeidliche Begleiterscheinung großer, gemeinsamer, langwieriger, wechselvoller Aktionen. Manche

denken mit Schrecken daran, was das geben wird, wenn vom Eise der Zensur befreit sind Strom und Bäche durch des Friedens holden, belebenden Blick und gestaute Wassermassen sich wild in das geöffnete Bett der Zeitungsspalten Mitteleuropas ergießen. Das wird, ach! in mehr als zwölf Sprachen geschehen; man dürfte sich aber dabei gegenseitig weniger weh tun, als gemeint ist, weil nur ganz weiße Raben mehr als drei von diesen zwölf Sprachen verstehen. Nicht von ferne soll es demnach als überflüssig angesehen werden, wenn für Mitteleuropa gesprochen, geschrieben, geworben, wenn immer wieder gesagt wird, warum es als Existenz- und Wohlstandsbedingung der Beteiligten sich darstellt.

Auch wäre es unseres Erachtens unzutreffend, Mitteleuropa im angegebenen Sinn als eine Liebhaberei politischer Dilettanten zu bezeichnen, oder als ein vages Programm, das bei jedem Versuch festerer Ausprägung explodiert, so daß die Zuschauer kaum ohne Denkzettel davonkommen. Richtig ist, daß Mitteleuropa zunächst vom Fortbestand und der Verfestigung des Bündnisses der Mittelmächte verstanden werden kann, wobei zugleich die Gestaltungsweise, die Ausführbestimmungen völker- und staatsrechtlicher, diplomatischer, militärischer, materiell wirtschaftlicher Art, wie die, welche dem Gebiet der Geisteskultur angehören, auf den zweiten, dritten usw. Plan abgeschoben werden. Es ist das Haupt- und Grundprogramm einer überaus großen Mehrzahl der Staatsbürger in beiden Reichen, wie der Erfolg von F. Naumanns Buch zu beweisen scheint. Diese Staatsbürger erheben weder auf Amtsverstand Anspruch, noch auf fachwissenschaftliche Kenntnisse, auf die beiden Vorbedingungen zur Lösung der auf die weiteren Pläne verschobenen Fragen. Und doch scheint uns dieses mitteleuropäische Bewußtsein, wie es ist, eine große Einsicht und eine große Bürgschaft.

Von hoch kenntnisreicher Seite wird hervorgehoben, es sei ein dringendes Zeiterfordernis, daß weiteste Kreise tieferes Verständnis für die Grundtatsachen und Richtlinien der auswärtigen Politik sich aneignen[1]. Wachstum solchen Verständnisses meinen wir im mitteleuropäischen Bewußtsein zu finden.

Ein geistvoller Schriftsteller, geistvoll wenn einer, schrieb jüngst, im Kriege und durch den Krieg hätten Deutschland und Österreich einander

---

[1] Graf Ernst zu Reventlow, Deutschlands auswärtige Politik 1888—1914. Im Vorwort zur 4. Auflage (1916) XI.

erst kennengelernt[1], füreinander Verständnis gewonnen. Der Niederschlag solchen Verständnisses scheint uns die Parole „Mitteleuropa"; sie ist uns deshalb eine Bürgschaft gegenseitigen, durchhaltenden Wohlwollens.

Inmitten des wogenden, tobenden Weltkrieges hat jüngst Exzellenz v. Harnack den Blick auf ferne Vergangenheit und, wie wir alle hoffen, auf nicht allzu ferne Zukunft gerichtet: „Einst hat es so etwas wie eine christliche europäische Völkerfamilie gegeben. Durch unsere Religion ist sie uns vorgezeichnet und im Charakter, in der Geschichte und in der Weltstellung gerade unseres Volkes sind heilige Pflichten in dieser Richtung begründet. Wir dürfen sie nicht fahren lassen."[2]

Die Parole „Mitteleuropa" liegt in der Richtung dieses Programms. Sie bedeutet keinen feindseligen Abschluß nach außen, sondern zunächst eine friedliche Zusammenfassung nach innen. Sie weist aber weiter und öffnet Ausblicke auf fernere, umfassendere Möglichkeiten, namentlich auch solche, die den Friedensbestrebungen entgegenkommen. Wenn das Bündnis zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn sich nicht als ausreichende Friedensbürgschaft erwies, so liegt die Schuld nicht an dem zu Abwehrzwecken geschlossenen Bund[3]. Es kann zudem die Tatsache nicht rückgängig gemacht werden, daß seit seinem Abschluß, abgesehen von den Balkanländern, der europäische Friede durch mehr als dreißig Jahre erhalten blieb, und zwar in Zeiten wachsender internationaler Hochspannung, die durch den Wettlauf der kolonialen Aneignungen ständige Steigerung erfuhr, und in denen kaum ein oder das andere Jahr verging, ohne daß in Kolonien oder um koloniale Ausbreitung gekriegt wurde. Auch diese zahlreichen Kriege bringen alle Schrecknisse des Krieges, sind nicht weniger arg, weil ihr Schauplatz fernliegt und es sich dabei „bloß" um Naturvölker handelt. Wohl aber wachsen die Kriegschrecknisse mit der Ausdehnung der Schauplätze, mit der Dauer der Kriegführung, mit den Massenaufgeboten, mit den Wirkungen der angewendeten Kriegsmittel, mit dem Wert zerstörter Menschenleben und Kulturgüter. Und nach allen diesen Rücksichten, mit Ausnahme der Dauer, ist der Weltkrieg ohnegleichen in aller Geschichte.

Hat der Bund der Zentralmächte den Eintritt dieses fürchterlichen Weltkulturbankrotts nur durch Jahrzehnte hinausgeschoben, nicht verhindert,

---

[1] Hermann Bahr in „Die neue Rundschau" 1916, Juniheft 826.

[2] „An der Schwelle des 3. Kriegsjahres." Rede gehalten am 1. August 1916 in der Philharmonie zu Berlin (Weidmannsche Buchh.) S. 17.

[3] Vgl. diese Zeitschrift Band 88 (1915) 500 501.

so folgt daraus keineswegs, daß er in kommenden Zeiten friedlichem Wettbewerb der Staaten und Nationen nicht noch weit längere Dauer zu verbürgen geeignet sei. Ob eine Umgruppierung der Mächte in dieser Beziehung wirksamer zu sein vermöge, ob es überhaupt eine Mächtegruppierung gibt, die den Weltfrieden in Zeit und Raum unbegrenzt feststellt, diese Frage zu beantworten bleibt Weiseren überlassen. Ingleichem bleibe hier alles ausgeschlossen, was Kriegsziele und Friedensbedingungen betrifft, was mit jenen politischen Ausführbestimmungen zusammenhängt, die zu regeln den Regierungen obliegt, zu erörtern den Volkswirtschaftsforschern oder den Berufspolitikern zukommt. Wir versuchen hier „Mitteleuropa“ als ein Naturwerk und als einen Kulturwert zu würdigen. Als ein Naturwerk vom Standpunkt der politischen Geographie, als einen Kulturwert von dem der Zeitgeschichte und Staatswissenschaft. Es geschieht ohne Parteitendenz und ohne politische Absicht; wohl aber in der festen Überzeugung vom Kulturwert des Bündnisses. Er besteht darin, daß die Lösung des Bündnisses die Völkerzwietracht ins Unermeßliche steigern müßte, dagegen dessen Festigung zu Gerechtigkeit und Wohlwollen über die Grenzen des eigenen Volkstums hinaus im Geist des Christentums zu erziehen und deshalb in weitem Umkreis völkerversöhnend zu wirken vermag, ohne andere Nationen in ihren Eigeninteressen irgendwie zu schädigen oder feindlich abzustoßen. Der Kulturwert des Bündnisses besteht ferner darin, daß es einem Zuge der Zeit gemäß ist, der durchaus berechtigt erscheint, dem Streben nach Zusammenfassung möglichst weiträumiger Gebiete, in denen auch verschiedene Völker zu friedlichem Wettbewerb in aller Kulturarbeit geeint sind. Mit dem sozialen Umfang organisierter Kulturarbeit wächst die Möglichkeit, höhere Ziele anzustreben und vollkommenere Erträge zu liefern.

* * *

Wir sagten, es sei von der wirtschaftlichen Annäherung der Zentralmächte vielleicht nahezu im Übermaß die Rede gewesen. Nicht als ob die Wichtigkeit der wirtschaftlichen Fragen so leicht überschätzt werden könnte, noch als ob eingehende und allseitige, maßvolle und sachkundige Erörterungen des schwierigen Knäuels von Problemen nicht dringend nötig und äußerst nützlich wären. Vielleicht ist es richtiger zu sagen, die Aufmerksamkeit schien zu ausschließlich darauf gerichtet. Das konnte nämlich den Eindruck hervorrufen, als seien wirtschaftliche Fragen für die gesamte Gestaltung der Zukunft maßgebend, in allererster Linie entscheidend auch in den Grundfragen der Staatsführung, wie z. B. der Wahl und Bestim-

mung des Allianzensystems. Man war versucht zu fragen, hängt es denn allein und vorab von Wirtschaftsrücksichten ab, ob das Bündnis zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn fortbestehen und ausgestaltet und, wenn ja, wie es ausgestaltet werden soll? Das nämlich ist nicht der Fall. Grundfragen der Staatsführung, wie die nach dem Allianzensystem, das die besten Sicherungen gewährt, haben vor allem andern die unverrückbaren und unabänderlichen Tatsachen der geographischen Lage des Staatsgebietes ins Auge zu fassen. Keine Staatskunst kann an diesen etwas ändern, jede muß zu allererst damit rechnen, mit der geographischen Lage, die als Defensivstellung zu würdigen ist, mit dem „natürlichen", d. i. dem von der physikalischen Geographie geschilderten Grenzenzug, dessen strategischer Defensivwert zunächst beachtet werden muß.

Nicht in dem Maß unverrückbar wie Küsten, Gebirge und Flüsse, dennoch von höchstem Belang und in zweiter Linie maßgebend erscheinen die ethnographischen oder nationalen Verhältnisse nebst den Sprachgrenzen, die sie in die Landkarte einzeichnen.

Schon zwischen diesen ersten Rücksichten des Staatsinteresses besteht Über- und Unterordnung. Wenn die geographische und die Sprachgrenze sich nicht decken, die geographische aber vom Standpunkt der politischen und militärischen Reichssicherung als defensive Existenznotwendigkeit erscheint, wird in der Theorie niemand leugnen, daß der geographischen Notwendigkeit vor nationaler Wünschbarkeit der Vortritt zukommt. Dadurch wird nahegelegt, daß eine Wertskala der Staatsinteressen festgehalten werden muß, sowohl in den staatlichen Außenbeziehungen wie in den Verfassungs- und Verwaltungsangelegenheiten. Andere sind die Bedingungen staatlichen Daseins, andere die staatlichen Wohlseins, Existenz- und Wohlstandsbedingungen. Existenzbedingungen sind Absolutnotwendigkeiten, unter den Wohlstandsbedingungen gibt es absolut und relativ notwendige, zudem nützliche, und zwar in verschiedenen Graden. In beiden Reihen sind vier verschiedene Arten zu beachten und in dieser Abfolge in die Wertskala einzustellen: politische, militärische, nationale, allgemein kulturelle und speziell wirtschaftliche.

Die politischen Existenzbedingungen einer Großmacht, die sich aus der geographischen Lage ergeben, und denen wir die erste Stelle zuweisen, kann man die geopolitischen nennen, mit einem durch R. Kjelléns zwei so hervorragende Bücher[1] eingebürgerten Ausdruck; ethnopolitische sind jene,

---

[1] „Die Großmächte der Gegenwart" [11], Teubner 1916. „Die politischen Probleme des Weltkrieges." Ebd. 1916. Kjelléns Urteile über Österreich-Ungarn werden abgelehnt.

die mit den nationalen Bevölkerungsverhältnissen gegeben erscheinen. Auf die geopolitische Differenzierung der Großmächte ist in dieser Zeitschrift im 89. Bande (1915) S. 114 ff. bereits hingewiesen worden. Zwei Großmächte (England und Japan) haben insulare Lage, alle andern kontinentale. Unter diesen sind zwei (die Union und Rußland) transkontinentale, zwei kontinental-peripherische (Frankreich und Italien; vom europäischen Standpunkt wäre auch Rußland hier einzustellen). Kontinentale Binnenlage eignet nur den beiden Großmächten, die nun die Zentralmächte heißen. Daher haben auch das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn, und bloß sie, drei Großmächte zu Nachbarn. Sie sind geopolitisch, daher unabänderlich gegebene Objekte ringförmiger Koalitionen, wie vorherbestimmt, Mittelpunkte von Einkreisungen zu sein. Auch Scheerenbündnisse, die ihren Gegner in einen Zweifrontenkrieg verstricken, sind geopolitisch begründet. Solcher Art war die Einklemmung Frankreichs zwischen dem spanischen und dem österreichischen Zweig des habsburgischen Hauses. Ingleichem die Allianz der Lilie mit dem Halbmond, so hieß damals das gegen die österreichischen Erblande geschlossene Bündnis Frankreichs mit der Türkei. Eine Halbeinkreisung, bezeichnenderweise gegen Preußen gerichtet, war die Koalition, die zum Siebenjährigen Krieg führte. Bismarck pflegte sie die Kaunitzsche Allianz zu nennen und hat gerade in den Zeiten der „Option" zwischen Rußland und Österreich-Ungarn oder im Zusammenhang mit dieser Schicksalsfrage sie oftmals erwähnt.

An die Stelle der dynastischen Politik trat seitdem die nationale, an die Stelle der kontinentalen die Weltpolitik. „Nationale Politik" ist indes ein vieldeutiges Wort. Wir verstehen hier darunter den Nationalismus als Leitidee der auswärtigen und internationalen Politik, wie Napoleon III. ihn betrieb, den Nationalismus, der dem Völkerstaat Österreich-Ungarn das Existenzrecht absprach und abspricht, den Nationalismus, von dem Thiers, wie wir jüngst hier in Erinnerung brachten, schon in den sechziger Jahren zu behaupten nicht abließ, er stürze Europa in ein Chaos und in einen Abgrund.

Clausewitz' Wort wird jetzt sehr häufig zitiert, der Krieg sei „Fortführung der Politik mit andern Mitteln". Man macht nun die Probe aufs Exempel. Wenn der im angegebenen Sinn verstandene Nationalismus „mit andern Mitteln fortgeführt" wird, so gibt das den Völkerkrieg. Wenn die Weltpolitik „mit andern Mitteln fortgeführt" wird, so hat man den Weltkrieg.

Eben jene Großmächte, welche den Nationalismus entweder als Triebfeder oder als Vorwand der internationalen Politik benutzten, England, Frankreich, Italien, vermochten es endlich, wider den Völkerstaat, dem sie zahllosemal das Existenzrecht absprachen, den Völkerkrieg zu entfesseln. Schon 1862 und 1863 trug sich Napoleon III. mit Einkreisungsabsichten wider Österreich. Will man mit Händen greifen, wie tief sich diese Politik, welche alle Irredenten als Sprengmittel anwenden will, festgesetzt hat, wie beharrlich sie auch von der Republik verfolgt wurde, so bietet die Schrift dazu gute Gelegenheit, die ein slawophiler Veteran dieser Absichten, der Geschichtsprofessor am Collège de France, Louis Leger, im vergangenen Jahr veröffentlichte[1].

Eben jene Großmächte ferner, denen geopolitisch, durch die Naturgabe ihrer ozeanischen Küsten der Beruf, Weltmächte zu werden, angeboren ist, führen den Weltkrieg gegen das Deutsche Reich, das nicht durch Natur, sondern durch seine Kultur an der Weltpolitik Anteil zu haben befähigt erscheint und zu beanspruchen berechtigt ist.

Man könnte eine lehrreiche Studie darüber herstellen, bis auf welchen Grad Bismarck seit der Gründung des Deutschen Reiches unablässig sich mit der Einkreisungsgefahr beschäftigt hat. Der vielberufene „cauchemar des coalitions“ ist nichts als die geopolitische Lage des Reiches, deren Anblick ihn nicht losließ.

Sind das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn die einzigen Großmächte, die in unabänderlicher und beständiger Einkreisungsgefahr mitteninne stehen, so muß für beide als die erste und wichtigste Existenzsicherung ein defensives Bündnissystem angesehen werden, das geeignet ist, die Gefahren der geopolitischen Lage, wenn nicht zu bannen, so doch ständig zu mindern; das im Frieden als politische, im Krieg als militärische Sicherung gegen vollkommene Einkreisung wirksam ist.

Für jede der beiden Mittelmächte wächst die Einkreisungsgefahr ins Ungemessene, wenn sie feind, nimmt um mehr als fünfzig Prozent ab, wenn sie freund sind. Und eine ständige Minderung der Einkreisungsgefahr liegt in gesicherter Beständigkeit des Bündnisses. Mit andern Worten, sie sind geopolitisch, also unabänderlich aufeinander angewiesen, haben gemeinsame Daseins- und Wohlseinsbedingungen, sind miteinander „auf Gedeih und Verderb“ verbunden. O. Hintze hat neuerdings diese

[1] La liquidation de l'Autriche. Paris 1915, Alcan.

Wendung gebraucht[1] und zudem geschrieben: „Es kann überhaupt nicht stark genug hervorgehoben werden, unsere geographische Lage ist unser historisch-politisches Schicksal. In der Mitte des Erdteils, umdrängt von Romanen und Slawen wie von deutschen Volkssplittern, sind wir gezwungen, uns eine starke, achtunggebietende Stellung zu erhalten, wenn wir nicht in dem Gedränge der Nationen getreten und zerquetscht werden wollen, wie es leider Jahrhunderte hindurch unser Los gewesen ist."[2]

Diese Wechselseitigkeit der Mittelmächte besteht, trotzdem die geopolitisch dergestalt aufeinander Angewiesenen ethnopolitisch vollkommene Gegensätze sind, daher in der nationalen Politik nicht vermeiden können, mindestens verschiedene, wenn nicht entgegengesetzte Wege zu gehen. Das Deutsche Reich, verfassungsgemäß ein Bundesstaat, ist ethnopolitisch ein nationaler Einheitsstaat; Österreich-Ungarn, verfassungsgemäß eine dualistische Realunion, ist in jeder der beiden Reichshälften ein vielvölkisches Gebilde.

Aus diesem Gegensatz scheint sich zu ergeben, daß die feindliche Einkreisungspolitik Österreich-Ungarn schwerer bedroht als das Deutsche Reich. Denn ein Angriff von überallher muß in einem nationalen Einheitsstaat die elementaren Widerstandskräfte der Volksnotwehr auslösen. In einem Völkerstaat dagegen mag er aller Wahrscheinlichkeit nach die Begleiterscheinung haben, daß so viele Irredenten politisch und militärisch die Gefahren der Lage steigern, als ethnopolitisch verwandte Mächte an der Einkreisung beteiligt sind. Nach dieser Seite ist das Bündnis mit dem Deutschen Reich für Österreich-Ungarn eine zwingendere Notwendigkeit als umgekehrt. Allein wie komplex sind diese Fragen! Da wäre zu erwägen, daß die Einkreisungsgefahr um so größer wird, je kleiner das eingekreiste Gebiet, sie demnach für das Deutsche Reich ihr Maximum erreichte, wenn Österreich-Ungarn nicht da wäre; daß unter den innerhalb des österreichisch-ungarischen Reichsgebietes möglichen acht Irredenten weitaus die meisten dem Deutschen Reich ethnopolitisch feind sind; daß der sog. Neoslawismus die gesamte westslawische Welt noch wirksamer der russischen Einflußsphäre auszuliefern gemeint war als der frühere Panslawismus[3] usw. Deshalb

---

[1] „Deutschland und der Weltkrieg", Teubner 1915, 10. [2] A. a. O. 7.

[3] 1908 fand in Prag, 1910 in Sofia eine von den Westslawen veranstaltete allslawische Konferenz statt. Unter den Beschlüssen des Jahres 1910 liest man auch diese: „Das Russische soll in Zukunft nach Möglichkeit bei allen allslawischen Kongressen die Verhandlungssprache sein." „An den westslawischen Mittelschulen soll der Unterricht in der Kyrillika eingeführt werden." Mitgeteilt von Zdeněk Tobolka in der Zeitschrift für Politik VI (1913) 235.

hat Bismarck die Integrität und Großmachtstellung Österreich-Ungarns bündig als deutsches (d. i. reichsdeutsches) Interesse bezeichnet, und Fürst Bülow übernimmt diese Wendung[1], wie auch der gegenwärtige Reichskanzler. In der Denkschrift, welche der Hauptvorstand des Vereins für das Deutschtum im Ausland am 4. August 1915 dem Reichskanzler überreichte, wird Seite 2 gesagt: „Deutschland bedarf einer starken Donaumonarchie aus strategischen und wirtschaftsgeographischen Gründen. Österreich-Ungarns Rückendeckung im Süden und Osten (so) erhält dem Deutschen Reich die Vorteile der inneren Linie. Es neutralisiert viele Millionen Slawen. Wirtschaftsgeographisch vermittelt Österreich-Ungarn die Verbindung zur Adria und zu den Dardanellen, über deren Bedeutung kein Wort nötig ist." Allerdings geht diese Denkschrift zu weit und betritt gleitenden Boden, wenn sie fortfährt: „Der Grundsatz bedingungsloser Enthaltung von jeder Einwirkung auf den Nachbarstaat ist auch deshalb nicht aufrechtzuerhalten, weil die Deutschen in Österreich in Deutschland gleichsam einen Bürgen für ihre gerechte Behandlung durch die maßgebenden Kreise der Donaumonarchie sehen." Auch hier erinnern wir an ein Bismarckwort im Buch des Fürsten Bülow[2]: „Noch heute gilt, was er (Bismarck) den Deutsch-Österreichern zurief: Dienen sie treu ihrem Kaiser, dann dienen sie am besten dem Deutschen Reich."

* * *

Es sind bisher die geopolitischen Notwendigkeiten vorwiegend unter der Rücksicht der Verteidigung zu den Zwecken der Defensive erwogen worden. Aber auch im expansiven Belang nötigt Mitteleuropa sich auf, wenn auch da mehr die Nützlichkeit als die Notwendigkeit zur Geltung kommt. Dabei wird selbstverständlich nicht an Eroberungspolitik gedacht, die lediglich der Ausdehnung staatlichen Herrschaftsgebietes dienen soll, sondern an Abfluß- und Einflußgebiete überlegenen Kultur- und Wirtschaftsbetriebes, an die Bildung politisch organisierter, weiträumiger Kultur- und Wirtschaftseinheiten.

Im Zeitalter der Weltwirtschaft und der Weltpolitik werden Großmächte, die an beidem unbeteiligt wären oder in beidem rückständig blieben, sich der Gefahr aussetzen, ins Hintertreffen zu kommen oder als Großmächte zweiten Ranges zu gelten. Österreich-Ungarn kann seiner geopolitischen Lage wegen kaum anders Anschluß an Weltwirtschaft und Welt-

[1] „Deutsche Politik" (Berlin 1916) 82. [2] A. a. O. 66.

politik erlangen als in Verbindung mit dem Deutschen Reiche. Dem Deutschen Reich anderseits fehlt die natürliche Mitgift zur Weltpolitik geopolitisch berufener Staaten, die freie ozeanische Küste. Diesen Mangel hat es durch die Überlegenheit seiner Industrie, durch den bewundernswerten Aufschwung seiner Handels- und Kriegsflotten berichtigt; er muß indes fühlbar bleiben. Dem Deutschen Reich öffnet sich dagegen eine kontinentale Möglichkeit, seine kulturelle und wirtschaftliche Einflußsphäre zu erweitern, die den ozeanischen Staaten versagt ist: Hamburg-Bagdad! Wiederum kann nur im Verein mit Österreich-Ungarn diese Möglichkeit Wirklichkeit werden. Auch in diesem Belang tritt jene Wechselseitigkeit (Solidarität) hervor, die der Begriff „Mitteleuropa" enthält und bejaht.

* * *

„Mitteleuropa" faßt zudem vertiefte Einsichten zusammen, die im Deutschen Reich wie in Österreich-Ungarn über den inneren und äußeren Beruf jeder der beiden Mächte gewonnen worden sind, über ihren geschichtlichen Beruf und ihre künftigen Aufgaben, wie sie auch hierin einander ergänzen und untrennbar zusammengehören.

Der allgemein bekannte Gegensatz zwischen der großdeutschen und der kleindeutschen Auffassung der deutschen Zukunft, wie sie 1848 im Frankfurter Parlament einander entgegentraten und seitdem in der Publizistik weiter miteinander fochten, wird gemeinhin und in Kürze so dargelegt, daß die Großdeutschen ein einheitlich Reich wollten, nicht bloß mit Einschluß, sondern unter Führung Österreichs, die Kleindeutschen dagegen ein einheitlich Reich mit Ausschluß Österreichs und preußischer Spitze. Der großdeutsche Gedanke war zudem föderativ gerichtet, der kleindeutsche unitarisch; der großdeutsche zielte ab auf einen Bundesstaat oder Staatenbund, der kleindeutsche auf den nationalen Einheitsstaat. In den Jahren 1859—1862 hat ein Gelehrtenstreit weit über die Kreise der Fachgenossen Aufmerksamkeit erregt, in dem die beiden Programme als vollkommene Gegensätze aufeinanderstießen. Namhafte deutsche Geschichtsforscher nahmen daran teil. Führer des Vorstreites waren Heinrich v. Sybel und Julius Ficker. Merkwürdigerweise stimmten beide überein, daß Mitteleuropa kommen müsse. Ficker, der Vertreter des großdeutschen Standpunktes, kennzeichnete den kleindeutschen wie folgt: Sybel erkläre „nicht allein den Fortbestand Österreichs für wünschenswert", sondern gebe auch zu „das Bedürfnis Deutschlands nach Fortdauer eines weiteren Bundes mit Österreich zur gemeinsamen Vertheidigung gegen außen, unter größter Steigerung der

wechselseitigen Handels- und Kulturbeziehungen"[1]. Der Großdeutsche versicherte, das sei genau seine Meinung. Allerdings führte er dann aus, daß v. Sybels historische Leitsätze folgerichtig zu solchem Ergebnis nicht kommen könnten. Allein das gehört zur Geschichte dieser Kontroverse, die uns hier fernliegt. Es sollte nur festgestellt werden, daß die streitenden Gelehrten in der praktischen Frage zu ihrem Erstaunen übereinstimmten, daß der Großdeutsche und der Kleindeutsche betreffs Mitteleuropas eines Sinnes waren.

Ein vielbesprochener Streitfall unter Gelehrten, der die Öffentlichkeit jüngst lebhaft beschäftigte, erinnert einigermaßen an diese Vorgänge von einst. Die Gegenstände dieser Meinungsverschiedenheiten haben nahe Berührungspunkte. Die Charakteristik des römischen Reiches deutscher Nation, die F. W. Foerster nach C. Frantz gibt, deckt sich im wesentlichen mit Fickers von großer Fülle historischen Wissens getragenen Ausführungen über denselben Gegenstand. Wir möchten die Vermutung wagen, daß noch eine weitere Übereinstimmung besteht, und zwar betreffs der Sache, die hier erörtert wird, betreffs Mitteleuropas. Wie Ficker erstaunt hervorhob, Sybel sagt ja das nämliche, was ich behaupte, so könnte F. Naumann konstatieren, in meiner Hauptsache stimmt Foerster mit mir überein. In schneidender Schärfe hat Foerster sich wider Naumann gewendet und wohl ein wuchtiges Verwerfungsurteil in den Worten ausgesprochen: der Dämon des Weltkrieges habe Naumanns Buch inspiriert[2]. Allein Naumann könnte das vielberedete Heft der „Friedenswarte" auf S. 3 aufschlagen und den Schlußsatz des Textes der zweiten Spalte vorlesen: „Wie recht hatte Frantz, darauf aufmerksam zu machen, daß nur die föderative Organisation Deutschlands solche unabweisbaren und weltpolitisch unentbehrlichen Angliederungen möglich mache." Gewiß hatte Frantz recht, auf eine föderative Organisation Deutschlands aufmerksam zu machen. Dann hatte Bismarck noch sehr viel mehr recht, wenn er eine föderative Organisation groß und glänzend in die Welt der Wirklichkeiten hineinstellte: die deutsche Reichsverfassung. Und wenn das Bündnis von 1879 zu einem Staatenbund verfestigt würde, so wäre das wieder eine föderative Organisation. Dieser Kern Mitteleuropas soll die „unabweisbaren und weltpolitisch unentbehrlichen Angliederungen möglich" machen. So schreibt Foerster. Es könnte es aber auch Naumann geschrieben haben.

---

[1] „Deutsches Königthum und Kaiserthum" (Innsbruck 1862, Wagner) 3 f.
[2] Österr. Rundschau XLVII (1916, April 15) 66.

Die deutsche Reichsverfassung hat in dreiundvierzig Friedensjahren und in den bisherigen zwei Weltkriegsjahren große Belastungsproben tadellos und einwandfrei bestanden. Damit wurde der Beweis erbracht, daß ein Reich, das ethnopolitisch als einheitlicher Nationalstaat anzusehen ist, eine bundesstaatliche Verfassung nicht bloß verträgt und erträgt, sondern daß sie vielmehr seiner Geschichte und seinem Reichsberuf, ja sogar seiner ethnologischen Eigenart, den Sonderbegabungen seiner Stämme und deren Entfaltungsmöglichkeiten hervorragend angepaßt sein kann. Diese Bundesstaatsverfassung erscheint aber als großdeutscher Einschlag in der kleindeutschen Durchführung der Reichseinheit. Da nun in „Mitteleuropa" der großdeutsche Gedanke verjüngt wieder aufersteht, findet er in der bundesstaatlichen Verfassung etwas ihm Gleichgeartetes, da der Staatenbund und der Bundesstaat einander viel näher stehen als der Staatenbund und der Einheitsstaat; dieser ist vielmehr der Nährboden des herrschsüchtigen und eroberungsgierigen Imperialismus. Felix Schwarzenbergs Zusammenfassung von Deutschland und Österreich, sein „Siebzigmillionenreich", schimmert durch „Mitteleuropa" hindurch wie im Palimpsest die untere Schrift. Er dachte dabei an einen Staatenbund. Wie seltsam, daß diese Erinnerungen auftauchen, wenn man die Schlußsätze des Vortrags liest, den Exzellenz Graf J. Andrássy am 16. Mai 1916 im Auditorium maximum der Münchner Universität gehalten hat. Der Redner kennzeichnete als das Ergebnis des Krieges und als die Gestaltung der Zukunft die „Organisierung Mitteleuropas" „bei unversehrter Aufrechthaltung der heutigen Souveränitäten und Staaten" [1].

Mächtige Gedanken soll man nicht zu plötzlich mit „entweder — oder" auseinanderreißen; vielleicht führt der Fortgang der Geschichte zum „sowohl — als auch" einer großen Synthese. „Mitteleuropa" ist die Synthese des großdeutschen und des kleindeutschen Programms und Ideals, zu der der Fortgang der Geschichte hinleitet; zugleich die Synthese vom inneren und äußeren Beruf des Deutschen Reiches: daß es Bundesstaat bleibe und in diesem staatsrechtlichen Rahmen die Fülle seiner Fähigkeiten entfalte; daß es zudem nach außen Staatenbünde herbeizuführen bestrebt sei, vorab den Staatenbund mit Österreich-Ungarn, die Grundlage der „Organisierung Mitteleuropas".

* * *

In Österreich ist sowohl über die „wirtschaftliche Annäherung" wie über den Fortbestand und die Verfestigung des Bündnisses mit dem Deutschen

[1] Im Verlag J. Schweitzer (München) erschienen. S. 33.

Reich, sowohl über den inneren Beruf und die Reichsidee der Donaumonarchie wie über ihren äußeren Beruf während des Krieges eine gewaltige Literatur angewachsen. Sie ist so reich auch an Wertvollem, daß die bloße Berichterstattung darüber und eine irgendwie eingehende Würdigung der Leitideen hier und heute zu weit führen würde und einer andern Gelegenheit, wenn sie sich bietet, vorbehalten bleiben mag. Unter den frühesten Erscheinungen dieses Schrifttums sind gleich zwei Meisterstücke: „Österreich-Ungarns Schicksalsstunde“ [1] und die Sonderausgabe einer wissenschaftlichen Abhandlung, die zuerst in der „Geographischen Zeitschrift“ erschienen ist [2]. Unentwegt beteiligte sich die Wiener „Reichspost“ an diesen Verhandlungen; wir fanden jüngst in dieser Zeitschrift willkommenen Anlaß, die Artikel R. v. Kraliks und Dr. J. Eberles hervorzuheben. Universitätsprofessor Dr. K. Hilgenreiner bietet in einer Artikelserie der „Bonifatiuskorrespondenz“ (1916) wertvolle Anregungen voll hochpatriotischen Empfindens. Die neue Zeitschrift „Das Neue Österreich“, der bester Erfolg beschieden sein möge, stellt sich ganz in den Dienst der Erneuerung Österreichs. Ebendiese Worte, „Österreichs Erneuerung“, sind der Titel einer sehr beachtenswerten Schrift von Dr. K. Renner, dem bekannten sozialdemokratischen Abgeordneten und Schriftsteller. Und da diese Zeilen geschrieben werden, geht uns die Schrift von Universitätsprofessor Dr. A. Gürtler zu: „Österreich-Ungarn, ein Schema für Mitteleuropa“, ein geistreicher Versuch, die dualistische Verfassung des Donaureiches als Vorbild von Staatenverbindungen zu erweisen, das bei der Organisation Mitteleuropas Verwendung finden könnte.

In den „Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen“ (12. Heft) hat der Wiener Historiker Hofrat Dr. Redlich „Österreich-Ungarns Bestimmung“ erörtert (1916) und die innere Bestimmung der Donaumonarchie darin gefunden, daß sie „in kleinem Maßstab“ das „Problem des Weltstaates“ zu lösen berufen sei, „verschiedene und sich ihrer Verschiedenheit vollbewußte Menschenarten zu einer höheren politischen Einheit zu vereinigen“. Diese Fassung des inneren Berufes der Monarchie gab Hofrat Redlich (S. 23) mit den von ihm zitierten Worten eines „fremden scharfen Beobachters“, Kjelléns, der in seinem vor dem Krieg erschienenen Werk pessi-

[1] Im Februar 1915 als Manuskript gedruckt, später bei Braumüller in Wien erschienen (noch 1915 in 2. Auflage).

[2] R. Sieger, Die geographischen Grundlagen der österreich-ungarischen Monarchie und ihrer Außenpolitik. Teubner 1915.

mistischer über Österreich-Ungarn dachte als in dem während des Krieges erschienenen, oben an zweiter Stelle genannten Werk. Je mehr aber Österreich-Ungarn diesem Beruf zu entsprechen vermag, ein um so wertvollerer Bundesgenosse des Deutschen Reiches muß es werden. Bismarck hat es als einen Grundgedanken seiner Politik angesehen und ausgesprochen, daß alle Länder zwischen Vorarlberg und der Bukowina keine andere Zukunft haben, die für Deutschland annehmbar wäre, als die, die ihnen die Vergangenheit gab und die Gegenwart weist, die Vereinigung in der habsburgischen Monarchie. Ebenso richtig aber ist es zu sagen, daß die Länder und Völker selbst, von Vorarlberg bis zur Bukowina, keine andere Großmachtszukunft haben als die der Vergangenheit und Gegenwart im österreichisch-ungarischen Reichsverband.

Alle die angeführten österreichischen Stimmen sind für Mitteleuropa im angegebenen Sinn: Fortbestand und Verfestigung des Bündnisses von 1879, Verfestigung zum Staatenbund hin, „bei unversehrter Erhaltung der bestehenden Souveränitäten und Staaten", wie Graf Andrássy sich ausdrückt.

Die unter diesen österreichischen Schriften an erster Stelle genannte verdiente unseres Erachtens im Deutschen Reich besondere Beachtung. Der anonyme Verfasser ist ein echter und edler Vertreter schwarzgelben Österreichertums. Seine Würdigung des Deutschen Reiches bezeugt historisches Denken und staatsmännischen Sinn. Er schreibt:

„Dieselben Kräfte, welche schon in und nach den Freiheitskämpfen vor hundert Jahren wirksam waren, haben, über die Konflikte im Zollverein und Deutschen Bund, auch zu der vorbereitenden Stufe des Jahres 1866 geführt, um im Jahre 1870 endlich das Werk zur Vollendung zu bringen: die Schaffung des neuen großen Deutschen Reiches.

„Daß es sich hier nicht nur um eine grandiose Schöpfung Bismarckscher Staatskunst, sondern tatsächlich um ein aus geheimen Urkräften emporgewachsenes Gebilde handelte, dessen Entstehung von der Natur der Dinge gefordert, ja erzwungen wurde, hiefür zeugt die Entwicklung, welche dieses Deutsche Reich in der kurzen Spanne von vier Jahrzehnten genommen hat. Jetzt erst waren die wahren Bedingungen geschaffen und die erforderlichen Voraussetzungen gegeben zur freien Entfaltung und zum ungehinderten Wachstum der im deutschen Volke ruhenden Kräfte. Der Wehen, Kämpfe und Wandlungen von Jahrhunderten hatte es bedurft, bis das in überwältigender Größe entstehen konnte, was wir heute in der

deutschen Kultur, in der politischen, militärischen und wirtschaftlichen Macht Deutschlands vor uns sehen. Das Ereignis dieses unvergleichlichen Werdeprozesses bildet an sich den sichersten Beleg dafür, daß eine andersartige Lösung des staatsrechtlichen Verhältnisses zwischen Österreich und Deutschland als diejenige, welche sich im Jahre 1866 vollzogen hat, ein Unding und ein Widersinn gewesen wäre, weil sie die wunderbare Entfaltung der erst durch die Vereinigung im Deutschen Reich befreiten Kräfte verhindert hätte."

Daneben steht dem Verfasser von „Österreich-Ungarns Schicksalsstunde" „die Gewißheit, daß dieselben gestaltenden Kräfte, welche Deutschland ins Leben riefen, es waren, die auch das Österreich-Ungarn von heute geschaffen und es zum Bunde mit Deutschland gebracht haben".

Wohl ist die Einrede wiederholt gehört worden, Mitteleuropa „bedeute die Kampfstellung der Mittelmächte gegen das übrige Europa". Allein die Antwort ist in der Tat mit zwei Worten zu geben: Defensive Stellung ja, Angriffskampfstellung nein. Der Einwurf ist mit besonderer Schärfe gegen F. Naumann erhoben worden. Die Erwiderung Renners lautet: „Man muß blind sein, um zu übersehen, daß Naumann über die Methoden der Eroberungen hinaus ist, daß sein eigenes Werk dort anhebt, wo der Soldat" [d. h. wohl der Krieg] „aufgehört hat, daß er einen Friedensbau, ein Verfassungswerk, eine Staaten- und Völkerverbrüderung sich vorsetzt, die eine Erweiterung des Wirtschaftsgebietes mit den Methoden des Rechtes bewirken will." [1]

Maßvoller Pazifismus muß „Mitteleuropa" freudig begrüßen, und maßvoll nennen wir jenen Pazifismus, der in Sachen der Friedenssicherung das Erreichbare anstrebt, das, wofür die Vorbedingungen vorhanden sind. Langfristige, veröffentlichte Verteidigungsbündnisse sind aber gewichtige Friedenssicherungen und sind es in dem Maße, als die Mächte zahlreich sind, die ihren Friedenswillen kundgeben und betätigen, indem sie sich anschließen. Die Behauptung scheint uns nicht angängig, daß Defensivbündnisse Friedensstörer sind. Das hieße die Notwehr für eine Kriegsdrohung ausgeben. Im Zeitalter ausgearteten Fehdewesens wäre die Abschaffung der Notwehr nicht das richtige Mittel gewesen, um den Landfrieden sicherzustellen, und solang die Möglichkeit eines Angriffskrieges besteht, kann man die nicht Friedensbrecher schelten, die sich zu gemeinsamer

[1] „Österreichs Erneuerung" [3] (1916) 151.

Notwehr verbinden. Es gibt aber radikale Pazifisten — wir nennen sie radikale, weil sie auf die Formel eingeschworen zu sein scheinen: Alles oder nichts —, die von Übergängen und Zwischenstufen nichts wissen wollen. In der heutigen Weltlage — der heutigen Weltlage! — lassen sie nur den als echten Friedensfreund gelten, der sich in Wort und Schrift für plötzliche und allgemeine Abrüstung einsetzt, der verantwortlichen Leitern von Völkerschicksalen zumutet, daß Großmächte sich grundsätzlich und in Lebensfragen auf Schiedsgerichtszwang festlegen, den eben doch Vertreter einzelner Staaten ausüben würden, mögen sie ihre Urteile durch Einzelspruch fällen oder durch Mehrheitsbeschlüsse. Diese Pazifisten sollten überlegen, ob in dem Fall die Aussicht, nichts zu erreichen, nicht in dem Maße wächst, als der Nachdruck groß ist, mit dem alles verlangt wird; ob dergleichen Reden nicht geradezu ins Blaue gehen. Ist es doch, wie wenn jemand im Ernst sagte: Ich kann nicht begreifen, daß es Menschen gibt, die sich damit abgeben, blaue Farben herzustellen. Bei schönem Wetter ist der Himmel ja voll davon, und man kann sie dorther fertig beziehen.

Robert von Nostitz-Rieneck S. J.

Caritasarbeiter.

Als der Ruf nach Ausbau der Organe katholischer Caritas im Sommer 1915 durchs Land zog, da hallte er freudig wider von Stadt zu Stadt und Gau zu Gau. Vom Grabe des Apostels der Deutschen gaben die im August dort versammelten Bischöfe, getreu ihrem hohen Beruf, allzeit Väter der Armen zu sein, ihren einhelligen Willen kund, daß in ihren Sprengeln die Liebeswerke den Geboten der Zeit entsprechend zusammengeschlossen und planmäßig ausgebaut werden sollen. In reger Arbeit wurde darauf unter der bewährten Führung des Präsidenten des Caritasverbandes für das katholische Deutschland das Netz der katholischen Caritasorganisationen hier weiter ausgespannt, dort verdichtet. Der erste große Schritt geschah zu Dortmund am Feste der Unbefleckten Empfängnis 1915 durch die Gründung des Caritasverbandes für die Diözese Paderborn. Von Paderborns weitschauendem Oberhirten war ja auch der Anstoß zur neuen Bewegung ausgegangen. Es folgte am 27. Februar 1916 durch Kardinal von Hartmann die Gründung eines Verbandes für die Erzdiözese Köln. Am 23. März wurde auf Grund eines vorzüglichen Organisationsplans der Diözesanverband Trier gebildet. Auf ähnlicher Grundlage baute sich am 23. Mai der Caritasverband für Osnabrück und die der Caritas so bedürftigen Nordischen Missionen auf. Mit der am 26. Juli erfolgten Gründung des Diözesanverbandes Münster ist der Ausbau der Diözesanorganisationen dem Abschluß nahe gebracht. Vorbereitungen sind von den zu Fulda vertretenen Diözesen noch in Hildesheim und Rottenburg im Gange. Auch die bereits bestehenden Verbände suchten durch Tagungen und längere Kurse sich für die neuen Aufgaben zu rüsten und zu schulen, so zu Breslau, Freiburg, Berlin, Königsberg. Von besonderer Wichtigkeit ist der Diözesantag zu Freiburg i. Br. am 22. Februar 1916 geworden, weil dort in einer Ansprache des Erzbischofs Dr. Nörber der Grund zum Ausbau der Caritasorganisation bis in die entlegenste Gemeinde hinein gelegt wurde.

So ist denn in Jahresfrist das Caritaswerk mächtig in die Weite und Breite gewachsen. Jetzt gilt es, in die Tiefe zu arbeiten. Das Werk muß fest im katholischen Volk verankert, Arbeiter müssen in den Weinberg gesandt werden, daß er Pflege finde und Früchte trage. Kein Zweifel, hier liegt eine weit schwierigere, mühsamere Aufgabe. Nicht glänzende Tagungen, sondern stille, selbstlose, ausdauernde Arbeit und Schulung werden gefordert. Doch es will uns scheinen, daß auch hierfür, für die Lösung der „Caritasarbeiterfrage", die Stunde geschlagen hat. Ein gutes Jahrzehnt sorgfältigen Studiums der Frage durch berufene Kreise ging voran. Die nunmehr ausgebaute Organisation bietet die notwendige finanzielle Grundlage und schafft geordnete Arbeitsmöglichkeit. Die planmäßig und stetig voranschreitende Organisation gibt auch für die bis dahin noch nicht völlig geklärten Fragen der Stellung und des Standes der Caritasarbeiter eine einfache und natürliche Lösung.

Durch seinen Beruf ist der erste Caritasarbeiter, namentlich in der Caritasarbeit für die Seelen, der Geistliche. Aber er war und ist nicht der einzige. Er muß unterstützt werden durch die Glieder seiner Gemeinde, an die alle die Aufforderung zu den leiblichen und geistigen Werken der Barmherzigkeit ergangen ist. Diese Notwendigkeit machte sich besonders fühlbar, als bei der jähen Entwicklung der Städte im neuen Deutschland die Seelsorge nicht sofort Schritt halten konnte. Sobald man sich dessen einigermaßen bewußt wurde, sah man sich nach Hilfskräften im Laienstande um, forderte man ein organisiertes, planmäßiges Laienapostolat. Auf der 47. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Bonn am 4. September 1900 stellte der damalige Regierungsrat Dr. Würmeling in seiner Rede über die neuen Aufgaben der Vinzenzvereine den Programmsatz auf: „Organisieren wir die sozial-caritative Hilfsarbeit der katholischen Laienwelt im engen Anschluß an die Kirche und den Klerus; sammeln wir uns unter der Fahne des hl. Vinzenz, des großen Apostels der christlichen Liebe und ihres erklärten Beschützers! Treten wir alle unter die Fahne dieser tätigen Mitarbeit, die Reichen wie die Minderbemittelten, alte wie junge Kräfte!" Allmählich schälte sich die Erkenntnis klarer heraus, daß diese Hilfsarbeit das Seelsorgsgebiet eng berührt, auf weite Strecken betritt, daß eine strenge Scheidung seelsorglicher und caritativer Arbeit undurchführbar ist. Damit war man an eine recht schwierige Aufgabe gelangt. Nicht als ob es sich um etwas ganz Neues gehandelt hätte. Die Mitwirkung der Laien war zu Beginn und im Fortschreiten der Kirchengeschichte wohl-

bekannt (vgl. Ostermann, Ursprung, Wesen und notwendige Eigenschaften des Laienapostolates, in Theologie und Glaube 1911, S. 573—582). Aber es galt, eine für die Verhältnisse unserer Tage geeignete Form zu finden.

In den nun folgenden Erörterungen trat unseres Wissens als erster der damalige Stadtpfarrer Brettle von Karlsruhe, jetzt Stadtdekan und Dompfarrer von Freiburg, mit einem eigentlichen Programm für die Caritashilfe in der Seelsorge hervor. Dasselbe ist niedergelegt in einem Referat auf dem ersten Freiburger Diözesan-Caritastag, 15./17. November 1903: Seelsorge und Caritasorganisation. Die organisatorischen Grundgedanken sind Anschluß an die jeweilige Pfarrei, Zusammenfassung aller caritativen, aber auch rein kirchlichen Organisationen für die Aufgaben des Apostolats, darüber hinaus Zentralisation in örtlichen und Diözesan-Caritasverbänden. Bald spitzte sich die Fragestellung noch mehr zu: Sollen nicht auch Berufskräfte aus dem Laienstande für die Seelsorgshilfe aufgestellt und ausgebildet werden? 1904 wies Heinrich Koch S. J. in diesen Blättern (1904 II S. 283—299) in seinem Aufsatz „Die Bevölkerung der modernen Großstadt" auf diese Möglichkeit hin. Es bleibt das dauernde Verdienst Prof. Faßbenders, durch sein auf Anregung des Prälaten Werthmann auf dem Caritastag zu Dortmund am 5. Oktober 1905 gehaltenes Referat und die daraus hervorgegangene Schrift „Laienapostolat und Volkspflege auf Grundlage der christlichen Caritas" (Freiburg 1906) die Frage in ihrer ganzen Ausdehnung zur Sprache gebracht zu haben. Unermüdlich war der Verfasser in der Folge tätig, die weitere Besprechung und Sichtung der einschlägigen Gedanken zu fördern. Eine in Dortmund gebildete Kommission stellte sich dasselbe Ziel. So konnte bereits 1911 auf dem Caritastag zu Essen ein ganzer Tag den Beratungen über „Caritashilfe in der Seelsorge" zugemessen werden. Es entstand als Fachabteilung des Caritasverbandes die „Freie Vereinigung für Caritashilfe in der Seelsorge". Die Leitung des Arbeitsausschusses ruht in den Händen des Pfarrers von Hannover-Linden, Dr. Maxen. Ein Bändchen: „Caritashilfe in der Seelsorge, Beiträge und Studien bearbeitet von Wilhelm C. Gerst" (Freiburg 1911), ferner die Wanderausstellung für „Caritashilfe in der Seelsorge", die all die kleinen und großen Hilfsmittel aufzeigt, zeugen schon äußerlich von der ernsten Arbeit, die dort geleistet wird. Es seien ferner erwähnt die Tagung der Freien Vereinigung zu Nürnberg 1912 und der erste Kursus für Caritashilfe in der Seelsorge am 21. April 1914 zu Köln, der von etwa 400 Priestern besucht war.

Diesen vielfachen Bemühungen war es auch bereits gelungen, auf Hilfsgebieten, wie der Herausgabe von Gemeindeblättern, der Anlegung von Pfarrkartotheken — Kartenregistraturen über die Gemeindemitglieder —, zu einheitlichen Richtlinien und Beschlüssen zu kommen[1]. Aber die Zentralfrage nach der Anstellung beruflicher, besoldeter Caritaskräfte, Laienkräfte insbesondere, hatte bis zum Ausbruch des Weltkriegs noch keine allgemein anerkannte Lösung gefunden. Wohl aber machte sich die Meinung geltend, daß hier zunächst die Praxis und Erfahrung der Theorie wegweisend vorangehen müsse.

Zwei Momente waren es, die eine Klärung besonders schwierig machten: die Beziehungen der neuen Bewegung zur protestantischen Inneren Mission und das Streben, etwas ganz Neues zu schaffen. Dies lag indessen durchaus in der Natur des ganzen Entwicklungsgangs. Denn neben dem süddeutschen, nennen wir ihn Karlsruher Kreis, der hauptsächlich durch die Namen Brettle und Stumpf (dieser der Gründer des ersten Pfarrblattes) vertreten wird, war vor allem der norddeutschen Diaspora — Berlin, Hannover — eine führende Rolle zugefallen. Von hier gingen die Schriften von Faßbender und Gerst aus. Hier machte sich in den aus dem Nichts emporschießenden Großstadtgemeinden der Mangel an Seelsorgskräften besonders geltend. Hier stand das Vorbild der Inneren Mission, besonders ihrer Stadtmission, unmittelbar vor Augen. Hier fehlte aber auch noch mehr das volle katholische Organisationsleben oder war doch noch nicht so fest gewurzelt. Es lag daher nahe, mehr nach neuen Organisationen zu rufen, weniger an alte Einrichtungen anzuknüpfen. Und so sehr man sich auch von dieser Seite müht, die grundsätzlichen Unterschiede gegenüber der Inneren Mission zu betonen, so lag doch der Ursprung mancher Vorschläge zu nahe diesem Vorbild, als daß die Aussprache nicht immer wieder dahin abgeglitten wäre.

Dies gilt besonders für die Forderung beruflicher Laienhelfer in der Seelsorge. Wir glauben jedoch, daß die Hauptschwäche dieses Vorschlags in der Überschätzung der Wirksamkeit eines beruflich in der Seelsorge tätigen Laien und der Unterschätzung der priesterlichen Tätigkeit auch noch in unsern Großstädten liegt. Unter Berücksichtigung nicht persönlicher Gaben, sondern der Berufseignung erscheinen uns die Ausführungen Pfarrer Ostermanns-Lünen, Leiters der Männerfürsorgevereine, in Theologie und

[1] Vgl. Die Pfarrkartothek. Vorschläge für deren einheitliche Anlage in ganz Deutschland. Als Manuskript gedruckt. Freiburg i. B. 1915, Caritasverband.

Glaube (1911, S. 659) voll begründet: „Dem viel erörterten und am meisten empfohlenen Plan, Laien als besoldete Pastoralhelfer anzustellen, stehen die schwersten Bedenken entgegen. Zunächst treten die Schwierigkeiten, die dem Klerus bei der Hausseelsorge sich entgegenstellen, mindestens ebenso stark besoldeten Helfern hindernd in den Weg. . . . Die Verhetzung wird ohne Zweifel ebenso stark und mit noch größerem Erfolge gegen die Institution besoldeter Helfer einsetzen. Und den Vorwurf unberechtigter Einmischung wird man gegen die erst recht erheben. . . . Sprechen besoldete Pastoralhelfer nicht auch berufsmäßig? Und wie lange wird es dauern, bis man auch sie zu hören gewohnt ist?" Ostermann weist dann noch auf die Schwierigkeiten der kirchenrechtlichen Stellung dieser Berufshelfer hin. Man wird dem westfälischen Seelsorger, ohne jemand zu nahe zu treten, beistimmen dürfen, wenn er sagt: Man mag über die Wirksamkeit solcher Pastoralhelfer sagen, was man will — ein einziger mit der rechten Herzens- und Geistesbildung ausgestatteter Priester erreicht in der Seelsorge, auch bei schwierigen Fällen, mehr als zehn berufsmäßige Laienhelfer (ebd. 664). Mit Recht erinnert Ostermann an die Berufsgnade des Priesters, die ihm bei sonst gleichen Bedingungen immer einen Vorsprung geben wird, und fragt: Warum könnten nicht für solche Fälle der Großstadtseelsorge von echt apostolischem Geiste beseelte und nicht bloß theologisch, sondern auch caritativ und sozialpolitisch vorgebildete Priester angestellt werden?

Daß es sich hierbei keineswegs um eine einseitige Auffassung vom Standpunkt des Klerus handelt, mögen zwei Zeugnisse von anderer Seite zeigen. Der evangelische Pfarrer von Straßburg i. E. D. Paul Grünberg schreibt in seinem Buch „Die evangelische Kirche, ihre Organisation und ihre Arbeit in der Großstadt" (Göttingen 1910) S. 146/47: „Ganz ohne Schwierigkeiten und Bedenken wird auch die Ausgestaltung des Gemeindehelferamts nicht sein. Zunächst ist die Befürchtung nicht von der Hand zu weisen, daß in den Gemeindehelfern, wenn sie in Seelsorge, Vereinsarbeit, Jugendgottesdienst, Unterricht und Bibelstunden mithelfen, eine Art clerus minor, eine Art ‚kleiner Pfarrer' und halber Theologen entsteht, die in oft nicht erwünschter Weise mit den Pfarrern rivalisieren. Es gäbe eine Art von Unterpfarrern oder Subalternpfarrern. . . . Es ist aber die Frage, ob für Gemeindepflege, Seelsorgearbeit und Wortverkündigung eine derartige Teilung sich ebenso empfehlen und bewähren würde wie auf andern Verwaltungsgebieten. Auch besteht die Gefahr, daß Stadtpfarrer anscheinend kleine Dinge und kleine Leute nur zu gern den Helfern

überlassen und sich vornehmere und mehr repräsentative Amtshandlungen vorbehalten würden, nicht im Sinne einer wahrhaft evangelischen Amtsauffassung. Solange die Verhältnisse es erlauben, wird es sich daher empfehlen, wenn angehende junge Geistliche als Stadtvikare oder Hilfspfarrer das ausüben, was als Aufgabe des Gemeindehelfers vorhin bezeichnet worden ist." Also auch hier die prinzipielle Bevorzugung des Geistlichen für diese Arbeit und nur notgedrungen andere Helfer.

Tiefer noch gehen die Ausführungen Werner Pichts in dem Buch „Toynbee Hall und die Settlements-Bewegung" (Tübingen 1913, S. 114) auf das Problem ein. Er schreibt zum Verstehen der Schwierigkeiten, die jene wohlgemeinten Siedlungen von Gebildeten in den Arbeitervierteln auf die Dauer in England fanden: „Der Jünger Jesu, der Franziskaner, jeder, der sein Leben täglich der Menschheit zum Opfer bringt, dessen Selbst ausgelöscht ist, der nur noch Werkzeug ist im Dienst einer höheren Macht, hat eine Freiheit des Handelns andern Menschen gegenüber, ein Recht zum Eingriff in ihr Leben, wie kein anderer. Und die Angehörigen der besitzlosen Klassen haben ein besonders feines Gefühl dafür. Dem Soldaten der Heilsarmee, der Diakonissin, ja dem Vertreter der Kirche, auch wenn sie nicht zu ihr gehören, steht ihre Tür offen. Man mag über den Besuch nicht erfreut sein, aber man betrachtet ihn nicht als Impertinenz. Und aus der Duldung kann sich Freundschaft entwickeln. Gerade der beste Arbeiter, der Arbeiter mit Ehrgefühl, betrachtet jedem andern gegenüber aber sein Haus als seine Burg; seine Freundschaft und sein Vertrauen als ein Gut, das er nicht bereit ist, jedem zu verschenken, dem es einfällt, sich für ihn zu interessieren."

Durch diese Erwägungen scheint allerdings der Vorschlag, den Gerst vor allem vertritt, eine geistliche Genossenschaft, einen Brüderorden von Sozialtertiaren zu gründen, nicht getroffen. Es ist richtig, daß damit der volkstümliche — im Gegensatz zum kirchenrechtlichen — Begriff des Laienapostels aufgehoben würde. Aber der Vorschlag übersieht nicht nur, wie öfters in der Aussprache betont wurde, daß sich ein religiöser Orden nicht nach Belieben wie etwa eine gemeinnützige Gesellschaft gründen läßt, er übersieht vor allem den tief gehenden Unterschied zwischen unsern Brüder- und Schwesterngenossenschaften. Es liegt eben durchaus in der Sache selbst begründet, daß unsere Brüderorden sich ganz überwiegend den Werken der leiblichen Barmherzigkeit und der körperlichen Arbeit bzw. Arbeitserziehung widmen. Wir finden sie deshalb vorwiegend in der Kranken-

und Siechenpflege, in Asylen, Wanderarbeitsstätten und Arbeiterkolonien, Erziehungsanstalten mit gewerblichen und landwirtschaftlichen Betrieben. Auch die eigentlichen Lehrorden (Schulbrüder u. a.) haben ein ganz bestimmtes Ziel, dem weltliche Berufe entsprechen. Wer aber in sich wirklich Beruf und Befähigung zur Seelsorge fühlt, wird sich in der katholischen Kirche fast ausnahmslos dem Priestertum zuwenden. Die Kirche ist ja bekannt dafür, daß sie ihr Heiligtum allen Ständen öffnet, daß deshalb ihre Priester auch innigste Fühlung mit allen Volkskreisen bewahren. Ganz anders liegen die Verhältnisse bei den Schwesterngenossenschaften. Diesen strömen eben alle zu, die sich als Jungfrauen dem Herrn weihen wollen und die eine gleichartige Scheidung der Berufsanlagen nicht kennen. Man würde schon aus diesem Grund völlig fehlgehen, wollte man aus der anerkannten Seelsorgshilfe der Schwestern im Gemeindedienst auf die Möglichkeit einer ähnlich segensreichen Wirkung durch Brüderorden schließen. Es ist auch nicht zu zweifeln, daß jener milde Schimmer, der von der „Barmherzigen Schwester", vom „Engel der Barmherzigkeit" ausgeht und ihr allein eignet, vorzüglich die geheime Kraft ist, die so manche Tür öffnet und den Weg zu den Herzen ebnet, die sich dem Priester zunächst noch verschließen. Es kommt noch hinzu, daß bei der Schwesternhilfe der Unterschied gegenüber der priesterlichen Tätigkeit für jeden augenfällig ist und die Unterordnung unter die Arbeit des Priesters sich von selbst ergibt. Wir hatten deshalb schon früher (Caritas 1911/12, S. 216/17) auf die Tätigkeit der „Gemeindeschwestern", wie sie neben andern auch besonders von den Armenschwestern des hl. Franziskus (Aachen) geübt wird, empfehlend hingewiesen. Warm wird sie auch von A. Chwala O. M. I. in seinem Buch „Die Hausseelsorge und ihre modernen Hilfsmittel" (Dülmen 1913) empfohlen.

Dagegen hat sich im Verlauf der Aussprache der Gedanke allmählich klar herausgeschält, Hilfskräfte, auch besoldete und hauptamtliche, für die Nebenarbeiten oder vielleicht besser für die Technik der Großstadtseelsorge zu fordern. Es sind dies Pfarrsekretäre, Vereins-, Caritassekretäre usw., die Bureauarbeit leisten, auch rein sachliche Gänge, Feststellungen von Wohnungen, Einladungen usw. leisten. Es wird von deren persönlichem Geschick und Interesse abhängen, wieweit sie gleich jedem andern Vertrauensmann der Gemeinde auch noch als ehrenamtliche Helfer tätig sind. Dies dürfte auch den Erfahrungen im Küster- und Organistenberufe entsprechen.

Es würden sich hiernach als Berufsarbeiter ergeben: Priester, zum Teil eigens für besonders geartete und schwierige Seelsorgszweige als

Spezialisten freigestellt, Schwestern, Gemeinde- oder Fürsorgeschwestern, namentlich in der Familienpflege, technische Kräfte, männliche oder weibliche, deren Verwendung als Seelsorgshelfer im Prinzip nicht zu verlangen, aber bei besonderer persönlicher Eignung nicht ausgeschlossen ist.

Die Suche nach neuen Formen machte sich indessen nicht nur bei der Frage der beruflichen Caritashilfe in der Seelsorge geltend, sondern fast ebenso der ehrenamtlichen. Auch hier wurden und werden mancherseits eigene Apostolatsgruppen für die Seelsorgshilfe als neue Vereine verlangt. Hingewiesen sei z. B. auf den Vorschlag gelegentlich der Tagung der Freien Vereinigung für Caritashilfe zu Nürnberg 1912. Die Bedenken gegen derartige Neugründungen und besonders deren Empfehlung als die Form der Seelsorgshilfe hatte in Nürnberg der selbst aus der Großstadtseelsorge hervorgegangene Erzbischof von Bamberg Dr. v. Hauck knapp und klar dargelegt. Er wies darauf hin, daß das Verhältnis dieser Apostolate zu den bestehenden Vereinen nur schwer zu bestimmen sein werde, da man jenen vielfach die schönste Arbeit raube. Der Erzbischof warnt vor weiterer Zersplitterung und betont besonders die Schwierigkeit der Leitung dieser ausschließlich zur Seelsorgshilfe geplanten Vereinigungen. Es sei allzu leicht möglich, daß sich hier Elemente eindrängen, die wir nicht wollen, die alles besser wissen wollen als der Seelsorger. Er wies ferner hin auf die Schwierigkeiten der Missio canonica, die sich aus der Betrauung von Laien mit Seelsorgsarbeiten ergeben. Es werde auch schwer sein, den anfänglichen Eifer zu erhalten, und die ersten Erfolge werden nicht überall andauern. Er betont, wie die Sucht, auf allen Gebieten Neues zu schaffen, eine Krankheit unserer Zeit ist.

Schließlich muß noch seiner Eigenart wegen ein Vorschlag besonders erwähnt werden, wennschon er nur ganz vereinzelt als Mittel zur Pastoralhilfe in Vorschlag kam. Er geht dahin, das Vorbild der englischen Settlements katholischerseits für die Pastoralhilfe nutzbar zu machen. Werner Picht definiert das Settlement als „eine Niederlassung Gebildeter in einer armen Nachbarschaft, die den doppelten Zweck verfolgen, die dortigen Lebensverhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen und zu helfen, wo Hilfe nottut“. Ursprünglich eine humanitär-soziale Schöpfung, wurde der Gedanke auch bald von den Religionsgemeinschaften aufgenommen. Er fand da sogar anscheinend einen fruchtbareren Boden. Von verschiedenen Seiten wurden Versuche gemacht, diese Einrichtungen nach Deutschland zu verpflanzen. Doch zeigen unsere deutschen sozialen

Verhältnisse zu erhebliche Abweichungen von den englischen, als daß den Versuchen mehr als episodische Bedeutung zukäme. Was besonders unsere katholischen Verhältnisse betrifft, so ist das allerbeste „Settlement“ ganz ohne Zweifel die Pfarrei bzw. die Errichtung einer entsprechenden Zahl von Pfarrstellen in jenen Vierteln mit ihrem reichen Kranz von sozialen und caritativen Institutionen. Ein sprechendes Bild des Wirkens solch einer Siedlung entwirft Em. Huch von der 1895 neugegründeten Pfarrei der Salvatorianerpatres auf der Wiener Insel Kaisermühlen, genannt die Hungerinsel (Caritas 1907/08, S. 288/99). Es ist dies ein Beispiel für viele.

So ist im Laufe der letzten Jahre viel getan worden zur Klärung der brennenden Frage der Seelsorgshilfe. Nicht alle Gedanken und Vorschläge konnten und können zur Ausführung oder gar zum Erfolge gelangen. Aber notwendig für die Erreichung des Zieles sind sie alle. Nur so kann eine Frage geklärt werden. Und je mehr äußerer Erfolg verwehrt blieb, um so mehr Dank gebührt dem, der sich selbstlos begnügt, mitzuarbeiten, auch dann, wenn nicht die eigene, sondern anderer Ansicht durchdringt.

Mitten unter derartigen theoretischen Erörterungen reifte allmählich die praktische Lösung hier und dort heran. Und wenn wir uns nicht täuschen, ist gerade der zeitige Ausbau der Caritasorganisation berufen, diese Lösung zu verallgemeinern und im wesentlichen zu erreichen.

Gleich die erste schwierige Frage der Berufsarbeiter hat schon jetzt eine erfreuliche Förderung erfahren. Die meisten der neuen oder neuorganisierten Diözesanverbände haben hauptamtliche Kräfte angestellt, durchgehends in der Caritasarbeit und auch in der Volkswirtschaftslehre bewanderte Geistliche. Damit ist ein erster Stamm gebildet. Durch Zusammenkünfte dieser Berufsarbeiter, wie z. B. Sommer 1916 in Frankfurt a. M., fließt der gemeinsamen Arbeit eine Fülle von Anregung und neuer Werbekraft zu. Neue Arbeitsfelder tun sich auf und verlangen gebieterisch nach Arbeitskräften. Von ganz besonderer Wichtigkeit wird der Ausbau der Caritasorganisation in den größeren Städten. Dort werden sie vielleicht der Stützpunkt, die Ausgangsstelle für die zur praktischen Caritasarbeit und Seelsorgshilfe bestellten Geistlichen werden. Bereits liegt eine Anzahl solcher Beispiele vor. So sei erinnert neben der Geschäftsstelle des Zentralverbandes in Freiburg, die selbstverständlich schon lange Berufskräfte zählt, an die Tätigkeit der Damen des Breslauer

Caritassekretariats, an den Berliner Caritasverband, der zwei Geistliche, einen Juristen und eine Dame in leitenden Stellungen beschäftigt. Die Tätigkeit des Dortmunder „Stadtvikars“ namentlich bei der Leitung der Zentrale für die katholischen Pfarrgemeinden und des Männerfürsorgevereins ist schon weit bekannt. Ähnliches gilt von Köln, wo der Generalsekretär der Vinzenzvereine seit Jahren segensreich wirkt und neuerdings für die Männerfürsorge ebenfalls ein Geistlicher bestimmt wurde. Es sei hier nur noch auf die vorbildliche Münchener Organisation hingewiesen. Neben dem Jugendfürsorgeverband, an dem sich z. B. ein Geistlicher vornehmlich der Jugendgerichtshilfe widmet, erwarb sich die dortige Tätigkeit des Laienapostolats, das in diesem Fall auf den Arbeitervereinen aufbaut, weit über München hinaus Anerkennung. Auch diese Organisation war aber nur möglich durch die Aufstellung eines eigenen Geistlichen seitens der Arbeitervereine. Bereits auf dem Metzer Katholikentag 1913 fanden die Ausführungen dieses Geistlichen allgemein Beachtung, und für den Caritastag zu Straßburg war Rupert Mayer S. J. als Referent für die Caritashilfe in der Seelsorge vorgesehen. Eng verwoben mit den einzelnen Pfarreien durch Bildung von Pfarrgruppen, deren Vorsitzender oder Beirat der betreffende Pfarrer ist, und doch wieder geeint in der Hand des betreffenden „Spezialgeistlichen“, erscheint diese Art der Erledigung der außerordentlichen Seelsorgsaufgaben als eine glückliche Verbindung von Pfarrseelsorge und Spezialisierung einerseits, von Priester- und Laienarbeit anderseits. Dabei ist es grundsätzlich völlig gleichgültig und rein von den vorhandenen Kräften und gegebenen Verhältnissen abhängig, auf welche Organisationen — neue oder alte, caritative oder soziale, religiöse oder auf eine Mehrheit derselben — das System aufgebaut wird. In ähnlicher Weise, wenn auch zunächst ohne die Zusammenfassung für die ganze Stadt, arbeiteten schon länger verschiedene Pfarrer in Baden[1]. Sie fanden ihre Hauptstütze ebenfalls in den Standesvereinen und -kongregationen, betonen aber noch mehr den Zusammenschluß aller Vereine. Diese Gedanken kehren denn auch in dem vortrefflichen, neuerdings vom Freiburger Diözesanverband aufgestellten Organisationsplan wieder. Nach ähnlichen Grundsätzen wirken auf Teilgebieten auch die Berliner vormundschaftlichen Vereinigungen, die dortigen Müttervereine, deren schon Faßbender 1906 Erwähnung tut, und die Vinzenzvereine.

[1] Vgl. Klieber, Katholische Liebestätigkeit in Baden (Freiburg 1913), besonders S. 11—126 und S. 231—238.

Diese Beispiele, die wohl leicht vermehrt werden können, zeigen, daß die Aufstellung von Berufsarbeitern auch ein Hauptmittel ist, um ehrenamtliche Kräfte zu gewinnen. Die Berufskräfte sind gezwungen, sich für ihren Arbeitsbereich, sei es eine einzelne Stadt oder eine ganze Diözese, tüchtige Hilfskräfte, namentlich für Pflegschaften, Vormundschaften usw., als Orts- oder Bezirksvertrauensleute und Obmänner heranzuziehen. Sie sind aus ihrer Lebensaufgabe heraus imstande, für die Arbeit zu begeistern durch persönlichen Verkehr, durch Vorträge und Werben in den Vereinen verschiedenster Art. Sie können insbesondere die bestehenden caritativen Vereine auf der Höhe ihrer Arbeit halten. Sie sind die gegebenen Kräfte, größere und kleinere Unterrichtskurse abzuhalten, die Arbeitswilligen dadurch tiefer in Theorie und Praxis einzuführen. So werden die Berufsarbeiter Lehrer, Rat und Halt der ehrenamtlichen Arbeiter. Doch auch an die Aufstellung eigentlicher Schulen kann erst gedacht werden, wenn die genügende Zahl von Berufsarbeitern vorhanden ist. Ein Beispiel hierfür bieten z. B. die neue sozial-caritative Frauenschule in München, die Vorlesungen anerkannter Caritasmänner an der Kölner Wohlfahrtsschule. Das letzte Beispiel zeigt auch, daß auf diesem Wege es wohl möglich wäre, die von Geh. Rat Faßbender im Preußischen Abgeordnetenhause in Anregung gebrachten Lehraufträge für Caritaswissenschaft zur Tatsache zu machen.

Mit der Einführung derartiger Vorlesungen wäre auch ein neuer wichtiger Schritt zur Gewinnung der Gebildeten für die Caritasarbeit getan. Prälat Pieper, der Generaldirektor des Volksvereins, gab einmal mit Recht dem Gedanken Ausdruck, daß mit dem fortschreitenden Aufstieg des Arbeiterstandes zur Gleichberechtigung mit den andern Ständen der Tätigkeit dieser Stände innerhalb der Arbeiterschaft immer weniger Raum bleibt. Die in der sozialen Bewegung frei gewordenen Kräfte sind darum in erhöhtem Maße den caritativen Aufgaben zuzuführen. Dort finden sie ein reiches Feld der Betätigung, das ihnen immer bleiben wird, die vielen Schwachen und Unselbständigen, die großen und kleinen Kinder, die nicht auf eigenen Füßen stehen können, sondern der starken Hand zur Leitung und Stütze bedürfen. Bei diesen wird entgegen manch anderer Ansicht gerade der sozial höher Stehende, wenn er nur selbstlos zu kommen versteht, oft mehr ausrichten können als der Standesgenosse. Freilich ist auch hierbei etwas notwendig von jenem „Franziskusgeist", von dem wir oben Picht sprechen hörten und ohne den die wohlgemeinten „Siedlungen" nicht blühen wollten.

Wenn wir aber die Sprache unserer caritativen Geschichte und Gegenwart reden wollen, dann wird es uns noch verständlicher, wenn wir sagen: Vinzenzgeist ist's, was wir von allen Caritasarbeitern — Geistlichen und Laien, Hohen und Niedern — verlangen müssen. Noch ist es nicht lange her, da hielt man die Forderung des Vinzenzvereins, auch an die eigene Heiligung zu denken und durch den Dienst am Nächsten an sich selbst zu arbeiten, für einen gewissen Ballast und ein Hindernis bei Werbung von Caritasarbeitern. Vielleicht sind wir schon heute soweit, von der erneuten Erfahrung reden zu können, daß opferwillig ausdauernde Kräfte eben nur auf dem Doppelboden der Arbeit an sich selbst und am Nächsten gedeihen können. Nicht als ob die Schulung zu diesem Geiste gerade immer auch die Form der Vinzenzkonferenz tragen müßte, aber wo sie fehlt, da wird das „Interesse" bald erlahmen oder es wird auf die Dauer keinen freundlichen Widerhall finden. Denn die Armen wollen kein Interesse, sondern hingebende Liebe. Hier hatten die englischen „Siedler" und ihre deutschen Nachfolger offenbar den rechten Weg eingeschlagen, wenn sie nicht nur kommen wollten, um zu helfen, sondern auch, um zu lernen. Wenn sie trotzdem nicht recht durchdringen konnten, dann lag es eben daran, daß der rein natürliche Wurzelboden auf die Dauer und für die Allgemeinheit zu solcher Gesinnung zu wenig Nahrung bietet. Neben dies jüngste Beispiel dürfen wir die Lehren der Vorzeit stellen und daran erinnern, wie z. B. der hl. Ignatius, der einen ausgesprochen apostolischen Orden gründen wollte, an die Spitze das Streben nach dem Doppelziel der Heiligung des eigenen Ichs wie jener des Nächsten stellte. Ohne dies Doppelstreben wird das Wirken der Barmherzigkeit zu jenem typischen Wohltun, das nur allzuoft in Pharisäertum oder Wohlfahrtssport ausartet und weiten Kreisen schon das Wort Liebe und Barmherzigkeit vergällt hat.

Wollen wir deshalb wirklich Caritas*arbeiter* und nicht bloß Interessenten gewinnen, so dürfen wir die eine Forderung hinter der andern nicht zurückstellen. Der Erfolg wäre sonst wohl eine große Zahl zu Beginn, die sich aber nur allzubald lichtet, ähnlich wie die Scharen der Kriegshelferinnen bei Kriegsbeginn. Mutlosigkeit und Müdigkeit treten dann leicht bei einer noch jungen Bewegung ein. Was not tut, ist hingegen ein frisches, stetiges, wurzelechtes Wachstum, das darum auch die Jahre überdauert und Früchte treibt. Ganz besonders gilt dies für die Gewinnung von Kräften aus den Reihen der *jungen Akademiker*. Dort arbeitet seit Jahren die sozial-studentische Bewegung. Sie hat zweifel-

los manches erreicht in der Weckung des für den Beruf unumgänglichen sozialen Verständnisses. Der Caritasgeistliche findet dort schon jetzt einen bereiteten Hörerkreis. Arbeiter im Dienste des Nächsten wird aber auch diese Bewegung nur dort bilden, wo sie auf ein religiöses Fundament trifft oder es sich schafft. Der Weg Ozanams und seiner Gefährten von der ersten Vinzenzkonferenz führt auch heute noch zum Ziel. Der klare Wille, als katholischer Student eine Christenpflicht im Dienste der Armen zu erfüllen, durch ihn sich selbst aber keinen geringeren zu leisten, bedeutet eigene innere Festigung und Bereicherung. Auf Anregung und ausdrücklichen Wunsch des verdienten Leiters des „Sekretariats Sozialer Studentenarbeit" in M.-Gladbach hatten wir ähnlichen Gedanken in diesen Blättern noch vor dem Kriege Ausdruck verliehen (86. Band, S. 355/57). Wenn nach dem Krieg diese Erkenntnis auch unter den Studierenden innerhalb der Bewegung weitere Kreise belebt, so wird nicht nur der studentischen Sache selbst reicher Gewinn an treuen Arbeitern werden, sie wird auch noch mehr als bisher dem Ganzen dienen, als echte Jugendbewegung ein sprudelnder Quell stets arbeits- und opferfreudiger frischer Kraft, ein steter Jungbrunnen für die Arbeit unter den Mühseligen und Beladenen aller Art und jeden Standes. Gewiß werden nicht alle bis dahin vordringen. Das kann nicht erwartet werden. Allen aber soll der Weg dahin klar sein und offen stehen. Dann wird es uns nicht gebrechen an Caritasarbeitern, wie wir sie brauchen, nicht an Laien, nicht an Priestern. Ist es doch eine alte Erfahrung, daß besonders in den gehobenen Schichten das caritativ tätige Elternhaus das beste Erdreich für die Gnade des Priesterberufs bildet. Es ist die Krönung der Freude des Laienapostels, wenn er dem Herrn einen Priesterapostel darbringen kann.

So erscheint die ausgebaute Caritasorganisation im katholischen Deutschland als festes Fundament eines hoffnungsvollen, festgefügten Bauwerks christlicher Liebe. Möge jeder, der berufen ist, helfen, das Werk zur Vollendung zu führen.

Constantin Noppel S. J.

Wenn man Bahr und Bourget liest.

Wenn man den letzten Roman von Hermann Bahr und den vorletzten von Paul Bourget liest, fühlt man die lebendige Kraft einer Wahrheit, die zwar durchaus nicht bequem, aber ein Grundgesetz unseres Geistes und in einer Zeit voll riesiger Aufgaben für Glück und Unglück unserer Zukunft von hoher Bedeutung ist.

Bahrs Roman „Himmelfahrt" [1] erzählt von einem österreichischen Grafen Franz Flayn, einem Junggesellen von 37 Jahren. Er hat die Welt gesehen und sich lächelnd an alle Spieltische des Lebens gesetzt. — Er hat gemalt, Frauen verführt und Geister beschworen, aber nichts hat ihn lange fesseln können. Nun kehrt er enttäuscht nach Hause zurück. Sein Bruder Anton nimmt ihn mit offenen Armen auf.

Anton ist keine blendende Erscheinung, seine Frau ebensowenig. — Die ganze Welt der beiden ist ein Haus voll Kinder, eine blühende Großbrauerei und ein aufrichtig katholisches Leben. Gegenüber dem glänzenden Franz kommen sie sich so unbedeutend vor, daß sie sich fast schämen. Und doch sagt sich der im stillen, daß ihr Dasein Inhalt und Glück hat, und seines nicht. — Er lernt bald die junge Witwe eines Hauptmanns kennen und meint, in ihr die Ruhe seiner Zukunft gefunden zu haben. Aber obwohl er starken Eindruck auf sie macht, und die Ehrlichkeit seines Werbens ihr nicht zweifelhaft ist, weist sie ihn ab, weil sie mit unerschütterlicher Gewißheit fühlt, daß ihr Herz nur Gott gehören soll. Dieser Seele ist also Gott genug, und ihm ist die ganze Welt zu wenig gewesen. So sonderbar ihm das scheint, noch sonderbarer berührt ihn die Entdeckung, daß sich unter seinem rätselhaft mürrischen Diener Blasl ein verschollener Infant von Spanien verbirgt, der in einer ganz überirdischen Sehnsucht nach Erniedrigung eine mit gangbaren Begriffen kaum zu erfassende und doch unleugbar wirkliche Seligkeit findet.

Besonders viel besucht Franz einen ihm seit den Knabenjahren befreundeten Domherrn, der die Zweifel der Zeit durchgekämpft hat, und

---

[1] kl. 8° (400) Berlin 1916, S. Fischer. *M* 4.50; geb. *M* 5.50.

den weder seine Bildung noch seine überlegene Lebensklugheit hindern, mit voller Ehrlichkeit für die Lehren und die Rechte der katholischen Kirche einzutreten. Dieser Geistliche sagt dem Grafen mit einer heilsam schmerzenden Offenheit:

Du aber, wie deine ganze Generation, ihr habt niemals die Wahrheit gewollt; denn ihr wollt überhaupt nichts, ihr wollt nichts haben und wollt nichts sein, sondern von allem haben und an allem schmecken, zur Sinnenlust und zum Zeitvertreib! Und da du nun schon überall gustiert hattest und sonst nichts mehr übrig war, fiel dir ein, schließlich doch auch einmal von Gott zu kosten (S. 393 f.).

Franz ist indessen über diese spielerische Auffassung des Lebens langsam hinausgewachsen. Was er in der Familie seines Bruders, bei der Hauptmannswitwe, bei Blasl und dem Domherrn beobachtet hat, tritt durch die Lesung der Tagebücher Blasls und durch lange Gespräche mit dem Domherrn immer klarer in sein Bewußtsein: Nicht Wissen, so erkennt er, sondern Wollen tut ihm not. Nicht ruhig erwogene Gedanken, sondern die Wirren seines unbeständigen Herzens trennen ihn von der Kirche und von seinem Glück. Er braucht nur ernst das zu wollen, was der kleine Katechismus verlangt — und der im innersten Seelenwinkel noch glimmende Jugendglaube wird in heller Flamme auflodern, und sein Leben wird wieder lebenswert sein. Und so kommt es denn auch. Bevor er sich zu Beginn des Krieges als Freiwilliger stellt, geht er in den Dom. „Plötzlich fand er sich im Beichtstuhl knien und sagte das längst vergessene Gebet auf. Es war geschehen. Er wußte nichts davon" (S. 400). Es braucht nicht gesagt zu werden, daß nach dem halbbewußten Gebet eine vollbewußte Beichte den Frieden bringt. Der Roman ist zu Ende.

In das Buch ist eine Fülle von Gedanken über Lehre und Leben der katholischen Kirche zusammengedrängt. Freilich ist nicht alles genau ausgedrückt. Aber mehrmals wird beteuert, auch wo etwas irrig scheine, solle es nur so gemeint sein, wie es dem Glauben der Kirche entspreche. Und der Domherr mahnt noch auf der vorletzten Seite:

Du darfst aber, wenn du gelegentlich über meine Worte nachdenkst, nur nie vergessen, daß die Sprache sehr unbehilflich ist, im Angesichte der Geheimnisse wird sie lallend, kein Menschenmund kann die ganze Wahrheit sagen, auch wär's vergebens, denn kein Menschenohr vernimmt sie recht, aber die Menschenhand kann die Wahrheit tun (S. 399).

Wäre es Bahr nur auch gelungen, mehr von der Wahrheit, die er verkünden wollte, dichterisch darzustellen! Leider hat er das, was Franz zur Bekehrung drängt, nur zum Teil in gut geschilderten und echt öster-

reichischen Charakteren verkörpert. Auf sehr vielen Seiten erscheint das Gedankliche in der mäßigen Belebtheit akademischer Gespräche oder in nachfühlender Betrachtung, etwa so:

Und genau genommen, meinte Franz, glauben wir alle zwar auch einst sterben zu müssen, aber doch gewissermaßen selbst nicht mehr dabei zu sein. Was wahrscheinlich eine ganz richtige Empfindung ist: der Tod gehört nicht mehr dazu, unser Sterben erleben wir ja nicht, ich bin ja der Tote nicht mehr! Nur an Gräbern fragt es uns bang: Wenn du dann aber doch noch wärst? Das ist es, was uns den Tod fürchten läßt. Wir sind doch eigentlich immer froh, wenn wieder ein Tag vorüber ist. Wir feiern es, wenn das Jahr vorüber ist! Welch ein Fest also, wenn endlich alles vorüber ist!

Wenn es kein Ende, wenn es der Anfang wäre? Nur darum fürchten wir den Tod. Eigentlich fürchten wir nur, im Tode doch nicht tot zu sein. Und bloß die Furcht vor jenem Leben dann macht uns dieses Leben hier lieb. Aber ich glaube doch an jenes Leben gar nicht! Oder beweist meine Furcht vor dem Tode, daß ich doch daran glaube? Daß es tief in mir doch daran glaubt und ich nur wähne, nicht daran zu glauben?

Franz hielt ein. Er war durchs Moor in die Au gelangt und stand am Flusse (S. 159).

Solche Abschnitte, nur viel längere, finden sich im Roman dutzendweise. Bahr ist ja immer halb Künstler, halb kritischer Plauderer gewesen. Im Jahre 1911 erklärte er im „Literarischen Echo" (XIII 494), die Romanreihe, zu der „Himmelfahrt" gehört, solle darstellen, „welche geistigen Lebensmächte sich heute dem einzelnen Menschen zu seiner Bestimmung, zu seiner Erfüllung anbieten". Im stillen nenne er die auf 12 Bände berechnete Reihe: „Die alten und die neuen Mächte." Er beschwerte sich zugleich, daß man seine kritischen Arbeiten mißverstehe: „Ich sagte: Dieser Autor ist so und so, dieser Autor will das und das. Man faßte das aber auf, als ob ich damit anempfohlen hätte, so und so zu sein oder das und das zu wollen." Man wird also nicht ohne weiteres schließen dürfen, daß Bahr sich nun zu der „alten Macht" bekenne, deren Sein und Wollen er in „Himmelfahrt" mit den Lichtern und Schatten seiner Bemerkungen überschüttet. Jedenfalls hat er die Abhängigkeit der Lebensanschauung von der Lebensführung ganz richtig als eine entscheidende Macht gerade der zeitgenössischen Seelengeschichte erkannt. Und darin trifft er mit Bourget zusammen, der in seinem zweibändigen Roman Le démon de midi[1] denselben Gedanken in anderer Wendung und mit andern Mitteln zu gestalten versucht hat.

---

[1] kl. 8° (VIII, 318 u. 378) Paris 1914, Plon. Je *Fr.* 3.50

Bourget hat sich mehrmals über seine Arbeitsweise ausgesprochen. Man muß sie kennen, um den Wert seines Eintretens für die Anschauungen, die sein Werk verkörpert, voll ermessen zu können. Die Lehren der Religion, sagt er in der Vorrede zum Démon de midi, vermöge der Dichter nur soweit darzustellen, als sie in das Fühlen und Handeln lebender Menschen übergegangen seien. Doch wäre es, wie die Einleitung zu dem 1912 erschienenen Drama Le tribun nachzuweisen sucht, künstlerisch verfehlt, zuerst die darzustellende Wahrheit zu wählen und dann eine Handlung aufzubauen, die sie erläutern oder gar beweisen soll. Das führe dazu, Menschen und Dinge gewaltsam dem vorbestimmten Zweck anzupassen. Dadurch gehe die Glaubwürdigkeit verloren, und infolgedessen leide nicht nur der Kunstgenuß, sondern es werde auch die Überzeugung, für die der Dichter so ungeschickt wirbt, eher erschüttert als gefestigt.

Bourget verwirft also die œuvre à thèse, d. h. die Dichtung, die eine Wahrheit beweisen will. Er bekennt sich zu einer Dichtungsart, die er œuvre à idées nennt. Hier ist das erste die genaue Beobachtung eines Einzelfalles, der womöglich nicht Ausnahme, sondern durch Erfahrung bestätigte Regel sein soll. Das zweite ist die Erforschung der Ursachen dieser Erscheinung, wobei wiederum die geschichtliche Erfahrung wertvolle Aufschlüsse gibt. Durch solche Anlehnung an die Wirklichkeit bleibt der Dichter davor bewahrt, in dem Augenblicke, wo er von der Wirklichkeit abrücken muß — denn er ist ja kein Berichterstatter — etwas zu erfinden, was menschlicher Art nicht natürlich wäre. Er schreibt nicht wirkliche, aber mögliche Geschichte, und sein Werk ist zwar außerstande, eine allgemeine Wahrheit zu beweisen, aber es legt durch sich selber die Gedanken, für die der Dichter gewinnen will, dem Leser nahe: L'œuvre à idées ... ne veut pas démontrer; elle veut suggérer (Le tribun p. XLII).

Von der Wissenschaft unterscheidet sich diese Kunst, wie in der Einleitung zu L'envers du décor (Paris 1911) bemerkt wird, dadurch, daß der Dichter dieselben Gesetze, die der Gelehrte aus langwierigen Forschungen ableitet, gleichsam mit einem Blick erfaßt, und daß er sie nicht als reine, sondern als angewandte Gesetze vorführt. Die Vorrede zum Démon de midi fügt dazu als weiteren Unterschied die Glut der inneren Anschauung, die den Dichter oft fast wie eine Sinnestäuschung überfalle. „Er ist", sagt Bourget, „nur noch der leidenschaftlich bewegte Zeuge der Handlungen, die er erfindet; er nimmt an ihnen teil, wie wenn sie von andern vor seinen Augen wirklich geschähen." Bourget weiß ganz gut, daß auf

diese Weise ein Zwittergebilde aus Kunst und Wissenschaft entsteht, aber das schreckt ihn nicht.

„Weshalb sollte denn“, fragt er, „in einer Zeit, wo sich das Geistesleben eines Menschen von hoher Bildung oft so vielseitig entwickelt, die Kunst keine Zwitterformen dulden? Wie viele haben heutzutage Sinn für das Leben und zugleich Sinn für wissenschaftliche Untersuchungen! Das sind Gelehrte und Künstler in einer Person. Balzac ist das merkwürdigste Vorbild dieser Art. Die Werke müssen dann beweisen, daß ihre Urheber tüchtige Künstler und tüchtige Gelehrte sind. Mehr hat man nicht zu fordern“ (Le tribun p. XLIII).

Bourget läßt bereitwillig auch andere Formen des Romans gelten; nur würde er auf Grund seiner dargelegten Anschauungen wohl nicht zugeben, daß man mit Recht die nahe ans bloß Gedankliche streifenden Betrachtungen verurteilen könne, die auch im Démon de midi wieder die mit feinster Seelenkenntnis entwickelte und von starker Leidenschaft getragene Handlung unterbrechen. Jedenfalls aber gewinnt der Grundgedanke des Werkes eben dadurch an Bedeutung, daß er sich aus genauer Beobachtung der Wirklichkeit ergibt.

Oft hatte Bourget über den traurigen Zwiespalt im Leben Chateaubriands nachgedacht. Es ist ja bekannt, daß dieser leichtsinnige Verteidiger der Religion an seinem blendend seichten Génie du christianisme die letzten sechs Monate fern von seiner Frau im Hause seiner Geliebten gearbeitet hat. Außerdem war es Bourget aufgefallen, daß so viele Männer — Napoleon I. und III., Victor Hugo, Lamartine, Lamennais, Lacordaire — gerade um die Mitte ihres Lebens, der eine auf diesem, der andere auf jenem Gebiete vor Gefahren gestellt wurden, die ihre ganze Zukunft bedrohten, und denen sie nicht alle siegreich widerstanden. Es scheint fast, als ob in den glücklichen Jahren, wo die Unreife der Jugend überwunden und die Unbeweglichkeit des Alters noch weit ist, eine finstere Macht auf den Mann lauere, um zu verhindern, daß seine volle erstarkte Kraft dem Guten diene.

So ist Bourget dazu gekommen, seinen „Louis Savignan“ zu schaffen. Als Witwer von 43 Jahren trifft dieser katholische Gelehrte mit Frau Calvières zusammen. Sie ist ihm einst als Fräulein Geneviève de Soléac verlobt gewesen, hat aber dann den reichen Fabrikherrn heiraten müssen. Was sich beim ersten Wiedersehen anspinnt, wird rasch beiden zum Falle: die unvergessene, reine Liebe von ehemals wandelt sich in ein ehebrecherisches Verhältnis.

Zur selben Zeit soll Savignan als einer der tüchtigsten Kämpfer im katholischen Lager die Anklageschrift des modernistischen Priesters Fauchon widerlegen, der die katholische Kirche des Abfalls vom echten Christentum beschuldigt. Savignan müßte also öffentlich eine Religion verteidigen, mit der er sein Leben nicht in Einklang bringen will. Je mehr er sich gegen dieses heuchlerische Doppelspiel sträubt, desto tiefer demütigt ihn das immer wieder geweckte Bewußtsein des Gegensatzes zwischen seinen heiligen Überzeugungen und seinem schmählichen Tun.

Aber allmählich beschleicht ihn die Frage, ob denn die ganze Gedankenwelt, die ihn bisher umfangen hat, nicht recht blaß und fast wie eine Täuschung neben der neuen Wirklichkeit aussehe, in der er mit Geneviève lebt. Ein andersmal denkt er, wie gering der Wert eines Glaubens sein müsse, der ihn nicht einmal vor so schweren Verirrungen bewahren könne. Daß er sich der Mittel, die ihm dieser Glaube zur Rettung bot, nicht bedient hat, daran denkt er nicht. Geneviève fühlt sich durch ihr Verhältnis zu ihm nicht entehrt, sie ist ungläubig. Man kann also auch ohne Gott ein liebenswürdiger und glücklicher Mensch sein. Mehr und mehr wird so Savignans Leidenschaft die alleinige Herrin seiner Seele. Er dämmert in einem unbestimmten Dunkel zwischen Glauben und Unglauben träge dahin.

Unterdessen ist Jacques Savignan, der hochbegabte und edle Sohn des Gelehrten, der mit unauslöschlicher Dankbarkeit an seinem ehemaligen Lehrer Fauchon hängt, in größter Gefahr, sich von den Anschauungen dieses modernistischen Priesters betören zu lassen. Er nimmt das peinliche Zögern seines Vaters, gegen Fauchon zu schreiben, für einen Beweis, daß sich die Wahrheit der Anklageschrift auch einem gelehrten und treuen Katholiken unwiderstehlich aufdränge. Sobald Savignan das gewahrt, überwindet seine Angst um den Glauben seines einzigen Kindes alle andern Rücksichten. Er verfaßt eine so sieghafte Widerlegung Fauchons, daß Jacques von seinen Zweifeln vollständig geheilt wird. Aber der Schlag, der über dem Haupte des Ehebrechers schwebt, wird dadurch noch furchtbarer.

Calvières, dessen Verdacht durch mehrere Anzeichen geweckt war, hat seiner Frau die Liebesbriefe Savignans heimlich entwendet. Zum Zorn des betrogenen Gatten gesellt sich die Wut, daß er sich mit seinem Geld und seinem Einfluß dafür eingesetzt hat, diesem Katholiken einen Sitz im Abgeordnetenhause zu verschaffen. Der gar nicht kirchlich gesinnte Fabrikherr hat dabei seine besondern Pläne gehabt. Da er sich jetzt so empörend

getäuscht sieht, übergibt er die Liebesbriefe zur Veröffentlichung demselben Fauchon, für dessen Vernichtung Savignan soeben in allen katholischen Blättern gefeiert wird.

Fauchon ist seit einigen Tagen gemäß den Anschauungen seiner neuen Sonderkirche verheiratet. Eine seiner Anhängerinnen, Therese Andrault, ein reines, aber zu schwärmerisches Mädchen aus reichem Hause, hat alles für ihn geopfert, auch die treue Hand, die Jacques Savignan, der Gespiele ihrer Kindheit, ihr vor kurzem angetragen hat. Daß Fauchon die ihm von fremder Rachsucht ausgelieferten Briefe in die Zeitung bringen will, empfindet Therese als eine ehrlose Handlung, zugleich aber auch als eine ihr unerträgliche Rücksichtslosigkeit gegen Jacques. Als daher ihre Bitten über die finstere Entschlossenheit des Priesters nichts vermögen, wendet sie sich an ihren Jugendfreund, der ja Fauchons liebster Schüler gewesen ist, damit er seinen Lehrer um Schonung seines Vaters bitte. Therese meint, sie brauche nicht näher zu erklären, inwiefern Savignan durch Fauchon bedroht sei. Aber ihre allgemeinen Andeutungen lösen das Rätsel gewisser Beobachtungen, die Jacques in den letzten Tagen gemacht hat. Er erfährt die ganze, entsetzliche Wahrheit und begibt sich sofort zu Fauchon, um die Ehre seines Vaters zu retten. Als ihm während der Unterredung mit dem vor Zorn bebenden Priester plötzlich Therese die Briefe überreicht, ergreift Fauchon einen Revolver. Therese versucht, ihm die Waffe zu entreißen. Da geht unversehens ein Schuß los und verwundet Jacques schwer. In größter Eile wird ärztliche Hilfe herbeigeholt und der Vater benachrichtigt. Mit Savignan kommt ein befreundeter Priester, bei dem Jacques beichtet. Der Schmerz raubt dem Vater so sehr alle Überlegung, daß er Fauchon des Mordes beschuldigt. Schonungslos antwortet Fauchon, der wahre Schuldige sei vielmehr der Verfasser der schändlichen Briefe an Frau Calvières. Noch taumelt Savignan unter der Wucht dieser Entlarvung, als Therese meldet, daß die ärztlichen Bemühungen umsonst seien. Mit sterbender Stimme nimmt der edelmütige Jüngling von den drei Menschen Abschied, die ihm die teuersten auf Erden sind:

Er flüsterte röchelnd: „Lebe wohl, Vater, ich opfere mein Leben für dich, für deine Seele, daß du dich besinnest, daß du zurückkehrest. Auch für sie", — seine Augen blickten auf Therese — „daß auch sie zurückkehre"; — er wandte sich zu Fauchon — „auch für Ihre Bekehrung, mein teurer Lehrer. Ich opfere mich für Sie alle." Als seine Augen sich schon verdunkelten, sagte er noch: „Niemand ist an meinem Tode schuld, klagt niemand an." Und dann, so laut er konnte: „Aber kehrt zurück, kehrt alle zurück!"

Und als es ganz dunkel um ihn wurde, hörte man ihn seufzen: Secundum magnam misericordiam tuam. Dann rang er so heftig um Atem, daß blutiger Schaum auf seine Lippen trat. Dicke Tropfen perlten über sein liebes Gesicht. Plötzlich versuchte er, sich aufzurichten. Er schnappte nach Luft. Dann fiel er zurück. Seine Züge und bald auch seine Glieder verloren ihre Spannung. Er war tot (II 353 f.).

Zwei Wochen später hatte Therese in der Beichte Vergebung gefunden, Fauchon war zu den Trappisten gegangen, und Frau Calvières hatte sich durch einen Brief Savignans bewegen lassen, der Aussöhnung, zu der ihr Gatte bereit war, nicht zu widerstreben. Der tote Jacques trennte die beiden Schuldigen auf immer — mehr vermochte er über Savignan noch nicht.

„Ich habe“, schrieb der völlig gebrochene Mann, „in diesen zwölf Tagen kein Gebet über meine Lippen gebracht, kein einziges. Ich kann es nicht. Und doch wäre es eine zu ungeheuerliche Grausamkeit, wenn ich mein Kind nicht wiedersehen sollte, wenn die von der Kirche verheißene Auferstehung ein Wahn wäre. Ich fühle das, aber ich bin im Dunkel. Ich verstehe es nicht und weiß es nicht. Der volle Glaube wird wiederkommen. Ich wünsche es so sehr! Ich bin überzeugt davon. In diesem Augenblick habe ich auch dazu keine Kraft mehr“ (II 368).

So glaubensarm und fast glaubenslos war dieser Gelehrte geworden, dessen ganze Seele einst in den Herrlichkeiten seiner Kirche Licht und Glück gefunden hatte! Darin liege, schließt der Roman, eine große Lehre:

Das ist die Lösung so vieler Rätsel, der Schlüssel zum geheimnisvollen Schicksal so mancher Seele: man muß sein Leben nach seinen Grundsätzen richten, sonst wird man schließlich, früher oder später, seine Grundsätze nach seinem Leben richten (II 375).

René Bazin, der katholische Akademiker, hat einmal einen ganzen Vortrag dem Nachweise gewidmet, daß ein bedeutender Roman im allgemeinen Leser voraussetze, die über die Jugendjahre hinaus sind. Denn in der breiten Lebensschilderung, die ein solcher Roman naturgemäß mit sich bringe, trete um der künstlerischen Wahrheit willen trotz aller Vorsicht des Dichters das Böse stärker hervor, als ein noch nicht gefestigtes Herz vertrage, und außerdem sei die Kunstform eines großen Romans so schwierig aufzufassen, daß nur eine abgeschlossene Bildung und ein durch Erfahrung gereiftes Urteil dazu im stande seien (Questions littéraires sociales 144). Das gilt für Bahr und Bourget besonders auch deswegen, weil beide — vielleicht infolge ihrer früheren rücksichtslosen Schreibweise — die Ver-

irrungen der Leidenschaft in einer Sprache behandeln, die nur vor ruhigen Kennern der menschlichen Armseligkeit am Platze ist.

Nur diese werden auch verstehen, daß Franz Flayn und Louis Savignan Verkörperungen eines geistigen Gesetzes sind, das die Entwicklung unserer nächsten Zukunft in hohem Maße beherrschen wird.

In Zeiten großer Erschütterungen besinnt sich die Menschheit auf ihr allzu lang vergessenes Erbe erprobter Gedanken und echter Werte. Das Leben erscheint wieder in seinem wahren Sinne und gewinnt für seine erhabene Bestimmung manche schon halb vergeudete Kraft zurück. Namentlich der katholischen Kirche, der sich in den letzten Jahrzehnten Tausende von gebildeten Männern und Frauen innerlich entfremdet hatten, sind bei uns wie in Frankreich durch den Weltkrieg nicht wenige wieder nahe gekommen. Andern, die auch jetzt noch meinen, sie könnten über ihre Bedenken gegen gewisse Glaubenslehren nicht hinweg, wird ein guter Freund dasselbe sagen dürfen, was der Domherr dem Grafen Flayn sagte: Sie möchten nur einmal ernst versuchen, das „innere Régime" zu befolgen, das die Kirche vorschreibt. Wenn sie sich entschließen, katholisch zu leben, werden sie bald erfahren, daß ihre Zweifel schwinden. Für solche Seelen gilt das Heilandswort: „Wenn einer den Willen Gottes tun will, dann wird er erkennen, ob meine Lehre von Gott ist" (Joh. 7, 17).

Aber auch wir im vollen Sinn gläubige Bekenner und Verteidiger der katholischen Religion müssen gerade in dieser großen und schweren Zeit die Forderungen unserer Kirche möglichst vollkommen in unserem persönlichen Leben verwirklichen. Der arme Louis Savignan kann uns allen eine erschütternde Warnung sein, auch nur einen Schritt in die furchtbaren Abgründe zu tun, die das Grab seines Glaubens geworden sind. Jedes Heruntersteigen von der Höhe, auf der unser sittlicher Wille sich behaupten sollte, raubt uns etwas von der wundervollen Klarheit, die uns da droben umleuchtet, und die wir jetzt weniger entbehren können als je. Die Neugestaltung unserer Zukunft stellt uns ja nach vielen Richtungen hin vor die schwierige Aufgabe, die Grundsätze unseres Glaubens auf gänzlich veränderte Verhältnisse anzuwenden. Wir werden bei Entscheidungen von größter Bedeutung mitzuwirken haben, und es wäre zu befürchten, daß wir uns dabei nicht vom Geiste unserer Religion, sondern von irrigen Anschauungen leiten ließen, wenn wir uns nicht ernst bemühten, katholisch zu leben. Fortgesetzte Nachgiebigkeit gegen das Böse in uns würde sich ganz von selbst eine grundsätzliche Rechtfertigung erzwingen: wir würden unsere Überzeugungen so-

lange wandeln, bis unsere Schwäche uns als Notwendigkeit, als Klugheit oder gar als Vollkommenheit erschiene. Wo es sich aber um neue Richtlinien für die Zukunft unseres Volkes handelt, ist es von höchster Wichtigkeit, daß unsere Grundsätze auch nicht um Haaresbreite von der Wahrheit entfernt seien. Denn immer wieder bestätigt sich, was Aristoteles und Thomas von Aquin warnend gelehrt haben: „Auch eine geringe Abweichung von der Wahrheit wächst beim Weiterschreiten von selbst ins Ungeheuere" (*Περὶ οὐρανοῦ* 271b; De ente et essentia 1).

Für unsere katholische Dichtung ist die Rückwirkung des Lebens auf die Anschauungen noch aus einem besondern Grunde beachtenswert. Der nichtkatholische Kritiker der Halbmonatschrift „Deutscher Wille", Ezard Nidden, klagte im zweiten Aprilheft (1916), „leider" seien „die allermeisten katholischen Werke nur sehr schwach katholisch, nur blaß in der Farbe, langweilig in der Erzählung, glut- und kraftlos in der Lebensauffassung". Was immer man gegen die Richtigkeit dieser Ansicht einwenden mag, sicher ist, daß der größte Teil der deutschen Leser katholischem Denken und Fühlen fremd gegenübersteht, und daß sich infolgedessen eine Dichtung von katholischem Gehalte nur dann allgemein durchzusetzen vermag, wenn sie künstlerisch außergewöhnlich stark empfunden ist. Daher verlangt Nidden nicht etwa, unsere Dichter sollten ihre religiöse Überzeugung zurücktreten lassen, sondern er ruft ihnen im Gegenteil zu: „Heraus mit dieser Überzeugung! Glüht eure Dichtung in eurem Katholizismus!" Ohne das wird es selbstverständlich nie eine bedeutende katholische Dichtung geben, weil ja in aller Kunst großes Gelingen zur Voraussetzung hat, daß der Künstler von seinem Gegenstande seelisch ganz ergriffen sei. Wer aber ein mittelmäßiger oder gar ein schlechter Katholik ist, der mag sich vielleicht eine äußerliche Kenntnis der Lehren und Gebräuche seiner Religion bewahren, in die seelenberauschende Schönheit ihrer unermeßlichen Tiefen wird er nicht eindringen.

Und so wollen denn wir alle, die wir die Ehre und die Pflicht haben, in gewaltiger Zeit den katholischen Gedanken vor der Welt zu vertreten, um dieser hohen Sendung willen unser Leben mit demütiger Treue mehr und mehr nach den Grundsätzen jener unvergleichlich weisen und gütigen Kirche gestalten, die über dem vom Kriege verheerten Europa als stärkste Hoffnung geistiger Auferstehung leuchtet.

Jakob Overmans S. J.

Richard Strauß.

Es war der 14. Mai 1914, und das Gespenst des Weltkrieges lag schon in den Dämmernebeln einer nahen Zukunft geborgen, als alle Kabel und Telegraphen der Kulturwelt ein merkwürdiges Schauspiel internationaler Verbrüderung zu berichten wußten: der deutsche Komponist Richard Strauß hatte soeben in Paris die Uraufführung seines Mimodramas „Josephslegende" mit französischem Orchester und einem berühmten russischen Ballett geleitet. Aus aller Welt waren die Fachreferenten großer Zeitungen herbeigeströmt, Paris hatte seine geistige und politische Elite in die Große Oper entsandt, und der Jubel nahm kein Ende, als am Schluß der Vorstellung der Künstler sich bedanken durfte. Was sich nur ein Mensch an Glanz und Triumph wünschen kann, hatte Strauß an diesem Abend erreicht; mit dem Offizierskreuz der Ehrenlegion konnte er sich von Paris verabschieden.

Richard Strauß ist der regierende Fürst in der heutigen Musikwelt. Mit dieser Tatsache muß sich auch sein Gegner abfinden. Ob die inneren Eigenschaften dieses Fürsten dem äußeren Fürstengepränge so ganz entsprechen, ob es nicht mehr ein glänzender Kometenschweif ist, der die Welt zur Bewunderung fortreißt, als ein selbstleuchtender Kern, der seinen Jahrtausendplatz am Himmel eingenommen hat, ist eine andere Frage. Wird die Zeit einem Hugo Riemann recht geben, wenn er sagt: „Immer mehr erweist sich der Ruhm des Komponisten als ein Koloß mit tönernen Füßen", oder den in Wort und Schrift nimmermüden Straußaposteln, denen der Meister Abgott geworden ist?

Franz Strauß, der Vater des Künstlers, ein geborener Oberpfälzer, bekleidete in München eine angesehene Stellung als Hofmusiker (Waldhorn) und als Professor an der Musikschule. Er war konservativ bis ins Mark hinein, alles Neue erregte in ihm Widerspruch und Opposition, seine musikalische Welt war mit der Periode der Klassiker abgeschlossen, und Richard Wagner hatte in München vielleicht keinen grimmigeren Gegner als den alten Strauß. Dieser Oppositionsgeist wurde auch wieder lebendig, als das „neue" Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit verkündet wurde: Franz Strauß ging ins Lager der Altkatholiken über wie auch die Familie seiner Gemahlin, des Großbrauers Pschorr. So wurde

auch Richard altkatholisch erzogen. Das hat seinem Schaffen freilich keinerlei Charakter gegeben, denn irgend ein konfessioneller oder auch nur ausgesprochen christlicher Standpunkt läßt sich aus den Arbeiten des Meisters überhaupt nicht erkennen; sie sind mit verschwindenden Ausnahmen voraussetzungslos und jenseits von Gut und Bös. Im Jahre 1882 hat Richard mit dem Zeugnis der Reife als Achtzehnjähriger das Münchener Ludwigsgymnasium verlassen.

Frühzeitig hatte sich in dem Knaben ein starker musikalischer Schaffenstrieb geregt. Schon als Siebenjähriger hatte er ein braves Weihnachtsliedchen komponiert, er besuchte fleißig die Konzerte, machte in Klavier und Violine sehr schnelle Fortschritte, komponierte für Gymnasialfeierlichkeiten Chöre und legte seine Arbeiten Lachner und Rheinberger vor, die seine hervorragende Begabung rückhaltlos anerkannten. Selbst in einem Abonnementskonzert der musikalischen Akademie führte Hermann Levi mit großem Beifall ein Werk des erst sechzehnjährigen Komponisten vor: die erste Sinfonie in D=Moll. Von größter Bedeutung wurde für Strauß die Protektion Hans v. Bülows, der freilich erst allmählich von den mehr als durchschnittlichen Fähigkeiten des jugendlichen Komponisten überzeugt wurde. Noch belegte Strauß an der Universität einige allgemeinere Fächer, bevor er sich ganz der Musik widmete. Sein Leben war fortan eine Kette von Triumphen, die auch noch so zahlreiche Anfeindungen nicht zu zerreißen vermochten. Keiner von allen neuzeitlichen Komponisten hat sich auch nur annähernd die Gunst des Publikums in solchem Grade zu verschaffen gewußt wie Richard Strauß. Dieser König regiert wirklich über eine Heerschar von Untertanen, und anspielend an dieses Fürstentum, das Erbe Richard Wagners, hat man ihn bezeichnenderweise Richard II. genannt.

Strauß hat in seiner musikalischen Entwicklung eine höchst merkwürdige Wandlung durchgemacht. Hätte der junge Komponist Gelegenheit gehabt, seine spätere „Salome" zu hören, er wäre vor seinem eigenen Werk mit den „Mißgestalten von Akkorden" wohl ebenso entsetzt zurückgefahren wie vor Wagners „Siegfried". Aber damals war eben Richard noch ganz der Sohn seines Vaters, ganz in dessen Ansichten verwachsen, mit der Milch der Klassiker und den Vorurteilen gegen Wagner großgezogen. Erst später brachte ihn das Studium Wagnerscher Partituren auf den Weg der Moderne, den er dann rücksichtslos weiter verfolgte, bis er sich eben in undurchdringlichem Dickicht verlor. Die ersten Arbeiten des Künstlers sind denn auch ganz im klassischen Geiste gehalten, in der Anlage, in der thematischen und kontrapunktischen Struktur, in der melodischen Linie, in der Behandlung der Instrumente, im Rhythmus. Die musikalische Logik und Architektonik blieb ihm die Hauptsache. Die glänzenden Fugen, die er auch später noch schrieb, wie im „Zarathustra" (Wissenschaftsfuge) oder im Finale der „Domestika" sind Früchte seiner klassischen Schulung. Nicht

Rembrandt, sondern Raffael stand an der Wiege seiner Jugendwerke; lichtvolle, klare und wohlproportionierte Schönheit waren sein Ideal. Welch eine Flut von Wohlklang strömt z. B. aus seiner Bläsersuite für 13 Instrumente, die er im Alter von 20 Jahren geschrieben hatte! Im dunkelsten Purpurrot erstrahlen die tiefen Töne der Baßinstrumente, und man möchte kaum glauben, daß in diesen Regionen noch so viel Klangzauber zu finden wäre.

In diesem Werk wie auch schon in der früheren Serenade für 13 Bläser hat sich die Vorliebe des Künstlers für Massenwirkung bereits angekündigt. Seine späteren Riesenorchester mit ganz neuartigen Instrumenten und seine vielstimmigen Chöre zeigen alle dieses Streben nach Vollsaftigkeit und Fülle. Im allgemeinen ist eine solche Vielstimmigkeit ein ziemlich billiges künstlerisches Mittel, und selbst ein mittelmäßiger Komponist kann damit Effekte erzielen, die ihm eine meisterliche Beschränkung versagen würde. Unwillkürlich denkt man dabei an die nachpalestrinensischen polychoren Kompositionen etwa eines Orazio Benevoli mit seinen 48stimmigen (resp. 12chörigen) Messen, deren Wirkung in keinem Verhältnis zum Einsatz der Kräfte steht. Das physiologisch-psychologische Gesetz, daß die akustische Wirkung nicht in gleicher Proportion mit dem Aufwand an Stimmen steht, haben diese Effektkünstler außer acht gelassen. So weit wie diese italienischen Musiker ist Strauß nun freilich nicht gegangen. Seine großen Vokalkompositionen gehen über 16 Stimmen nicht hinaus; nur seine „Deutsche Motette" — ein Nachtgebet nach Worten Rückerts — fügte dem 16stimmigen Chorsatz noch ein Soloquartett hinzu. Daß Strauß dabei seine satztechnische Virtuosität in vollem Glanze zeigt, wird niemand überraschen, der ihn von dieser Seite her überhaupt kennt. Er herrscht über die Massen und weiß mit außerordentlichem Geschick die Tonwellen bald leise spielen bald in wuchtigem Anprall zusammenfahren zu lassen, so daß die Wirkung seiner Chöre unter allen Umständen eine hinreißende bleibt. Mag auch bei manchen dieser Kompositionen der Charakterkopf eines Brahms hervorlugen, so wird doch niemand dem Komponisten geistloses Kopieren eines Vorbildes nachsagen können. Es lebt spezifisch Straußsches Temperament in diesen Werken. Dazu kommt trotz der hohen Anforderungen, die er an seine Sänger stellt, das feine Gefühl für die Grenzen vokaler Ausdruckskraft. Es sind nicht Instrumentalstimmen, die nur zufällig von Menschen gesungen werden, sondern alles ist vokal gedacht und für Singstimmen geschrieben, wenn auch freilich nicht nach den altklassischen Regeln der Gesangskunst. Nicht alle Komponisten wissen bei Vokalkompositionen diese Reservatrechte der Menschenstimme gebührend zu achten.

In diesem Punkte möchte ich mich dem Biographen Steinitzer nicht anschließen, der Strauß aus gesangspädagogischen Erwägungen heraus eine gewisse „Gesangsfremdheit" vorwirft. Daß z. B. Triolen mit einer Silbe auf jeder Note „mehr der instrumentalen Gewohnheit der Phantasie" entspringen, ist in dieser Allgemeinheit ausgesprochen sicher unrichtig. Wer empfindet ferner bei

dem berühmt gewordenen „Ständchen“ die von Steinitzer hervorgehobenen Deklamationshärten? Wollte ein Künstler auf derartige Kleinigkeiten achten, dann wäre es mit der Freiheit des Schaffens vorbei. Manche Einzelheiten würden zwar glatter werden, aber die Gesamthaltung des Kunstwerkes müßte verlieren und an strömender Unmittelbarkeit einbüßen. Steinitzer selbst gibt ja die einzig richtige Antwort auf die Frage, warum man solche Dinge nicht nachträglich korrigiert: „Die Stunde, in der man mit dem Stoff eins war, ist unwiderbringlich dahin, und nun soll man mit gleichsam fremder ungeschickter Hand an dem unbewußt Entstandenen herumschneiden?“

Hier seien gleich einige Worte über die *einstimmige Lyrik* des Komponisten eingeflochten, da sie im Gesamtwerk des Meisters ja nur verhältnismäßig wenig zu bedeuten hat und mehr ein gelegentliches, außerhalb der großen Entwicklungslinie stehendes Nebenprodukt seines Schaffens war. Neue Wege ist der Lyriker Strauß nicht gegangen; an Hugo Wolf reicht er nicht heran. Es findet sich unter seinen Liedern neben Inspiriertem auch Erklügeltes. Stets aber weiß er durch eine interessante Klavier- oder Instrumentalbegleitung melodische Schwächen zu verkleiden. Nicht wenige seiner Lieder sind Lieblinge des Konzertpublikums geworden, nicht so sehr wegen ihrer Tiefe und Originalität als wegen einer gewissen volkstümlichen Färbung. Bei Strauß ist eben überhaupt nicht das Komplizierte das Ursprüngliche, sondern das Einfache. Er kann es nicht verleugnen, daß seine ersten und darum tiefsten Eindrücke aus der klaren und leicht verständlichen Melodiewelt der Klassiker stammen, und alle seine technischen Meisterkniffe konnten diesen Wesenskern nicht ersterben machen. Seiner innersten Natur nach ist Strauß volkstümlich, alles andere ist mehr Kultur als Natur, viel mehr Reflexion als Unmittelbarkeit des Empfindens. Manches in seiner melodischen Diktion grenzt schon an Manieriertheit, so z. B. wenn der Leitton nicht nach der nächstliegenden Tonika geht, sondern in die tiefere Oktave derselben, wie etwa in der „Feuersnot“: Bei einem Lied (op. 31, Nr. 2), dessen letzte sieben Takte einen halben Ton höher gesetzt sind, macht Strauß an der Stelle, wo die Tonart wechselt, die Bemerkung: „Sängern, die noch im 19. Jahrhundert dieses Lied zu singen beabsichtigen, rät der Komponist, dasselbe von hier ab einen halben Ton tiefer zu nehmen und das Musikstück in der Tonart seines Anfanges auch zu schließen.“ Das soll natürlich jene sattelfesten Theoretiker treffen, denen eine alte traditionelle Regel wie ein Dogma gilt. Sehr geschmackvoll wird man die Bemerkung an dieser Stelle nicht finden, aber es ist ein Beispiel dafür, daß Strauß mit einem merkwürdigen Mangel an Feingefühl Witz und Ernst unvermittelt zusammenfügt, was wir in seinen Werken oft genug unangenehm empfinden.

* * *

Es war vor allem *Alexander Ritter*, der Strauß aus den klassischen und romantischen Bahnen in die der Zukunftsmusik lenkte. Bülow, der ihn zuerst für Brahms begeistert hatte, mochte dem jungen Kompo-

nisten trotz seiner warmen persönlichen Zuneigung auf diesem neuen Wege nicht mehr folgen. Er fand schon damals, daß Strauß „bis an die äußerste Grenze des tonlich Möglichen (im Gebiete der Schönheit)" gegangen sei. Aber der neue Strauß hatte gar nicht mehr das Ideal der „Schönheit", er wollte von nun an die Musik in der spezifisch neudeutschen Art eines Wagner und Liszt als reines Mittel des Ausdrucks pflegen. Nicht mehr die alten musikalischen Formschemen sollten das Knochengerüste für seine Inspirationen bilden, sondern Programme, die er aber mit viel reicheren Mitteln der Polyphonie und Kontrapunktik ausdeuten wollte als Liszt, und dramatische Dichtungen. Der äußeren Gebundenheit sollte die aus den zugrunde liegenden Ideen resultierende Gebundenheit entgegengesetzt werden, die im klassischen Sinne eben Ungebundenheit ist.

In dem ersten Versuch einer Programmkomposition, seiner sinfonischen Phantasie „Aus Italien", hat er sein Vorbild Liszt noch nicht erreicht. Das Stück hat noch etwas Zwitterhaftes. Das rein Musikalische nimmt noch einen zu breiten Raum ein, als daß das Werk einen Typus reiner Programmusik darstellen könnte. In vier Teilen (Auf der Campagna, In Roms Ruinen, Am Strande von Sorrent, Neapolitanisches Volksleben) sucht Strauß die Eindrücke dieser Bilder auf die deutsche Seele zu schildern. Die Thematik ist zum Teil noch alt, zum Teil weist sie bereits auf den späteren Strauß. Die Stimmungsbilder bewegen sich mehr in allgemeinen Linien, die einer Ausdeutung im einzelnen nicht günstig sind. In dieser Hinsicht ist die spätere „Alpensinfonie" das Gegenstück dieses Jugendwerkes. Das mäßig besetzte Orchester weiß aber Strauß jetzt schon in genialer Weise auszunutzen; seine Instrumente sind nicht hörige Knechte, sondern freie Individuen, die das Vollmaß ihrer spezifischen Klangkräfte für die Gesamtwirkung abgeben. Tonmalereien treten noch viel bescheidener auf als in seinen späteren Werken.

Programmusik war lange Zeit eine grundsätzlich umstrittene Frage. Es ist ja auch gewiß, daß die Musik die Sprache nicht ersetzen kann. Es fehlt ihr durchaus jene Klarheit und Deutlichkeit, die zum Schildern eines äußeren Vorganges nötig ist. Ihre Aufgabe liegt auf einer ganz andern Seite, und diese Aufgabe ist mit der Wiedergabe der Stimmungen, die ein äußeres Ereignis auslöst, restlos erfüllt. Man kann sich nun ganz gut eine Programmusik denken, die innerhalb dieser Grenzen bleibt und daher auch ihre volle Berechtigung hat. Ein solches Werk ist aber bezüglich der Wirkung nicht unbedingt abhängig vom Programm, und wenn der Hörer dieses auch nicht kennt, kann er doch reinen ästhetischen Genuß empfinden. Ein Komponist aber, der sich an ein detailliertes

Programm halten will, kommt immer wieder in Versuchung, statt sich auf die seelischen Eindrücke zu beschränken, das äußere Objekt mit Hilfe charakterisierender Tonfolgen zu schildern, zuerst in der Phantasie des Zuhörers ein Abbild des Gegenstandes oder Begebnisses hervorzurufen und die Stimmung erst durch dieses Abbild auszulösen, also indirekt zu bewirken, was direkt zu bewirken Aufgabe der Musik wäre. So stellt sich seine Kunst in den Dienst der Nachahmung, und es ergeben sich jene oft so unerquicklichen und billigen Tonmalereien, die mehr technische Gewandtheit als seelische Tiefe erfordern. Erst wenn solche nachahmenden Motive auch stimmungsbetont sind, kommen sie als echtes musikalisches Baumaterial im neuzeitlichen Sinne psychischer Ausdrucksmusik in Betracht. Im allgemeinen bildet die Programmusik für französischen Esprit einen viel günstigeren Boden als für deutsche Gemütstiefe, und man kann es nicht verkennen, daß Richard Strauß in der Tat diese französische Eigenschaft in hohem Grade besitzt. Der geistreiche Einfall siegt über die Tiefe der Stimmung, wobei nicht geleugnet werden soll, daß dem Komponisten bisweilen auch ganz herrliche psychische Momente gelingen. Eine Art von Programmusik ist übrigens jede Komposition mit gesungenem Text, also Lieder, Balladen, Chorwerke. Nur überheben die gleichzeitig erklingenden Worte den Zuhörer der Mühe, das einzelne erst selbst auszudeuten. Auch sind die Schranken für den Komponisten hier viel enger gezogen als bei der freien Programmusik. Ihre Wirkung verdankt diese gewiß auch zum guten Teil dem kaleidoskopartigen Wechsel der musikalischen Gedanken, der die lebhafte Anteilnahme nie erlahmen läßt.

Strauß hat nun diese neuzeitliche Programmusik ohne Zweifel auf den Höhepunkt gebracht. Was nur die Musik zu leisten imstande ist, findet sich in seinen Orchesterdichtungen: Schönheit und Häßlichkeit, Weichheit und Herbigkeit, Entzücken und Verzweiflung, Jubeln und Stöhnen, ungebundenste Lust und zermalmender Schmerz, sanftes Säuseln und entfesselte Orkangewalten, Humor und Witz nicht weniger als ergreifender Ernst. Akkorde von bezauberndem Klangreiz wechseln mit grausamen Kakophonien, die nach Analogie der Malerfuturisten gegensätzliche Akkorde gleichzeitig erklingen lassen. Um solche Dinge noch auffassen zu können, meint Strauß, müsse man sich an horizontales statt ausschließlich vertikales Hören gewöhnen. In der Tat beruht ja schon die ästhetische Wirkung der einfachsten Vorhaltsdissonanz auf horizontalem Hören. Aber die Anforderungen, die Strauß an unser Ohr stellt, sind derart, daß uns alles Bemühen nach horizontalem Hören nicht über peinigende Eindrücke hinweghilft. Gewisse Grenzen für die Dissonanzenverwendung lassen sich nun einmal nicht überschreiten, ohne den ästhetischen Genuß zu beeinträchtigen, sonst könnte man ja zwei ganz verschiedene Musikstücke zu gleicher Zeit erklingen lassen und vom Zuhörer verlangen, daß er durch horizontales Hören beide verfolgt

und schiedlich auseinanderhält. Mag man darum auch grundsätzlich der Meinung sein, daß der Begriff Dissonanz eine gewisse Zeitrelation beansprucht, trotz der Lehre Helmholtz' von den Tonempfindungen, die allzusehr bei dem Grundphänomen stehen bleibt, mag ferner die Tatsache auch noch so feststehen, daß frühere Zeiten manches als Greuel empfinden mußten, woran sich unser Ohr längst gewöhnt hat, wie auch anderseits wir manches als häßlich betrachten, was den Alten süß klang (man denke nur an die Quarten- und Quintenfolgen des Organum), so wird man Strauß von einem Übermaß an Dissonanzenliebe nicht freisprechen können. Man darf allerdings nicht nach dem Klavier urteilen. Das Klavier ist *ein* Individuum, im Orchester sind deren Dutzende. So unschön es ist, wenn ein Individuum sich selbst oft widerspricht, so anregend kann ein scharfer Disput mehrerer Individuen sein.

Will man die musikalischen Eigentümlichkeiten unseres Komponisten von allen Seiten beleuchten, dann muß man leider auch auf ein Moment hinweisen, das zu den bedenklichsten in Straußens Künstlertum gehört: auf seine *Ungeniertheit in der Verwendung trivialer Motive*. Bis zur Stunde hat Strauß diese Neigung zum Gewöhnlichen nicht abstreifen können, bei einem so bedeutenden Künstler, der er doch unter allen Umständen ist, eine höchst auffällige Tatsache. Wie ganz anders steht in dieser Hinsicht Richard Wagners Werk vor uns! Selbst in seinem einzigen Lustspiel, den „Meistersingern", bleibt die Diktion stets vornehm und gewählt. Beim Anhören Straußscher Werke aber muß man es sich immer wieder gefallen lassen, von den höchsten Himmeln plötzlich auf die Erde herab geworfen zu werden. Fast möchte es scheinen, als ob sich Strauß mit seinem Publikum, das ja doch zum größten Teil nur musikalisch gafft und nicht musikalisch empfindet, allerlei Schabernack erlaubte. Das Wort „trivial" ist zwar ein relativer Begriff, und es hängt von der Umgebung ab, auch vom Charakter des Instrumentes, das eine Melodie vorträgt, ob sie den Eindruck des Gewöhnlichen macht oder nicht. Aber in hochkünstlerischer Einfassung kann man Motive nicht brauchen, die ein Fuhrknecht auf der Straße pfeift.

Das erste im eigentlichen Sinne programmatische Werk Straußens war „*Don Juan*" (1889). Bis zum Jahre 1903 entstanden noch mehrere Werke dieser Gattung: „*Macbeth*", „*Tod und Verklärung*", „*Till Eulenspiegels lustige Streiche*" (in Rondoform), „*Also sprach Zarathustra*", „*Don Quixote*" (in der Form des Thema mit Variationen), „*Ein Heldenleben*", „*Sinfonia domestica*", der die viersätzige Form nur äußerlich ist. Als Nachzügler dieser Gattung erschien dann 1915 „*Eine Alpensinfonie*", wo ebenfalls die Bezeichnung Sinfonie mit dem klassischen Begriff nichts zu tun hat. Im „Don Juan" ist

es die Sinnlichkeit, in „Macbeth“ die Grausamkeit, in „Tod und Verklärung“ die Schauer der letzten Stunden und die Seligkeiten nach der Auflösung, im „Eulenspiegel“ und „Don Quixote“ der Humor, im „Zarathustra“ das vergebliche Streben nach Übermenschentum, im „Heldenleben“ der Kampf und Sieg eines großen Menschen, in der „Domestica“ die stillen Freuden des Familienlebens, in der „Alpensinfonie“ die Großartigkeit der Bergwelt, die uns in Tonbildern vorgeführt werden.

Der Stoff des „Don Juan“ berührt sich mit der Faustsage, nur geht das Streben des Helden ganz in der Sinnlichkeit auf, um schließlich ungesättigt zu erlahmen. Seit der Dichtung des Spaniers Gabriel Tellez, der 1634 zum erstenmal den Stoff aufgriff und dichterisch behandelte, ist er nicht mehr aus der Weltliteratur verschwunden und hat in der Mozartschen Oper wohl seine weiteste Verbreitung gefunden. „Das Werk entstand zu einer Zeit, wo dem Komponisten das sympathische Verständnis einer Don Juan-Lebensauffassung mit einem Stich ins Pessimistische nicht fernlag“, so belehrt uns Mauke. Es ist darum kein Wunder, daß Strauß in diesem Werk eine so glutvolle Leidenschaftlichkeit entwickelt, wie wir sie erst später wieder in der „Salome“ finden.

Im „Eulenspiegel“ lebt und wirkt der Schalk. In der gesamten Musikliteratur aller Zeiten gibt es kein Werk, wo das Orchester so viel Mutwillen triebe und so unbändig lachen könnte wie hier.

Schon die Charakteristik des argen Kobolds ist so treffend und schlagend, daß Besseres nicht möglich ist: Der fette und gepreßte Klarinettenklang tut sein übriges, um das Motiv so köstlich und reizend zu machen. In dem geistreichen und auch musikalisch außerordentlich feinen Motiv des Namens Eulenspiegel klingt aus dem öfter wiederholten und gedehnten gis schon die Angst heraus, daß dem Schelmen seine losen Streiche doch übel bekommen müßten. Selbst vor Gericht, das ihm das Todesurteil sprechen wird, läßt der Schalk noch inmitten der drohenden Töne sein lustiges Motiv erschallen, aber diesmal mit as am Anfang statt a; das Lachen ist schon mehr ein gezwungenes geworden, der Humor ein Galgenhumor. Das Hinaufklettern auf den Galgen, das Baumeln an demselben, die letzten Zuckungen geben Strauß natürlich wieder eine erwünschte Gelegenheit zu Tonmalereien, die auch sonst oft genug im Verlauf des Tonwerkes für reichste Abwechslung sorgen. Der „Eulenspiegel“ dürfte wohl das gelungenste Programmwerk des Komponisten sein, wo er seine lebhafte witzige Natur am besten in musikalischen Formen austönen lassen konnte, ohne psychologisch allzu tief graben zu müssen.

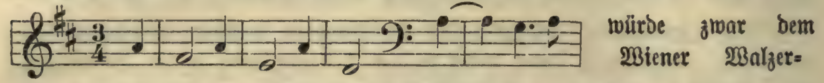
„Nun hat sich Strauß gar daran gemacht, Philosophie zu komponieren", so konnte man von manchen Seiten hören, als der „Zarathustra" erschienen war. Ein solches Experiment wäre Strauß ja schließlich zuzutrauen, hat er in der „Ariadne" doch sogar die Speisenfolge beim Diner in Musik gesetzt und mit launigen Erinnerungsmotiven gewürzt. Aber Strauß wollte gar nicht die Philosophie Nietzsches zum Gegenstand seiner Musik machen, sondern die Dichtung Nietzsches, dessen glühende Sprache schon halb Musik ist und förmlich nach Musik schreit.

Auch „Zarathustra" behandelt das Faustproblem in seiner modernsten Ausgestaltung. Der Mensch findet weder in der Religion, noch in der Befriedigung der Leidenschaft, noch in der Wissenschaft sein Genügen, um schließlich seine Befreiung im erlösenden Lachen zu finden, das die größte Qual des Menschenherzens, den Unterschied von Gut und Bös, nicht mehr kennt und die Stimme des Gewissens überschreit. Daß auch dieser Übermensch in Wahrheit nicht den Frieden und die Lösung aller Welträtsel gefunden hat, wird von Strauß dadurch angedeutet, daß er mit einer merkwürdigen Dissonanz schließt: Dem hellen Schlußakkord in H-Dur mischt sich das Naturthema in C-Dur hartnäckig bei. Selbst wenn man in diesem Tonsymbol eine Ablehnung des Nietzscheschen Ideals von seiten des Komponisten erkennen wollte, könnte man das Werk nur als eine bedauerliche Nietzsche-Propaganda bezeichnen, denn dieser Abschluß wird im Durchschnittshörer gewiß nicht die Überzeugung wecken, daß die Philosophie Nietzsches ein Wahngebilde sei.

Hatte sich schon im „Rosenkavalier" und in der „Ariadne auf Naxos", worüber noch zu sprechen sein wird, eine gewisse Rückkehr zu größerer Einfachheit und Verständlichkeit in der musikalischen Form erkennen lassen, so bewies die „Alpensinfonie" wie auch die Partitur der „Josephslegende", daß diese Rückkehr nicht bloß ein gelegentliches und schnell bereutes Abbiegen vom gewohnten Wege war, sondern daß Strauß in der Tat in konservativere Bahnen einlenkte, vielleicht als Reaktion gegen die Modernsten der Modernen, Schönberg und Schreker, die alle musikalischen Begriffe auf den Kopf stellen. So begrüßenswert dieser Vereinfachungswillen des Komponisten ist, so nahe liegt für ihn die Gefahr, noch mehr als sonst in abgebrauchte und nichtssagende Wendungen zu verfallen, die eben zeigen, daß seine melodische Erfindungskraft nicht gleichen Schritt mit seiner technischen Virtuosität und seinem genialen Klangempfinden hält. Selten hat auch ein Komponist so wahllos Motive aufgegriffen, die andere schon in besseren Zusammenhängen gebracht haben.

Die „Alpensinfonie" schildert die Reize einer Bergbesteigung. In majestätischer Größe steht der Berg vor uns; das Auge mißt ihn zuerst mit einem Blick vom

Fuß bis zum Gipfel, vom Komponisten durch ein Motiv wiedergegeben, das zuerst in Moll und dann in Dur erklingt und eine Variante des Naturthemas aus „Zarathustra" ist. Recht schwächlich führt sich das Sonnenthema ein, das in seiner melodischen Führung stark an Tschaikowsky erinnert und in seiner ärmlichen Harmonisierung fast an einen Schülerversuch gemahnen möchte. Erst in der Durchführung zeigt Strauß seine alte Meisterschaft; selbst ein so ungefüges Thema weiß er auf alle Weise zu steigern und zu variieren. Das Hauptgesangsthema des Werkes:



würde zwar dem Wiener Walzer-Strauß sehr gut gedient haben, macht aber bei einem Werk ernster Gattung doch einen recht unvornehmen Eindruck. Daß auch noch Wind- und Donnermaschine herhalten müssen, kann nicht genug beklagt werden. Solche Dinge sind auf der Bühne am Platz, die es ja auf greifbare Illusion abgesehen hat, aber nicht im Orchester, das mit idealen Mitteln arbeiten muß. Trotz aller Bedenken im einzelnen und trotz unserer Abneigung vor den vielen Tonmalereien bleibt das Werk in seiner gesunden Frische immerhin erfreulich. Aber ein völlig abgeklärtes Werk im ernsten Stil bleibt uns Strauß auch jetzt noch schuldig. Warenhäuser, in denen sich Tag für Tag ein breiter Strom von Neugierigen ergießt, wo man alles kaufen kann, was man nur wünscht, Billiges und Kostbares, Antiquarisches und Neues, sind eine moderne, der Bequemlichkeit des Publikums dienende Einrichtung. Nun wohl, die Straußschen Programmwerke sind solche musikalischen Warenhäuser, nach dem Grundsatz gebaut und ausgestaltet: Wer vieles bietet, bietet jedem etwas.

Der Programmusiker kann sich auch in den Musikdramen nicht verleugnen. Das ist überhaupt der hervorstechendste Unterschied zwischen der dramatischen Musik Wagners und Straußens, daß ersterer mehr Stimmungen aussingt und aufs Seelische geht, letzterer mehr das äußere Begebnis mit nachahmenden Tonreihen begleitet. Auch der eingefleischteste Straußianer wird wohl zugeben müssen, daß Wagners Art die musikalischere ist. Der ästhetische Fundamentalsatz, daß die Musik in erster Linie Empfindungserreger ist, läßt sich nicht umstoßen, auch wenn sie gewissermaßen im Nebenberuf und in verhältnismäßig bescheidenem Maße zu schildern und zu beschreiben versteht. Auch Wagner hat sie gelegentlich hierzu benutzt, doch nie auf Kosten seiner Hauptaufgabe. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß Strauß, wenn es ihm einmal darauf ankommt, auch die Seele mächtig ergreifen kann, besonders wo es sich um die sinnliche Leidenschaft handelt, aber seine Vorliebe geht unstreitig darauf, seine ganz unglaubliche Virtuosität im Charakterisieren glänzen zu lassen.

Darum ist ihm das Orchester die Hauptsache, und er scheut nicht davor zurück, die Singstimme oft geradezu zu überdecken und unter den Instrumentalmassen zu vergraben. Dabei stellt er an Instrumentalisten und Sänger Anforderungen, die ein anderer gar nicht wagen dürfte. Manche Stellen sind so geschrieben, daß sie kaum sauber auszuführen sind. Strauß würde es in vielen Fällen wohl selbst gar nicht merken, wenn ein Spieler eine andere als die vorgezeichnete Note spielen würde. Sehr oft kommt es ja für die Wirkung tatsächlich auf dasselbe hinaus, überall dort, wo der Komponist mehr eine Geräuschwirkung als artikulierte Musik beabsichtigte. Von einer Stelle in der „Elektra" hat Strauß selbst gesagt, daß auch er sie nicht treffe.

Der Komponist hatte bereits seinen „Don Juan", „Tod und Verklärung" und „Macbeth" geschaffen, als er sein erstes Musikdrama „Guntram" der Öffentlichkeit übergab. Es ist das einzige Werk, wo Strauß auch das Textbuch selbst verfaßt hat. Die Sprache ist stark wagnerisch, meist auch poetisch gut, und nur selten stoßen wir auf prosaische Wendungen, wie etwa „Ich lauscht' deines Sanges herrlichem Inhalt", die dramatische Entwicklung ist fesselnd und logisch. Die Musik weist noch starke Abhängigkeiten von Wagner auf. So erinnert schon das weihevolle Höhenmotiv des Anfangs, das zuerst die Flöten, dann die Klarinetten über dem lange gehaltenen Quartsextakkord der Streicher erklingen lassen, lebhaft an bekannte „Lohengrin"klänge. Anderswo glaubt man das Anfangsmotiv der „Meistersinger" herauszuhören. In der Thematik liebt Strauß noch die breit ausladende Kantilene der Klassiker im Gegensatz zur prägnanten Wagners, die für Musikdramen unstreitig das bessere Ausdrucksmittel ist. Ein musikalisches Unikum bildet der Requiemgesang der Mönche, der in das vollkommen eigene Wege gehende Orchester hineinklingt.

Das Werk vermochte nicht durchzudringen. Das Durchschnittspublikum fand zu wenig Sensationelles in dem Stoff und seiner Gestaltung. Ein so ernstes, tragisches und im tiefsten Grund eben doch noch christliches Stück reizte moderne Nerven zu wenig. Die Kehrseite der Ethik sieht man heute lieber auf den Brettern als ihre mit dem Bilde Christi geschmückte Vorderseite. Darin liegt ohne Zweifel der Grund für die geringe Zugkraft des Stückes, nicht in künstlerischer Minderwertigkeit; denn als Kunstwerk überragt es Hunderte von viel beklatschten und immer wieder neu aufgeführten Stücken. Das Christentum, zu dem Strauß sich im „Guntram" immerhin noch bekennt, bekommt freilich gegen Schluß des Stückes eine wenig motivierte und unerwartete subjektiv kantianische Färbung mit Nietzscheschem Einschlag. Man geht gewiß nicht fehl, wenn man

in folgenden Worten des Helden ein Selbstbekenntnis des damals dreißigjährigen Strauß vermutet; nur so läßt sich erklären, daß der Komponist den berechtigten Einspruch seines Freundes und Gönners Alexander Ritter gegen diese Stelle außer acht ließ:

Arm an Erfahrung
Glaubt' ich wohl einst,
Ein Herz sei
Durch Regeln zu leiten;

Ein Leben sei
Nach Gesetzen zu führen,
Der Masse nur billig,
Dem Verein nur tauglich! ...

Mein Leben bestimmt
Meines Geistes Gesetz;
Mein Gott spricht
Durch mich selbst nur zu mir.

Strauß hatte sich schon frühzeitig in die Lektüre Nietzsches, Schopenhauers und Stirners vertieft, und so kann es uns nicht wundern, daß er aus der Erfolglosigkeit seines „Guntram" die praktische Konsequenz zog und sein dramatisches Schaffen fortan ganz in den Dienst einer von moralischen Grundsätzen nicht beschwerten Lebensauffassung stellte. Darum war er auch einer der ersten, die auf die Seite Wedekinds traten, als die Behörden gegen seine sittlich faulen Bühnenstücke einschreiten wollten. Das Christentum kennt keinen l'art pour l'art-Standpunkt und keine Gesetze, die nur „der Masse billig", und keine Höhenmenschen, die von den Naturgesetzen entbunden wären. Daß Strauß sich nicht mehr um diese Fundamentalsätze des christlichen Ethos kümmerte, das ist es, was uns den Dramatiker Strauß verleidet. Zwar hat die Kunst als Kunst nur künstlerische Gesetze zu befolgen, aber als menschliches Werk genau ebenso wie alle andern menschlichen Werke auch ethische. Ob ein Künstler durch eine künstlerische Handlung oder durch eine außerkünstlerische Ärgernis gibt, kommt für die Verantwortung auf dasselbe hinaus.

In der „Feuersnot", gedichtet von dem bekannten Überbrettldichter Ernst v. Wolzogen, wollte Strauß sich offenbar an den Münchnern rächen, die seinen „Guntram" abgelehnt hatten. Es wird auf die bekannte Wagneraffäre in den sechziger Jahren verwiesen, wo der Meister München verlassen mußte. Das Ganze ist eine Satire auf Münchener Wesen, wobei die Ultramontanen, oder wie sie Dr. Eugen Schmitz nennt, „die pfäffisch-jesuitische Partei", am schlimmsten wegkommen. Die Musik ist voll von Feinheiten, aber auch Derbheiten, ja Plattheiten. Gassenlieder wie „So lang der alte Peteroder", „Mir san net von Pasing, mir san net von Loam" sollten auch in einem Lustspiel keinen Platz finden, das auf Kunstwert Anspruch erhebt. Wie unvergleichlich tiefer und künstlerischer wirkt

die Satire bei Wagner in der humorvollen Travestierung des Walterschen Preisliedes durch Beckmesser. Die Frivolität des Schlusses wirkt abstoßend, wenn man auch zugeben muß, daß in der alten Vorlage, die der Dichter benützt hat, die Szene noch widerlicher ist. Aber die Sünden der Alten sind keine Entschuldigung für Neue. Daß die Musik die Szene idealisiert, wie schon behauptet wurde, kann nur ein Idealist glauben.

Ein paar Jahre nach der „Feuersnot" erschien die „Salome", eine Vertonung des Oskar Wildeschen Einakters. Der irische Dichter hatte ein wildes Leben hinter sich, das ihn wegen perverser Ausschweifungen sogar auf einige Jahre ins Zuchthaus brachte. Man sagt, er sei kurz vor seinem Tode katholisch geworden. Solche Kontraste wären keine Seltenheit in der Geschichte moderner Konvertiten. Die künstlerischen Grundsätze des Dichters stehen fernab von der christlichen Ethik, so sehr sie auch den „Modernen" aus der Seele gesprochen sind. Aus ihrem Munde hören wir ja immer wieder in allen erdenklichen Variationen die Worte Wildes: „Es gibt weder moralische noch unmoralische Bücher; Bücher sind entweder gut oder schlecht geschrieben. . . . Die Kunst und nur die Kunst kann uns gegen den Schmutz des Lebens schützen." Welch grausame Ironie zu diesen letzten Worten ist doch das Zuchthaus und das Bekenntnis, das der Dichter gegen Ende seines Lebens in „De profundis" ausgesprochen hat: „Was mir das Paradoxe im Gebiet des Denkens, wurde mir das Perverse im Gebiet der Leidenschaft . . . ich war nicht mehr Steuermann meiner Seele."

Diesem traurigen Leben des Dichters entsprechend ist denn auch über der „Salome" ein schwüler Dunst gebreitet, denn ein echter Dichter dichtet doch nur sich selbst. Und ein echter Dichter war Wilde, das steht außer Frage. Die rein künstlerischen Eigenschaften der Dichtung „Salome" stehen denn auch sehr hoch. Es ist ein erschütterndes Gemälde einer geilen, abgelebten, nur mehr durch außergewöhnliche Reize aufzupeitschenden Seele. Sowohl Salome wie die hexenhafte Herodias mit ihrer fanatischen Kälte und Gefühllosigkeit und der abgestumpfte, müde und schwächliche König Herodes sind als minderwertige Charaktere außerordentlich scharf geschnitten. Als Gegensatz dieser dekadenten Typen tritt die mannhaft feste Prophetengestalt Jochanaans um so kräftiger hervor. Es klingt fast unglaublich, daß Strauß diese Figur zuerst grotesk gestalten wollte und sie nur des Kontrastes halber in der jetzigen ernsten Haltung wiedergab. Auch sprachlich ist das Drama ein Meisterstück, von orientalischer Glut und Bilderpracht durchlebt. Die Schlüpfrigkeit und Anstößigkeit des Stückes liegt nicht darin, daß auf der Bühne etwa unmoralische Handlungen geschehen, sondern in der rücksichtslosen Enthüllung einer ausgeschämten, begierdeerfüllten Seele. Geradezu barbarisch ist die Szene, wo Salome das abgeschlagene Haupt des Propheten küßt, so daß selbst ein Herodes vor Entsetzen zurückschauert und das erlösende

Wort ausspricht: „Man töte dieses Weib!" Für ein christliches Gefühl, dem der Täufer die makellose biblische Heldenfigur ist, wirkt schon seine Heranziehung zum Objekt weibischer Gier abstoßend.

Es ist klar, daß die leidenschaftliche Tonsprache eines Strauß all das Entsetzliche, Qualvolle und Sinnliche dieses dichterischen Vorwurfes noch unterstreicht. Selbst ein so begeisterter Freund der „Salome" wie Schattmann muß zugeben, daß das Stück „ungewöhnlich sinnlich" ist, Gräner spricht — gewiß nicht vom christlichen Standpunkt aus — von der „grauenhaft sündigen Psyche der Dichtung" und selbst ein Dr. Artur Seidl lehnt trotz seiner persönlichen Freundschaft mit dem Komponisten die „Salome" rundweg ab: „Wir dagegen wollen ‚Sodoms Ende' — ‚das E n d e!' d. h. keine n i e d e r g e h e n d e Rasse, sondern eine a u f s t e i g e n d e Kultur. . . . Wir m ü s s e n sie sogar ernstlich wollen, wenn wir uns nicht s e l b s t verlieren sollen." Sein Urteil glaubt Seidl für die moderne Welt annehmbarer zu machen, wenn er schreibt: „Daß sich in diesem abweisenden Urteil etwa moralische, der Kunst fremde Argumente und Hintergründe, kirchlich-religiöse Unterströmungen bei mir geltend machten, erscheint von vorneherein völlig ausgeschlossen." In Brüssel, Amerika und England wurde denn auch das Stück ernstlich beanstandet und selbst in Berlin mußte man dem „religiösen Gefühl" noch Rechnung tragen, indem man am Schluß den Stern von Bethlehem aufgehen ließ.

Da sind wir nun freilich vom christlichen Standpunkt aus jedes weiteren Wortes enthoben. Denn obwohl die tragische Sühne durch den Tod des weiblichen Ungeheuers geleistet ist, bleibt es doch bestehen, daß von dem Stück ein verpestender Hauch ausgeht. Der Durchschnittsmensch, und das sind neunundneunzig von hundert Theaterbesuchern, ist nun einmal nicht auf den reinen Kunstgenuß eingestellt; er erfaßt nicht so sehr das Erschütternde, das Großartige in der Schilderung dieser korrupten Zeit, sondern bleibt bei der verführerischen Psyche haften. Der geschlechtlichen Leidenschaft aber ist es eigen, daß sie ansteckend wirkt. Sehr gut sagt Hermann Bahr in seinem neuen Roman „Himmelfahrt": „Begegnungen von Menschen aus verschiedenen Quartieren der Menschheit sind niemals ganz unbedenklich. Der aus dem schlechten hat meistens nicht viel davon, den aus dem guten aber kann der bloße Hauch oft verderben."

Über die Musik zur „Salome" ist schon so viel geschrieben worden, daß wir uns kurz fassen können. Alle technischen Mittel sind aufs äußerste gesteigert. Man braucht nicht gerade Wort für Wort zu unterschreiben, was Gräner darüber sagt: „Seine Musik bleibt im Grunde doch immer nur, was sie war: eine große musikalische Verwandlungsdekoration, und im Fall der Salome: eine genaue musikalische Kopie des beweglichen äußeren Gebarens der Handelnden", und kann doch zugeben, daß Strauß dabei mehr malt und schildert als fühlt, wenn es auch nicht an tieferen Schwingungen fehlt. Seine ganze technische Genialität feiert dann ihre Triumphe, wenn sie sich an einer so ganz auf Strauß zugeschnittenen Szene, wie es der Glaubensstreit der Juden ist, erproben darf Wo Strauß eulenspiegeln kann, ist er in seinem Urelement, dann sprühen die Funken und glitzern die Lichter.

Auf die „Salome“ folgte die „Elektra“, eine moderne von Hofmannsthal herrührende Umdichtung des Sophokleischen Stückes. Christlichen Geist brauchen wir darum in dem Werk von vornherein nicht zu erwarten; es ist eine Apotheose der Rache. Aber die nach heidnischen Begriffen immer noch hochstehende und sympathische Elektra ist unter dem Griffel des modernen Dichters ein zähnefletschendes Raubtier geworden. Dementsprechend ist auch die Sprache modern impressionistisch, zuckend und fahrig, wild und hastig. Bei Sophokles ruhige und reine Linien, gedämpft durch den Chor, bei Hofmannsthal ein ungebändigtes Temperament und zügelloser Haß, den das physische Unvermögen, die Rachgier zu befriedigen, nur noch steigert, einer griechisch-klassischen Statue gegenüber mit ihrer Hoheit und Klarheit eine Rodinsche Figur, noch halb Felsen und halb Menschengestalt.

Es ist nicht zu leugnen, daß das Psychische dieser von ihrer Racheidee völlig eingenommenen Frauenseele aus der modernen Dichtung weit unmittelbarer, aber auch abstoßender zu uns spricht. Diese moderne Elektradichtung ist geradezu der Typus eines psychischen Naturalismus, der keine Regung, so unästhetisch sie auch sein mag, unterdrückt und ein seelisches Innenleben völlig nackt vor unsern Augen zeigt. Eine solche ins Perverse gesteigerte Rachgier findet darum beim modernen Dichter auch einen andern Abschluß als bei Sophokles: Elektra stürzt im Freudentaumel über den endlich geglückten Mord der Mutter und ihres Buhlen tot zusammen; eine so plötzlich aufgebürdete psychische Belastung war für den Körper zuviel. Ein Vergleich der Hofmannsthalschen Dichtung mit der Sophokleischen hat einen besondern Reiz. Hier kann man die Unterschiede moderner und klassischer Dramatik viel schneller und intuitiver erfassen, als es das Studium eines gelehrten Buches ermöglichte. Der Stoff liegt uns freilich ferne genug, und so ist es begreiflich, daß das Werk nicht den äußeren Erfolg hatte wie die „Salome“. Es ist das aber auch ein Beweis, daß es nicht künstlerische Interessen sind, die das Publikum in seiner übergroßen Mehrzahl ins Theater locken, denn die Musik läßt an der bekannten, in allen Farben schillernden Mannigfaltigkeit so wenig zu wünschen wie bei der „Salome“.

Mit der „Elektra“ hat Strauß das Äußerste an Kompliziertheit geleistet. Es ist, als hätte er der Welt noch die bald reizvollen bald absonderlichen Inventarstücke seines musikalisch-technischen Museums zeigen wollen, bevor er zu einer schlichteren und einfacheren Ausdrucksweise zurückkehrte, von der er ausgegangen war, und die im „Rosenkavalier“ zum erstenmal wieder durchdringt.

Schon längst mußte man sich verwundert fragen, warum Strauß das Gebiet des Lustspiels, wofür er doch eine besondere Begabung mitbrachte, so wenig pflegte. Da auf einmal begann es in den Tagesblättern

zu rauschen; es erschienen geheimnisvolle Andeutungen, daß Strauß an einer Komödie arbeite; bald hatte man Einzelheiten erhorcht oder auch erfunden, die Reklamelawine war in Bewegung gekommen und mußte nach schlauer Berechnung bald die ganze Presse ergreifen und dem Werk selbst den Weg bahnen[1].

Vielleicht hatten die den Erwartungen nicht ganz entsprechenden Erfolge der „Elektra“ Strauß den ersten Anstoß gegeben, nun wieder einmal zum Publikum herabzusteigen, wie schon früher im Fall „Guntram-Feuersnot“. Kurz, die neueste Sensation nach der „Elektra“ bildete der „Rosenkavalier“, ein Stück, gedichtet von Hofmannsthal, das den schlechten Instinkten des Publikums reichen Nährstoff lieferte und schon darum eines gewaltigen Erfolges sicher sein konnte.

Das Stück spielt in der verlottertsten Zeit des 18. Jahrhunderts und ist voll von zynischen Anzüglichkeiten, als Spiegel der damaligen Zeit zwar für den Kulturforscher interessant, für breitere Massen aber nicht weniger als veredelnd. Aber selbst der Kulturforscher wird seinen Stoff lieber aus der Literatur der Zeit holen als aus modernen Nachempfindungen. Ebenso leicht geschürzt wie der Text ist die Musik, wenigstens im allgemeinen. Allein zur Rokokokultur gehört Rokokomusik; jede andere ist stilwidrig. Insofern hat der Gedanke einer Rokokokomödie für einen neuzeitlichen Komponisten etwas seinem Empfinden Fremdes, für ihn Unübersetzbares. Es wird immer ein eklektisches Gebilde herauskommen, das weder das moderne noch das Rokokokolorit trifft. Nun hat ja gewiß Strauß eine erstaunliche Anpassungskraft. Trotzdem ist es ihm nicht gelungen, dieser innerlichen Gegensätze Herr zu werden. Mozartsche Kantilenen (wie etwa das prächtige Menuett in A-Dur im ersten Aufzug) wechseln mit romantischen und neuitalienischen, dazwischen tönt einmal ein richtiger Praterwalzer, die Instrumentaleinleitung des dritten Aufzuges ist ein echtes Stück Programmusik, so daß die ganze Partitur beinahe einer musikhistorischen Beispielsammlung aus den letzten 120 Jahren gleicht. Die musikalische Illustrierung des Kerzenauslöschens mag

[1] Diese kaufmännischen Gepflogenheiten hat man Strauß oft verübelt. Wir möchten aber doch glauben, daß sie mehr dem Verleger und den allzeit dienstbereiten Straußknappen zur Last fallen. Trotzdem sollte sich der Komponist, wie auch Artur Seidl meint, „dieses frivole Getriebe, in unzweideutiger Weise öffentlich brandmarkend, energisch einmal verbitten“. Seine guten finanziellen Erfahrungen hat Strauß auch seinen Kollegen zunutze gemacht, indem er eine „Anstalt für musikalisches Aufführungsrecht“ im Anschluß an die Genossenschaft deutscher Tonsetzer gründete. Auch das hat ihm viele Anfeindungen eingebracht. Die Sache hat auch ihre zwei Seiten. Aber wenn die Anstalt so weit geht, daß sie sogar ihre Bearbeitungen deutscher Volkslieder in der vom Deutschen Kaiser angeregten Sammlung tantiemenpflichtig macht, dann ist das nicht gerade nobel, und die Redaktion der Volksliedersammlung hätte gut getan, auf solche anspruchsvollen Mitarbeiter zu verzichten. Es hätten sich auch andere finden lassen.

bei einem Operettenschlager, dessen einziger Zweck die Unterhaltung ist, hingehen, nicht aber bei einem künstlerisch anspruchsvollen Lustspiel. Wer möchte darum ein solches, wenn auch noch so genial zusammengestelltes Gemenge noch echte Kunst nennen? Wie herzig, liebenswürdig und einheitlich ist dagegen etwa Mozarts „Entführung aus dem Serail", die zudem im Verhältnis zum „Rosenkavalier" nur geringe Anforderungen stellt!

Was soll man erst über die „Ariadne auf Naxos" sagen? Mir kommen unwillkürlich die Worte aus den „Meistersingern" in den Sinn:

Dies Lied, bin's sicher, zwar niemand versteht,
Doch bau' ich auf eure Popularität.

Schon der Titel ist irreführend. Denn das Stück ist inhaltlich dem Wesen nach nichts anderes als die Molièresche Komödie „Der Bürger als Edelmann", die sich von Hofmannsthal allerdings mancherlei Glieder abschneiden und schließlich sogar das Haupt abschlagen lassen mußte, um dem neuen Kopf der „Ariadne auf Naxos" auf dem verstümmelten Rumpf Platz zu machen. Jedermann kann sich denken, was für ein „Lebewesen" eine solche Operation zustande bringen mußte[1].

Diese „Ariadne auf Naxos" nun ist ein Theater auf dem Theater, eine Einlageoper im Schauspiel. Sie wird gespielt, wenn die Zuhörer beinahe zwei Stunden lang durch das vom modernen Dichter beibehaltene Bruchstück der Molièreschen Komödie hingehalten sind. Schon aus diesem Grunde kann von künstlerischer Einheit nicht mehr die Rede sein; es sind zwei disparate Teile, die innerlich gar nichts miteinander zu tun haben. Die „Ariadne" selbst, d. h. die Molière aufgepfropfte Neudichtung ist ein Lustspiel und ein Trauerspiel in einem; zwei ganz verschiedene Welten kontrapunktieren gegeneinander. Das Gemisch entstand dadurch, daß auf Befehl Jourdains in das ursprünglich einheitliche Trauerspiel ab improviso „die ungetreue Zerbinetta und ihre vier Liebhaber" hineingearbeitet werden mußten. Das gab natürlich Verwicklungen aller Art, notwendige Streichungen im Trauerspiel, Streitereien der beiden Parteien, bis endlich das Ganze leidlich zur Abwicklung kommt, wobei natürlich einige Zoten nicht ausbleiben dürfen. Solche Würze ist das Straußsche Publikum ja gewohnt. Hofmannsthal suchte in einem Briefe an Strauß die „Ariadne" symbolisch zu deuten. Aber kein Zuhörer würde beim Betrachten des Stückes diesen symbolischen Sinn herausfinden.

Das Publikum wird in der Person des Herrn Jourdain nicht übel charakterisiert (schon bei Molière): „Dieser Herr Jourdain ist albern über

---

[1] Wenn Dorantes zu Frau Jourdain spricht: „Wo ist denn Ihre Jungfer Tochter, daß ich sie nicht zu sehen bekomme?" so hat das bei Molière, wo die Tochter im Verlauf des Stückes noch eine große Rolle spielt, seinen guten Sinn, nicht aber bei Hofmannsthal, wo die Tochter überhaupt nicht auftritt. So etwas durfte dem Bearbeiter nicht entgehen.

die Begriffe. Sein Urteil trifft stets das Verkehrte; was ihm zu loben beikommt, ist das Gemeinste vom Gemeinen oder etwas Verfehltes; aber sein Geld verbessert die Urteile seines Verstandes." Der Komponist der „Ariadne" — bei Molière ein Musikschüler, der eine Arie für eine Serenade komponiert hat — läßt sich nicht wenig schmeicheln, wenn der Musiklehrer ihn also herausstreicht: „Solche Schüler wissen so viel als die größten Meister; und die Oper ist so schön ausgefallen, daß es nicht besser sein könnte." Weniger schmeichelhaft spricht später allerdings der Tanzmeister: „Die Oper ist langweilig über die Begriffe, und was Einfälle betrifft, so steckt in meinem linken Schuhabsatz mehr Gesangsmelodie als in der ganzen ‚Ariadne auf Naxos'."

Man kann sich kaum etwas Tolleres denken als dieses Stück, und doch möchte man Strauß fast die Hand drücken, daß er es fertig gebracht hat, dasselbe Publikum, das er in einer unerhörten Satire verhöhnt, frenetischen Beifall klatschen und schwere Eintrittsgelder bezahlen zu lassen. Wahrhaftig: Jourdains Geld „verbessert die Urteile seines Verstandes".

Die Musik weist diesmal im Gegensatz zu den früheren Werken des Komponisten nur eine geringe Instrumentalbesetzung auf. Es wurde das Bedenken ausgesprochen, daß für manche Stellen die klanglichen Qualitäten des Kammerorchesters nicht ausreichten. Ich glaube aber, wir sind durch unsere modernen Massenorchester zu sehr verwöhnt. Für wirkliche Empfindungsmusik ist auch das Kammerorchester ausreichend, denn es entscheidet dabei nicht die Quantität, sondern die Qualität. Das Melodische tritt in der „Ariadne" gegenüber der oft maßlosen Verworrenheit früherer Werke kräftig heraus, die in der Sache gelegenen Gegensätze weiß Strauß wie immer musikalisch aufs treffendste nachzuzeichnen. Um manche außergewöhnliche Feinheiten tut es einem leid, daß sie keinen besseren Rahmen gefunden haben als die „Ariadne". Hier bringen sie nur ein neues Mischelement in das ohnehin schon aus viel zu vielen Ingredienzien zusammengesetzte Gebilde hinein. Wie man hört, will Strauß die „Ariadne" umarbeiten. Unser Glaube, daß daraus etwas wesentlich Besseres wird, ist gering.

Die letzte Überraschung war die eingangs erwähnte „Josephslegende", welche die Geschichte des ägyptischen Joseph in freier Weise behandelt. In Deutschland hat man das Stück noch nicht gesehen, denn die russischen Mimen, die ja das alleinige Aufführungsrecht besitzen, haben jetzt anderes zu tun, als ihre Augen mystisch zu verdrehen und ihre Tanzbeine springen zu lassen. Für die deutsche Kultur ist es auch wirklich nicht schade, wenn sie uns für immer fernbleiben.

Zwar meinte René Prévôt in den „Münchener Neuesten Nachrichten" nach der Pariser Aufführung, offenbar beeinflußt von dem symbolistischen Gerede der Librettoverfasser Hofmannsthal-Keßler: „Was die Putiphar zu Joseph hinzieht,

ist wohl nicht so sehr die gemeine Sinnenlust der biblischen Originallegende, sondern der höhere menschliche Trieb zum unfaßbaren Mysterium des Lebens"; ähnlich spricht auch der Berichterstatter der Wiener „Neuen Freien Presse"; aber alles das sind nur schöne Worte, eine Tünche über Gräbern, denn kein Zuschauer wird sich bei Vorführung des Stückes um mystische Deutungsmöglichkeiten kümmern. Max Nordau wird in der „Vossischen Zeitung" denn auch schon deutlicher, wenn er die neuen Reize hervorhebt, „womöglich noch pikanter als die weiblichen Nacktheiten, die die Nerven nicht mehr genügend aufpeitschen", ferner: „Die Tänze der jungen Sklavinnen ließen an faszinierender Schlüpfrigkeit nichts zu wünschen übrig." Leopold Schmidt schreibt in seiner Besprechung im „Berliner Tageblatt", an Stelle christlicher Weltanschauung und des Erlöserdogmas sei eine mehr hellenistische Lebensauffassung getreten, die Frauen tanzten den Tanz der Wollust, der darstellt, wie die Braut in der Hochzeitsnacht entschleiert wird, und schließt seinen Bericht mit den Worten: „Ob die Legende in Deutschland Wurzel fassen wird, ist schwer vorauszusagen. Es gehört zu dieser Kultur des Nackten ein Grad von Vorurteilslosigkeit, den man bei uns nicht überall voraussetzen darf. . . ."

Solche gewiß nicht von „klerikaler Voreingenommenheit" zeugenden Urteile beweisen zur Genüge, daß hier wieder einmal, wie so oft in der Geschichte der Kunst, ein biblischer Stoff zu Sensation und sinnlichem Nervenkitzel herhalten muß. Nimmt man dazu die rauschende Pracht der Inszenierung in der anachronistischen Art Paolo Veroneses und die auch diesmal wieder in der Faktur verhältnismäßig einfache, melodiöse und eingängige Musik Straußens mit ihren weichen und verträumten Klängen [1], so wird die unglaubliche Wirkung auf die Pariser verständlich, verständlich aber auch, daß gerade junge Leute in den Entwicklungsjahren durch dieses eine Stück allein seelisch vergiftet werden können. Die Schlange im Blumenhain ist nicht weniger gefährlich als im Gestrüpp. Das Christentum kann gegen solche moralische Anarchie nur protestieren.

Das Stück ist ein Mimodram, also ein Gebärdespiel ohne Worte mit Musikbegleitung. Schon 1897 hatte sich Strauß, angeregt von Wedekind, mit dem Plane getragen, ein ernstes pantomimisches Werk zu schaffen, allein die Schwierigkeiten waren so groß, daß die Ausführung einstweilen unterblieb. Daß eine solche Gattung ästhetische Berechtigung hat, ist wohl nicht zu bestreiten, wenn auch die Gefahr der Veräußerlichung und seichten Inhaltes hier näher liegt als anderswo. Noch mehr als im gesungenen Musikdrama müßte die Musik an psychologischer Ausdruckskraft ersetzen, was bloßes Gebärdenspiel zu leisten nicht imstande ist. Nun war aber gerade das Psychologische nie die stärkste Seite des Komponisten, und auch in der „Josephslegende" kommt die Neigung zum Malen, zum Charakterisieren und tonmalerischen Nachahmen äußerer Bewegungen und Rhythmen mehr zur Geltung als psychologische Tiefe. So wird man auch nach

---

[1] Die Besetzung des Orchesters ist gegenüber der einfachen in der „Ariadne" wieder sehr massig, selbst die Windmaschine fehlt nicht. Auch finden sich immerhin noch manche Stellen, wo die Dissonanzenlust alle Zügel schießen läßt.

rein künstlerischen Gesichtspunkten die „Josephslegende“ nicht als ein Muster der Gattung bezeichnen können. Am Schlusse fehlt nicht der Deus ex machina in Gestalt eines Engels, der Joseph aus der Lebensgefahr befreit, während das Weib Putiphars sich erdrosselt. So ist zwar die tragische Sühne geleistet, indem ebenso wie bei der Salome schließlich das Böse unterliegt, aber die Einzelheiten sind mit solcher Lust an bedenklichen Situationen ausgemalt, daß der Schluß zu einem bloßen neuartigen Schaureiz herabsinkt. Als Eindruck bleibt nicht die Sühne, sondern die leidenschaftliche Gier. Von der aristotelischen Reinigung der Leidenschaften kann keine Rede sein. Ungleich schlimmer als trockene wissenschaftliche Systeme wirken darum solche Theaterstücke darauf hin, christlichen Geist und christliche Gesittung im Volke zu untergraben.

Strauß steht bereits im sechsten Jahrzehnt seines Lebens. Dürfen wir noch hoffen, daß er uns große Werke schenkt, die einen vollkommen ungetrübten ästhetischen Genuß gewähren? Vor allem aber, dürfen wir noch erwarten, daß er seiner unseligen Neigung, niederen Leidenschaften zu schmeicheln, entsagt? Sein Einfluß ist ein so ungeheurer, daß er wie wenig andere der Menschheit zum Segen sein könnte, wenn er nur wollte. Statt dessen läßt er sich von der Mode treiben und folgt ihren Launen. Eines freilich muß man der Straußschen Musik lassen: sie ist ein getreues Spiegelbild unserer Zeit mit ihren technischen, dem Metaphysischen abgewandten Idealen, ihrem schrankenlosen Individualismus und seiner natürlichen Folge, dem Mangel an stilbildender Kraft. Auch Strauß imponiert vor allem durch seine ganz großartige technische Routine, und seine musikalischen Einfälle durchlaufen alle Empfindungsstufen von archaischer Herbheit bis zu den Linienpurzelbäumen des Rokoko, ja bis zu den Trivialitäten der Straße und der Kneipen. Nicht e i n Individuum spricht aus seiner Musik, sondern viele, die in der Persönlichkeit des Komponisten oft nur äußerlich geeint erscheinen. Es bleibt darum abzuwarten, ob eine spätere, beruhigtere Zeit, die mehr auf Tiefe als auf äußeres, anspruchsvolles Gebaren, mehr auf ein seelenvolles Antlitz als auf prunkende, edelsteingeschmückte Gewänder sieht, nicht nur ein geschichtliches Interesse an Strauß finden wird, sondern auch ein praktisches, und ob seine Musik nach hundert Jahren noch ebenso lebendig sein wird wie in unsern Tagen die Musik eines Mozart und Beethoven.

Josef Kreitmaier S. J.

Übersicht.

Die römische Frage.

Mit eiserner Faust rüttelt der Weltkrieg an den politischen und sozialen Gebilden, an den gesetzgeberischen Einrichtungen und macht die Probe auf ihre Gesundheit und Kraft. Manch gleisnerischer Bewurf fällt ab und legt alte Schäden bloß. Publizistik und Presse buchen Aufdeckung und Verdikt.

Auffallend und überraschend ist der Eifer, mit dem seit Kriegsbeginn „die römische Frage", „die Lage des Papstes", „das italienische Garantiegesetz" von der Presse, der katholischen und akatholischen, von Juristen, Historikern, Journalisten, Kanonisten und Theologen, in eigenen Schriften und in Zeitschriftenartikeln, besprochen werden. Auch wir haben die Frage jüngst in dieser Zeitschrift[1] behandelt. Nun soll eine Übersicht über die Literatur, soweit sie in der Kriegszeit zu beschaffen war, unsere Ausführungen ergänzen; viel Wertvolles und Treffliches fanden wir da aufgespeichert.

Eine sachliche Gruppierung ist kaum möglich, da alle Veröffentlichungen denselben Gegenstand, und zwar im wesentlichen mit derselben Beurteilung der Hauptfragen, darlegen.

1. Als erster erschien 1915 auf dem Plan der Prager Kirchenrechtslehrer Dr. R. Hilgenreiner mit zwei Ausgaben seiner Schrift „Die römische Frage nach dem Weltkriege", welche eine der inhaltreichsten und umfassendsten dieser Spezialliteratur ist. Sie behandelt den Gegenstand in seiner ganzen Ausdehnung in sechs Abschnitten: 1) Die doppelte Souveränität des Papstes. 2) Der Kirchenstaat des Wiener Kongresses. 3) Der Untergang des Kirchenstaates. 4) Das italienische Garantiegesetz. 5) Lösung der römischen Frage. 6) Der neue „Wiener Kongreß".

Der Verfasser liebt es, uns allenthalben seine eigenen Gedanken durch die bewährtesten Gewährsmänner vortragen und entwickeln zu lassen. Seine Darstellung ist daher stellenweise ein sehr geschicktes Gewebe aus dem Besten und Treffendsten, was über den Gegenstand geschrieben und gesprochen worden ist. Diese Art hat viel Anregendes und Eindringliches; nur bleibt zuweilen etwas unbestimmt, inwieweit der Verfasser mit den Ausführungen seiner Gewährsmänner zusammengeht.

In dem zweiten und dritten Abschnitt, welche vorwiegend historischer Natur sind, finden sich manche Hinweise auf die bekannte und verdiente Arbeit Nürnbergers, welche allerdings nicht allenthalben auf derselben wissenschaftlichen Höhe

[1] 91 (1916), 505 ff.

steht. — Was sodann die beiden wichtigsten Fragen angeht: das Garantiegesetz und die Lösungsversuche, so wird bei der Verurteilung des Gesetzes das völlige Versagen desselben in Anlehnung an Geffcken und Bornhak, mit Berufung auf Pius IX. und Leo XIII. vorzüglich aus der Entziehung jeglicher weltlichen Souveränität hergeleitet, welche doch sowohl von der Würde und Unabhängigkeit als von der der Papstwürde wesentlichen geistlichen Souveränität durchaus gefordert wird.

Bei der Behandlung der Lösungsversuche erörtert der Verfasser an erster Stelle die Möglichkeit und Opportunität einer Wiederherstellung des Kirchenstaats von 1815. Dabei wird im Anschluß an Heiner und Kardinal Merry del Val dargetan, daß der Papst auf diesen verzichten kann, wenn auf andere Weise seine unumgängliche „Amtsunabhängigkeit" gesichert ist.

Mit Recht wird sodann betont, daß eine Wiederherstellung des Kirchenstaates von 1815 ohne Anwendung von Waffengewalt von dem geeinten Italien nicht zu erlangen ist, ja selbst die Rückgabe des rechten Tiberufers von Rom auf übergroße Schwierigkeiten stoßen würde. Doch wäre es nicht unnütz gewesen, S. 64 am Ende der Behandlung des ersten Lösungsversuches durch Rückgabe eines souveränen Territorialbesitzes, im Anschluß an das S. 14 15[1] von Wernz und Cavagnis, S. 48 von Pius IX. und Leo XIII., S. 58 61 von Merry del Val und Triebs Gesagte von neuem mit Benedikt XV. festzustellen, daß in der gegenwärtigen politischen und sozialen Zeitlage eine weltliche Souveränität, auch geringen Ausmaßes, die allein genügende und daher unerläßliche, providentielle Erscheinungsform und Betätigungsbedingung der geistlichen Souveränität ist. Dies war um so wünschenswerter, als S. 64 am Eingang zur Erörterung des zweiten Lösungsversuches die Internationalisierung als „das vielleicht wesentlichste Moment" bezeichnet wird.

Sehr richtig wird S. 64 eine Internationalisierung des Garantiegesetzes vom 13. Mai 1871 entschieden abgewiesen. Bei der Abschätzung der Vorteile der Internationalisierung eines mit dem Papste abzuschließenden neuen Übereinkommens konnte der Verfasser noch nicht die Momente berücksichtigen, welche die neueren italienischen Kontroversen[2] ergaben.

Der Verfasser läßt kaum erkennen, welchem der beiden Lösungsversuche er das Hauptgewicht zuteilt. Diese Unbestimmtheit ist wohl dadurch veranlaßt, daß die Entscheidung der Lösungsfrage dem Heiligen Vater vorbehalten bleiben muß. Immerhin ist hinlänglich klar, daß er sowohl weltliche Souveränität als internationale Bürgschaften zu einer befriedigenden Lösung fordert.

Im übrigen empfiehlt sich die Schrift durch eine gewandte und gewählte Schreibweise, welche es dem Leser erlaubt, sich die reiche Belehrung, welche sie bietet, mühelos, ja mit Genuß anzueignen.

2. In derselben Ausdehnung wie Hilgenreiner behandelt auch Dr. Karl Hoeber in seiner Schrift „Der Papst und die römische Frage"[3] den Gegen-

[1] Die Seitenzahlen sind in beiden Auflagen die gleichen.

[2] Siehe diese Zeitschrift 91 (1916), 530 f. [3] Köln 1916 (63).

stand in vier Abschnitten: 1) Die religiös-kirchliche Seite. 2) Die italienisch-nationale Seite. 3) Die völkerrechtlich-internationale Seite. 4) Neuere Vorschläge und Richtlinien zur Lösung der römischen Frage.

In dem ersten Abschnitt wird nach wenigen Sätzen über die theologischen Grundlagen des weltlichen Besitzes der Kirche dessen Geschichte bis zum Einbruch der französischen Revolutionstruppen in Italien und im zweiten Abschnitt bis zum Garantiegesetz des 14. Mai 1871 fortgeführt. Der dritte ist der Beurteilung dieses Gesetzes, zumal seiner völkerrechtlich-internationalen Seite gewidmet. In diesem zweiten und dritten Abschnitt ist das von Lulvès [1] gesammelte Material verständnisvoll ausgewertet, in erheblicher Weise bereichert und fortgeführt. Mit Nachdruck wird durch gewichtige Zeugnisse die internationale Bedeutung der geistlichen Souveränität des Papstes hervorgehoben, welche eben jetzt in der Kriegszeit in so überraschendem Maße auch in akatholischen Kreisen Beachtung und Anerkennung gefunden hat. Nicht ohne Interesse sind die Wandlungen, welche die Auffassung vom Papsttum im Geiste Bismarcks durchmachte. Sein Urteil war in ruhigen, durch keine politischen Interessenkämpfe getrübten Zeiten ein auffallend gerechtes und günstiges, wie der Verfasser auf Grund einer Spezialstudie Lulvès' [2] zeigt.

Der meiste Raum ist mit Recht den Lösungsversuchen gewidmet, wobei vor allem im Anschluß an die eindrucksvolle Rede des Kardinals Csernoch vom 23. März 1916 dem Papst das letzte, entscheidende Wort dieser Erörterung vorbehalten wird. Sodann wird eingehend der Wert der Internationalisierung geprüft und die beschränkte Bedeutung dieses vielgenannten Lösungsversuches nachgewiesen. Hierbei hätte die Internationalisierung des italienischen Garantiegesetzes von 1871 noch entschiedener zurückgewiesen werden können.

Hierauf wendet sich der Verfasser seiner Hauptthese zu. Auf Grund einer Reihe gewichtigster Stimmen, zunächst der letzten Inhaber des päpstlichen Thrones, sodann aber auch einer Zahl akatholischer Gelehrten und Preßorgane kommt er zu der Folgerung: „Der Kirchenstaat war im Verlauf seiner wechselvollen Geschichte bald größer, bald kleiner; sein Gebiet braucht an sich nur wenige Quadratkilometer zu umfassen; aber die Hauptsache ist, der Papst darf nicht Untertan eines fremden Souveräns sein!"

An konkreten Vorschlägen zur Verwirklichung dieser Forderung wird zunächst der alte Vorschlag Visconti-Venostas erwähnt: die Rückgabe der leoninischen Stadt und eines Streifen Landes bis zum Meer; doch werden zugleich auch einige ihr entgegenstehende Schwierigkeiten hervorgehoben. — Im Anschluß an diesen Vorschlag wird noch eine neuere Variante angeführt, welcher Claar [3] in Deutschland eine gewisse Publizität verschaffte. Sie knüpft an einen, wie man sagt, bereits unter Pius X. erfolgten Ankauf eines Pinienhains des Marchese Sacchetti an. Dieser Hain soll mit stillschweigender Zustimmung der Regierung

[1] Siehe unten S. 82.

[2] Bismarck und die römische Frage: Deutsche Revue XLI (1916 II) 143 ff. 289 ff.

[3] Siehe unten S. 88.

durch weitere, privatrechtliche Ankäufe allmählich bis zum Meer erweitert werden. Dann könne in einem günstigen Augenblick auf Grund dieses Besitzes ein den Wünschen und Bedürfnissen des Papstes entsprechendes Abkommen getroffen werden. Dadurch würde u. E. das ohnehin kaum zu verwirklichende Hauptprojekt eher erschwert als erleichtert. Der genannte Pinienhain liegt nämlich genau zwischen zwei zur Befestigung Roms gehörigen Forts und ist vom Vatikan durch die weite und tiefe Valle d'Inferno mit ihren zahlreichen Lehmgruben und Ziegeleien getrennt, von anderen mit solchen Ankäufen verbundenen Schwierigkeiten zu schweigen.

Die Hauptthese Hoebers, daß zu einer befriedigenden Lösung der römischen Frage vor allem der Papst wieder wirklicher weltlicher Souverän werden muß, ist durch die Aussprüche der letzten Päpste außer Zweifel gesetzt. Auch die Modalität, „daß das Gebiet des Papstes nur wenige Quadratkilometer zu umfassen brauche", soll, wie uns das Vorwort sagt, an leitender Stelle auf keine Schwierigkeiten stoßen. Auf *eine* konkrete Form dieses Mindestmaßes wurde in *dieser* Zeitschrift [1] hingewiesen. — Doch greifen wir der Entscheidung des Heiligen Vaters nicht vor, um so weniger, als er vorerst die Zeitlage noch nicht kennen kann, in der sie erfolgen muß.

Die straffe Zielstrebigkeit der Darstellung neben dem reichen Inhalt und der klaren und gewählten Diktion bildet einen Hauptvorzug der sehr lesenswerten Studie [2].

3. Der Archivrat Dr. J. *Lulvès* behandelt unser Thema als Historiker. Seine Ausführungen verraten eine Kenntnis von Italiens Geschichte und Literatur, wie sie sein zehnjähriger Aufenthalt im Preußischen historischen Institut in Rom erwarten ließ.

Der Verfasser veröffentlichte seine Studie zuerst unter der Überschrift „Die Lage des Papsttums in dem gegenwärtigen europäischen Kriege" in der „Deutschen Revue" (November 1915) und sodann „mit eingehenden Ergänzungen und Umarbeitungen" als 76. Heft der politischen Flugschriften „Der deutsche Krieg" mit dem Titel „Die Stellung des Papsttums im Weltkriege".

Auch Lulvès behandelt unsere Frage in ihrer ganzen Ausdehnung [3]. Sein Hauptverdienst liegt auf dem Gebiete der geschichtlichen Forschung, für welche er sehr brauchbares Material beigebracht hat, das denn auch in andern Darstellungen

---

[1] 91 (1916) 520 ff.

[2] Für eine weitere Auflage bemerke ich, daß S. 21 „Bayerischen Gesandten Graf Spaur" und S. 26 „den Arzt Dr. Pantaleoni und den ehemaligen Jesuiten Passaglia" zu lesen ist.

[3] Sie enthält folgende Abschnitte: 1. „Die Verhandlungen über die ‚römische Frage' bis zur Besetzung Roms und des Kirchenstaats durch die Piemontesen." — 2. „Warum ist die Sicherstellung des Papsttums ohne Mitwirkung der übrigen Mächte erfolgt?" (*richtiger*: versucht worden). — 3. „Wert des Garantiegesetzes nach den Erfahrungen aus dem gegenwärtigen Kriege." — 4. „Übersicht über die hauptsächlichsten, im Gegensatz zum Garantiegesetz bisher gemachten Vorschläge für eine Sicherstellung der Lage des Heiligen Stuhles."

bereits geeignete Verwendung fand. Dasselbe entspricht allerdings nicht den Anforderungen, welche wir an eine streng wissenschaftliche Darstellung stellen müssen, weder was Vollständigkeit noch was die kritische Verwertung der Quellen betrifft. Jedoch lag auch eine solche wissenschaftlich-kritische Arbeit nicht in der Absicht des Verfassers.

Es finden sich in der Schrift manche Werturteile, welche im Munde eines akatholischen Autors von vorurteilsfreier Denkungsart zeugen. Trotz aller Sympathie und Wertschätzung für die nationale Einigung Italiens ist nach ihm „die Unhaltbarkeit der Lage des Papsttums jetzt (nach dem Eintritt Italiens in den Weltkrieg) allerseits klar geworden" (S. 7). „Die Folgerung, daß der Papst Untertan des Königs von Italien werden müsse, hat Europa bisher nicht gezogen. Das Verhältnis des Papstes zu dem Königreich Italien ist . . . eine ungelöste Frage" (S. 35). Er spricht von „der Stellung des während des Weltkrieges an politischer und ethischer Bedeutung unleugbar gewachsenen Papsttums" (S. 45). Allerdings stoßen wir auch auf Beurteilungen, welche weniger Zustimmung finden werden. Es ist eben dem Verfasser nicht gelungen, die sein Thema normierenden kirchenrechtlichen Anschauungen mit Schärfe und Klarheit zu erfassen.

Auch in der Behandlung der Lösungsversuche der römischen Frage herrscht das geschichtliche Moment vor. Es wird eine Reihe bisher aufgetauchter Vorschläge dargelegt, etwas eingehender der Vorschlag eines kleineren Kirchenstaates mit oder ohne internationale Sicherung erörtert. Doch erhalten wir eher geschichtliches Material als leitende Gesichtspunkte.

Bei der Darlegung der Ansichten Heiners, Hilgenreiners[1] und P. v. Nostitz-Rienecks[2] (S. 43) in betreff der Notwendigkeit eines Kirchenstaates wäre es zur Vermeidung möglicher Mißverständnisse ratsam gewesen, hervorzuheben, daß nach ihnen, wie letzterer sich ausdrückt, „die Notwendigkeit des Kirchenstaates" (d. h. des Kirchenstaates von 1815) von Pius IX. und seinen nächsten Nachfolgern nie in der Weise hervorgehoben wurde, daß allen andern Zukunftsmöglichkeiten alle Türen verriegelt worden wären. In betreff der Notwendigkeit *eines* Kirchenstaates, d. h. einer weltlichen, wahren Souveränität über ein Gebiet auch von geringem Umfang, denken alle drei Herren ohne Zweifel wie Kardinal Cavagnis und P. Wernz[3]. Für sie alle liegen die „Zukunftsmöglichkeiten" auf dem Gebiete des Ausmaßes und anderer Modalitäten *eines* Kirchenstaates.

4. Wenden wir uns nun einer Gruppe von Zivilrechtslehrern zu, welche sich mit unserer Frage beschäftigt haben.

Als vierten Band der „Zeit- und Streitfragen der Gegenwart" gab der Universitätsprofessor Dr. G. J. *Ebers* eine Studie mit dem Titel heraus „Italien und das Garantiegesetz"[4]. Auch er fühlte das Bedürfnis, zunächst darzulegen (S. 5), „wie sich die Gedanken, die ihren rechtlichen Niederschlag im

[1] A. a. O. S. 14 51.
[2] Siehe *diese* Zeitschrift Bd. 90 (1916) 434.
[3] Ebd. 91 (1916) 517. [4] Köln 1915.

Garantiegesetz fanden, im Laufe der unmittelbar vorangegangenen zwei Jahrzehnte entwickelt haben".

So handelt denn der erste Abschnitt (S. 7—31) vom „Untergang des Kirchenstaates und der Entstehung des Garantiegesetzes". Die Darlegung, welche, obgleich sehr summarisch, sich durch Klarheit und Bestimmtheit auszeichnet, führt uns vom Sieg Radetzkys bei Novara (23. März 1849) bis zum Garantiegesetz von 1871. Im zweiten Abschnitt: „Italiens Verpflichtungen aus dem Garantiegesetz", erhalten wir eine Erläuterung des Garantiegesetzes von hervorragender juristischer Schärfe, in welcher auch die inneritalienische, beträchtliche Literatur mit ihren den jeweiligen Bedürfnissen und Wünschen der Regierung Rechnung tragenden Subtilitäten einige Berücksichtigung gefunden hat. „Die Sanktion des Garantiegesetzes und sein Zusammenbruch im Weltkriege" ist der Titel des dritten Abschnittes. Hier wird zuerst (S. 47) die gewaltige Steigerung des Ansehens des Papsttums unter Leo XIII. und der Aufschwung des innerkirchlichen Lebens unter Pius X. wahrheitsgetreu betont, die trotz des Fehlens des Kirchenstaates erreicht wurden; hierauf wird aber auch die selbst von Benedikt XV. mit aller Entschiedenheit erhobene Klage über die völlige Unzulänglichkeit des Garantiegesetzes erwähnt.

Schlagend weist sodann der Verfasser im einzelnen die Berechtigung dieser Klage nach; vor allem aus dem Mangel einer einigermaßen sichern Grundlage, da ja das Gesetz und seine Sicherung statt des erwarteten internationalen einen rein inneritalienischen Charakter erhalten hatte; sodann aus dem Mangel der nötigen Garantien für seine wohlwollende Ausführung, der nur zu bald neue Unbilden und Vergewaltigungen herbeiführte. Der Verfasser hält sich bei diesem Nachweis auf dem Boden des positiven und internationalen Rechts, ohne die wesentlichsten Mängel zu berühren, welche sich aus den Ansprüchen der geistlichen Souveränität ergeben. Die ihr zugrunde liegende gottgewollte Sendung muß sich in der diesseitigen Welt auswirken, wofür sie die irdischen Erfordernisse aus ihrer eigenen Machtvollkommenheit schöpfen muß, während sie sie hier als gnädige Gabe aus fremder Hand entgegennehmen soll.

Sehr eingehend wird die Probe behandelt, welcher der gegenwärtige Weltkrieg das Garantiegesetz unterwarf. Auf die Möglichkeit einer solchen Probe hatte schon Pius IX. in seinem ersten Protest gegen dasselbe (15. Mai 1871) hingewiesen. Sehr reichhaltig und dankenswert ist die Beweisführung für das Schlußurteil (S. 62): „Das Garantiegesetz ist bei der ersten Belastungsprobe zusammengebrochen; der Versuch, eine internationale Institution, wie es das Papsttum ist, durch ein nationales Gesetz zu regeln, ist gescheitert."

Der scharfe juristische Geist, von dem die ganze Untersuchung und Darlegung getragen ist, gibt der Schrift ein ganz eigenes Gepräge und macht sie zu einer sehr erwünschten Ergänzung der bereits erwähnten, mehr historisch gerichteten Ausführungen.

5. Professor Dr. Konrad Bornhak behandelt in den „Grenzboten" 74 (1915, 16. Juni), 321—327 „die völkerrechtliche Stellung des Papstes",

also die völkerrechtliche Seite unserer Frage und bietet damit eine weitere juristische Ergänzung neben der Ebers', mit welcher er sich berührt, aber nicht deckt.

Man mag über einige nebensächliche, vom Verfasser berührte historische Fragen, wie in betreff der von Alexander VI. „aus päpstlicher Machtfülle" in Südamerika gezogenen Demarkationslinie und in betreff des modernen Völkerrechts „als echten Kindes der Reformation" anderer Meinung sein, wird aber doch den unsern Gegenstand wesentlich berührenden Ausführungen mit Interesse folgen. Stellenweise wirft freilich auch hier die nicht ganz genügende Einschätzung der geistlichen Souveränität des Papstes, die durch ihren internationalen Charakter Trägerin so wesentlich völkerrechtlicher Beziehungen ist, einigen Schatten auf die Darstellung.

Wie an mehreren Stellen zugestanden wird, muß auf Grund der jetzt üblichen Terminologie die Stellung des Papstes in der staatenpolitischen Welt als einzig in ihrer Art bezeichnet werden. Aber könnte und müßte man da den Begriff der Souveränität nicht so bestimmen, daß er neben der weltlichen Souveränität auch die geistliche umfaßte? Der Begriff enthielte dann als wesentlichen Inhalt: oberste (suprema), sich selbst genügende und uneingeschränkte Regierungsgewalt in dem zuständigen Bereich. Dieser kann ein weltliches Reich sein mit diesseitigem Ziel, kann aber auch ein geistliches sein mit jenseitigem Ziel. Da der geistlichen Regierungsgewalt des Papsttums nicht nur Bürger katholischer Staaten, sondern auch große Bruchteile der Bevölkerung anderer Staaten unterstehen, gibt es keinen Souverän, der nicht mit dem Papst als seinesgleichen, als einem Souverän rechnen müßte. Es genügt, an die diplomatischen Vertretungen und den Abschluß internationaler Verträge, an die Ordensverleihungen zu erinnern. Bei dieser Fassung des Begriffes wäre eine territoriale Grundlage nicht unerläßliche Vorbedingung der Souveränität. — Doch dies ist eine Untersuchung, welche wir hier nicht zu Ende führen können. Sie berührt sich mit Erörterungen, welche in der Petersburger Schule des bekannten Professors v. Martens und mit Anlehnung an sie von den russischen Völkerrechtslehrern vor mehreren Jahren geführt wurden [1].

Der Verfasser schafft in seiner nun folgenden Untersuchung der gegenwärtigen Lage des Papstes eine wohltuende Klarheit durch die Unterscheidung von drei grundverschiedenen Auffassungen dieser Lage: jener der italienischen Regierung, jener des Papstes und jener der politischen Umwelt. Vom letzten Standpunkt aus ergibt sich ihm folgende Schlußfolgerung (S. 324), auf welche ich schon in Obigem Bezug genommen habe: „Die andern Staaten endlich haben sich der Tat-

---

[1] A. de Taube, La situation internationale actuelle du Pape et l'idée d'un droit entre pouvoirs, im Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie I (1908) 360—368, 510—518 (bespricht A. Baïkoff, La capacité internationale actuelle du Saint-Siège et les personnes du droit des gens, St-Pétersbourg 1904; russisch), unterscheidet S. 516 u. 518 in dem von uns oben angegebenen Sinn das Gewaltenrecht, droit entre pouvoirs, ius inter potestates, und das Recht zwischen Staaten, ius inter gentes.

sache nicht entziehen können, daß der Kirchenstaat durch Eroberung untergegangen ist. Aber sie betrachten den Papst nach wie vor, trotz des Fortfalls der territorialen Grundlage, als persönlichen Souverän mit königlichen Ehren, entsenden an ihn Botschafter und Gesandte und empfangen seine Abgesandten, denen sogar in katholischen Staaten ein besonderer Vorrang zugebilligt wird; sie erkennen auch die Ordensverleihungen des Souveräns ohne Land an. Damit ist die im Völkerrecht einzigartige Erscheinung eines persönlichen Souveräns entstanden; wir haben es mit einer völkerrechtlichen Persönlichkeit zu tun, hinter der kein Staat steht. Gegenstand des völkerrechtlichen Verkehrs mit diesem Souverän können natürlich überhaupt nicht mehr die Verhältnisse von Staat zu Staat, sondern nur die von Staat und Kirche sein. Das Völkerrecht dient hier als rechtliche Verkehrsform für Verhältnisse, die des völkerrechtlichen Inhaltes entbehren. Diese Auffassung der neutralen Staatenwelt ist ebenso unabhängig von dem italienischen Garantiegesetze wie von dem Standpunkte der katholischen Kirche, sie ist seit 1870 gewohnheitsrechtlich neuentwickeltes Völkerrecht."

Über den von den Päpsten eingenommenen Standpunkt urteilt der Verfasser (S. 324): „So seltsam die Haltung des starren Einspruchs gegen die Macht der Tatsachen und der durch sie begründeten völkerrechtlichen und staatsrechtlichen Ordnung der Dinge berühren mag, so ist sie doch nicht ohne rechtliche und tatsächliche Grundlage. Rechtlich kann die katholische Kirche kraft der ihr von ihrem göttlichen Stifter erteilten Sendung nicht auf die weltliche Grundlage der freien Stellung des Papsttums verzichten. Sie würde damit, wenn auch die Notwendigkeit der weltlichen Herrschaft des Papsttums nicht, wie zeitweise beabsichtigt, dogmatisch festgelegt wurde, gegen göttliches Recht verstoßen. Die Durchführung des Anspruchs des Papsttums bleibt auf bessere Zeiten vorbehalten."

Das Garantiegesetz und die durch dasselbe geschaffene Lage des Papstes ist nach dem Verfasser völlig unhaltbar (S. 325 f): „Die fremden Staaten können sich nicht auf das Garantiegesetz verlassen und haben auch gar kein Recht darauf, da es ohne ihre Mitwirkung als einseitiger Akt der italienischen Staatsgewalt erlassen ist. Das Papsttum ist vollends der Willkür preisgegeben. Das ist ein auf die Dauer unhaltbarer Zustand, der nur solange bestehen konnte, weil Italien auch hier durch den Dreibund gedeckt war. Das Papsttum wie die Katholiken des Weltalls haben aber einen Anspruch auf eine allseitig rechtlich gesicherte Stellung des Oberhauptes der katholischen Kirche, die diesem die freie Ausübung seines Hirtenamtes gewährleistet."

Von Lösungsversuchen wird an erster Stelle die Wiederherstellung des Kirchenstaates von 1860 erwähnt. Diese kann jetzt nach den so entschiedenen Erklärungen Benedikts nicht mehr als „die von der Kurie gewünschte Lösung" (S. 326) bezeichnet werden. Eine Internationalisierung des Garantiegesetzes von 1871 scheint dem Verfasser untunlich, ja er scheint überhaupt auf solche Verträge wenig Wert zu legen. Am sympathischesten wäre ihm die Übertragung „eines ganz beschränkten Gebiets mit voller Souveränität". Dasselbe wäre nach ihm „unter Gewährleistung aller Großmächte leichter zu halten als ein großes". Sein Schluß-

urteil lautet (S. 327): „Jedenfalls muß auf eine internationale Grundlage gestellt werden, was man bisher vertrauensvoll der Verfügung der italienischen Staatsgewalt überlassen hatte."

6. Der bekannte Straßburger Völkerrechtslehrer P. Laband beantwortet in der „Deutschen Juristenzeitung" XX (1915, 1. Juli), Nr. 13/14, S. 643—648 unter dem Titel „Der Einfluß des Krieges auf die Stellung des Papstes" folgende Fragen: 1) Welche Rechte sichert das Garantiegesetz dem Papste zu? 2) Wie werden diese Rechte durch den Krieg beeinflußt? und 3) Welche Wirkung würde die Verlegung des Aufenthalts des Papstes in das Gebiet eines neutralen Staates haben?

Einleitend bemerkt der Verfasser sehr richtig: „Bei der kosmopolitischen Stellung des Papstes sind auch die andern Staaten mit katholischen Untertanen daran interessiert, daß der Papst die zur Ausübung seiner Rechte als Oberhaupt der katholischen Kirche erforderliche Unabhängigkeit habe." Wenn er sodann beifügt: „Sie (die andern Staaten) haben das italienische Gesetz tatsächlich als eine dafür genügende Garantie anerkannt, so daß demselben in gewissem Grade eine internationale Bedeutung zukommt", so ist das eine Behauptung, für welche ein eingehender Beweis sehr am Platze gewesen wäre. — Ferner „halten es jetzt bereits (1915, Juli)" nach dem Verfasser „viele Geistliche in Rom für klug und vorsichtig, in das wüste Kriegsgeheul miteinzustimmen und an der Verhetzung des Volkes teilzunehmen; es scheint ihnen dies wohl eine bessere Garantie für ihre Sicherheit zu sein, als sie ihnen das Garantiegesetz bietet". Es dürfte wohl zweifelhaft sein, ob der Verfasser mit dieser Ausführung dem Verhalten des italienischen Klerus nach der offiziellen Kriegserklärung gerecht werde.

Im übrigen werden die durch das Garantiegesetz dem Papste und seiner Kurie zuerkannten Rechte und Immunitäten mit juristischer Schärfe erörtert und mancherorts die Einwirkungen der Kriegslage hervorgehoben. Die ganze Darlegung läuft aber in den etwas gar nüchternen, wenn auch zweifellos wahren Satz aus: „Das einfache Resultat dieser Erörterung also ist, daß der Papst die Folgen des Kriegszustandes ertragen muß wie zahllose andere Menschen."

7. Eine Studie des Gerichtsassessors Dr. Hans Wehberg vom August 1915 „Das Papsttum und der Weltfriede" [1], verdient besondere Beachtung wegen des Raumes, welchen sie den Friedensbestrebungen der Päpste und im besondern Benedikt XV. widmet. — Der erste Teil enthält unter dem Titel „Die Stellung des Papstes im Völkerrecht" im ersten Kapitel vor allem, ähnlich wie bei Hoeber, die Geschichte des Kirchenstaats vom Einmarsch der französischen Revolutionstruppen (1797) bis zum Garantiegesetz. Im zweiten, kurzen aber inhaltsreichen Kapitel „Die Verbindung zwischen weltlicher und geistlicher Macht des Papsttums" hebt der Verfasser klar hervor, daß die weltliche Herrschaft der Päpste außer ihrem legitimen Ursprung einen weiteren, eigenartigen Rechtstitel dadurch besaß, daß sie dem Papsttum die zur Betätigung seiner Weltsendung

[1] M.-Gladbach 1915 (131).

erforderliche Freiheit und Sicherung gewährte. Was an der Sicherung noch fehlte, wäre, nach dem Verfasser wenigstens, im 19. Jahrhundert, als man im Völkerrecht häufiger zur Neutralisierung von Staaten überging, durch die internationale Garantie und Neutralisierung des Kirchenstaates zu leisten gewesen. „Was hätte damals näher gelegen, als das Oberhaupt der Christenheit von allen christlichen Staaten auch als weltlichen Souverän dauernd anzuerkennen und ihm das Gebiet zu garantieren?“ (S. 26.) Das dritte Kapitel: „Das Garantiegesetz und sein Zusammenbruch“, stellt fest, daß es, wie die „Vossische Zeitung“ sich ausdrückt, keiner Aufhebung des Garantiegesetzes bedarf, „da es durch die Tatsachen bereits die Geltung verloren habe“ (S. 36). Der Satz (S. 31): „Die Mächte haben sich in der Hauptsache mit dem Garantiegesetz einverstanden erklärt“, bedarf doch wohl eines Nachweises und einer Erklärung. Denn, wenn einige Mächte das Garantiegesetz als innere Angelegenheit Italiens erklärten, so war das zwar ein bedauerlicher Irrtum, schloß aber die Anerkennung mehr aus als ein. — In betreff der Lösung der römischen Frage spricht der Verfasser seine eigene Meinung in dem Satze (S. 34) aus: „Dieses Gesetz, das so völlig versagt hat, wird man bereits heute als der Vergangenheit angehörig betrachten und die Erwartung aussprechen müssen, daß der Heilige Stuhl nach dem Kriege durch eine internationale Garantie aller Staaten die ihm zukommende Stellung erhält.“

Der weitaus größte Teil (S. 38—131) der vortrefflichen Schrift liegt außerhalb unseres Themas, da er den Friedensbestrebungen der Päpste gewidmet ist. Diesen hochwichtigen Gegenstand behandelt sie mit einer Reichhaltigkeit, wie sie sich kaum anderswo findet. Hier erweist sich der Verfasser als begeisterter Förderer der pazifistischen Bestrebungen.

8. Als besonders befähigter Publizist behandelte Professor Dr. Maximilian Claar in einem längeren Aufsatz der „Zeitschrift für Politik“ IX (1916) 321—370 unsern Gegenstand unter dem Titel „Italien, der päpstliche Stuhl und die Lösung der römischen Frage“. Eine besondere Befähigung verleiht ihm der Umstand, daß er durch langen Aufenthalt in Italien Land und Leute kennt, aus mannigfachen persönlichen Verbindungen schöpft und als Historiker und Literat manchen seiner Fachgenossen überlegen ist. Er zeigt uns daher unsere Frage und ihre Zusammenhänge in etwas anderer Beleuchtung. Es ist freilich die Beleuchtung, in welcher ein akatholischer Journalist und ein in Rom auf neuzeitlichem Gebiete tätiger Historiker, der über Beziehungen zu diplomatischen und parlamentarischen Kreisen verfügt, vatikanische Dinge und Vorkommnisse schaut. Ohne Zweifel verleiht im besondern seine Vertrautheit mit der innerpolitischen und parlamentarischen Geschichte Italiens seinen Darlegungen mannigfache Vorzüge und eine besondere Färbung.

Die ersten beiden Teile des Aufsatzes behandeln die Strömungen und Wandlungen in den nationalen und politischen Ideen der italienischen Katholiken seit 1870. Die hier in Frage kommende geistige Welt gravitierte nach zwei Polen hin: dem Non expedit bezüglich der politischen Wahlen und dem nationalen Fühlen, dem der libysche und dann der Weltkrieg mächtige Zielpunkte bot. Ohne

Zweifel wird hier ein fesselndes Kapitel neuester Geschichte behandelt. Darin nimmt die Haltung des Heiligen Stuhles neben der Entwicklung des jungen italienischen Königreichs das Hauptinteresse in Anspruch. Bei der Darstellung der italienischen Politik erweist sich der Verfasser als wohlunterrichteten und aufmerksamen Beobachter. Für die Beurteilung des Verhaltens des Heiligen Stuhles dagegen fehlt dem Autor ein wesentliches Erfordernis: ein genügendes Verständnis für die Weltmission des Papsttums und die geistliche Souveränität seines Trägers, also für die Seele der weltlichen Souveränität. Infolgedessen haftet sein Blick fast nur an dieser letzten und bewertet er sie nach Art aller übrigen Staatengebilde. Was der Autor von der Sendung und geistlichen Souveränität des Papsttums meint, ist Sache seiner Weltanschauung; als Historiker kann er sie, da sie nun einmal ein tatsächlicher Faktor im Werden und Sein der Wirklichkeit ist, nicht ungestraft außer acht lassen. Dieser Mangel wirft naturgemäß seine Schatten auf manche Werturteile und erschwert es dem Autor, bei den handelnden Personen ideale Beweggründe und Anschauungen vorauszusetzen, wie sie Amt und Pflicht von ihnen fordern. Daher rührt auch die ihn mancherorts irreführende Jagd nach persönlichen, diplomatischen und politischen Nützlichkeitsbegründungen, für welche die wesentlich unrichtige Beurteilung des Kardinals Rampolla ein hervorstechendes Beispiel ist. Trotz alledem muß anerkannt werden, daß sich in Claars Darstellung eine Fülle nützlicher Belehrung findet; nur ist sie mit selbständiger Kritik zu sichten.

Sehr richtig und wohlwollend beurteilt der Verfasser Benedikt XV. und seine Stellung im Weltkrieg:

„Es bedarf nach dem hier Gesagten nicht vieler Worte, um erkennen zu lassen, innerhalb welcher enormen Schwierigkeiten sich die Stellung Benedikts XV. gegenüber den kriegführenden Mächten im allgemeinen und gegenüber Italien im besondern bewegt. Das derzeitige Oberhaupt der katholischen Kirche ist nach Ausbruch des Weltkrieges im September 1914 zur Tiara gelangt. Dem einstigen Unterstaatssekretär Rampollas geht der Ruf eines Diplomaten von ungewöhnlicher Begabung und von scharfem, durch keine äußeren Beeinflussungen leicht zu trübendem Blick voraus. Das ist ein Glück für das Schiff der Kirche, das er durch die Brandungen des Weltkrieges zu steuern hat. Es ist aber auch ein Erfordernis, das niemals größer war als gerade heute, wo eine schwankende Oberleitung der Kirche zweifellos bei dem rücksichtslosen Werben, namentlich des französisch-englisch-russischen Dreiverbandes und seiner Anhänger um den Papst, die schwerwiegendsten Folgen hätte haben können. Benedikt XV. hat sich seit seiner Wahl die strengste Neutralität zur Richtschnur gemacht, die namentlich das geistliche Oberhaupt der auf beiden Seiten kämpfenden Katholiken ohne weiteres als eine Pflicht ansehen mußte. Er hat, was in seinen Kräften stand, getan, um in voller Übereinstimmung mit den italienischen Katholiken den Kriegseintritt Italiens zu verhindern. Als aber dieser Krieg gegen seinen Wunsch und gegen die politische Tätigkeit der italienischen Katholiken beschlossen worden war, da hat Benedikt XV. sich die Frage vorlegen müssen, welche Pflichten ihm nun das Eintreten Italiens in den Krieg auferlegen könne, sowohl gegenüber dem Weltkrieg überhaupt als gegenüber der besondern Lage, in der sich der päpstliche Stuhl seit dem Mai 1915 befindet" (S. 348).

Zutreffend ist ohne Zweifel (S. 350), daß „Benedikt die römische Frage für spruchreif hält, insofern sie in Wirklichkeit viel weniger eine Frage darstellt, als es den Anschein hat". Dagegen findet sich manches Schiefe in dem sich anschließenden Satz: „Er wünscht gewissermaßen (und es muß diese nackte Tatsache ausgesprochen werden, auch wenn die katholischen Schriftsteller im strengen Sinne sie nicht zugeben wollen), den Schutt der römischen Frage wegzuräumen, der übrig geblieben ist, nachdem die praktische Gestaltung des Verhältnisses zu Italien die Mauern eben in Trümmer hat fallen lassen, die Pius IX. hatte errichten wollen."

Hier wird der Autor dem Verhalten Pius' IX. nicht gerecht. Pius, dem kein prophetischer Blick die Zukunft enthüllte, mußte 1870 zunächst an der durch Jahrhunderte bewährten Wahrheit festhalten, daß der Kirchenstaat die von der Vorsehung erwählte Bürgschaft der zu seiner Weltmission unerläßlichen Unabhängigkeit sei. Dies mußte er um so mehr tun, als ihm seine eigene und die Geschichte des letzten Jahrhunderts zeigte, auf wie unverhoffte Weise diese Bürgschaft wiederhergestellt werden konnte. Er und seine Nachfolger mußten sich durch den Lauf der Weltgeschichte allmählich belehren lassen, daß die Pläne der Vorsehung die Mittel zur Erreichung der unerläßlichen Würde und Freiheit modifizieren konnten und wollten. Nicht nur die Möglichkeit einer vollen Wiederherstellung schwand, sondern im selben Maße gestalteten sich die Aufgaben der italienischen Katholiken immer dringlicher. Nur das Wohl der Kirche und des Landes, das ihnen die Vorsehung als Heimat zugewiesen hatte, als Leitstern im Auge haltend, vollzogen die letzten vier Päpste, nach Maßgabe des ihnen von der Zeitlage zuströmenden Lichtes, die nötige Wandlung in ihrer Stellung zur römischen Frage und in ihren Direktiven an die italienischen Katholiken. In dieser Wandlung markiert naturgemäß jede Thronbesteigung eines neuen Papstes einen etwas entschiedeneren Ruck. Es tritt die neueste Phase ohne Behinderung von seiten der vorhergehenden und ihrer Vertreter in ihr volles Recht. Dies ist nun eben wieder der Fall und bildet die Gunst des Augenblicks.

Was konnten nach dem Gesagten die Päpste beim Fehlen eines prophetischen Blickes anderes tun? Weder aus dem anfänglichen starren Festhalten noch aus der allmählichen Wandlung noch aus dem Tempo derselben kann gegen sie irgend eine wesentliche Anklage hergeleitet werden.

Wir lesen ferner (S. 348): „Es unterliegt keinem Zweifel, daß Benedikt XV. nicht in erster Linie durch die tatsächlichen Unzukömmlichkeiten des Garantiegesetzes dazu veranlaßt worden ist, eine Lösung der römischen Frage in Verbindung mit dem Ende des Weltkrieges in Aussicht zu nehmen." Weiterhin heißt es (S. 350): „Dazu kommt nun aber noch, daß sich mit einer Klärung des Verhältnisses zu Italien auch die andere Hauptfrage sehr eng verbindet, die Benedikt XV. beschäftigt, nämlich sein Wunsch, an der Friedenskonferenz zum Abschluß des gegenwärtigen Weltkrieges als Vermittler und als Souverän Zutritt zu erlangen."

Die oben kurz skizzierte Entwicklung erklärt hinreichend die Geneigtheit Benedikts zur Lösung der römischen Frage. Die längst bestehende Geneigtheit wurde durch die im Kriege schärfer in Erscheinung tretenden Unzulänglichkeiten des Garantiegesetzes nicht veranlaßt, sondern nur gesteigert. Der weitere Wunsch,

die Frage im vollsten Einvernehmen mit Italien zu lösen, ist nach den verschiedenen Äußerungen Benedikts ganz selbstverständlich. Benedikt will keine Lösung ohne und gegen Italien. — Dagegen widerspricht sichern Tatsachen die Voraussetzung des Verfassers, der Wunsch, auf dem Friedenskongreß als Vermittler zu walten, habe einen bestimmenden Einfluß auf den Lösungswunsch gehabt[1]. Hier und auch sonst hätten der Corriere d'Italia und die Civiltà Cattolica[2] gute Dienste geleistet, wenn sie in dieser Kriegszeit dem Autor zugänglich gewesen wären.

In betreff der soviel erörterten Beteiligung des Papstes an dem sog. Friedenskongreß muß ich mit Nachdruck auf das an anderer Stelle[3] hierüber Gesagte verweisen, wodurch dieser ganze Gegenstand in die unsichere weite Ferne gerückt wird, in die er gehört.

Allgemeine Beachtung verdienen einige Mitteilungen, welche sich auf die Schwierigkeiten beziehen, auf welche, wie es scheint, Lösungsversuche in der letzten Zeit gestoßen sein sollen. S. 351 lesen wir: „Es sei nur festgestellt, daß zwischen den Monaten September und November 1915 das Kabinett Salandra von hervorragenden italienischen Katholiken, die naturgemäß nicht der vatikanischen Welt im eigentlichen Sinne angehören, darauf hingewiesen worden ist, daß das in Broschüren und Artikeln deutscher und österreichischer Schriftsteller behandelte Thema von einer Lösung der römischen Frage in Verbindung mit dem Weltkrieg in vielen italienischen Kreisen als ein Versuch ausgelegt wird, eine Pression auf den Vatikan zu üben, um eine Lösung der römischen Frage gegen Italien und im Anschluß an die Mittelreiche zu erstreben. Man hat daher den vatikanischen Kreisen nahegelegt, zu bedenken, daß die italienischen Katholiken es am liebsten sehen würden, wenn eine Verständigung [352] zwischen dem Vatikan und Italien ohne jede Einmischung dritter diese Gerüchte zu beseitigen vermöchte, die dem Patriotismus der italienischen Katholiken während eines von ihnen mit Begeisterung gestützten Krieges gegen den Landesfeind überaus schmerzlich und peinlich sein müssen."

Es sei nun vertraulich über einen Lösungsversuch verhandelt worden, bis die Rede Orlandos vom 21. November 1915 das Scheitern dieses Versuches[4] offenbarte. Die hierüber betroffenen Katholiken seien darauf hingewiesen worden (S. 353), „daß diese Rede sich nur anscheinend gegen den Papst und Vatikan gerichtet habe, daß man in Wirklichkeit aber die Versuche Deutschlands und Österreich-Ungarns habe treffen und kennzeichnen wollen, denen man den Charakter einer Pression auf Italien durch das unzeitgemäße Hervorholen der römischen Frage zuschrieb".

---

[1] Auch an andern Orten stört diese irrige Annahme die Darlegungen. So S. 355: „daß der Papst in erster Linie anstrebt, eine Beteiligung an der Friedenskonferenz zu erlangen".

[2] Siehe diese Zeitschr. 91 (1916) 528 ff. 574 ff. [3] Ebd. 532.

[4] S. 352: „Die Ursachen dieses Scheiterns sind schwerlich darin zu suchen, daß über das eigentliche Thema der römischen Frage eine Einigung nicht erzielt werden konnte. Sie liegen aller Wahrscheinlichkeit nach darin, daß Italien, gedrängt von seinen Alliierten, eine Verbindung zwischen der Lösung der römischen Frage und den Wünschen des Vierverbandes gegenüber der päpstlichen Neutralität verlangte und daß die Kurie einer solchen Verknüpfung von Themen . . . widerstanden hat."

Wir müssen es uns versagen, auf andere interessante Äußerungen des Verfassers einzugehen, in Anbetracht derer der Aufsatz eine anregende, wenn auch vielerorts zur Kritik herausfordernde Lesung bietet.

In betreff der Beurteilung, welche die verschiedenen Lösungsversuche der römischen Frage finden, bemerke ich hier nur, daß der Verfasser der Bedeutung des „territorialen Moments im staatsrechtlichen Sinn" für das Papsttum nicht gerecht wird [1]. Die große und die „kleinere" (S. 358) territoriale Lösung [2] werden abgelehnt. Der mit dem Pinienhain des Marchese Sacchetti verknüpfte Vorschlag [3] leitet den Autor zu einer längeren Ausführung über die „Bewegungsfreiheit" des Papstes (S. 361—363).

Von größerem Interesse ist es, zu sehen, wie die Kreise des Verfassers die Schwierigkeit beurteilen, mit der gegenwärtigen italienischen Regierung zu einer befriedigenden Verständigung zu gelangen. Die Schwierigkeit ist in dem Satz angedeutet (S. 366):

Die italienische Regierung muß, „auch wenn sie, wie das Kabinett Salandra-Sonnino, der gemäßigt konservativen Partei angehört, sich klar werden, wie die innere Politik Italiens durch eine Versöhnung mit der Kurie gestaltet werden kann und wie wenig es möglich wäre, sich nach einer solchen Versöhnung in dem von den Katholiken vielleicht beherrschten Parlament auf die antiklerikale demokratische Basis zu stützen, die seit 1876 das ausschließliche oder verwaltende (so) Moment der italienischen Regierungspolitik gewesen ist."

Diese inneren Schwierigkeiten [4] werden durch die ausländischen Treibereien der antiklerikal regierten Länder sicher wesentlich vermehrt. Um so weniger sollten monarchisch und konservativ gerichtete Kreise in einer befriedigenden Lösung der römischen Frage, wann immer sie erfolgen mag, Gefahren von seiten der „italophil gewordenen Interessen der Kurie" [5] wittern.

9. In den „Preußischen Jahrbüchern" 164 (1916), S. 319—334, bespricht Liz. H. Mulert, Privatdozent in Berlin, „die römische Frage" in ruhigem Ton, ohne daß sein Standpunkt ihn zu irgend schärferen Wendungen veranlaßt hätte. Diese Ruhe wurde ihm um so leichter, als er in seinen Ausführungen den theologischen Untergrund seines Themas fast gänzlich ausschaltet. Aus dieser Ausschaltung ergibt sich allerdings in der Darlegung manches Schwankende und Schiefe, da die an dem historisch Erwachsenen klebende Begründung und Darstellung die Dinge nicht allenthalben in ihrem wahren, natürlichen Lichte zeigen kann.

Ferner liegt zuweilen in der Erörterung der einzelnen Fragepunkte etwas Unbestimmtes und Verwirrendes, da für jeden das ganze Material, auch das bereits erledigte, vorgelegt wird, nicht genugsam die für ihre Beantwortung bereits vorliegenden maßgebenden Gesichtspunkte und erfolgten Entscheidungen hervor-

[1] S. 356—361 364.

[2] Die leoninische Stadt und ein Streifen bis zum Meer.

[3] Siehe diese Zeitschr. 91 (1916) 520 Anm. 2.

[4] Ebd. S. 523 f. [5] S. 368.

gehoben werden und infolgedessen versäumt wird, die Fülle der Einzelheiten auf gewisse Richtungen und Einheiten zu reduzieren. So war bei der Erörterung der zur Lösung der römischen Frage berufenen Faktoren darauf hinzuweisen, daß Benedikt mit aller wünschenswerten Bestimmtheit durch seinen Staatssekretär erklären ließ, er wünsche und beabsichtige, die Frage nur im vollen Einverständnis mit dem italienischen Volke zu lösen. In bezug auf die Wiederherstellung einer territorialen Souveränität müssen drei Möglichkeiten doch wohl als ausgeschaltet gelten und hat auf der andern Seite eine solche weltliche Souveränität, wenn auch von beschränktem Ausmaß, in Anbetracht der Würde und der Offensichtlichkeit der Unabhängigkeit des Papstes als unerläßliche Bedingung für eine befriedigende Lösung zu gelten. — Fernerhin wird vielfach — wenn auch von unserem Verfasser in geringerem Maße — der Wunsch des Papstes, dem „kommenden" Friedenskongreß zu präsidieren, als gesicherte Tatsache angenommen, ja als hervorragender Faktor bei politischen Erörterungen in Rechnung gesetzt. Daß der Heilige Vater, welcher von einer Anzahl von Regierungen formell als geistlicher Souverän anerkannt wird, seine Ausschließung von einem Friedenskongreß als Unbill und Beeinträchtigung empfinden muß, ist doch wohl selbstverständlich. Anderseits ist klar, daß er bis jetzt keine Veranlassung hatte, für seine Zulassung zu einem in sehr unsicherer Ferne liegenden Friedenskongreß irgend einen Schritt zu tun [1]. — Von einer Internationalisierung des völlig unzureichenden Garantiegesetzes von 1871 sollte doch wohl endlich keine Rede mehr sein. Ob für das neue mit Italien abzuschließende Abkommen außer der sozusagen natürlichen Internationalisierung, welche allem zukommt, was den Heiligen Vater und durch ihn die Gesamtkirche betrifft, noch ein weiteres formelles internationales Abkommen wünschenswert ist, dürfte eine Frage von durchaus untergeordneter Bedeutung sein, sobald einmal das Hauptabkommen zustande gekommen ist.

Mit diesen Feststellungen hätte sich wohl in der verwirrenden Fülle von verschiedenen Seiten beigebrachter Materialien die wünschenswerte Sichtung und Ordnung schaffen lassen.

Endlich könnten die Ausführungen des Verfassers [2] den Eindruck erwecken, als befänden sich die deutschen Katholiken in einer recht unangenehmen und verzweifelten Lage gegenüber der römischen Frage und in betreff der Pflichten, welche ihnen jene Frage auferlege. Und doch wäre diese Meinung völlig irrig. Die Katholiken werden sich selbstverständlich stets für die Lage ihres Oberhauptes interessieren, für dieses eine Stellung verlangen, in welcher seine Würde und die zur Betätigung seiner Hirtensorge unerläßliche, offensichtliche Unabhängigkeit gewährleistet ist. Hierfür werden sie mit den letzten vier Päpsten das inneritalienische Garantiegesetz von 1871 als durchaus unzureichend bezeichnen, werden vielmehr mit ihnen eine wahre weltliche Souveränität beim Petrusgrab, zum mindesten über den Vatikan und seine nächste Umgebung verlangen. — Es wird daher,

---

[1] Siehe diese Zeitschr. 91 (1916) 532 530.

[2] Besonders S. 325 328 f. 332.

so können wir im Sinne eines unserer führenden Blätter [1] folgern, Sache der Katholiken aller Länder sein, ihre Regierungen zu veranlassen, den italienischen Staatsmännern zu gegebener Zeit nahezulegen, wie großen Wert das gesamte katholische Volk darauf legt, daß die römische Frage in einer die volle Zustimmung des Papstes findenden Weise baldigst gelöst werde.

Hieraus ergibt sich, daß Benedikt in dieser wichtigen Frage die Entscheidung nach ihren Hauptlinien in Übereinstimmung mit seinen Vorgängern bereits so getroffen hat, wie sie uns eine ruhige Erwägung der politischen Zeitlage auf ihrem natürlichen, dem theologischen Untergrund längst vorgezeichnet hatte. Es bleibt ihm daher außer der autoritativen Festlegung der oben erwähnten wesentlichen Vertragsbestimmungen nur noch die Entscheidung einiger Nebenfragen und Modalitäten vorbehalten [2].

---

[1] Kölnische Volkszeitung 1916, 30. Aug., Nr. 699, S. 2.

[2] An weiterer Literatur, auf deren Besprechung ich hier leider verzichten muß, verzeichne ich: Casella, La posizione giuridica del Sommo Pontefice, 1887; Dom. Schiappoli, L' assoggettamento legale del Papa, 16 S., Neapoli 1903; Mario Missiroli, Il Papa e la guerra, Bologna 1915; Quadrotta, Il Papa, l' Italia e la guerra, 1915; L' internazionalità pontificia e l' arbitrato internazionale del Papa, in der Civiltà Cattolica an. 67 (15. Juli 1916), vol. 3, quad. 1586, S. 129—144; Yves de la Brière, Les luttes présentes de l'Église, I^e série, 1909—1912 (Paris 1913): La souveraineté pontificale; Resch, Papsttum und Völkerrecht, Graz 1885; U. Lampert, Die völkerrechtliche Stellung des Apostol. Stuhles, Trier 1916; Geffcken, Die völkerrechtliche Stellung des Papstes in Fr. v. Holtzendorffs Handbuch des Völkerrechts II (1887); Jenny, Ist der Papst Subjekt des Völkerrechts? Leipzig 1910 (Dissertation); Linden, Ist der Papst Souverän? Neuß a. Rh. 1898; Jos. Blatz, Die Freiheit des Papstes und das italienische Garantiegesetz im Lichte des Weltkrieges, Bühl 1915; Jos. Massarette, Zur römischen Frage, in der Theol.-prakt. Quartalschr. 69 (1916) 406—440. — Andere Literaturangaben siehe diese Zeitschr. 91 (1916) 506 530.

Franz Ehrle S. J.

Besprechungen.

Philosophie.

Allgemeine Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Religionen. Von Dr. **Paul Deussen.** II. Band, 2. Abteilung, 2. Hälfte: Die Philosophie des Mittelalters. 8° (VIII u. 289—517) Leipzig 1915, Brockhaus. *M* 4.—

Professor Deussen ist nicht bloß persönlich ein inniger Verehrer und begeisterter Wortführer Schopenhauers und des indischen Idealismus, sondern hat sich auch durch seine allgemein anerkannte Schopenhauer-Ausgabe und seine Quellenstudien und Übersetzungen aus der indischen Philosophie, namentlich der Upanishads und Vedas, hervorragende Verdienste um den fachmännischen Betrieb der Geschichte der Philosophie erworben.

Seit einigen Jahren veröffentlicht dieser Gelehrte eine „Allgemeine Geschichte der Philosophie“, die den bedeutsamen Untertitel trägt: „Mit besonderer Berücksichtigung der Religionen“. An sich ein großzügiges, höchst zeitgemäßes Unternehmen! Tatsächlich gilt Deussen für die indische Religionsphilosophie als eine hervorragende Autorität. Leider hatte, so bedünkt es den Rezensenten, der hochgeschätzte Historiker die glückliche Vorstellung, im 20. Jahrhundert ließe sich die christliche Philosophie noch nach dem Schema abwandeln, wie er sie in seiner Jugend, etwa bei dem berühmten Schwegler, kennen lernte. Glücklich ist diese Vorstellung — wenigstens für den Verfasser: denn von diesem hochkonservativen Standpunkt aus ist er einer eingehenden Bearbeitung der Quellen, einer Bewältigung der fast unübersehbaren monographischen Literatur überhoben. Doppelt glücklich: denn von dieser überlegenen Warte aus erledigt sich die für den Historiker dornenvollste Funktion, das besonnene Abwägen, das Fällen von Werturteilen, spielend, fast ohne selbständiges Denken. Dreimal glücklich für einen „besondern Berücksichtiger der Religionen“: denn diese übergeschichtliche Höhe läßt den Religionsbeurteiler mit souveräner Verachtung über die tief unter ihm im Nebel erscheinenden dogmatischen Formeln und fein profilierten Begriffe, an deren scharfer Herausarbeitung sich vielleicht die geistvollsten Theologen und jahrhundertelang geführte Geisteskämpfe abgemüht haben, wie über eine Kleinigkeit hinwegsehen.

Wie gesagt, den Rezensenten will es bedünken, daß Herr Prof. Deussen noch in dieser glücklichen Vorstellung der guten alten Zeit lebt. Denn sonst könnte er sich das kühne Machtwort nicht wohl leisten, das über dem Werk im Vorwort mit wuchtigen Buchstaben leuchtet: „Die mittelalterliche Philosophie [ist], abgesehen von tiefsinnigen Mystikern wie Meister Eckhart und Jakob Böhme,

nur ein mixtum compositum aus biblischen und griechischen Gedankenelementen" (S. v). Es ist ja besonders in den letzten Jahrzehnten induktiv bewiesen, einmal daß die mittelalterliche Philosophie eine selbständige Vernunftwissenschaft ist und deshalb die Bibel nicht als ihre Beweisquelle kennt, sodann daß sie dem Aristoteles keine blinde, sondern eine durchaus kritische Gefolgschaft leistete. Noch mehr aber erinnert an die gute alte Zeit die rührende Entschuldigung für die Kühnheit, in einer „Allgemeinen Geschichte" auch das Mittelalter zu behandeln: „Und so dürfen wir hoffen, daß die Freunde unserer ‚Allgemeinen Geschichte der Philosophie' auch diesem Teil unserer umfassenden Aufgabe ihr Interesse nicht versagen werden, wenn sie bedenken, daß ohne Kenntnis der dem menschlichen Geiste im Mittelalter angelegten Fesseln das großartige Schauspiel des Befreiungskampfes aus diesen Fesseln, welcher den Grundcharakter der neueren Philosophie von Descartes bis auf die Gegenwart bildet, nicht völlig gewürdigt werden kann" (S. vi).

Nicht so glücklich wie für den Verfasser liegen freilich die Dinge für den Leser, insonderheit für den Fachhistoriker in Philosophie und Theologie.

Etwas nervös fragt sich der modern geschulte Philosophiehistoriker: Woher in aller Welt nimmt sich Herr Deussen als Geschichtschreiber das Recht, dem Leser in so peinlicher Weise ständig seine eigenen philosophischen Ansichten, ich meine Schopenhauerschen Idealismus und metaphysischen Voluntarismus, als absoluten Maßstab und allgemeingültiges Werturteil aufzudrängen? Gewiß ist's heute im Zeichen der „Wertphilosophie" seine Aufgabe, Werturteile zu fällen, Kritik zu üben, aber doch zunächst eine immanente Kritik, die dem Zusammenhang, dem systematischen Aufbau nachgeht, die vor allem die Tragfähigkeit der Grundvoraussetzungen, der ersten Annahmen abwägt, und letzteres doch wohl nach allgemein wissenschaftlich anerkannten Prinzipien und nicht nach der Sonderstellung eines Philosophen zweiter oder dritter Rangordnung, wie Schopenhauer ist.

Begierig ist sodann nicht bloß der Fachmann, sondern selbst ein nur mittelmäßiger Kenner des Mittelalters, der etwa die Werke von Erdmann, Überweg, de Wulf aufmerksam gelesen hat, zu erfahren, nach welchen in der Sache liegenden Gründen im Gegensatz zu allen anerkannten Lehrbüchern einem Synesius, Eriugena, Abälards Verhältnis zur Heloise, Eckhart, Böhme, G. Bruno, Bacon ein so liebevoll breiter Raum gewidmet wird, ein Boethius, Albert der Große, Thomas von Aquin auffallend kurz erledigt, klangvolle Namen aber wie Hugo von St. Viktor, Bonaventura u. a. nicht einmal erwähnt werden. Deussen mag ja mit der Aufstellung dieser neuen Hierarchie alle bisherigen Arbeiten, selbst die von Baeumker, Denifle, Ehrle, Grabmann, v. Hertling, Mandonnet, Minges u. a., überholt haben; doch wäre unerläßlich gewesen, die Gründe zu nennen.

Vorher wagte Rezensent die Vermutung auszusprechen, Deussen habe vielleicht nicht die neuesten Ergebnisse in sein Werk hineinverarbeitet. Zu meiner Entlastung einige Belege. S. 453 heißt es: „Bibel und Aristoteles waren die Quellen, aus denen die Scholastik ihre Weisheit schöpfte. Sie enthielten in allgemeinen Sätzen die Grundwahrheiten, aus denen alle besondern Wahrheiten mittels des syllogistischen Verfahrens herausgemolken wurden." Damit vergleiche

man die klassischen Ausführungen in den beiden Summen des hl. Thomas über das Verhältnis der Weltweisheit zur Offenbarung, die zahlreichen Belege bei Überweg-Baumgartner über die Abgrenzung der Philosophie gegenüber der Theologie, über die grundverschiedenen Quellen und Arbeitsmethoden beider Wissenschaften. Und dann diese vorgeblichen allgemeinen Aristotelischen Sätze, aus denen „alle besondern Wahrheiten syllogistisch herausgemolken wurden"! Von der Kritik, die unter andern die Oxforder Schule, die Franziskaner, Dominikaner, die vor allen ein Albert der Große, Bacon von Verulam und viele andere Größen an Aristoteles geübt haben, von den erbitterten Kämpfen, unter denen sich das Studium des Aristoteles durchsetzte, bekommt man bei Deussen nicht einmal eine Ahnung. Und vollends die Beschäftigung mit Naturwissenschaften, Mathematik und Sprachen, die Hochachtung für Induktion und Beobachtung, über die Baumgartner ganze Kapitel schreibt, sind für Deussen lauter unbekannte Dinge.

Über die von allen Kennern bewunderten Thomistischen Ausführungen über das Verhältnis von Glaube und Wissen wird S. 431 f. folgendes schulmeisterliche Verdikt gefällt: „Daß dieser Glaube an ein dauerndes Bündnis zwischen Theologie und Philosophie eitel gewesen war, sollte für die Einsichtigen schon das nächste, für alle, nicht Verblendeten, die ihnen folgenden Jahrhunderte beweisen, — daß aber das damals und noch so oft in der Folge vergeblich erstrebte Ziel nur und allein erreichbar ist auf dem Wege des Kantischen, erst von Schopenhauer in seiner vollen Bedeutung erkannten und in seinen Konsequenzen entwickelten Idealismus möglich ist ..., das glauben wir in dem ersten ... Teile dieses Bandes bewiesen zu haben." Gegen diese rührende Bescheidenheit, die vom Meister auf den Jünger übergegangen ist, erheben nicht nur „verblendete" Kenner des Mittelalters, sondern auch Halb-, Ganz- und Neu-Kantianer lebhaften Widerspruch. Daß Schopenhauer trotz seines bescheidenen Anspruches, der vornehmste Kronerbe Kantischen Geistes zu sein, den Königsberger Philosophen in wesentlichen Punkten bis zur Unkenntlichkeit entstellt hat, gehört nicht hierher; wohl aber, daß gewiegte Kantkenner schreiende Widersprüche zwischen den Ergebnissen der Kritik der reinen und der praktischen Vernunft nachgewiesen und eine kopernikanische Entdeckung über das Verhältnis von Glaube und Wissen abgelehnt haben. Die „Verblendeten" aber, zu denen zu zählen Rezensent die Ehre hat, beweisen aktenmäßig, daß das spätere Mittelalter trotz zahlreicher Meinungsverschiedenheiten in andern Punkten und erst recht die Scholastik des 16. Jahrhunderts und darüber hinaus im großen ganzen mit Thomas eins ist über die Domäne und das Grenzgebiet zwischen Vernunft und Glaube.

Trotz der bereits vor Jahren in Baeumkers „Beiträgen", die allen Gelehrten zugänglich sind, veröffentlichten Forschungsergebnisse Minges' sind bei Deussen wieder die alten Schaudermärchen über Scotus unverkürzt abgedruckt: „Versteigt er sich doch zu der Behauptung, daß ein Satz philosophisch wahr und doch theologisch falsch sein könne" (S. 445). Neben dieser logischen Ungeheuerlichkeit soll er sich ohnehin zu der sittlichen verstiegen haben, daß, „hätte Gott den Mord oder ein anderes Verbrechen gewollt, so würde dieses Verbrechen eben das Gute sein"

(S. 447). „Beide [Scotus und Kant] halten die Vernunft für unzulänglich, das Göttliche zu erkennen, sind im Theoretischen Skeptiker" (ebd.). Im Gegensatz zum unbegrenzten Indeterministen Scotus ist natürlich Thomas moderner Determinist, da sich nach ihm der Wille „mit Notwendigkeit unter den vom Intellekt dargebotenen Vorstellungen für diejenigen entscheidet, welche der Verstand für die beste hielt" (S. 446). Staunend nimmt der Aristoteleskundige von der Entdeckung Notiz: „Aristoteles lehrt, wie bekannt [doch wohl bloß dem Verfasser selbst], daß die Seele nur die Entelechie des Körpers und daß eine Seele ohne Körper so viel sei wie ein Gehen ohne Füße. Unsterblich am Menschen ist nur der aktive Intellekt, welcher ... im Grunde nichts anderes ist als die Gesamtheit des begrifflichen Wesens der Dinge" (S. 463).

So erlebt der kundige Leser eine Überraschung nach der andern, um im gleichen Zusammenhang auf höchst geistvolle zusammenfassende Betrachtungen, großzügige Überblicke, originelle Gesichtspunkte, meisterhaft abgeklärte Charakterzeichnungen zu stoßen.

Da die vorliegende Allgemeine Geschichte „mit besonderer Berücksichtigung der Religionen" geschrieben ist und durch diese Eigenart über ähnliche Darstellungen emporragt, so dürfen wir erwarten, daß der geistvolle Kenner indischer Religionswissenschaft für die Darstellung der patristischen und mittelalterlichen religiösen Anschauungen über die Fundamentalbegriffe und den summarischen Lehrinhalt dieser Zeit sich klar geworden ist. Es wäre gewiß unbillig, von einem Darsteller der Gesamtgeschichte eine fachmännische Beherrschung einer jeden Periode zu verlangen. Es sei auch zugestanden: Herr Prof. Deussen hat sich umgesehen, zitiert sogar — ob nach den ersten Quellen oder nach Kompendienzitaten, geht uns nichts an —, hat vieles schön, sogar richtig gesagt. Angesichts dieses unbefangenen Strebens nach Objektivität und vollem Verständnis für die Eigenart des christlich-katholischen Gedankens, die Rezensent trotz manch scheinbarer Gegeninstanzen ehrlich annehmen muß, glaubt er sich aber den Herrn Professor zu Dank zu verpflichten, wenn er ihn auf einige Versehen aufmerksam zu machen sich erlaubt.

S. 290 heißt es: „Nur die Ermüdung des antiken Geistes machte es möglich, daß er sich dem weltfeindlichen Christentum in die Arme warf, und nur die Unschuld und kindliche Unerfahrenheit der germanischen Völker machte es möglich, daß sie die Schätze der eigenen Mythologie ohne Bewußtsein ihres unersetzlichen Wertes aufopferten und sich den christlichen Gedanken einimpfen ließen." Zur Ergänzung bzw. Berichtigung sei auf die zahlreichen kirchengeschichtlichen und apologetischen Darstellungen und Monographien verwiesen. Dort findet der geschätzte Verfasser auch eine Kritik seiner Behauptung (S. 300), „daß die der Kirche immanenten Tendenzen zum Gnostizismus, Montanismus und Manichäismus hindrängten".

Seinen biblischen Inspirationsbegriff, das setze ich zugunsten der Wissenschaftlichkeit des Verfassers voraus, hat er selbst nicht ernst genommen: „Allerdings steht der empirischen Erkenntnis, welche nur die Zusammenhänge der

Dinge in Raum, Zeit und Kausalität klarzulegen vermag, eine andere Art der Erkenntnis gegenüber, die metaphysische, welche sich über alle diese Zusammenhänge erhebt, in dem ansichseienden, uns allen innewohnenden Wesen der Dinge, also in dem, was die Religion in ihrer Sprache Gott nennt, wurzelt, und das, was sich hier offenbart, nach drei Richtungen hin, als philosophische, künstlerische und religiöse Inspiration, gleichsam durch höhere Eingebung empfängt und zum Ausdruck bringt. Als Beispiele dieser Inspiration können aus der alten Welt in philosophischer Hinsicht Parmenides, Plato und Aristoteles, in künstlerischer Aischylos, Sophokles und Euripides und in religiöser Jesus, Paulus und das vierte Evangelium dienen" (S. 301).

Die hingeworfene Herausforderung: „Viele seiner [Jesu] Forderungen sind mit einem geordneten Bestande des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft schlechthin unverträglich" (S. 315), pariert dem Universitätsprofessor jeder Katechismus und jede Biblische Geschichte eines katholischen Schulkindes.

Für die Berichtigung der geschichtlichen Ungenauigkeit (S. 329), wonach auf dem Konzil von Nicäa die Erklärung der Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater gegen das Widerstreben der Majorität unter dem Druck des Kaisers auf die Bischöfe erfolgt sei, können dieselben Lehrbücher dienen wie oben. Dort findet sich auch die wünschenswerte Belehrung zu S. 335 f. über die Unmöglichkeit eines Gottmenschen, d. h. menschgewordenen Gottes, und die daraus sich ergebenden Verdienste der Monophysiten und Monotheleten.

Schwieriger schon dürfte es dem Kenner der Kantischen Freiheitslehre fallen, sich in die scharf- und tiefsinnigen Augustinischen Gedankengänge über das Wesen der Gnade und die Prädestination einzuleben. „Die Frage nach der Prädestination oder, ohne Mythologie gesprochen, die Frage nach der Unfreiheit oder Freiheit des menschlichen Willens war ein Problem, welches für das augustinische Zeitalter und seine Denkungsart noch nicht lösbar war. Allerdings wäre eine Lösung zu finden gewesen in der Lehre des Veda, nach welcher der Gott, welcher allein in uns das Wollen und Vollbringen des Guten wirkt, . . . nicht eine uns fremd gegenüberstehende Persönlichkeit, sondern unser eigenes metaphysische Selbst, unser Âtman ist, welcher als solcher den Gesetzen der empirischen Realität . . . nicht unterliegt. . . . Eine volle Lösung der Schwierigkeit . . . liegt allein in Kants großer Lehre, daß wir als Erscheinung der Kausalität und mit ihr der Notwendigkeit unterworfen, als Ding an sich aber von beiden frei sind; . . . so gewiß wir allezeit und in jedem Augenblick unseres Lebens sowohl Erscheinung als auch Ding an sich sind, so gewiß bestehen in jeder einzelnen Handlung einerseits die empirische Unfreiheit und anderseits die metaphysische Freiheit nebeneinander" usw. (S. 347 ff.) Professor Deussen hat nicht einmal von ferne geahnt, welches das Problem im Gnadenstreite zwischen Augustin und den Pelagianern war; sonst hätte er diesen Salto mortale aus der Kantischen Philosophie in die Augustinische Theologie, aus der rein natürlichen in die himmelweit höhere übernatürliche Ordnung, aus dem modernen Idealismus in den frühchristlichen Realismus nicht gewagt.

Hätte ein wissenschaftlicher Schöngeist vorliegende Ausführungen über Patristik und Scholastik dargeboten, man würde obige Proben und noch so manches andere von der heitern Seite nehmen können. Deussen aber ist ein geschätzter Hochschullehrer, eine wissenschaftliche Autorität. Frühere Bände der „Allgemeinen Geschichte" wurden großenteils ehrenvoll aufgenommen, und auch in dem gegenwärtigen folgt man nicht ohne Genuß den geistvollen Konstruktionen, den weiten Ausblicken, den treffenden Charakteristiken, der gewandten Darstellung. Rezensent nimmt auch gewiß keine bewußte Tendenz oder Voreingenommenheit an, entschuldigt auch gern manche Entgleisung mit dem Umfang und der Schwierigkeit der gesteckten Aufgabe; um so ernster stimmt es ihn, daß von all der Fülle des Lichtes, der Wahrheit, der idealen Schönheit und inneren Fruchtbarkeit, welche der behandelten Zeit eignet und die neben jahrhundertelanger Geistesarbeit gerade auch die Forschungen der letzten Jahrzehnte erschlossen haben, kaum ein paar Strahlenbündel in so manche sonst so aufgeklärte Köpfe gefallen sind und daß von all den hochwissenschaftlichen Veröffentlichungen kaum der eine oder andere Band sich in die Bibliothek vielleicht mancher modernen Philosophen verloren hat.

Bernhard Jansen S. J.

Romanische Literatur.

Littérature espagnole. Par James Fitzmaurice-Kelly. 2e édition refondue et augmentée. 8° (XXII u. 494) Paris 1913, Armand Colin. *Fr* 5.—; geb. *Fr* 6.50

Bibliographie de l'histoire de la littérature espagnole. Par James Fitzmaurice-Kelly. 8° (VIII u. 80) Paris 1913, Armand Colin. *Fr* 2.—

Italienische Literatur der Gegenwart von der Romantik zum Futurismus. Von Karl Voßler. 8° (146) Heidelberg 1914, Karl Winter. *M* 3.20; geb. *M* 4.20

Giosuè Carducci. L'homme et le poète. Par A. Jeanroy. 8° (XVI u. 294) Paris 1911, Honoré Champion. *Fr* 5.—

Seit Jahrhunderten sind sich Spanier und Deutsche auf allen großen Lebensgebieten begegnet. Unsere Dichtung verdankt der spanischen zahllose Anregungen jeder Art. Dennoch besitzen wir keine irgendwie ausführliche Darstellung, die uns den gesamten Verlauf der spanischen Literaturgeschichte überblicken ließe. Die deutsche Übersetzung des amerikanischen Werkes von Ticknor ist fast 50 Jahre alt und reicht deshalb auch für die ältere Literatur nicht mehr aus. Denn gerade in den letzten Jahrzehnten sind auf dem bis dahin — nicht nur von uns — arg vernachlässigten und noch immer spärlich besiedelten Boden der spanischen Studien überraschende Entdeckungen gemacht worden. Fitzmaurice-Kelly hat infolgedessen seine zuerst 1898 in englischer Sprache erschienene, dann 1901 ins Spanische und 1904 ins Französische übersetzte Literaturgeschichte fast ganz umarbeiten müssen. Diesmal hat er sie selber französisch geschrieben.

Das Buch verrät überall die innige Vertrautheit mit dem Stoffe, die sich der Verfasser in seiner langen Lehrtätigkeit an der Universität Liverpool erworben hat. Der nach den Plänen des Verlegers zur Verfügung stehende Raum ist so streng für das im engsten Sinne zur Sache Gehörige ausgenutzt worden, daß eine Darlegung der allgemeinen Zustände, aus denen die Literatur hervorgewachsen ist, keinen Platz mehr gefunden hätte. Man steht vor einer gewaltigen Menge von Namen und Tatsachen. Dichter und Dichtungen werden außerordentlich genau an ihre geschichtliche Stelle gesetzt, ruhigen Blickes gewürdigt und gelegentlich auch unter dem Gesichtspunkte der vergleichenden Literaturgeschichte betrachtet. Katholische Anschauungen und kirchliche Personen, die am spanischen Schrifttum bekanntlich einen sehr bedeutenden Anteil haben, werden mit dem Takte behandelt, den die Wissenschaft fordert, den aber manche ihrer Vertreter bedauerlich oft vermissen lassen. Fitzmaurice schildert z. B. die dichterische Größe der hl. Theresia mit ungeschmälerter Bewunderung, und nicht hämisch, sondern ernst und fast zu nachsichtig spricht er über das leichtsinnige Leben des priesterlichen Dramatikers Lope de Vega. Freilich verraten Urteile wie das über die Inquisition (S. 244) oder über das Verhältnis von Wissen und Andacht (260), daß der Verfasser in der katholischen Gedankenwelt doch nicht völlig heimisch ist.

Wie meistens in derartigen Büchern ist auch hier die neueste Literatur stellenweise fast nur durch einen Schwarm von Buchtiteln gekennzeichnet. Dieser Übelstand wird sich ja nie ganz vermeiden lassen, aber er wäre doch weniger fühlbar geworden, wenn Fitzmaurice-Kelly von Anfang an mehr auf die literarische Verwandtschaft als auf die zeitliche Reihenfolge Bedacht genommen hätte. Wären die allgemeinen Wandlungen des staatlichen, gesellschaftlichen und kirchlichen Lebens in Spanien klar hervorgehoben worden, so hätten sich daraus in Verbindung mit den arabischen, jüdischen, italienischen und französischen Einwirkungen und der Eigenart überragender Dichterpersönlichkeiten wohl die jeweils herrschenden Kräfte der literarischen Bewegung ableiten lassen, und so wäre die Entwicklung als Ganzes verständlich und folglich auch in ihren heutigen Formen leichter übersehbar geworden.

Die sehr brauchbare Bibliographie verzeichnet genau die bibliographischen Fachwerke, die allgemeinen Darstellungen des Stoffes, die Ausgaben der älteren Texte und die wichtigsten Bücher und Aufsätze über die einzelnen Dichter. Auch P. Baumgartners Beiträge zu dieser Zeitschrift sind nicht übersehen worden.

In eigenartigem Zusammenhang erscheint derselbe unvergessene Name in Voßlers „Skizze" zur neueren italienischen Literatur. Der Münchener Romanist sagt da (S. 54) über Fogazzaros verworrene Weltanschauung, in ihrer Ablehnung seien „das wissenschaftliche Denken und die katholische Autorität sich merkwürdig einig"; das zusammenfassende Urteil P. Baumgartners, das er wörtlich anführt, könnte nach seiner Meinung „auch ein moderner Philosoph, etwa Benedetto Croce", geschrieben haben. Voßler gesteht, den Abhandlungen, die Benedetto Croce seit 1903 in seiner Zeitschrift La Critica veröffentlicht hat, das meiste von dem zu verdanken, was er hier über die italienischen Dichter des 19. Jahrhunderts bietet.

Das künstlerisch fein nachempfindende, zuweilen etwas unruhige und in Weltanschauungsfragen nicht immer klare Buch faßt einige Vorträge zusammen, die der Verfasser im März 1914 am Frankfurter Freien Deutschen Hochstift gehalten hat. Das Hauptgewicht wird auf die psychologisch-ästhetische Würdigung gelegt. Dabei fließt dann wie von selbst so viel über die Schicksale und die Anschauungen der behandelten Dichter ein, daß wenigstens die großen Züge lebendig hervortreten. Durch Beschränkung auf die für das Gesamtbild wesentlichen Erscheinungen und durch geschickte Gruppierung öffnet sich Voßler einen freien Durchblick von den Ausläufern der Frühromantik über die späteren Klassizisten und die Veristen der achtziger Jahre bis zum Futurismus, den er als äußerste Übertreibung neben jenes Ästhetentum stellt, das bei Pascoli alles in Zärtlichkeit und bei d'Annunzio alles in Wollust aufgelöst hat.

D'Annunzios Abstieg „vom Dichter zum Virtuosen, zum Dekorateur, zum Handwerker, zur Charlatanerie" wird hier schon vor dem Kriege festgestellt. „Mit unsinniger Gier", sagt Voßler (S. 119), „stürzt er sich auf alle Erfindungen und Künsteleien des großstädtischen Literatentums, und der infamste Fusel von Hyperkultur ist ihm noch gut genug, um sich damit zu berauschen und zu vergiften." In seinen impressionistischen Dichtungen sei das Vaterland „nur Vorwand für rednerische Großtuerei und phantastische Berauschung an Krieg und Blutbädern".

Zurückhaltend ist Voßlers Urteil über d'Annunzios Abhängigkeit von seinen Vorbildern. Er sagt (S. 112) nur kurz, daß einige seiner übeln Novellen „beinahe Satz für Satz nach Guy de Maupassant gearbeitet" seien, daß der Dichter „ungemein viel und allerlei gelesen" habe, und daß „die Liste seiner Quellen", die man aufzustellen im Begriffe sei, „ins Unwahrscheinliche" wachse. Auch Benedetto Croce hat 1904 und 1909 in seiner Zeitschrift den oft gegen d'Annunzio erhobenen Vorwurf des Plagiates mindestens abgeschwächt. Immerhin haben die zahlreichen Nachahmungen, die bis in die jüngste Zeit in der Critica nachgewiesen worden sind, vielfach einen recht ungünstigen Eindruck gemacht.

Merkwürdigerweise teilt der Herold des neuesten Italiens das starke Bedürfnis nach Entlehnungen mit seinem ernsteren Vorgänger Carducci. Auch dieser polternde Priesterfresser, der schon vor einem Menschenalter gefordert hat, daß Italien als Erbe des alten Roms an die Spitze aller Völker trete, ist zu seinen Lebzeiten mehr als einmal des Plagiates angeklagt worden. Professor Jeanroy von der Pariser Universität hat ihm ein sorgfältiges, mit reichen Belegen versehenes Buch gewidmet, das ästhetischen Betrachtungen wenig Raum gönnt, dafür aber die geschichtliche Verbindung der Werke des Dichters mit seinem Lebensgang gründlich beleuchtet. Es stellt sich heraus, daß Carduccis Dichtungen nach Inhalt und Form ganz ungewöhnlich durch äußere Verhältnisse und namentlich durch die von ihm gelesenen Bücher beeinflußt sind.

Carducci selber hat seine Abhängigkeit von Victor Hugo, Michelet, Quinet, Proudhon, Heine, Carlyle und andern ausdrücklich bezeugt. Aber erst Jeanroy ist den Entlehnungen im einzelnen nachgegangen. Er folgt dem unglücklichen Dichter in alle Abgründe des Gotteshasses und der heidnischen Sinnenlust —

hier und da einen ganz unmöglichen Ausdruck mildernd — und gelangt zum Ergebnis, Carducci habe vielleicht viel ursprüngliche Kraft besessen, aber das Wort sei bei ihm reicher gewesen als die Anschauung. „Carducci", sagt Jeanroy (S. 257), „war zu gelehrt und zu geschickt, er hat zuviel Vorbilder gehabt und sie zu treu wiedergegeben, als daß seine Ursprünglichkeit darunter nicht sollte gelitten haben."

Durch Carduccis Dichtung gehen fast alle Strömungen, die das königlich-revolutionäre Italien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bewegten. Aber die gesammelten Werke Carduccis füllen 20 Bände: Grund genug, einem so kundigen Führer wie Jeanroy dankbar zu sein.

Jakob Overmans S. J.

Alfred de Vigny. Portrait littéraire et extraits par J. Calvet. 8° (VIII u. 296) Paris 1914, Beauchesne. *Fr* 2.50

Nach der Zeitschrift für die französische Geistlichkeit Ami du clergé (1897, S. 248) war Vigny der unbeugsamste Feind Gottes im 19. Jahrhundert. Er gilt als der verbissenste Gotteslästerer. Calvet behauptet freilich (S. 87), Vignys Unglaube sei nie gotteslästerlich gewesen, aber zwei Seiten weiter (S. 89) schreibt er, der Grundton des Journal (Vignys Tagebuch) sei gotteslästerlich. Faguet, der bekannte Literaturhistoriker, Mitglied der Akademie, sagt, die Gotteslästerung sei bei Vigny Natur, er trage sie mit sich wie eine Herzkrankheit. Und in vorliegendem Buch bietet der Verfasser diesen Dichter als erste Gabe einer besonders für die Schule und Jugend (aux élèves de nos collèges . . . même pour les tout jeunes gens) berechneten Bibliothèque française et catholique: Portraits littéraires! Eine gewiß wunderliche Wahl. Aber es wird versichert, daß die Bearbeiter der Sammlung dem katholischen Publikum alle Sicherheit gewähren, und der Verfasser beginnt mit der Erklärung: „Seine (Vignys) sittliche Haltung verdient unsere ernste Aufmerksamkeit. Sie ist ergreifend. Sie offenbart eine zarte, hochgesinnte, kraftvolle Seele, eine schöne Menschenseele. Man bekommt mehr Selbstgefühl und Mut, wenn man sie betrachtet. Und so gehören Vignys Schriften nicht nur der Literatur an; sie werden noch sehr lange eine ‚Kraft' bewahren, da sie fürs Leben dienen." Vigny wird somit der katholischen Jugend nachgerade als Vorbild hingestellt. Wie kommt der Verfasser dazu?

„Nach und nach verband er (Vigny) mit der von den Eltern überkommenen Würde ein höhnisch-stolzes Wesen, das gleichsam eine Antwort auf die Ungerechtigkeiten des Geschickes war" (S. 5). Welches waren diese Ungerechtigkeiten? „Mein Vater, sagt Vigny, erzog mich mit geringem Vermögen, ein Unglück, aus dem nichts rettet, wenn man ein Ehrenmann ist" (S. 108). Vom Verfasser erfährt man, daß der hochbegabte Dichter aus Eigendünkel und Selbstverbitterung sich jeder manneswürdigen Tätigkeit entzog, „jeden Beweggrund dafür verlor" und „früh zu religiösem und sittlichem Nihilismus gelangte, in dem er verharrte" (S. 15). Das wird aber berichtet unter dem Titel „Enttäuschungen", la perte des illusions! Dann „suchte ihn der bittere Schmerz von außen heim". Welche Ungerechtigkeit des Schicksals mag damit gemeint sein? Der verheiratete Edelmann mit der „hochgesinnten, kraftvollen Seele" verliebte sich in „eine liederliche Schauspielerin . . ..

in der er lange den Engel der Dichtung sehen wollte ..., aber sie wurde der seraphischen Atmosphäre, die man um Vigny atmete, schnell müde und fiel in die alte Liederlichkeit zurück ..., und er hatte trotz der Vorwürfe seiner reinen, ernsten Seele die Feigheit, ihr wiederholt zu verzeihen" (S. 18), d. h. der Skandal dauerte mehrere Jahre. „Nachdem er so, vom Leben mißhandelt, mit allen andern Illusionen die der menschlichen Liebe verloren hatte, ... verschloß er sich in seine Enttäuschung, ... doch griff er, sein Herz zu erleichtern, in langen Abständen zur Feder und schrieb die Destinées" (S. 19). In früheren Dichtungen hatte Vigny sittliche Größe als Abgrund von Weh, Genie als Fluch, Sünde und Satan als Gegenstand des Mitleids (eines weiblichen Engels) dargestellt. Der besondere Zug des Tagebuchs und der Destinées, durch die er nach Calvet „sein Herz erleichtert", ist der überlegte Haß gegen Gott, der uns mit Leiden und Tod bestraft, ohne uns zu sagen, warum. Ihm gegenüber gibt es nur eine würdige Haltung. Wir erheben uns nicht dazu, und Vigny schämt sich der Menschen. C'est vous qui le savez, sublimes animaux! ruft er in La mort du loup (1843) aus. Die Bestie, die verendet, ohne einen Schrei auszustoßen, lehrt ihn: souffre et meurs sans parler. „Es ist für ihn eine Lehre hoher und herber Philosophie", erklärt Calvet, „der beredteste und härteste Ausdruck seines Pessimismus" (S. 33). Später habe la bonté tendre, la douceur, l'universelle indulgence sein Herz durchdrungen. Daran könnte auch ein jugendlicher Leser des Mont des oliviers zweifeln, des Ergusses, der 20 Jahre später (1862) diesem zarten Herzen entfloß. Aber der Verfasser bespricht (entschuldigt!) diese Ölbergszene schon früher (S. 25) und verrät (wie die Kritik allgemein!) mit keinem Wort, wann sie entstand. Vigny starb 1863. Und noch ein Jahr vor seinem Tode macht er im Mont des oliviers unsern Erlöser, den er divin fils wenigstens nennt, den Sohn Gottes selbst zum Gotteslästerer. Jesus klagt seinen himmlischen Vater an, hält ihm die Leiden der Menschen vor, beschwört ihn, ihnen endlich ihre Bestimmung zu enthüllen. Aber Gott bleibt stumm, blind und taub. Was sollen da wir tun? Gott kein Wort mehr gönnen! Unsere einzige Antwort ist Verachtung, kaltes Schweigen!

Calvet aber mahnt den Leser, hierbei nicht an Vignys Hochmut zu denken, sondern an die Leiden, die diesem Ausspruch hätten vorausgehen müssen. Auch das genügt noch nicht. „Außerdem flößt er (Vigny) gerade in dieser Verirrung uns Achtung ein (il s'impose à notre respect). Obschon er jeden Grund verloren hat, in seinen Handlungen auf etwas zu hoffen, hat er doch eine Regel, ein Prinzip bewahrt, das genügt hat, die Würde seines Lebens im ganzen zu sichern: die Ehre" (S. 36). Darauf folgen 15 Seiten über La religion de l'honneur. Zuletzt erhalten wir das Zeugnis der Jetztzeit, ausgesprochen von einem „der Dichter, die in Vigny den einsamen Denker lieben und den Mann, der das Leben begriffen hat". Er schließt: „In der Nacht vertiefte er (Vigny), der Erzengel mit den mächtigen Flügeln, sich in die ewigen Dinge — wenn er nicht über deinem Schatten weinte, o Dorval" (so hieß die Komödiantin, der andere Engel, dem die seraphische Luft zu dünn war)!

Es ist schwer begreiflich, wie man von diesem Buch sagen kann, es „biete dem katholischen Publikum alle Sicherheit". Dafür müßte es namentlich für jüngere Leser die christlichen Prinzipien viel entschiedener bekennen und anwenden. — In seinen letzten Lebenstagen beichtete Vigny und erklärte darauf dem Priester: „Ich bin Katholik und sterbe als Katholik." Die ungläubige Kritik bewahrt

darüber natürlich tiefes Schweigen oder sieht darin nur eine „Höflichkeit“ des Edelmannes gegen den ihm bekannten Priester. Unser Verfasser macht sich die Verteidigung von Vignys Aufrichtigkeit wirklich zu bequem. Er nützt nicht einmal die Einzelheiten aus, welche dieser Priester, der Pfarrer von Bercy, Mai 1864 in den Études religieuses (Nouvelle série, IV 265 ff) veröffentlichen ließ. Sie sind wohl geeignet, dem sterbenden Vigny den Vorwurf der Heuchelei zu ersparen und den Leser denken zu lassen: Wie groß ist doch Gottes Barmherzigkeit!

D. Wolfinger S. J.

Englische Literatur.

1. The Woman Thou gavest Me. By Hall Caine. Tauchnitz Edition. Vol. 4446—4448. (288, 280 u. 286) *M* 4.80
2. The Coryston Family. By Mrs. Humphry Ward. Tauchnitz Edition. Vol. 4450. (312) *M* 1.60
3. Lisheen oder der Prüfstein der Geister. Agrarsozialer Roman aus Irland. Von P. A. Sheehan. Autorisierte Übersetzung von Oskar Jacob. 8° (486) Einsiedeln 1914, Benziger. *M* 5.—

1. Hall Caine gilt in England als der typische Vertreter der Heimatkunst. Man rühmt an ihm die außerordentlich plastische Gestaltungskraft, die Schärfe der konkreten Beobachtung, die trotz der realistischen Technik unverkennbare Vorliebe für die idealistische Anschauungsweise der Präraffaeliten. Diese Vorzüge finden sich denn auch unbestreitbar in dem dreibändigen Roman „Das Weib, das Du mir gegeben hast“. Die Kinderjahre der Heldin, Mary O'Neill, eines zarten, liebebedürftigen Mädchens aus einer reichen irischen Familie, sind mit gewinnender Anmut, Frische und Lebenswahrheit, zugleich mit einer höchst entwickelten Sicherheit nach der psychologischen Seite hin geschildert. Auch die Erzählung von der namenlos unglücklichen Heirat Marys mit dem elenden Lebemenschen Lord Raa, zu der die Romanheldin von ihrem ehrgeizigen brutalen Vater gezwungen wird, erscheint uns dank der virtuosen Darstellung wenigstens soweit motiviert, daß der Leser an sich unglaubliche Geschehnisse unter den einmal vom Verfasser bestimmten Voraussetzungen ohne allzuviel Kopfschütteln hinnimmt.

Doch der umfangreiche Roman spiegelt auch alle Schattenseiten von Caines Muse wieder. Am empfindlichsten berührt der Mangel an festen sittlichen und religiösen Grundsätzen, der mit dem Fortschreiten der Handlung immer peinlicher und deutlicher zutage tritt. Diese Unsicherheit zeigt sich besonders in Caines Auffassung von der christlichen Ehe und in der Art, wie er das Verhältnis der unglücklichen jungen Frau zu ihrem Jugendfreund, dem Südpolfahrer Martin Conrad, nicht bloß als erklärlich, sondern auch als erlaubt hinstellt und verteidigt. Wenn dann der Verfasser die bitter Enttäuschte unter dem Druck des leiblichen und geistigen Elends tiefer und tiefer sinken läßt, so mag er hier gewiß auf tausend Beispiele hinweisen, die seine Annahme bestätigen, aber Caine beachtet dabei nicht die Schranken, die ein natürliches Taktgefühl der Darstellung setzt. Indem er die traurige Geschichte dieses Niedergangs endlos

schildert, verliert das Werk an Geschlossenheit, Kraft und vor allem an moralischem Gehalt. Mehr und mehr gestaltet es sich auch zu einer leidenschaftlichen Anklage gegen die Ehegesetzgebung der katholischen Kirche, wobei die Frage offen bleiben mag, ob Caine diese Tendenz mit Absicht hineinlegte oder ihr nur in konsequenter Behandlung des einmal gewählten Vorwurfs notgedrungen einen hervorragenden Platz einräumte. Die Figur des Bischofs, der aus gemeiner Geldgier bei dem nichtswürdigen Eheschacher mitwirkt, wird zwar vom Verfasser ausdrücklich als keineswegs typisch für die hohen Würdenträger der katholischen Kirche bezeichnet, dennoch bleibt ihre peinliche Wirkung auf den Leser nicht aus. Sie wird durch die Gestalt des edlen irischen Priesters Father Dan nur unvollkommen aufgehoben, dessen bis zur Schwäche nachgiebiger Charakter gerade im entscheidenden Moment versagt, da er die schmähliche Verbindung noch verhindern könnte. Im Abschnitt über die Erlebnisse der Heldin in einer klösterlichen Erziehungsanstalt werden sehr gewöhnliche Sensationsmittel aufgeboten, zu denen Hall Caine im zweiten und dritten Band sogar wiederholt seine Zuflucht nimmt, um die Spannung, an der es dem Roman fehlt, von Zeit zu Zeit etwas straffer anzuziehen. Schade, daß der ungewöhnlich begabte Verfasser seine Geistesarbeit nach dem verheißungsvollen Anfang schließlich um des äußern Erfolges willen in so bedenklichem Maße schädigt.

2. Noch ausgesprochener als Caines umfangreicher Roman steht „Die Familie Coryston" von Mrs. Humphry Ward, der bekannten Verfasserin von „Robert Elsmere", im Dienste einer bewußt kirchenfeindlichen Tendenz. Das Buch wendet sich gegen die katholisierende Richtung innerhalb der anglikanischen Kirche und vertritt im ganzen den engherzigen Standpunkt der englischen Protestanten, d. h. jener Minderzahl von Nichtkatholiken, die jede Annäherung an Rom schroff ablehnen oder auch erbittert bekämpfen. Literarisch unbedeutender als Caines Werk, weist doch die „Familie Coryston" einige bemerkenswerte Vorzüge auf, die von der unbestrittenen Routine der Erzählerin zeugen. Geschickt und für die Romanverwicklung von größter Wichtigkeit ist namentlich gleich zu Anfang die Vorführung von total verschiedenen Charakteranlagen und Charakterneigungen in den Gliedern ein und derselben Familie: die energische, unbeugsame Mutter, Lady Coryston, eine fanatische und rücksichtslose Vorkämpferin der aristokratischen Tory-Partei; ihr ältester Sohn Herbert, das gerade Gegenteil der Mutter, der radikale Verfechter eines schrankenlosen und utopischen Sozialismus; die einzige Tochter Marcia, die Verlobte eines katholisierenden Edelmannes, die wegen ihrer Hinneigung zum Liberalismus die Verlobung wieder löst; ihre beiden andern Brüder, der wankelmütige Arthur und der schöngeistige James. Jede einzelne dieser Gestalten ist scharf gegen die andere abgegrenzt und in der weitern Charakteristik konsequent festgehalten. Dadurch erreicht die Verfasserin ohne äußere, mehr oder weniger gewaltsame Hilfsmittel lediglich auf Grund der innern Entwicklung einen so ergiebigen Konflikt der Personen, Situationen und religiös-politischen Ansichten, daß er wohl genügen dürfte, um englische Leser durch 300 Seiten in Spannung zu halten. Aber es ist viel zu viel Disput in dem Roman, und die endlosen Streitigkeiten zwischen Whigs und Tories interessieren

die deutsche Lesewelt um so weniger, als hier die Verfasserin das schon in früheren Schriften Gesagte der Sache nach lediglich wiederholt.

3. Von religiöser Kontroverse findet sich im letzten Werk des verstorbenen irischen Erzählers Kanonikus Sheehan, dem agrarsozialen Roman „Lisheen" kaum eine Spur, obwohl die vorgeführten Personen und der Schauplatz der Handlung das Hereinziehen des religiösen Problems nahelegen mochten. Der Verfasser beschränkt sich darauf, die traurigen wirtschaftlichen Zustände seiner heißgeliebten Heimat ohne sichtliches Vorurteil wahrheitsgetreu zu schildern. Die Besserung der Lebensbedingungen, unter denen besonders die armen keltischen Pächter im Süden und Westen der Insel seit Jahrhunderten leiden, schwebt ihm als ethisches Ziel vor Augen. Insofern mag man auch hier von einer offenbaren Tendenz sprechen; aber die Wahrheit erfordert, daß man gleichzeitig ihre künstlerische Überwindung im Roman anerkennt.

Maxwell, ein reicher englisch-irischer Großgrundbesitzer von ritterlicher Gesinnung, aber geringem Verständnis für die Notlage seiner Pächter, verdingt sich infolge einer Wette als Arbeiter bei einer dieser Bauernfamilien. Er gewinnt gründlichen Einblick in den harten Existenzkampf, den das von ihm bisher verachtete, durch jahrhundertelange Unterdrückung niedergebeugte Volk in der nächsten Nachbarschaft seiner überreichen Herren führt, und lernt die Geduld, die Rechtschaffenheit und Gottesfurcht der Pächter bewundern, freilich auch den Leichtsinn, das schwer zu beseitigende Mißtrauen und viele andere Schwächen mancher von ihnen bemitleiden. Dadurch wird er später fähig, an der Besserung der sozialen Übel wirksam zu arbeiten. Sein persönlicher Feind, der hartherzige, sittlich verkommene Anglo-Indier Outram, macht ihm unterdessen seine Verlobte, die stolze Mab, abspenstig, stürzt aber schließlich diese und sich selbst ins Unglück. Maxwell heiratet nun Claire, die Adoptivtochter des ungläubigen, in seiner Art ehrlichen englischen Philanthropen Hamberton, der zu dem irischen Pfarrer Cosgrove, einem kindlich frommen und fröhlichen Optimisten, durch seine Welt- und Menschenverachtung einen wirkungsvollen Gegensatz bildet, am Ende aber doch seine pessimistischen Anschauungen unter dem Einfluß des treuherzigen Pfarrers recht erheblich ummodelt. Zu diesen Hauptpersonen kommen die ganz nach dem Leben und ohne Spur von Schmeichelei gezeichneten Gestalten der irischen Pächtersfamilie, des treuen Dieners Aleck, des alten englischen Majors, des indischen Zaubermädchens Satara.

Das Buch ist unstreitig eine bedeutende literarische Leistung und bildet einen würdigen Abschluß der verdienstvollen Schriftstellertätigkeit des allzufrüh verschiedenen genialen katholischen Dichters. Prächtige Charakterzeichnung, geistvolle Dialoge, anmutige eingestreute Episoden, vor allem die warme Teilnahme für das leidende Volk und die freimütigen Anklagen gegen die Rücksichtslosigkeit der herrschenden Klasse, bei gewissenhafter Vermeidung von Ungerechtigkeiten und Übertreibungen, sichern dem Werke einen hervorragenden Platz unter den Erzeugnissen der neueren englischen Romanliteratur.

Alois Stockmann S. J.

Umschau.

Die Universalität der katholischen Kirche im Kriege.

Es ist noch nicht lange her, daß in einem großen Teil der weltlichen Presse eine ständige Klage geführt wurde, die katholische Kirche vermenge die Religion, das Christentum mit weltlichen Angelegenheiten, suche unter dem Deckmantel der Religion in Politik, Staatshändel und weltliche Geschäfte einzugreifen. Das sei ganz und gar gegen den Geist des Evangeliums, sagte man, dessen oberster Grundsatz laute: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Ganz anders klingt die Tonart seit zwei Jahren. Teilweise sind es dieselben Wortführer der kirchenfeindlichen Bildung und Zivilisation, welche jetzt nicht laut genug jammern können, daß Papst Benedikt XV. immer noch zögere, in den allgemeinen Weltbrand einzugreifen, um dem Recht und der Gerechtigkeit durch einen kirchlichen Machtspruch Bahn zu brechen. Hatte man sich eben noch laut gerühmt: „Wir haben alle religiösen Lichter am Himmel ausgelöscht", so tat man nun auf einmal entrüstet, daß der Papst Bedenken trug, sein religiöses Amt, seinen unfehlbaren Lehrentscheid und seinen strafenden Bannstrahl für die eine und gegen die andere Seite der Kriegführenden in die Wagschale zu werfen. Wie gern hätte man sich jetzt die „Einmischung der Religion in die Politik" gefallen lassen!

In dem Falle, den wir hier zunächst im Auge haben, als zu Anfang August kirchenfeindliche Blätter in Paris, London und auch Italien die Ansprache des Heiligen Vaters an die jugendlichen Kommunikanten zum Vorwand nahmen, um seine Mahnung zum Gebet und zum Geist des Friedens zu verdächtigen, ist nun allerdings die Heuchelei mit Händen zu greifen. Wenn Leute, die längst alles Christentum und jeden Rest von Katholizismus über Bord geworfen haben, jetzt auf einmal den Warnungsruf erheben, als ob die Einheit, Allgemeinheit oder Universalität der katholischen Religion bedroht sei, weil der Papst an seiner Neutralität, d. h. an seiner Stellung über den Parteien der Kriegführenden, und an seiner Mahnung zum friedlichen Vertragen, die er an alle Teile richtet, mit standhaftem Gottvertrauen festhält, so weiß jedermann, was er von einer solchen Scheinbekehrung und solchen Krokodilstränen zu halten hat.

Doch gibt es, wenn die Anzeichen nicht trügen, auch in Kreisen, die ernster zu nehmen sind, Anschauungen, die sich in verwandten Bahnen bewegen. Ein protestantischer Theologe, der in einem großen Blatte der Schweiz Pfeilschifters Buch über „Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg" nicht ohne Wohlwollen bespricht, kann zwar nicht umhin, seine Trauer und seinen Schmerz dar-

über zu äußern, daß „das Gefühl für den Universalismus im Protestantismus noch so schwach ist", wie es der Krieg an den Tag gebracht hat. Dem gegenüber sei die Stellung der katholischen Kirche viel günstiger, „und selbst mancher Protestant hat anerkennen müssen, daß sie in diesem Punkt dem internationalen Gut des Evangeliums besser gerecht werde als der Protestantismus". Nach dieser Anerkennung fährt der Kritiker fort:

„Im gegenwärtigen Augenblick aber bedeutet der internationale Charakter der katholischen Kirche, so sehr er dem Wesen des Christentums entspricht, eine ungeheure Schwierigkeit, und wir verstehen, daß die Katholiken sich glücklich schätzen, nach Pius X. auf dem Stuhle Petri einen Diplomaten sitzen zu sehen.... Gewiß erkennt der Nichtkatholik eine gewisse Schwäche des päpstlichen Regiments darin, daß auch der geistliche Oberhirt es nicht mehr wagen darf, kraft seiner Fähigkeit, zu binden und zu lösen, ein für die Katholiken aller Länder entscheidendes Wort zu sprechen und in allgemein gültiger Weise zu Recht und Unrecht dieses Krieges oder auch nur einer Detailfrage, wie der belgischen, Stellung zu nehmen. So groß ist die moralische Autorität des Papstes nicht mehr, daß er in dieser Stunde der nationalen Erregung eine weltgeschichtliche Entscheidung treffen dürfte." [1]

Hier liegt ein arges Mißverständnis vor.

Die katholische Religion ist gestiftet und bestimmt, um die Religion aller kommenden Zeiten und Völker der Erde zu sein, und in diesem Sinne nennt sie sich „katholisch", d. h. allgemein oder universal. Keine andere Religion und kein anderes christliches Bekenntnis kann sich der katholischen Kirche in dieser wahrhaft evangelischen Allgemeinheit an die Seite stellen. Aber noch auf eine andere Art von Allgemeinheit oder Universalität erhebt diese Religion Anspruch, wie „Omega" ganz richtig andeutet. Sie ist nicht nur eine Religion des stillen Herzkämmerleins oder für den sonntäglichen Kirchgang, sondern sie will und soll den ganzen Menschen mit allen seinen Fähigkeiten und Beziehungen, mit seinem Denken, Glauben und sittlichen Handeln beeinflussen, beherrschen und zu seinem ewigen Ziele leiten. Das häusliche Leben, die Pflichten der Familie, Handel und Wandel in Gemeinde und Gesellschaft, die staatsbürgerlichen Pflichten der Untertanen wie der Regenten, überhaupt alles, was sittlicher Bewertung und Beurteilung fähig ist, stellt sie unter das Licht ihrer religiösen Grundsätze. Die res fidei et morum: die Angelegenheiten des Glaubens und der Sittlichkeit in ihrer ganzen Ausdehnung unterstehen der kirchlichen Lehr- und Hirtengewalt. Dazu aber gehört offenbar auch der Krieg. Tatsächlich enthält denn auch jede katholische Moral einen Abschnitt über den Krieg und über die Rechte, Pflichten und Verfehlungen der Kriegführenden. An dieser katholischen Katechismuslehre ist nichts abzustreiten.

Daraus folgt aber keineswegs das, was unser Zürcher Theolog und auch manche mangelhaft unterrichtete Katholiken aus diesen Vordersätzen ableiten möchten.

---

[1] Neue Zürcher Zeitung 1094, III vom 8. Juli 1916: Die deutschen Katholiken und der Krieg. Gezeichnet ist der Artikel mit „Omega".

Auch wenn das Gesagte unerschütterlich feststeht, so ist es doch keineswegs das Ideal des gläubigen Katholizismus, daß bei Ausbruch politischer Verwicklungen und besonders im Fall eines Krieges der Papst feststellen müsse, wer im Recht und wer im Unrecht sei und was demnach jetzt zu geschehen habe. Einen solchen Anspruch haben die Päpste auch in den allerbestkatholischen Zeiten „nicht wagen dürfen" und nicht erheben wollen.

Es ist zwar eine oft gehörte Phrase, der rechte Katholik dürfe kein persönliches Gewissen haben, sondern das allgemeine Gewissen der Katholiken — der Ultramontanen — schlage in der Brust des Papstes. Aber diese Redensart entbehrt jedes Wahrheitsgehaltes. Der Papst ist zwar der oberste, und wenn er ex cathedra spricht, unfehlbare Lehrer der Glaubenswahrheiten und der Grundsätze der Moral. Jeder Katholik hat die Pflicht, sich in diesen Glaubenswahrheiten und sittlichen Pflichten zu unterrichten und sich die Kenntnis derselben anzueignen. Aber wenn es darauf ankommt, die allgemein lautenden Grundsätze auf die einzelnen Vorkommnisse des täglichen Lebens anzuwenden, so ist das ganz und gar Aufgabe seines Gewissens. Dieses eigene persönliche Gewissen muß dem Katholiken sagen, was er gemäß den Grundsätzen seiner Religion in jedem vorkommenden Falle zu tun habe, und an den Ausspruch dieses Gewissens hat er sich zu halten. Das gilt für den Kaufmann, wenn er einen Handel abschließen, für den Richter, wenn er ein Urteil fällen, für Mann und Frau, wenn sie in die Ehe treten wollen, und kein Pfarrer, kein Beichtvater, kein Bischof und kein Papst kann und will ihnen diese Pflicht abnehmen.

Was hier von den Vorkommnissen des alltäglichen Lebens gesagt ist, gilt natürlich ebenso von den großen Staatsgeschäften, den Maßregeln der Politik und vor allem auch vom Krieg. Die katholische Kirche besitzt seit den Tagen des hl. Augustin und des hl. Thomas von Aquin ihre klaren Grundsätze über das, was zu einem gerechten Kriege gehört, und über die Absichten und Gesinnungen, in denen er geführt werden muß. Wenn es aber darauf ankommt, zu entscheiden, ob ein gerechter Grund vorliegt, um einen Krieg anzufangen oder zu führen, so ist das eine Gewissensfrage der zuständigen Staatsgewalt, die darüber nach ihrem Gewissen und ihrer Kenntnis der Sachlage zu entscheiden hat.

An den Grundsätzen, daß im Kriege die Gerechtigkeit, das Völkerrecht und die Gebote der Menschlichkeit heilig bleiben müssen, hält auch Papst Benedikt XV. mit Unerschrockenheit fest. Wenn man ihn aber auffordert, ein Urteil über die Frage zu fällen, ob die Mittelmächte oder die Einkreisungsmächte die Gerechtigkeit auf ihrer Seite haben, so lehnt er diese Zumutung ab, weil sie außerhalb seines Amtes liegt. Zunächst handelt es sich da um eine politische Tatsachenfrage. Jedenfalls müßten die Streitenden dem Papste ein Schiedsrichteramt erst gemeinsam und freiwillig übertragen.

Inzwischen handelt Benedikt XV. nicht etwa nur „diplomatisch" klug, wenn er es dem Gewissen der Staatslenker und der Untertanen überläßt, wie sie ihren Pflichten in dem Widerstreit der Meinungen und Beschuldigungen gerecht zu werden trachten. Von „geschicktem Lavieren" zu sprechen, ist hier ganz und gar

nicht angebracht. Wie oft sind im Laufe der Jahrhunderte Kriege geführt worden, in denen Katholiken gegen Katholiken kämpften, und wo sind die Fälle, daß die Päpste kraft ihrer Vollmacht, zu binden und zu lösen, dem einen Teil Einhalt geboten hätten, solange nicht religiöse oder kirchliche Güter bedroht waren? Sie haben auch in jenen früheren Zeiten sich darauf beschränkt, die Fürsten zur Eintracht, zum Frieden und zur Gerechtigkeit zu mahnen und das katholische Volk beharrlich aufzumuntern zum Gebet, daß Gott „den christlichen Königen und Fürsten Frieden und wahre Eintracht verleihen wolle".

Papst Benedikt XV. hat also ganz im Geiste seiner größten Vorfahren und im Sinne seiner hohen Amtswürde gehandelt, als er die katholischen Kinder von ganz Europa einlud, in der heiligen Kommunion den göttlichen Erlöser und Friedensfürsten andächtig zu bitten, daß er der Welt den wahren, dauernden und gerechten Frieden schenken wolle. Dieser in wahrhaft katholischer Universalität gedachten Aufforderung konnten die Kinder und Eltern aller Staaten und Länder entsprechen, ohne ihrem Gewissen und ihrer vaterländischen Pflicht irgendwie Gewalt anzutun, und wir dürfen überzeugt sein, daß diese eucharistischen Friedensmahle und Kinderkreuzzüge der Sache des Friedens kräftigeren Vorschub leisten als weltliche Macht oder Vermengung geistlicher und politischer Rechtsgebiete.

Man macht sich ein ganz irriges Bild von der Universalität der katholischen Religion, wenn man meint, der Katholik sei darauf angewiesen, bei jedem vorkommenden Zweifel, bei jedem auftauchenden Widerstreit der Ansprüche oder Pflichten zu fragen: Was sagt meine geistliche Obrigkeit, mein Beichtvater, Pfarrer, Bischof oder der Papst zu dem Fall? — O nein, er fragt sein Gewissen, seinen katholischen Katechismus. In neunundneunzig von hundert Fällen sagt ihm dieser Ratgeber auf der Stelle, was seine Pflicht ist. Wenn er sich aber in einem seltenen Fall einmal bei einem Sachverständigen Anweisung sucht, so geschieht das nicht, um das eigene Gewissen auszuschalten, sondern er darf den erhaltenen Rat oder Befehl erst dann befolgen, wenn dieser nicht im Widerspruch steht mit den andern anerkannten Pflichten.

Es ist also nicht das Gängelband einer fremden, äußerlichen, jenseits der Berge wohnenden Macht, welche den tiefsten Grund der oben geschilderten katholischen Universalität abgibt, sondern der unserer Kirche innewohnende Geist des Gehorsams gegen das vom Evangelium erleuchtete Gewissen. Im Lichte der obersten Grundsätze der Sittlichkeit und des Rechts, deren Obhut und Predigt dem Papst und den übrigen Organen des kirchlichen Lehramtes anvertraut ist, beurteilt der Katholik seine Pflichten und Rechte mit derjenigen Sicherheit und Selbständigkeit, welche ihm auch in schwierigen Lagen die Zugehörigkeit zur einen, universalen, d. h. auf alle Lebensgebiete sich erstreckenden Religion und Kirche nicht zur Last, sondern zur Freude, zur Kraft und zum Unterpfand das Segens werden läßt.

Matthias Reichmann S. J.

„Von Verwundeten und Toten."

Vor einiger Zeit berichtete die Tagespresse, wie eine Kopenhagener „Studiengesellschaft für die sozialen Kriegsfolgen" die Heeresverluste der zwei ersten Kriegsjahre berechnet habe. Nicht mitgezählt die Kranken noch die Opfer der westlichen und östlichen Sommer-Offensive der Entente 1916, kam die Gesellschaft zu so ungeheuern Zahlen wie: Frankreich Tote 870 000, Verwundete 2 080 000, Vermißte und Gefangene 400 000; Rußland Tote 1 494 000, Verwundete 2 936 000, Vermißte und Gefangene 2 000 000; die gesamte Entente an Toten und Verwundeten gegen 10 000 000 Mann.

Keine Menschenkraft ermißt, welches Leid, von Menschen über Menschen gebracht, in diesen Zahlen liegt. Wir denken schon die Schmerzen Leibes und der Seele nicht aus, die ein mäßiges Gefechtsfeld umschließt und den fernen Lieben zu beweinen gibt; um wieviel mehr versagt unsere Macht, mitzuleiden, wenn jetzt ganze Länder zu Schlachtfeldern werden! Da ersteht die Gefahr, daß wir nicht mitleiden, gerade aus der Größe dessen, was die Brüder leiden.

Es ist gut, daß es auch Kriegsschriften gibt, die in uns das Mitgefühl wachhalten. Der Pallottiner Georg Timpe, bis zum Kriegsausbruch deutscher Seelsorger in London, hat eine solche geschrieben[1]. Sie ist, heißt es in der Einleitung, kein Kriegsbuch wie viele andere, die vom Krieg reden, sofern er die Seele begeistert; sie erzählt vom Krieg, wie er Leid bringt und Not schafft. Der Verfasser folgte den im Osten kämpfenden Truppen mit einer Sanitätskompanie und wartete priesterlich der Blutenden, zum Tode Wunden. Er schaute ihr Weh, schärfer manchmal in der Seele als im zerrissenen Körper; er war erdrückt von der Last, trösten, aufrichten zu müssen. Er sieht erschüttert die Leichen auf den Walstätten liegen, „nicht wie auf der Bühne, freundlich, formvollendet, wie das Sterben eingeübt wird, nicht wie auf der Malerleinwand, unter Blumen, und die Farben sorgsam abgestimmt". „Der Krieg ist keine Romantik. . . . In unsern Kämpfern glüht eine ganz andre Entschlossenheit, als in den Zeitungen zu lesen. Unsre Verwundeten leiden ganz anders, als wie die Zimperlichkeit sich das träumt. Unsre Toten sehen ganz anders aus, erschreckend anders, als die Kriegsgedichte sie besingen. Unsre Heldengräber sind viel einsamer, viel toter als verwachsene Ecken in den Friedhöfen, als das gefühlsselige Heidegrab, auf dem die Rosen blühen." Ach, die vielen Gräber allenthalben, die klagenden Helme darauf oder wehende Ulanenfähnchen! Jedesmal fliegen da die Gedanken des Verfassers in die Heimat, wo um die Toten Herzen brechen. Und wenn er an eroberten Schützengräben vorübergeht, muß er stetsfort an das vergossene Blut denken: Auch den haben unsre Tapferen nehmen müssen, und auch den und auch den! Die toten Dörfer sieht er, die weinenden Mütter und hungernden Kinder; und wieder tritt vor das innere Auge die Heimat: Lieber tot sein, als sie in solchem Jammer schauen!

---

[1] Von Verwundeten und Toten. kl. 8° (255) Warendorf 1916, Schnell. *M* 4.—

Der Verfasser zeichnet nicht in einemfort Elendsbilder; im Gegenteil fließt ihm, der ein gut Stück Dichter ist, viel warme Naturschilderung und ähnliches in die Feder; Soldatenhumor bricht bei den eigenen Strapazen durch. Wirksamer aber erhebt das Buch über das viele Leid damit, daß es immer wieder die Verklärung durch das Ewige zeigt. Die Menschen haben den verabscheuungswürdigen Krieg gemacht; aber Gott ließe ihn nicht zu, wenn das Kriegsweh nicht den treuen Dienern Gottes zu Segen und Seligkeit würde. Darum meint die Einleitung: „Es wäre gut, wenn du dann sagtest: Das muß wohl alles so sein; und das andere: Der liebe Gott wird wissen, wozu." Wir müssen warten, bis wir nicht mehr bloß die wirre Rückseite des Teppichs, sondern vorn die Blumen, die ganze göttliche Zeichnung sehen. Der Soldat im Kampfe muß großes Vertrauen auf die oberste Leitung haben; gerade er weiß wenig, weniger sogar als der müßige Zeitungsleser zu Hause, wie das Ganze des Kampfes steht, und warum ihm in diesem Augenblicke so Hartes kommandiert wird.

Der Krieg verübt Greuel; aber die Guten bewähren sich, und Gott erhöht sie, wie er Jesus erhöht hat. „Männer, die aushalten, still aushalten, die aushalten, bis sie zusammenbrechen; Männer, die bluten und still ausbluten, die gibt es eine ganze Menge — eine heilige Schar. Unser Land kann stolz auf sie sein. Und solange sie da sind, leidet das Land keine Not. Und noch eines ist gut. Das ist, daß es einen gibt, der barmherziger ist als die Menschen, der seine Helden bei sich wohnen läßt und Segen gibt statt Fluch."

„Was wäre nur, hätten wir keine Hoffnung!" Aber gerade auf Schlachtfeldern, die wie nichts anderes über das blinde Walten der Zeit hinausweisen, liegt der Schimmer der Ewigkeit; wer ein feines Ohr hat, hört die Glockenblumen, die auf den wieder friedlich gewordenen Gefilden wachsen, Seelen in den Himmel hineinläuten. Wie oft kommt dem Verfasser ungesucht die Wendung, daß die Seelen seiner sterbenden Pfleglinge „heimgegangen" seien. Er hat so manchen heiligen Tod gesehen. Auch bei den Aussätzigen von Kemer tröstet er sich mit dem Gedanken daran, daß sie reine und helle Seelen haben, und daß sie immer beten: Wie Gott will! — der Himmel macht jedwedes gut, und mit seiner Ewigkeit ist keine peinigende Erdenstunde zu vergleichen.

Der Kriegskreuzträger kräftigster Trost ist der göttliche Heiland. Der Verfasser freut sich, wie er in Litauen überall, an jeder Wegzweigung, bei jedem Haus ein hohes Kreuz findet. „Was ist es nur, daß wir so viel stolpern und so oft in andrer Leute Gehege geraten? Ob es schließlich nicht doch damit zu tun hat, daß wir das Kreuz am Wege nicht mehr mögen? und nicht an den Häusern? und nicht einmal mehr in den Zimmern? Ich war heute morgen in einem kleinen Laden. Drunter und drüber lag alles, die Lampen und die Schreibhefte, die Bilder und die Tuchstücke. . . . Eine Frau stand darin. Sie hatte ein Büblein auf dem Arm und versuchte aufzuräumen. Auf einem Bort stand ein hellglänzendes Kreuz. Das sah das Büblein und haschte mit seinen Händchen nach dem Geblinke. Da nahm es die verarmte Frau von dem Bort

und hielt es ihrem Büblein hin, daß es mit seinen Engellippen es küsse. Nur zwei Worte sagte sie, als sie es hinhielt, und ich sah, wie ihre Augen hell wurden in all dem Jammer. ‚Lieber Jesus!‘ sagte sie. Da hab' ich die Frau um ihr Elend beneidet."

Otto Zimmermann S. J.

Eine Entscheidungsschlacht im Isonzogebiet 394 nach Christus.

Zwischen Görz und dem vielgenannten Monte San Michele mündet in den Isonzo der von den Karsthöhen des Birnbaumerwaldes kommende Wippachfluß. An seinen Ufern, wenige Kilometer hinter der k. u. k. Isonzofront, wurde am 6. September 394 die Entscheidungsschlacht zwischen den letzten Vertretern des heidnischen Römertums und dem christlichen Kaiser Theodosius geschlagen.

Veranlassung zur Schlacht bot die gesamte politische und religiöse Lage des Römerreichs zu Anfang des 4. Jahrhunderts, die zu einem Entscheidungskampf zwischen Rom und Byzanz, zwischen Heidentum und Christentum drängte. Rom vermochte sich nicht in seine Stellung als Reichshauptstadt außer Dienst, in die es die Konstantinische Neuordnung des Reiches versetzt hatte, hineinzufinden. Rom gab dem Reiche noch den Namen, offiziell war es noch die Hauptstadt der einen Reichshälfte, faktisch aber hatte es seinen Rang im Gesamtreich an Byzanz, im Westreich an Mailand und Trier verloren. Seit fast 100 Jahren hatte die Stadt nur dreimal einen Kaiser in ihren Mauern gesehen. Den christlichen Kaisern mochte der Aufenthalt in dieser Hochburg des Heidentums wenig gefallen. Denn das war Rom noch lange nach der Schlacht an der milvischen Brücke und das blieb es das ganze 4. Jahrhundert hindurch. Seine energischsten Vertreter und Verteidiger fand das Heidentum an einer Reihe hochgestellter Männer, deren konservativer Patriotismus den Bestand des römischen Reiches ohne den alten Götterglauben für undenkbar hielt. Je mehr das Christentum in der Bevölkerung der Stadt, auch im Senate an Anhängern gewann, je mehr die Gesetzgebung des Reiches die Ausübung heidnischer Kulthandlungen bekämpfte, desto größere Anstrengungen machten diese Vertreter altrömischer Weltanschauung, um von ihrer Religion zu retten, was noch zu retten war. Fast durchweg sind es Männer in hohen Staatsstellungen, hochgebildet und treffliche Redner. Den ganzen Apparat ihrer klassischen Bildung, die Macht ihres persönlichen Einflusses bieten sie auf, als es gilt, das von den Kaisern aus dem Sitzungssaal des Senates entfernte Bild der Siegesgöttin, für sie das Sinnbild römischer Größe und Macht, wieder an seinen alten Ehrenplatz zurückzubringen. Umsonst. Ein Mann aus ihren Kreisen, an Bildung und Ansehen ihnen durchaus ebenbürtig, der große Bischof von Mailand Ambrosius, trug im Kampfe um die Götterbilder und Tempel den Sieg davon. Ihrem konservativen Festhalten am Althergebrachten stellte er die Idee des Fortschritts entgegen. Was sie mit Wort und Schrift nicht vermocht, das suchten Roms konservative Aristokraten nunmehr durch persönliche

Opfer zu erreichen. Sie wurden Priester der verschiedensten Götter und Göttinnen und kamen mit ihrem Geld für die Kosten des Kultus auf, da die Gesetzgebung den Tempeln und Priestern ihre Einkünfte entzogen hatte.

Man wird am guten Glauben dieser Männer nicht zweifeln können, vor allem nicht an ihrem Patriotismus. Aber schwer verständlich erscheint es uns, daß Männer von ihrer Bildung sich dem Aberglauben der Zeichendeuterei und Eingeweideschau hingaben. Zahlreiche Inschriften aus diesen Tagen nennen uns eine Reihe hervorragender Männer Roms als Auguren, und von Virius Nikomachus Flavianus, dem Führer und geistigen Organisator des nun ausbrechenden Kampfes gegen den christlichen Kaiser, erwähnen die Quellen ausdrücklich, daß er Fachmann im Auguralwesen und der Haruspizin war. Auch dies war wohl konservatives Festhalten am Althergebrachten. Die offizielle Zeichendeuterei und Zukunftserforschung hatte immer ihre Rolle im römischen Staatswesen gespielt.

Da die kaiserliche Regierung auch sonst in Neuerungen sich nicht genug tun zu können schien, verschärfte sich die konservative „Fronde" Roms zu feindlicher Opposition. Der Umstand, daß die Kaiser ohne Rücksicht auf religiöse Gesinnung gerade diese Männer mit den höchsten Staatsämtern auszeichneten, änderte nichts an ihrer Unzufriedenheit. Die politische Lage des Reiches führte sie bald zu offenem Kampfe gegen den Kaiser und für die alten Götter.

Der mächtigste Mann im Westreiche war seit etwa 390 der heidnische Franke Arbogast. Ein tüchtiger Soldat, hatte er, ganz Römer geworden, seinen eigenen Landsleuten schwere Niederlagen beigebracht und sich immer mehr in der Gunst des Theodosius zu befestigen gewußt, der ihn dem jugendlichen Herrscher des Westreiches, Valentinian II., als Ratgeber beigesellte. Indem er den jungen Kaiser zur völlig machtlosen Figur herabwürdigte, verstand es Arbogast, sich selbst zum unumschränkten Herrn des Westreiches zu machen. 392 starb Valentinian, vermutlich mit Wissen und Willen seines Mentors Arbogast. Dieser suchte sich nun einen seinen Machtgelüsten genehmen Kaiser. Er fand ihn in der Person des Christen Eugenius. Dieser ehemalige Professor und Kanzleichef, offenbar geblendet durch die für seinesgleichen sonst unzugängliche Kaiserkrone, nahm Arbogasts hochverräterisches Anerbieten an. Damit war das Westreich in die Hand des Arbogast und Nikomachus Flavianus gegeben. Eugenius, ihr willenloses Werkzeug, gewährte alle ihre politischen und religiösen Forderungen. Zwischen Rom und Byzanz konnten nur mehr die Waffen entscheiden.

Der Krieg zwischen Eugenius und Theodosius wurde durch die zweitägige Schlacht am Frigidus, der heutigen Wippach, entschieden. Auf seinem Anmarsch von Belgrad-Laibach her stieß das Heer des Theodosius auf das im Wippachtal ihn erwartende Heer des Usurpators Eugenius. Es lag nicht in der Art der damaligen Kriegführung, ganze Armeen wie heutzutage ohne Rücksicht auf Terrainschwierigkeiten über weglose Berghöhen zu führen. Wir dürfen also annehmen, daß die Armee des Theodosius in langen Marschkolonnen auf der Poststraße Laibach-Aquileja heranzog. Diese führte nördlich der Wippach über Zoll, Haiden-

schaft, Heilig-Kreuz, St. Peter bei Görz zum Isonzo[1]. An dieser Straße sperrte ihm Eugenius den Weg, der, ohnehin durch die Karsthöhen des Ternovaner Waldes eingeengt, den Aufmarsch des kaiserlichen Heeres in Schlachtordnung außerordentlich erschwerte. Ein von Eugenius in die Berge vorgeschicktes Detachement unter der Führung des Arbitio hatte die Aufgabe, dem Heere des Theodosius den Rückzug abzuschneiden. Das Heer des Eugenius setzte sich zusammen aus den gallischen und italischen Truppenteilen des römischen Heeres; Arbogast hatte seine fränkischen Stammesgenossen aufgeboten. Theodosius führte die Truppen des Ostreiches heran, außer den regulären römischen Legionen zahlreiche „barbarische" Hilfsvölker. Claudian schildert in seinem Gedicht auf das Konsulat des Stilicho (im Jahre 400) das bunte Völkergemisch im Heere des Kaisers: „Nie hatten sich Fluten von Völkern so durch Sprachen getrennt und so verschieden in Waffen früher zusammengedrängt. Theodosius hatte die ganze Ostwelt mit sich entführt: Iberer und Kolcher, turbangeschmückte Araber, lockenhaarige Armenier. Hier standen buntbemalt die Zelte der Saker neben den dunklen der Meder und den edelsteingeschmückten der schwarzen Inder." Gotische Hilfstruppen spielten eine bedeutende Rolle in der Schlacht. Unter der Führung des Gainas bildeten sie die vorderste Stoßgruppe, die mit den Truppen des Eugenius zusammentraf. Ihr Schicksal war der Heldentod. 10 000 Mann sollen aus ihren Reihen gefallen sein. Mit diesem Mißerfolg scheint der erste Schlachttag geendet zu haben. Dem Kaiser stand noch seine unangetastete Hauptmacht zur Verfügung, und wenn er mit anbrechendem Morgen Legionen gegen Legionen warf, so durfte er wohl mehr Aussicht auf Sieg haben als mit seinen zwar nicht an Mut, wohl aber an Bewaffnung den Legionen des Eugenius unterlegenen Goten.

Die Versicherung des Kirchenhistorikers Theodoret (ca. 450), im Kriegsrat dieser Nacht seien die Feldherren des Theodosius für den sofortigen Rückzug eingetreten[2], ist in der Situation nicht begründet. Ebenso darf die rhetorische Behauptung des Orosius[3] nicht wörtlich genommen werden, Theodosius habe die Nacht schlaflos im Gebete verbracht. Als Feldherr hatte er auch anderes zu tun. Seine Frömmigkeit und sein Gottvertrauen wird von allen christlichen Quellen rühmend hervorgehoben. Verfehlt ist es, die schwungvollen Phrasen dieser Lobeserhebungen zu pressen, um daraus Vorwürfe gegen den christlichen Kaiser zu konstruieren. Unter diesem Gesichtspunkt muß man auch die Erzählung des Rufinus beurteilen, der Kaiser habe den Krieg nicht so sehr durch die Bereitstellung von Waffen und Rüstung, als durch Fasten und Gebet, durch Prozessionen und Bußübungen vorbereitet; die folgenden Sätze, in denen Rufinus die Opfer und Zeichendeutereien des Flavianus und Eugenius schildert, lassen den ganzen Abschnitt als rhetorische Antithese erscheinen. Theodosius wird eben beides getan haben, seine Pflicht als Christ und als Feldherr. Aufgabe des Historikers ist

[1] Vgl. O. Seeck und G. Veith, Die Schlacht am Frigidus. Klio XIII (1913) 451 ff., mit Karte.

[2] Kirchengeschichte 5, 24. [3] Geschichte VII 35.

es, zwischen Verherrlichung von christlicher Seite und Schmähung vonseiten heidnischer Historiker die richtige Mitte in der Beurteilung des Theodosius zu finden. Wer im 20. Jahrhundert über Theodosius schreibt: „Er kroch im Bußgewande auf allen Vieren vor den Reliquien der Apostel und Märtyrer“ [1], gibt durch diese Ausdrucksweise kund, daß persönliche Gehässigkeit ihn leitet.

Ebenso unangebracht ist es, den Entschluß des Kaisers, am Morgen des 6. September die Schlacht wieder aufzunehmen, „abergläubischen Gründen“ [2] zuzuschreiben, es sei denn, daß man jede Äußerung religiöser Gesinnung und Gottvertrauens als „Aberglauben“ zu brandmarken beliebt.

Der anbrechende Morgen des 6. September brachte für Theodosius eine unangenehme Überraschung. Auf den die Straße begleitenden Höhenzügen und im Rücken seiner Kolonnen zeigten sich feindliche Scharen. Es war die Umgehungsgruppe des Arbitio. Orosius berichtet, dieser sei aus Ehrfurcht vor der Majestät des Herrschers zum eingeschlossenen Kaiser übergegangen. Andere Quellen machen ihm Bestechlichkeit und Verrat zum Vorwurf. Wie immer dem sein mag, der Übergang des Arbitio zu Theodosius steht fest, seine Motive kennen wir nicht.

Durch die Truppen des Arbitio waren die Verluste des gestrigen Tages ersetzt, und Theodosius schickte sich an, den Angriff auf Eugenius zu erneuern. Vielleicht darf an diese Stelle der von Ambrosius in seiner Grabrede auf Theodosius erwähnte Zug gesetzt werden: „Als das Heer, durch die Enge des Weges und den Troß behindert, nur langsam in die Schlachtlinie vorrückte, sprang der Kaiser vom Pferde, und allein vor der Front hinschreitend, rief er aus: ‚Wo ist der Gott des Theodosius?‘ Durch diese Worte und sein Beispiel entzündete er alle.“ [3] Trotzdem hatten die Truppen des Kaisers noch schwere Arbeit. Das Heer des Eugenius hatte so ausgezeichnete Stellungen inne, daß es nach dem Urteil des Orosius schon durch seine Aufstellung Sieger war. Konnte Eugenius in der Ebene seine ganze Front zur Entwicklung bringen, so mußte der Kaiser auf enger Straße seine Kolonnen nacheinander an den Feind bringen, ein Aufmarsch in breiter Front war unmöglich. Die Entscheidung an diesem Tage führte ein orkanartiger Sturm herbei, der das Heer des Eugenius im Angriff hemmte und in Verwirrung brachte. Die gleichzeitigen Quellen berichten übereinstimmend dieses Ereignis und betonen den wunderbaren Charakter desselben.

Fassen wir das all diesen Berichten gemeinsame Tatsachenmaterial zusammen, so ergibt sich vom Ausgang der Schlacht folgendes Bild: Beide Heere scheinen auf Sturmdistanz sich genähert zu haben. Die Truppen des Eugenius schleudern bereits ihre Speere auf die ihnen entgegenrückenden Kolonnen des Theodosius.

---

[1] O. Seeck, Geschichte des Unterganges der antiken Welt V 250.

[2] Jahrbuch der Geschichtswissenschaft 1913.

[3] Ambrosius, Grabrede auf Theodosius, Kap. 7.

In diesem Augenblick erhebt sich ein furchtbarer Orkan, trifft mit aller Wucht die anstürmende Front des Eugenius und bringt diese zum Stehen. Die geschleuderten Speere werden vom Sturme mitgerissen in die Reihen des Eugenius zurückgeworfen; in den schweren Schilden verfängt sich der Sturm und reißt ihre Träger zu Boden. In diese durch den plötzlichen Ausbruch eines solchen Sturmes erschreckten Reihen stürzen sich die Truppen des Theodosius, durchbrechen sie, erstürmen und verbrennen das befestigte Lager. Eugenius wird gefangen und von den Soldaten getötet. Flavianus, den Theodosius wegen seines Gelehrtenrufes gern geschont hätte, endete durch Selbstmord, ebenso Arbogast.

Was den von den Quellen betonten wunderbaren Charakter des Sturmes betrifft, wird man an einer natürlichen Erklärung dieses Ereignisses festhalten müssen, solange nicht gewichtige Gründe für das Gegenteil sprechen. Diese darf man nicht in den Urteilen der Zeitgenossen über das fragliche Ereignis suchen. Es lag im Geiste der Zeit, jedes wichtige Ereignis der Zeitgeschichte als unmittelbares Eingreifen Gottes in den Lauf der Dinge aufzufassen. Den Historikern jener Zeit „Geschichtsfälschung ad maiorem Dei gloriam“ zum Vorwurf machen, heißt den Geist jener Zeit verkennen. Sie bringen in ihren Wunderberichten nur die allgemeine Auffassung der Zeitgenossen zum Ausdruck. Geschichtsfälscher sind sie ebensowenig wie gewisse Historiker von heute, die, selbst Opfer des Zeitgeistes, überall „Aberglauben“ wittern. Von diesem Standpunkt aus ist es nicht uninteressant, die Berichte der Zeitgenossen über jenen für Theodosius so auffallend günstigen Sturm zu vergleichen. Der erste, der von der Schlacht spricht, ist der hl. Ambrosius. Wir haben von ihm zwei Briefe[1] an Theodosius, die gleich nach der Schlacht, noch unter dem Eindruck der ersten Siegesnachrichten geschrieben sind. Schon sind zu ihm Nachrichten über wunderbare Ereignisse in der Schlacht gedrungen; er gibt diese Auffassung wieder, wenn er schreibt: „Man hält dafür, daß der Sieg dir durch Wunder zuteil wurde, wie dies bei Moses und Josue, bei Samuel und David der Fall war.“[2] Sein eigenes Urteil faßt er dahin zusammen: „Gott hat dir geholfen.“ Daß dies seiner Ansicht nach durch ein eigentliches Wunder geschehen sei, sagt Ambrosius nie, obwohl er noch öfters von der Schlacht spricht. Bei der Leichenfeier des Theodosius (395) erinnert er die an der Schlacht beteiligten Soldaten an den Glaubensmut ihres verstorbenen Kaisers, dem sie den Sieg verdanken. Bei einer andern Gelegenheit schildert er den Losbruch und die Wirkungen des Sturmes[3], aber auch hier sagt er nicht, ob er ihn für ein Wunder hielt. „Gott war mit Theodosius“, das ist kurzgefaßt das Urteil des größten Zeitgenossen und intimsten Freundes des Kaisers über jenes Ereignis.

Der Dichter Claudius Claudianus, wenn nicht Heide, so doch kein überzeugter Christ, nennt den Theodosius einen „Liebling Gottes, für den der Äther

---

[1] Ambrosius, Briefe 61 u. 62. [2] Brief 62.

[3] Predigt über den 36. Psalm, Kap. 25.

kämpft und die Winde in die Schlacht stürzen" [1]. Der hl. Augustinus (um 410) beruft sich auf die Schilderungen von Augenzeugen, die ihm von diesem Sturme erzählten, äußert sich aber nicht über den wunderbaren Charakter desselben [2]. Der Kirchenhistoriker Rufinus [3] (um 402) entwirft eine dramatische Schilderung der Schlacht, die aber wenig Glauben verdient. Nach seinem Bericht warf sich Theodosius im Angesicht beider Heere auf einem vorspringenden Felsen zum Gebete nieder. Der Ausbruch des Sturmes wird als sofortige Erhörung des Gebetes hingestellt. Ambrosius weiß von dieser Szene nichts; Rufinus ist der einzige, der diese Gebetserhörung berichtet. Erscheint schon der Wortlaut des ziemlich langen Gebetes verdächtig — woher sollte Rufinus ihn haben? — so muß auch die von ihm geschilderte Wirkung des Gebetes auf die Feldherren des Theodosius abgelehnt werden. Diese seien durch das Gebet des Kaisers zum Angriff entflammt worden. Da mehrere derselben Heiden waren, ist das wenig wahrscheinlich; im übrigen war der Angriff schon im Gange und der ausbrechende Sturm trieb die Soldaten des Theodosius derart voran, daß sie nicht erst des Ansporns ihrer Führer bedurften. Man wird also berechtigt sein, diese an sich schöne Szene zu den epischen Zieraten des Rufinus zu rechnen. Veith hält es nicht für ausgeschlossen, daß der von wetterkundigen „Eingeborenen" vom bevorstehenden Ausbruch des Sturmes vorher unterrichtete Kaiser sein Gebet so eingerichtet habe, „daß der tatsächliche Ausbruch des Sturmes für Freund und Feind als eine Erhörung des Gebetes erschien" [4]. Einer derartigen Komödie bedurfte es nicht.

Sind demnach die Wunderberichte der zeitgenössischen Quellen mit Vorsicht aufzunehmen, so begegnet eine natürliche Erklärung des ganzen Ereignisses keinen Schwierigkeiten. Seeck und Veith haben mit Recht darauf hingewiesen, daß der in jenen Gegenden mit furchtbarer Kraft auftretenden „Bora" [5] alle jene Wirkungen zukommen, welche die Quellen jenem Sturme zuschreiben. Um zu dieser Erklärung zu gelangen, braucht man allerdings nicht vorauszusetzen, daß in jener Schlacht „alle Mächte des Aberglaubens ins Feld geführt" waren, oder zu betonen, daß „der Berufssoldat meist zum Aberglauben sehr geneigt" sei.

Mit dem Tode der drei Führer der römisch-separatistischen Partei und der Niederlage ihres Heeres waren Rom und das Westreich dem rechtmäßigen Herrscher wiedergewonnen, die Reichseinheit hergestellt. Es lag aber nicht im Plane der Vorsehung, die Neugestaltung des Reiches im christlichen Sinne der kraftvollen Hand des Theodosius zu überlassen Er starb wenige Monate nach seinem Siege über Eugenius. Rom war alt geworden, das kraftlose Westreich führte noch etwa ein Jahrhundert lang sein Schemendasein weiter, bis es im Germanen-

---

[1] Claudian, Lobgedicht auf das dritte Konsulat des Honorius, Vers 96 ff.

[2] Gottesstaat 5, 26.

[3] Kirchengeschichte 11, 33.

[4] Klio XIII (1913) 466, Anm. 1.

[5] Ebd. 457 ff.

sturm zusammenbrach. An Stelle der kraft- und saftlosen, in ihrer ehemaligen Größe sich sonnenden Römer, die statt des Schwertes die müde Feder führen und ihre alten Klassiker abschreiben und erklären, treten jugendfrische Germanenvölker, ohne Vergangenheit, mit um so größerer Zukunft. Sie bringen Rom neue Kraft und empfangen von ihm als Gegengabe den wahren Glauben und seine alte Kultur.

Roms politische Vormachtstellung, für die Flavianus und Eugenius ja auch ins Feld gezogen waren, war allerdings dahin. — In einem andern Sinne aber wurde Rom wirklich caput gentium, Herrin der Welt. Als Sitz des Stellvertreters Christi auf Erden wurde Rom zum Zentrum der geistigen Einheit Europas, lange bevor ihm Karls d. Gr. fränkisch's Kaisertum seinen Platz in der politischen Einheit des christlich-germanischen Mittel-Europa schuf.

Karl von Silva-Tarouca S. J.



Begründet 1865 von deutschen Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Hermann Muckermann S. J., München, Giselastraße 31 (Fernsprecher: 32749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Krose S. J., R. v. Nostitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Eingesandte Schriften
(Ein Urteil bleibt vorbehalten; Besprechung folgt nach Tunlichkeit)

An den Grenzen Rußlands. Elf Abhandlungen aus der Sammlung „Der Weltkrieg“. Hrsg. vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. 8⁰ (254 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein. *M* 2.80

Anker, Kurt, Hauptmann, **Marsch! Marsch! Hurra!** Gedichte. kl. 8⁰ (56 S.) Oldenburg 1916, Stalling. 60 *Pf.*

Aus dem Völkerkrieg 1914/16. IV. Unterm Roten Kreuz. Erlebnisse und Schilderungen von E. v. Rüdgisch. Eingeleitet von Dr. H. Braun. 12⁰ (109 S.) Lahr 1916, Schauenburg. *M* 1.—

Bahr, Hermann, **Himmelfahrt.** Roman. 12⁰ (400 S.) Berlin 1916, Fischer. *M* 4.50

Barthel, Dr. E., **Der Irrtum „g“.** Ein Traktat über den freien Fall. 8⁰ (38 S.) Leipzig 1914, Hillmann.

— **Harmonische Astronomie.** 8⁰ (16 S.) Leipzig 1916, Hillmann.

Bauch, Dr. Br., **Vom Begriff der Nation.** Ein Kapitel zur Geschichtsphilosophie. (Vortrag, gehalten in der Staatswissenschaftlichen Gesellschaft zu Jena.) 8⁰ (32 S.) Berlin 1916, Reuther & Reichard. 80 *Pf.*

Baumstark, Dr. A., **Oriens Christianus.** Halbjahrshefte für die Kunde des christlichen Orients. Neue Serie. V. Bd. Lex.-8⁰ (S. 201—363) Leipzig 1915, Harrassowitz.

Baumhauer, Dr. H., **Leitfaden der Chemie** zum Gebrauch an mittleren Lehranstalten, insbesondere an landwirtschaftlichen Schulen. 1. Tl.: Anorganische Chemie. 7. Aufl. gr. 8⁰ (VIII u. 180 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 2.30; geb. *M* 2.90

Becker, Dr. Jos., **Engelstugenden des heiligen Aloisius.** Sechs Predigten auf die aloisianischen Sonntage. 8⁰ (74 S.) Paderborn 1916, Schöningh. *M* 1.—

— Liane, **Deutsche Art.** Leitgedanken und Streiflichter zu ihrer Förderung. kl. 12⁰ (98 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein. *M* 1.20

Belgien. Neun Abhandlungen der Sammlung „Der Kampf um Belgien“. Hrsg. vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. 8⁰ (146 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein. *M* 2.40

Benzigers Brachzeit-Bücher. kl. 12⁰ Einsiedeln, Benziger.

I. Folge. Heft 20 *Pf.* Nr. 7: F. Schrönghamer-Heimdal, Postlagernd. Eine gefährl. Geschichte, die gut ausgeht, und Schuster Poldl muß mit! Eine Jugenderinnerung. (32 S.) Nr. 8: Brey, H., Der Halbnarr. Geschichte eines Scheusamen und Eine Bagatelle. Russisches Sittenbild. (32 S.) Nr. 9: Carnot, M., Die Mutter des Admirals. Aus Tegetthoffs letzten Tagen und Das größte aber ist die Liebe. Eine Kriegserzählung. (31 S.) Nr. 10: Künsberg, S. v., Die Kath. Erzählung aus den Bayerischen Bergen. (30 S.) Nr. 11: Baumberger, G., Das Trineli von Meglisalp. Eine Künstlernovelle. (30 S.) Nr. 12: Kettner, E., Die Ehescheuen und wie sie wieder zusammenkamen. Humoreske. (30 S.)

II. Folge. Heft 30 *Pf.* Nr. 1: Elden, H., Gedankensünden. Frei dem Leben nacherzählt. (48 S.) Nr. 2: Miller, E., Der „Hölzle“. Geschichte eines armen Tropfs und Drei Könige. Drillingserlebnisse. (52 S.) Nr. 3: Sienkiewicz, H., Komödie der Irrungen. Deutsch-amerikan. Humoreske. Janko, der Musikant. Tragödie eines Kindes. (45 S.) Nr. 4: Pütz, E. v., Die Nachbarhäuser. Eine Tiroler Bauerngeschichte. (47 S.) Nr. 5: Ogloblin, N. N., Via dolorosa. Erinnerungen eines russischen Offiziers. (51 S.)

III. Folge. Heft 40 *Pf.* Nr. 1: Kern, M., Der fahrende Schüler. Humoreske aus dem Mittelalter. (61 S.) Nr. 2: Dierling, V., Um Recht und Ehre. Erzählung aus dem Niederösterreichischen Waldviertel. (64 S.)

IV. Folge. Heft 60 *Pf.* Nr. 1: Bonn, F., Im ersten Semester. Novelle aus dem Studentenleben. (81 S.) Nr. 2: Lange, L., Ein Schreibfehler. Kriminalerzählung. (78 S.)

VI. Folge. Heft *M* 1.— Nr. 1: Böttcher, M. K., Am Feind. Zwölf Kriegserzählungen. (166 S.)

Bitter, Pfarrer, **Biblische Bilder für die christliche Jugend.** Material zu religiösen Vorträgen in Jünglingsvereinen u. dgl. 12⁰ (348 S.) Dülmen, Laumann.

Bonsels, W., **Die Heimat des Todes.** Empfindsame Kriegsberichte. 8⁰ (126 S.) München 1916, Schmidtkunz. *M* 1.—

Bourget, Paul, **Le Sens de la Mort.** 16⁰ (328 S.) Paris 1915, Plon-Nourrit & Cie. *Fr.* 3.50

Braun, Dr. R., **Die Erkenntnislehre Heinrichs von Gent.** 8⁰ (VII u. 109 S.) Freiburg (Schw.) 1916, Gschwend.

Brauweiler, Dr. H., **Die ∴ Brüder im Weltkrieg.** gr. 8⁰ (90 S.) Köln 1916, Bachem. *M* 1.75

Bredt, F. W., Friedhof und Grabmal. [Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz.] Mit zahlreichen Abbild. gr. 8° (211 S.) Düsseldorf, Schwann. *M* 5.—

Breit, Dr. E., **Die Lehrerin in Beruf und Leben.** 12° (117 S.) Einsiedeln, Benziger.

Bühler, Herm., **Auf dem Friedhof.** Grabreden. 8° (99 S.) Rottenburg, Bader. *M* 1.30

Bulgarien. Staat, Land und Leute. [Staatsbürgerbibliothek, 69.] Bulgarien, Volkswirtschaft. [Staatsbürgerbibliothek, 70.] 8° (36 u. 44 S.) M.-Gladbach, Volksverein. Je 45 *Pf.*

Coloma, Luis, Boy. Roman. Deutsch von K. Hofmann. 12° (350 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 1.50; geb. *M* 2.—

Concilium Tridentinum. Diariorum, Actorum, Epistularum, Tractatuum nova collectio. Ed. Societas Goerresiana. Tom. X: Epistularum Pars I. 4° (LXXVI u. 996 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 80.—; geb. *M* 88.—

Dassel, Dr. Lodewijk, **Die flämische Studentenbewegung.** Eine Skizze ihrer Geschichte. [Studentenbibliothek, 23. Hft.] 12° (78 S.) M.-Gladbach 1916, Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. 40 *Pf.*

De Jong, Dr. K. H. F., **Hegel und Plotin.** Eine kritische Studie. gr. 8° (36 S.) Leiden, Brill. *M* 1.50

Deuser, W., Anstands-, Verkehrs- und Lebensregeln. 16° (122 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein.

Dörfler, P., Erwachte Steine. Was sie uns von Feindesnot erzählen. Novellen. 12° (184 S.) Kempten 1916, Kösel. *M* 2.20

Duhr, B., S. J., **Goldkörner aus eiserner Zeit.** Kriegsexempel. 3. Aufl. 12° (176 S.) Regensburg 1915, Manz. *M* 1.—

Eckardt, Dr. Joh., **Klemens Maria Hofbauer.** [Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern, 15. Hft.] 8° (88 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein. *M* 1.20

Egeren, J W. S. van, **Theologia Moralis Generalis.** 8° (192 S.) Ultrajecti 1916, Dekker & Van de Vogt, *fl.* 2.—

Espey, A., Gerhard Hauptmann und wir Deutschen. 8° (180 S.) Berlin 1916, Concordia. *M* 1.50

Faßbender, Dr. Martin, **Wollen eine königliche Kunst.** Gedanken über Ziel und Methode der Willensbildung und Selbsterziehung. 4. u. 5. Aufl (8.—12. Tausend.) 8° (XII u. 284 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 2.60; in Pappband *M* 3.40

Fendrich, A., Von der Marneschlacht bis zum Fall Antwerpens. [Gegen Frankreich und Albion. II. Halbbd.] 8° (94 S.) Stuttgart 1919, Franckh. *M* 1.—

Ferreres, P. Juán B., S. J., **Los oratorios y el altar portátil según la vigente disciplina concordada con el novisimo Sumario de oratorios concedido en la Cruzada.** Comentario histórico-canónico-litúrgico. 2. ed. 12° (196 S.) Madrid 1916, Administración de Razón y Fe. *Peseta* 1.—

Festfeier der Zentrumsfraktion des Reichstags zum 70. Geburtstag ihres Ersten Vorsitzenden Dr. Spahn am 23. Mai 1916. 8° (48 S.) Berlin 1916, Germania. 50 *Pf.*

Fischer, Fr. J., Die Sonnenkraft der Religion im Kriege. 8° (72 S.) Rottenburg, Bader. 30 *Pf.*

Flöricke, Dr. K., **Die Masurenschlachten.** [Gegen die Moskowiter. I. Halbbd.] 8° (78 S.) Stuttgart 1916, Franckh.

Franz Xaver, P. Provinzialvikar O. SS. T., **Das Seelenlicht.** Geistliche Lesungen für die besonderen Festlichkeiten des Ordens der Allerheiligsten Dreifaltigkeit. I. Bd. 8° (XIX u. 392 S.) Wien XVIII/2, Gersthoferstr. 129.

Frassinetti-Schlegel, Marienlob. Erwägungen über die Mutter Gottes und ihre Tugenden. 8° (224 S.) Einsiedeln, Benziger. *M* 2.50

Frauenerwerb und Kriegswitwe. Aus der Praxis der Kriegshinterbliebenenfürsorge. [Schriften des Arbeitsausschusses der Kriegerwitwen- und -waisenfürsorge. 1. u. 2. Hft.] Berlin 1916, Heymann.

Frauenwirtschaft. Jahrbuch für das hauswirtschaftliche und gewerbliche Frauenwirken. Hrsg. vom Verband für soziale Kultur und Wohlfahrtspflege (Arbeiterwohl). 6. Jahrg. Redig. von Liane Becker. gr. 8° (280 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein. *M* 4.80

Freiburger Münsterblätter. Jahresschrift für die Geschichte und Kunst des Freiburger Münsters. Hrsg. vom Münsterbau-Verein. 11. Jahrg. gr. 4° (48 S.) Freiburg 1915, Herder. *M* 5.—

Freisen, Dr. Jos., **Verfassungsgeschichte der katholischen Kirche Deutschlands in der Neuzeit.** Auf Grund des kathol. Kirchen- und Staatskirchenrechts dargestellt. gr. 8° (XXIII u. 455 S.) Leipzig 1916, Teubner. *M* 12.—

Frobenius, Exkursions- und Vogelschaukarte für den Schweizerischen Nationalpark, Basel, Frobenius A.-G.

Die Schweiz aus der Vogelschau. I. Blatt: Mittelstücke. II. Blatt: Westschweiz. Je *Fr.* 2.50

Fuchs, Ludwig F., Architekt, **Kriegergrabsteine und Ehrentafeln.** Entwürfe. 8° (30 Taf.) München 1916, E. Pohl. *M* 4.—

— **Denkmäler-Grabsteine und Ehrentafeln für unsere Krieger.** Entwürfe. [Neue Folge der Kriegergrabsteine und Ehrentafeln.] 8° (30 Taf.) München 1916, E. Pohl. *M* 4.—

Gaß, Dr. J., **Konstitutionelle Professoren am Straßburger Priesterseminar.** gr. 8° (IV u. 130 S.) Straßburg 1916, F. X. Le Roux. *M* 2.—

Gerhardi, Dr., **Gehirn und Krieg.** 8° (46 S.) Glogau, Hellmann. 80 *Pf.*

Germanus, Schafft billige Lebensmittel! Die einzige wirkliche Lösung der sozialen Frage. 8° (69 S.) München 1916, Piloty & Loehle. *M* 1.—

Gihr, Dr. N., **Gedanken über katholisches Gebetsleben.** 5.—9. Tausend. 12° (XVIII u. 326 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 2.—; geb. *M* 2.60

Godefried, Kapuziner, **Ein Büchlein von der Zufriedenheit, Friedenswünsche.** 12° (192 S.) Regensburg 1916, G. J. Manz. *M* 2.60

Gomoll, Wilh. Conrad, **Im Kampf gegen Rußland und Serbien.** gr. 8° (391 S.) Leipzig 1916, Brockhaus. Geb. *M* 10.—

Gorbach, Jos., **Blut und Tränen.** Kriegsgeschichten. 12° (VIII u. 98 S.) Freiburg 1916, Herder. In Pappband *M* 1.—

Göttler, Prof. Dr. J., **Der Religionsunterricht in der Fortbildungsschule.** [Religionspädagogische Zeitfragen. Nr. 1.] gr. 8° (XII u. 167 S.) Kempten, Kösel. *M* 3.30

Goetz, Prof. W., **Deutschlands geistiges Leben im Weltkrieg.** [Perthes' Schriften zum Weltkrieg. 11. Hft.] 8° (51 S.) Gotha 1916, Perthes. *M* 1.—

Grabowsky, Dr. A., **Weltpolitik und Finanzpolitik.** Ein Beitrag zur deutschen Finanzpolitik nach dem Kriege. 8° (30 S.) Berlin, „Politik". 50 *Pf.*

Grand, Prof. Dr. A., **Heilige Funken.** Gedichte. 12° (168 S.) Brig 1916, Tscherrig u. Tröndle. *M* 2.—

Greiffenstein, M. v., **Kriegsbüchlein.** 12° (91 S.) Innsbruck, Tyrolia. *M* 1.30

Grosheintz, Dr. O., **L'Esthétique Oratoire de Bossuet.** gr. 8° (135 S.) Bern 1915, Drechsel. *M* 3.20

Grupp, Dr. G., **Jenseitsreligion.** Erwägungen über brennende Fragen der Gegenwart. 2. u. 3., verm. Aufl. 8° (XII u. 256 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 3.60; geb. *M* 4.20

Haggeney, K., S. J., **Im Heerbann des Priesterkönigs.** Betrachtungen zur Weckung des priesterlichen Geistes. III. Teil: Meister und Jünger. (Pfingstfestkreis.) 1. Hälfte. 8° (XII u. 532 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 3.80; geb. *M* 4.60

Halusa, P. T., **Der Priester auf Höhenpfaden und auf Irrwegen.** Zeitgemäße Erörterungen über Priester und Priestertum. 12° (152 S.) Brixen, Tyrolia. *M* 3.—

Handbuch der Kunstwissenschaft. Hrsg. von Univ.-Prof. Dr. Burger. Mit ca. 6000 Abbild. Lieferung 1—26. Neubabelsberg, Akademische Verlagsgesellschaft. Im Abonnement die Lieferung *M* 1.50

Hauthaler, Abt Willibald O. S. B., und **Martin**, Fr., **Salzburger Urkunden-Buch.** II. Bd. Urkunden von 790—1199. [Mit Unterstützung des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht und der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien hrsg. von der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.] gr. 8° (XXVII u. 756 S., 10 Taf.) Salzburg 1916, Selbstverlag der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.

Hättenschwiller, Dr. A., **Das Rundschreiben Leos XIII. über die Arbeiterfrage vom 15. Mai 1891.** Erwägungen zur Zeitlage. Eine Jubiläumsrede. [Volksbildung. Neue Folge der „Stimmen aus dem Volksverein".] 8° (22 S.) Luzern 1916, Räber u. Co.

— Jos., S. J., **Die Unbefleckte Empfängnis.** 32 Lesungen für den Maimonat mit einem Gebetsanhang. III. Abt. 12° (VIII u. 406 S.) Innsbruck 1916, Rauch. *M* 2.55

— **Die Herz-Jesu-Stiftung in Hall.** gr. 8° (70 S.) Innsbruck 1916, Rauch. *M* 1.70

Heigl, Dr. B., **Die vier Evangelien.** Ihre Entstehungsverhältnisse, Echtheit und Glaubwürdigkeit. 8° (XII u. 400 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 6.—; geb. *M* 7.—

Heinrichs, N., **Der Heliand und Haimo von Halberstadt.** 8° (42 S.) Cleve 1916, Fr. Boß Witwe. *M* 1.50

Hellwig, Dr. A., **Der Laienrichter in Strafsachen.** Ein Leitfaden für Schöffen und Geschworene. [Staatsbürger-Bibliothek. Hft. 71.] M.-Gladbach 1916, Volksverein. 45 *Pf.*

Herchen, Dr. A., **Dom Miguel I., König von Portugal.** Sein Leben und seine Regierung. gr. 8° (XIII u. 302 u. X S.) Luxemburg 1908, Huß.

Hildebrand, K., Die Donaumonarchie im Kriege. Studien und Eindrücke in Österreich-Ungarn Juni—Juli 1915. Aus dem Schwedischen. 12° (VIII u. 269 S.) Wien 1916, Braumüller. *M* 2.60

Huber, M., S. J., **Die Nachahmung der Heiligen in Theorie und Praxis.** 2. u. 3. Aufl. I. Bd.: Theorie der Nachahmung der Heiligen. II. Bd.: Praxis der Nachahmung der Heiligen. (XX u. 498 S. u. XIV u. 572 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 8.—; geb. *M* 10.—

Jahrbuch des Stiftes Klosterneuburg. Hrsg. von Mitgliedern des Chorherrenstiftes. gr. 8° VII. 1. Abt. (689 S. u. verschiedene Taf.) 2. Abt. (LV u. 384 S.) *M* 3.40 u. *M* 6.80

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft im Auftrage der Historischen Gesellschaft zu Berlin hrsg. von Georg Schuster. XXXVI. Jahrg. 1913. 1. u. 2. Hälfte. gr. 8° (VI u. 401 S. u. VIII 316 S.) Berlin 1916, Weidmann. *M* 50.—

Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte. Mitbegr. von Erich Schmidt, hrsg. von J. Elias, M. Osborn, W. Fabian, F. Deibel, C. Enders, F. Leppmann, R. Schacht. 25. Bd. (1914.) I. Bibliographie. Bearb. von O. Arnstein. Lex.-8° (XXVII u. 359 S.) Berlin, Behr (Fedbersen). *M* 13.—

Jung-Österreich. Jugendzeitschrift. Hrsg. von Hauptmann P. Kaltschmid. 8° Wien VIII, Neustiftgasse 54. Heft 40 *h*.

Jurinek, Jos. M., Bayernsiege und Heldengräber. Die Lothringer Schlacht am 19. u. 20. August 1914. 8° (143 S.) München 1916, Drei-Marken-Verlag.

Kahr, A., Theophilus. 31 Briefe an einen Kleriker. Geistliche Lesungen über die Würde und segensreiche Verwaltung des Priesteramtes. 12° (VIII u. 304 S.) Graz 1916, Styria. *M* 2.—

Kaindl, Dr. R. Fr., **Die Deutschen in Osteuropa.** [Bibliothek des Ostens.] Mit 14 Abbild. 8° (VI u. 104 S.) Leipzig 1916, Klinckhardt. *M* 1.50

Karte von Belgien und dem angrenzenden Nordfrankreich. 10 Blatt in Schummerungsmanier gezeichnet. Blatt 1: Ostende—Ypern. Blatt 2: Lille—Arras. Blatt 3: Verdun. Stuttgart, Franckh. Blatt 50 *Pf.*

Keller, Dr. Frz., **Caritaspflege auf dem Lande in und nach dem Kriege.** (63 S.) Freiburg, Caritas-Verband.

Kett, A., Erlebnisse aus dem Jahre meiner Gefangenschaft in Rußland. kl. 12° (184 S.) Regensburg, Pustet. *M* 1.—

Kieser, Dr. A., **Unser Gott über uns, mit uns und in uns.** Theologisch-praktische Erwägungen. [Die Kreuzesfahne im Völkerkrieg von Dr. J. Schofer und Dr. A. Kieser. 10. Bdchn.] 8° (VI u. 82 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 1.20; geb. *M* 1.80

Kirmis, Fr., Maria, die immerwährende Jungfrau. Eine exegetische Studie. gr. 8° (IV u. 95 S.) Breslau 1916, Goerlich. *M* 3.50

Klein, F. J., Friedensjustiz und Presse. 8° (15 S.) Bonn 1916, Rost & Co. 25 *Pf.*

Klimsch, Msgr. Dr. R., **Gottes Herrlichkeit und des Himmels ewige Freuden.** Ein Buch des Trostes und der Freude. Mit 10 Kunstbeilagen. 8° (VIII u. 596 S.) Regensburg 1916, Manz. *M* 8.—

Klotz, P. Leander M., O. P., **1216—1916.** Zum Jubiläum des Prediger-Ordens. Sonderabdruck des „St. Dominikus-Jubiläumskalenders". Mit zahlr. Illustr. 8° (240 S.) Graz 1916, Moser.

Koch, Gregor, Dr. P., **Das menschliche Leben oder die natürlichen Grundzüge der Sittlichkeit.** 12° (577 S.) Einsiedeln, Benziger. *M* 6.40

Konen, Raoul, **Flavius Stilicho.** Eine Tragödie aus dem sinkenden Rom in fünf Akten. 8° (222 S.) Warendorf, Wulf. *M* 1.80

Kosch, W., Feldmarschall Radetzky. [Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern, 13. Hft.] 8° (50 S.) M.-Gladbach 1915, Volksverein. 60 *Pf.*

Kraus, O., **Anton Marty.** Sein Leben und seine Werke. Eine Skizze. 8° (VIII u. 68 S.) Halle 1916, Niemeyer. *M* 1.50

Kuckhoff, Jos., Höhere Schulbildung und Wirtschaftsleben. Erwerbsaussichten und Berufsberatung für Schüler höherer Lehranstalten. 8° (142 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein. *M* 2.—

Kümmel, K., Des Lebens Flut. Neue Erzählungen für Volk und Jugend. 5. u. 6. Bdchn. 12° (VI u. 344 S.; VI u. 336 S.) Freiburg 1916, Herder. Je *M* 2.—; geb. *M* 2.60

Weltleid in Himmelslicht.

Der November, immer ein schwermütiger Monat, ist dieses Mal trauriger als je. Nie hat er der Welt einen Allerseelentag gebracht wie im dritten Jahre des größten Krieges. Nach tausendmal Tausenden zählen, die das grauenhafte Verhängnis aus blühendem Leben weggerissen hat; kaum noch eine Familie der kriegführenden Länder gibt es, die nicht um ferne Gräber weinen müßte. Und ist die Novemberlandschaft welk, tot wie jedes Mal, ihr Himmel trüb, nebelig wie alle Jahre, so gab es doch nie einen Spätherbst mit so weithin aufgewühlten Fluren, in Splitter geschossenen Wäldern, jammervoll verwüsteten Dörfern und Städten. Nie grämten sich so viele, viele leidübervolle Seelen. Fragen steigen auf, grüblerische wie noch in keinem Totenmonat: Was sollen wir denken von dieser Welt, von dieser Weltordnung?

Es ist gut, daß der November schon mit seinem ersten Tag eine Antwort auf solche Fragen bringt. Das Allerheiligenfest trägt unsere Herzen in den Himmel auf. „Ich sah eine große Schar, die niemand zählen konnte, aus allen Völkern, vor dem Throne stehen." „O wie herrlich ist das Reich, wo mit Christus alle Heiligen sich freuen und im Feiergewande dem Lamme folgen, wohin immer es geht." So klingt es in den kirchlichen Festgesängen.

Man kann das Weltleid von innen und unten her sehen, von der Erde her, wo es wohnt und peinigt; das Allerheiligenfest sieht es von außen und oben her, aus der Himmelsschau. Man kann das Erdenleid mit der Erdenfreude vergleichen und auf Grund dieses Vergleiches fragen, ob man die Weltordnung gut nennen solle; der Allerheiligentag stellt dem Erdenleid nicht die bloße Erdenfreude gegenüber, sondern er nimmt den Himmel dazu und glaubt, daß er erst so die Weltgüte gerecht zu beurteilen vermöge.

Zwar gestattet, wie die Theologie, so schon die Philosophie nicht ohne weiteres, die Welt als ein Übel, eine Mißgeburt, ein schadenfrohes Ungetüm zu verklagen, auch dann nicht, wenn man vom Himmel absieht. Die Philosophie hat dem Pessimismus, obwohl er bereits im Altertum und dann immer wieder vereinzelte Prediger fand, beharrlich widersprochen.

Was man dabei den Pessimisten von jeher entgegengehalten hat, gilt auch jetzt, im tiefen Leid des Völkerkrieges. Die Alten warnten davor, das Urteil über die Welt an den einseitigen Blick auf ihre Übel zu ketten. Die Welt ist ein Nebeneinander von Freude und Schmerz, Gut und Böse; obwohl es dem in Schmerz Versenkten fast bis zur Unmöglichkeit schwer sein kann, an anderes als an seinen Schmerz zu denken, darf er, damit er wahr bleibe, Wohlsein und Lust doch nicht leugnen. Vor dem Krieg war langer, gesegneter Friede; neben dem Krieg bei uns wohnt noch der Friede bei andern; ja unter uns beharrt neben dem Kriegsleid Freude, Liebe zum Dasein und Leben, und noch immer halten die Menschen, mit geringen Ausnahmen, Sein und Leben für hohe Werte.

Die Modernen, an den Entwicklungsgedanken gewöhnt, weisen öfter auf das Nacheinander von Böse und Gut. Das Übel dient dem Guten; tiefes Übel dient hohem Guten. Der modernen Philosophie gilt die Geschichte der Einzelnen wie der Völker als vorwärtsdrängendes Leben; was aber dieses mächtig weitertreibt und zur Anspannung aller Kräfte spornt, ist die Not, der Schmerz.

Wir müssen solche in Jahrhunderten gereifte Urteile nicht gering schätzen. Da niemand ein Wegdisputieren wirklichen Übels oder einen unwahren Optimismus von uns verlangt, sollen wir auch den Wohltaten des Daseins nie das Auge verschließen. Wir sollen nicht vergessen, daß wir zum Urteil über die Weltgüte nie unfähiger sind, als wenn wir leiden. Mögen immerhin haltlose Philosopheme über die Welt als die beste aller möglichen, über die Lust als Zweck und einzigen Sinn des Lebens, über Paradieseszukünfte der Erdenkultur, mögen viele andere Träume und Torheiten in ihr Nichts zusammenbrechen, sobald mit bitterer Wirklichkeit das Leid über uns kommt; aber unsere Weltbetrachtung bleibe wahrhaft und gerecht.

Eines freilich ist zu beachten. Sehr viele, die in ihren Bilanzen über Wohl und Wehe des Lebens dem Wohl das Übergewicht zugestehen, zählen bei den Lebensgütern eines mit, das nicht rein diesseitig ist: die Hoffnung auf den Himmel. Zerstörte man ihnen die Hoffnung, so wöge ihnen Trauer, ja Verzweiflung vor; sie vermöchten das Leben nicht mehr für lebens-, geschweige denn das Leiden für leidenswert zu halten. Und das sind nicht die Oberflächlichen, die in Äußerlichkeit Zerstreuten, die in Niederes Verstrickten, sondern die Tiefen, die Innerlichen, die Besten.

Damit stehen wir aber wieder mitten im Allerheiligengedanken, im Glauben an die jenseitige Vollendung, wie sie schon die natürliche Vernunft

fordern muß, an den übernatürlichen Himmel, wie ihn über alles Ahnen der Natur hinaus die Offenbarung verspricht.

1. Nimmt das Übel nach philosophischer Ansicht in jedem Fall eine dienende Stellung ein, weil es zum Guten helfen soll oder eine Nebenerscheinung des Guten ist, verliert es vollends im Himmelslichte den letzten Schein eines Herrschaftsanspruches auf uns. Das ist das erste, wahrlich schon etwas Großes, was uns der Himmel vom Leiden lehrt: es hat in unserem Leben keine herrschende, *keine zielhafte Bedeutung*.

Denn der Himmel erhebt den Anspruch, unser einziges inneres Ziel zu sein. Der Mensch ist auf Erden, sagt der Katechismus, um Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und dadurch in den Himmel zu kommen. Wozu hat Gott uns erschaffen? Für ein reines, schattenloses Glück. Lasset uns den Menschen machen, daß er nach unserm Bild und Gleichnis ein vollkommen seliges Wesen werde! Unser Schöpfer ist weise und heilig. Da das allerletzte Ziel seines Außenwirkens er selbst, von Natur und Wesen der erste und der letzte, sein muß, da aber kein Werk recht den Meister lobt und kein Vernunftwesen ihn recht liebt außer den Vollendeten des Himmels, kann das Warum der Schöpfung nur der Himmel sein. Zudem ist unser Schöpfer gut und treu. Seine Absicht geht auf Krönen, Seligmachen. Wozu brennt in uns das Licht der Erkenntnis? Damit es einmal das Schönste erleuchte. Wozu pochst du, pochst immerzu, unruhiges Herz? Der höchsten Liebe entgegen.

Wenn es denn also doch Weh und Leid gibt, so ist es nicht Ziel. Nimmermehr fürs Leid sind wir erschaffen. So wenig ist Leid der Sinn unseres Seins, daß Gott, hätte er nichts anderes als diese novemberdüstere Erde zu verschenken gehabt, uns nicht erschaffen hätte; ja er hätte unsere Seelen, die Mangelhaftes verachten, alle Grenzen überfliegen, über jede Höhe hinaus das Höchste ersehnen, gar nicht erschaffen können. Unseres Schöpfers Ziel ist die Seligkeit, bei allem die eine, auch beim Übel die Seligkeit.

So sinkt aber das Leid mit einem Male von aller scheinbaren Herrscherstellung zur Dienerstellung herab. Es ist Mittel, Werkzeug, Weg, Durchgang, nichts anderes. Mein Weh, und wäre es das grausamste, ist mein Knecht. Es soll mich, ehe ich sterbe, vollenden, damit an die Erdenvollendung die Himmelsvollendung anknüpfen könne. Das Leid trägt keine Krone in Gottes Welt; aber wir sollen die Kronen der Leidbewährung tragen.

Ist aber das Leid nichts Übermächtiges, kein Tyrann, der uns wider unsern Willen unter seine Füße treten könnte, so brauchen wir es nicht zu fürchten, nicht zu hassen. Wir können, sogar wir sollen es schätzen, sogar es lieben. Es würde uns etwas mangeln, falls wir diesen Dienstboten nicht hätten. Ohne Prüfung wartete unser bloß eine geschenkte, eine kaum ehrenreiche Seligkeit; ohne sie böten wir Gott nur eine selbstverständliche, um eine hohe Ehre Gottes ärmere Liebe. Mag ein friedlich zwischen Blumen und sanften Weiden fließender Bach in der Ebene schön sein; aber die Schönheiten der hindernisübertosenden, durch Unmöglichkeiten sich einen Weg brechenden, prächtig in Abgründe sich stürzenden Bergwildbäche hat er nicht. Mag ein elektrischer Strom immer eine edle Naturkraft sein; aber soll er Licht spenden, braucht er Widerstand. So muß, damit unser Himmelsglück einen bestimmten, einzigartigen Glanz erhalte, unser Knecht, das Leid, uns Widerstände in den Weg wälzen. Er ist uns unentbehrlich, dieser böse, gute Knecht.

Beda der Ehrwürdige meint im Allerheiligenbrevier, unter den Blumen, mit denen die Seligen sich kränzen, dürfen neben den weißen Lilien die leidentsprossenen purpurnen Rosen nicht fehlen. Die Heiligen sind glorreich durch das Kreuz wie ihr gekreuzigter, verhöhnter, getöteter König. „Je starkmütiger ihr Bekenntnis, desto glänzender ist es an Ehren; da der Kampf wuchs, wuchs auch der Ruhm der Kämpfer, und den Triumph des Martyriums ziert die Mannigfaltigkeit der Leiden; durch die schwereren Qualen wurden auch schwerer die Preisgeschenke."

Allzuoft vergessen wir unserer fürstlichen Würde dem Leid gegenüber; nur darum klagen wir so viel. Sonst beschwert sich niemand, weil er ein zahlreiches, emsiges Gesinde, weil er eine Menge sehr tauglicher Werkzeuge hat; es müßte denn ein schwacher Mann, ein engsinniger, ein träger Mann sein. O, prägen wir uns tief die königliche Überzeugung ein: Das Leid dient, ich bin Herr.

2. Der Beruf steht, wie an Zielbedeutung, so in sich, durch Gehalt, Kraft und Wirkung über dem Weg zum Beruf, der Zweck über dem Mittel. Der hl. Paulus lehrt, daß auch das reine, schattenlose Glück, das uns Beruf und Ziel ist, die Not unserer Prüfung weit hinter sich läßt. Der Himmel erhöht und beglückt mehr, als je die Erde niederdrückt und peinigt. „Das Leichte unserer Trübsal" schafft uns ein „überschwengliches Gewicht der Herrlichkeit" (2 Kor. 4, 17). „Ich halte dafür, daß die Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen sind mit der zukünftigen Herrlichkeit,

die an uns offenbar werden wird" — οὐκ ἄξια τὰ παθήματα, sie wiegen nicht (Röm. 8, 18).

Irdische Mächte haben nie so viel Kraft, uns ganz und gar dem Übel zu überantworten. Sie können uns quälen, daß wir dem Leibe nach sterben, aber doch eben nur dem Leibe nach. Sie können Nerv um Nerv, Seelenfalte um Seelenfalte mit unerträglichem Schmerz füllen; aber es bleibt Hoffnung. Sie erobern den Menschen nie ganz; irgendwo, wenn auch verborgen in der Tiefe, stoßen sie auf unveräußerlichen Besitz. Die Beseligungsmächte jenseits des Grabes sind stärker. Sie dringen wonnig durch und durch; sie lassen an Seele und Leib nichts unverklärt; sie wandeln in Sonnen die geringsten der Bewährten. „Gott wird alle Tränen von ihren Augen trocknen ... Das Frühere ist dahingegangen ... Schreibe, denn das sind gewisse und wahre Worte" (Offb. 21, 4 f.).

Irdische Mächte können gegen unsern Willen uns nur irdisches Gut rauben, nur irdisches Böse zufügen. Gewiß haben sie damit der Folterkraft übergenug. Wer ermißt die Sturmfluten von Weh, die wieder über Mitmenschen dahin, durch Brüder hindurch gerast sind, wenn es im Generalstabsbericht mit wenig Worten heißt: Unsere Truppen stehen in schwerem, hartem Kampfe hier und dort?

Dennoch, der Belohner Himmel ist größer als alle Folterer. An die Seele, die überwunden hat, rührt der allmächtige Finger Gottes, erhellt und erweitert sie, daß sie fähig werde, göttliches Glück zu tragen. Die übernatürliche Seele erhebt er zu übernatürlicher Teilnahme an der Seligkeit Gottes. „Kein Menschenherz hat geahnt, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben" (1 Kor. 2, 9). „Wir werden ihm ähnlich sein, weil wir ihn schauen, wie er ist" (1 Joh. 3, 2); wir essen dann von Gottes Speise und trinken Gottes Trank. Da wir mit der ewigen Schönheit Auge in Auge Umgang pflegen, sind wir gefesselt, bezaubert, überwältigt vor Wohlgefallen und Freude, und die ewige Wonne Gottes selber strömt hinüber in unser Herz, sie strömt und wogt, so viel nur ein geschaffenes Herz die Unendlichkeit fassen kann.

Gott schenkt uns außer sich selbst seine ganze große Schöpfung. Die Milchstraße verbirgt den Seligen kein fernes Geheimnis mehr, und auch die Wunder der Kleinwelt tun sich schleierlos auf. Ein Ort im besondern ist uns als Heimat bereitet. Wie schön muß er sein, da wir schon an Orten der Verbannung oft rufen: Hier ist der Himmel, hier laßt uns Hütten bauen! Gott schenkt uns alle seine seligen Kinder zu Freunden, zu Ge-

schwistern. Da finden wir alles, was edel und gut war seit dem Morgen der Schöpfung; da grüßen wir die großen Geister und Herzen der Geschichte, alle, zu denen wir je mit Verehrung und Liebe aufgeblickt haben. Ob die Ewigkeit lang genug ist für das viele, immer neue, was wir mit ihnen sprechen und tun wollen? Unsere Lieben finden wir wieder. „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn."

Gott schenkt uns uns selber, und zwar neugeschaffen. In der Erkenntnis kein Irrtum mehr, im Willen nicht mehr das traurige Schwanken zwischen rechts und links, gut und böse; unablenkbar die Richtung zum Licht, unlöslich die freudetrunkene Vermählung mit der Heiligkeit Gottes. Und der Leib? Diese armen Flüchtlingsleichen aus dem Weltkrieg, diese verhungerten, von namenlosem Jammer getöteten Greise, Frauen und Kinder, die den Raben zur Weide an fremden Straßen liegen? Christus „wird unsern niedrigen Leib neugestalten, daß er gleichgestaltet sei seinem herrlichen Leibe" (Phil. 3, 21). Wie Jesus am Ostermorgen, so werden sie sein. „Christus, von den Toten erstanden, stirbt nicht mehr" (Röm. 6, 9). Die Hingesunkenen werden die Bande der unverklärten Naturgesetze brechen wie er; die Begrabenen werden wie Geister das Verschlossene durchschweben wie er; die Todgezeichneten werden in Schönheit glänzen wie er. „Die Gerechten werden leuchten wie die Sonne im Reich ihres Vaters" (Matth. 13, 43).

Im Himmel sind alle Fragen beantwortet. Die irdische Sehnsucht ist zur Ruhe gegangen. Das maßlose Menschenherz könnte nichts weiter an Seligkeit aufnehmen. Klein wie der kaum noch sichtbare Erdenplanet liegt das Leid in verschwimmender Ferne.

3. Der hl. Paulus kennt noch einen andern, sehr wichtigen Vergleichsgrund: er stellt dem „Augenblicklichen" unserer Bedrängnis die Ewigkeit der kommenden Verklärung gegenüber (2. Kor. 4, 17). „Ich glaube an das ewige Leben." Hier tritt die Kleinheit des Leides in ganz helles Licht. Das Leid ist zeitlich, der Himmel ist ewig.

Die Ewigkeit macht die Himmelsfreude voll. Weil sie der Erde fehlt, ist alle Erdenfreude wie ein Apfel mit einem Wurm. Wenn die Ewigkeit auch dem Himmel fehlte, hülfe es wenig, daß er lange, lange dauerte: die Seligen dächten zuweilen bang an das Ende.

Die Ewigkeit hat kein Ende. Keine Nacht beschließt ihren Tag, kein Winter löst ihren Sommer, kein Tod ihr Leben ab. Sie ist Dauer schlechthin. Sie enthält grenzenlos viel Augenblicke, nur einen nicht: den letzten.

Unser Leid aber hat ein Ende. In seine Nacht bricht ein Tag, seinen Winter sprengt ein Frühling, aus seinem Tode steht ein Leben auf. Ein Augenblick, der letzte, bringt die Erlösung; wenn das Leid heftig wütet, kommt er schneller.

Wir gehen einen üblen Weg; aber schon sehen wir die Türme der Gottesstadt glänzen. Es ist eine polternde, rauchende Fahrt durch einen Tunnel; aber schon grüßt ein Lichtschimmer. Wir warten wie arme Kinder zitternd in der Kälte; aber bald geht das Tor auf, und drinnen ist's warm. Heute ist Karfreitag, aber übermorgen ist Ostern.

Die Ewigkeit ist unermeßlich. An ihr versagen alle unsere Maße: der Tag oder das Jahr oder die Jahrmillionen und alle Zusammenfügungen oder Vervielfältigungen dieser Maße. Mögen wir in ungeheuerlichen Formeln die Maße häufen: nie ergreifen wir die Ewigkeit.

Wievielmal kleiner ist also die Dauer des Leids als die Ewigkeit? Unendlichmal; sie ist, mit der Dauer des Himmels verglichen, unendlich klein. Kein Engel, auch wenn er an einer Zahl spräche oder schriebe vom Anfang der Welt an bis zum jüngsten Tag, kann uns sagen und keiner schreiben, wie winzig kurz unsere Erdennot vor unserer ewigen Zukunft steht. Ein Examen, um eine Lebensstellung zu erobern, eine Operation, um Jahre der Gesundheit zu retten, der Augenblick, wo wir durch ein Tor in einen glänzenden Palast treten — alle Bilder versagen; denn sie enthalten nur das Verhältnis von Endlich zu Endlich. Wie viele Sekunden währt unser Schmerz? Sie können wir zählen. Aber wenn wir auf jede Schmerzsekunde eine Seligkeitsjahrbillion legen, haben wir dann die Ewigkeit ausgeschöpft?

Die Ewigkeit ist etwas, wovon stets etwas übrig bleibt — so können wir nach einem alten Unendlichkeitsbegriff sagen. Wir mögen im Himmel uns schon über alle Vorstellungen lange gefreut haben, noch immer steht die Ewigkeit vor uns. Was wir durchlebt haben, war endlich, meßbar; die Ewigkeit selber haben wir nicht angetastet. In einen unvergänglichen Tag der Wonne blicken wir; stets unumwölkt wie in der ersten Stunde winkt uns das ewige Licht. Jedes Ende einer Freude ist nur wieder ein Anfang; das letzte Ende kennt Enden nur zu Anfängen; Gewißheit ruht im seligen Herzen: Auf immer daheim!

Von unserer Erdenpein dagegen ist bald nichts mehr übrig. Sie wird sich austoben, oder wir werden sie niederkämpfen, oder der Strom des Lebens führt sie weg. Im ärgsten Fall endet sie der Tod. Dann ruhen die Kämpfer: ihr Weh ist gewesen!

Nie tief genug fassen wir die unfaßliche Kleinheit unseres Erdenleids vor der unfaßlichen Größe der Ewigkeit. Wohl entspricht es der Menschenschwäche, in den starken Eindrücken des schmerzenden Augenblicks unterzugehen; aber es entspricht nicht minder unserer Menschenstärke, kraft unserer Anlage auf die Ewigkeit die Schranken des Augenblicks zu durchbrechen, frei Geist und Mut in die Weite zu führen. Sind wir nicht, wie die Karsamstagsliturgie uns nennt, „ein Volk, zur Ewigkeit berufen" — populus ad aeternitatem vocatus? Einmal werden die zeitlichen Behausungen, in denen wir jetzt seufzen und weinen, selbst die unseres Leibes, zusammengefallen sein; niemand weiß zu sagen, wo sie ehedem standen, niemand kennt auch nur ihre Fundamente mehr. Aber dann steht noch, fester als die Berge der Erde, unser ewiges Glück. Einmal wird die Sonne erloschen sein; vereist kreisen die Planeten um die erkaltete Mutter. Aber dann leuchtet und lebt noch unser ewiges Glück. Und wenn Zeiträume vorübergeflutet sind, so lang, daß wir sie jetzt nicht denken können: selig sind wir, als wäre es der erste Tag. Unser Glück — wo ist dann unser Leid? — wird dauern und blühen in Ewigkeit.

Jetzt, wo wir mitten unter den Schäden und Schmerzen der Erde weilen, sind es nur die Stärksten, Weisesten, die für ihre Leiden danken. Und doch verhalten sie allein sich recht; wir andere, Klagende sind Schwache, Kurzsichtige. Es verdient in der Tat Dank, nur Dank, wenn uns der Dienstbote Leid gegeben wird, der uns so Großes wie den ewigen Himmel um so Kleines wie alles Irdische, Ewiges um Zeitliches schafft. Einmal werden wir alle danken. In Klopstocks „Messias" (XII 713 ff.) sagt Maria, Lazarus' Schwester, nach dem Tode:

> Prophetisch Gefühl, das mich oftmals
> In dem tiefsten Kummer ergriff: ich würde noch danken —
> Schnell mich ergriff und Rettung mir zeigt' in dem Himmel der Himmel:
> Danken fürs Elend, für all mein Leiden würd' ich noch danken —
> Siehe, nun wirst du erfüllt!

Zum mindesten das erwartet der Himmelsglaube von uns, daß wir Hoffnung und Geduld bewahren, und daß wir nicht murren. Schwere Prüfungen führen in hohe Berufe. Hätte ich viele böse Steine in meinem Acker, wüßte aber, wie Meister Eckehart (Das Buch der göttlichen Tröstung [Strauch 17]) meint, das gewiß, daß sie alle sollten in lauter Gold verwandelt werden, wahrlich: ie me ich denne steinen hetti unt grosse, ie lieber si mir werint. Gewiß ist schon geduldige Hoffnung schwer. Bei vielen bedeutet sie Heldentum. Sterbende Soldaten liegen verlassen

in kalter Nacht, zerschmetterten Leibes mit wahnsinnigem Schmerz, oder Verschüttete liegen lebendig begraben unter den Trümmern ihres Unterstandes, ihr Stöhnen und Rufen hört keiner — wer von uns ist vermessen genug zu sagen: Das trüge ich willig, das nähme ich ohne Auflehnung aus Gottes Hand? O wie schwer ist es jenen Armen, gut zu sterben, und wie wenig bedenken wir das! Möge der Glaube an den Himmel ihren Seelen nahe sein: nur für den Himmel ist das Leid auf Erden; der Himmel ist alles wert; der Himmel macht alles gut! Das größte Leid soll immer den größten Mut haben. „Stern ist verschieden von Stern an Glanz; so ist es auch bei der Auferstehung der Toten“ (1 Kor. 15, 41 f.).

Leider sind die Monate lange vorüber, wo man rühmen durfte, daß das Kriegsübel den Seelen kaum geschadet habe. Wohin man jetzt kommt, nach dem Norden oder Süden, und wo man mit Menschen spricht, ob im Familienkreis oder auf der Eisenbahn, verzagt klingt immer das eine wieder, als hätte es von Grenze zu Grenze einer dem andern ins Ohr geraunt: Wie kann Gott zuschauen? Die Feldgeistlichen berichten ähnliches von ihren Gemeinden in Waffen, und die Zeitschriften der fremden Länder beschäftigen sich mit den gleichen Zweifeln.

Es ist unseligerweise wahr, daß die Menschen durch den Weltkrieg nie-erhörtes Weh übereinander gebracht haben. Sollte Gott ihnen in den Arm fallen? Vielleicht, wenn er nicht der Herr des Himmels wäre; wenn er nicht Weisheit und Macht genug hätte, um über alle Begriffe selig zu machen; wenn er nicht mit ewigen Ehren kränzen könnte; wenn er über das Weltleid nicht um Unendlichkeiten erhaben wäre, um es bis zum letzten Seufzer aufzuheben, in tausend Vollendungen und Wonnen umzuwandeln. Klagen wir immerhin über uns, die wir dieses grauenvolle Unheil entfesselt haben; doch klagen wir nicht über den, der die in Schmerzen Treuen krönt und nicht um der Untreuen willen die Treuen ihrer Kronen beraubt. „Kommt, laßt uns anbeten den König der Könige, den Herrn; denn er ist die Krone aller Heiligen“ (Allerheiligenbrevier). Wir wollen in Demut uns beugen, daß einmal siegreich unsere Seelen danken.

Otto Zimmermann S. J.

Das italienische Grünbuch vom Dezember 1870 über die Einnahme Roms.

Bald nach dem 20. September 1870 veröffentlichte die Wiener Reichskanzlei eine erhebliche Zahl diplomatischer Korrespondenzen über die römische Frage. Noch im Dezember des Jahres folgte das italienische Grünbuch [1]. Im Februar 1871 erschien das englische Blaubuch, etwas später französische Aktenpublikationen zur nämlichen Angelegenheit. Alle diese amtlichen Schriften verfolgten damals politische Zwecke. Heute nach bald einem halben Jahrhundert fragt es sich, was sie der historischen Forschung bieten. „Die Aktenstücke zeigen uns deutlich, wie die Diplomatie der verschiedenen Kabinette unseres Weltteils völlig außer Rand und Band geraten ist, wie die reine Interessenpolitik, der politische Realismus einen vollständigen Abfall von allen Grundsätzen, von allen Rechtsbegriffen, von jeder Vertragstreue zur Folge hat, wie jede Macht ihre eigenen Wege geht, wie jede Solidarität aufgehört hat, und die Beziehungen der Staaten untereinander hier durch das übermutsvolle Pochen auf die Macht und dort durch grenzenlose Feigheit bestimmt werden."

Die vorstehenden Worte sind vor nahezu einem halben Jahrhundert geschrieben. Liest man sie heute, denkt man unwillkürlich: so, schon damals! Journalistischer Herkunft, haben sie indes als historisches Zeugnis kein größeres Gewicht, als es wechselnden Eintagsstimmungen und Verstimmungen eignet. Sie sind einem Leitartikel der „Neuen Freien Presse" entnommen [2244 M., 25. Nov. 1870], der, wie üblich, dem Tagesereignis galt. Welches das war, sagt der folgende Satz: „Ferner möchten wir als einen

---

[1] Nr. 46. Sessione 1870/71. Prima della XI Legislatura. Camera dei Deputati. Documenti diplomatici relativi alla Questione Romana comunicati dal Ministro degli affari esteri (Visconti Venosta) nella tornata del 19 dicembre 1870. Firenze 1870. Eredi Botta, Tipografi della Camera dei Deputati. 4°, 111 Dokumente, 122 Seiten. Nachdruck eines großen Teiles dieser Akten in Verbindung mit denen anderer Farbbücher: Archives diplomatiques 14, 1—236 [= 1874 Bd. II] und im Staatsarchiv 20 (1871), 214—294 Nr. 4287—4335. — Abkürzungen für das Grünbuch: LV, für die Archives diplomatiques: AD, für das Staatsarchiv: StA.

durch die Lektüre des Rotbuches hervorgerufenen nachhaltigen Eindruck hervorheben, daß von der dunklen Folie der eingerissenen Verachtung und Verwilderung der Rechtszustände in Europa die Gesamthaltung der Politik Österreichs sich vorteilhaft abhebt." Eben hatte Reichskanzler Graf Beust der österreichisch-ungarischen Delegation sein viertes Rotbuch vorgelegt, dessen 159 Dokumente vom August 1869 bis zum November 1870 reichten. Daraus schon läßt sich mit Sicherheit abnehmen, daß drei Vorgänge den wesentlichen Inhalt bildeten: der deutsch-französische Krieg; die römische Frage und die Einnahme Roms; die russischerseits erfolgte Kündigung der Bestimmungen des Pariser Kongresses, welche die Neutralisierung des Schwarzen Meeres festgelegt hatten. Gewisse, Zeitungen [und sonst nichts] lesende Lebenskünstler sind verwöhnte Herren und verlangen Abwechslung in der Abfolge starkgepfefferter Gerichte. Gewisse Oberköche sind eifrig beflissen, diesem Hang ihrer Kunden Rechnung zu tragen. Das nämliche, eben genannte Blatt fiel wenige Tage später mit bitterstem Hohn über das nämliche Rotbuch her. Da die nachstehenden Erörterungen die Farbbücher als historische Quellen betreffen, ist es nicht unangebracht, zu vernehmen, was der Spötter zu sagen hatte. Es war in der Tat ein starkes Stück, daß, während Europa in den Fugen krachte, Beusts Rotbuch unter anderem in 76 Dokumenten auf 30 Quartseiten einen Streitfall mit Montenegro behandelte, der das Weiderecht in Veli und Malo Vrdo zum Gegenstand hatte. „Die Absicht des Reichskanzlers", schreibt der Mitarbeiter der „N. Fr. Pr.", „sich der Delegation durch Narkotika zu entledigen, tritt allzu unverhüllt hervor." „Zum Sterben langweilig ist nach Form und Inhalt die große Mehrheit dieser Depeschen." „Die Botschafter usw. erscheinen als höhere Briefträger. Das ganze Rotbuch gleicht einem jener schlechten Theaterstücke, die einem virtuosen Schauspieler auf den Leib geschrieben sind. Wenn Graf Beust nicht selbst das Wort führt, so spricht ein anderer von ihm oder für ihn. In trostloser Monotonie wiederholt sich die Meldung, Graf Bismarck, Fürst Gortschakoff, Lord Clarendon haben voll Bewunderung nachgelallt, was Eure Exzellenz zu bemerken die Güte hatten." „Wir glauben ja gern, daß es in unsern Botschaften von Richelieux und Bismarcks wimmelt, aber das größte Schauspielergenie bleibt unerkannt, wenn es nur immer zu melden hat: Herr Ritter, die Pferde sind gesattelt" [2246 M., 27. Nov. 1870]. Vorbei waren die Tage, da Graf Beust urbi et orbi verkünden konnte, die österreichisch-ungarische Presse sei einstimmig dafür,

daß dieses sein Lieblingskind, das Rotbuch, am Leben erhalten bleiben müsse [StA 17, 223]. Auf diese Behauptung hatte er sich zurückgezogen, als vom Ausland her ihm publizistische und diplomatische Scherereien bereitet wurden. Insbesondere in Berlin hatten sich die „der Regierung nahestehenden Blätter“ — und nicht bloß diese — in leidenschaftlich bewegter Kritik dawider gewendet. Beust muß es selbst gestehen: „man spricht und schreibt, als würde das Rotbuch von uns herausgegeben, um des Vergnügens willen, unsere Nachbarn zu necken“; es scheine vorab „in Berlin ein reichlich überfließendes Maß übler Laune erzeugt zu haben“; ja dem Gesandtschaftsbericht zufolge „verhehle man auch an oberster Stelle nicht den gegen uns herrschenden Unmut“ [StA 17, 227]. Schon daraus kann man abnehmen, daß die zwei Großmeister der diplomatischen Zunft, der Berliner Übergroßmeister und der Wiener Gernegroßmeister, in Sachen der Farbbücher, auch hierin, entgegengesetzter Ansicht waren. Ja man darf die Vermutung wagen, daß ein Kausalnexus zwischen Beusts Vorliebe für und Bismarcks Abneigung gegen Farbbücher dabei mit im Spiele war. Bismarcks Gegengründe beleuchten taghell die ganze Frage. Ehe wir sie in Erinnerung bringen, mag ein Wort über die Zeitlage die europäischen Streitsachen kennzeichnen, in denen die Farbbücher wie Anwälte Verteidigungsreden halten.

* * *

Als im Juli 1870 der große Krieg mit einemmal da war, erwog man zu Florenz mit ganz besonderer Andacht die weisen Worte des Landsmannes Guicciardini: bete zu Gott, daß du auf die Seite des Siegers fällst. Um der „Gebetserhörung“ nicht zu präjudizieren, erklärte man Neutralität. Das bedeutete nach innen einen vorläufigen, kurzfristigen Burgfrieden; denn die Linke war beim Kriegsausbruch für Preußen und noch mehr gegen Napoleon; die Regierung und ihre Partei aber nicht geradezu Frankreich freundlich, noch Preußen feindlich, sie liebte vorab den Sieger, den künftigen Sieger. Wie Österreich-Ungarn erklärte auch Rußland seine Neutralität, mit dem Vorbehalt jedoch, daß sie von der absoluten Neutralität Österreich-Ungarns abhängig sei. So hielt Rußland Beusts Unrast in Schach und wirkte dadurch mittelbar auf Italien ein, gewährte Preußen eine unschätzbare Sicherung. Als nun Weißenburg, Wörth und Spicheren die Zukunft zu enthüllen begannen, so daß bereits am 8. August Nigra von Paris an die Florentiner Regierung meldete, noch eine französische Schlappe, und wir haben die Ab-

setzung des Kaisers, die Republik et le reste; als in der zweiten Hälfte August am 14. bei Colombey und Neuilly, am 16. bei Vionville und Mars-la-Tour, am 18. bei Gravelotte und St.-Privat Sieg auf Sieg folgte und Prinz Napoleon als Hilfeflehender bei seinem Schwiegervater König Viktor Emanuel mit der Nachricht eintraf, daß jeder Tag den völligen Zusammenbruch des napoleonischen Kaisertums bringen könne; als nun vollends nach Sedan die Republik ausgerufen wurde und die italienische Linke flugs ihre Zuneigung dahin wendete, so völlig und plötzlich, daß Garibaldi von Deutschland nichts mehr wissen wollte, und sogar in französische Dienste trat, da kam die Fülle der Zeiten über Neuitalien: jetzt oder nie Roma capitale! Wie nun Italien im September, als nach Sedan die Fortdauer des Krieges sichtbar wurde, die außerordentliche Gunst der Lage ohne Verzug benützte und zur Einverleibung Roms schritt, so folgte Rußland im Oktober dem Beispiel Italiens und entband sich von den internationalen Verpflichtungen des Pariser Kongresses, welche das Schwarze Meer neutralisierten und Konstantinopel nach der Seite hin sicherten. Und das war es auch, nebenher bemerkt, was am 24. November 1870 dem Verfasser des Leiters der „Neuen Freien Presse" die große sittliche Entrüstung anfachte; daß Rußland seinen Neutralitätslohn kaltlächelnd einsteckte. Daß damals Schuldner ihre Schuldscheine zerrissen, ist freilich richtig; das tat aber nicht bloß Rußland betreffs eines Artikels des Pariser Vertrages, sondern auch Italien, das die ganze Septemberkonvention in den Papierkorb warf, zu der es sich noch Mitte August amtlich bekannte[1]. Es konnte sich auf den unerhörten Glücksfall berufen, daß der Mitkontrahent bereits für abgesetzt gelten konnte, und die neue Regierung glückliche Reise nach Rom wünschte[2]. Die Staatsweisheit

[1] Im Tagebuch des italienischen Ministers Stefano Castagnola findet sich zum 23. November 1870 eine treffende Bemerkung hierüber. Die italienische Regierung sollte wie die übrigen Mächte zum Vorgehen Rußlands Stellung nehmen: „unsere Schwierigkeit beim Abfassen der Note bestand darin, daß wir das nicht zu tadeln vermochten, was wir selbst durch den Bruch der Verträge von Wien und von Zürich und den der Septemberkonvention getan hatten". „Da Firenze a Roma. Diario storico-politico" (Torino 1896) S. 97 [„la nostra difficoltà nel redigere la nota consiste in ciò che noi non possiamo rimproverare alla Prussia quello che abbiamo fatto noi, rompendo i Trattati di Vienna, di Zurigo e la Convenzione di settembre"].

[2] Nigra an Visconti Venosta, Paris 12. Sept. 1870 („ricevuto il 15"): „Il ministro degli affari esteri mi ha ripetuto, che il Governo francese ci lascierebbe fare con simpatia." LV Nr. 12 S. 24.

florentinischer Prägung mochte denken: Verträge werden ja freilich „für die Ewigkeit" geschlossen, das listige Zugreifen im richtigen, flüchtigen Augenblick indes hat unwiderstehliche Reize. Guicciardini lächelt, Machiavell reibt sich die Hände, wie Cavour es zu tun liebte, wenn ein „Zugriff" gelang.

Die Hauptdaten sind in jedermanns Erinnerung: am 20. September die Einnahme Roms, am 2. Oktober das Plebiszit in der Stadt und dem Rest des Kirchenstaats. Nach einigem Schwanken wird Rom als Hauptstadt des Reiches ausgerufen; das geschieht in der Thronrede, mit der König Viktor Emanuel am 5. Dezember zu Florenz das Parlament eröffnet: Con Roma capitale d'Italia ho sciolta la mia promessa usw. Die Regierung überwies nun dem Parlament am 9. und 19. Dezember mehrere Vorlagen, darunter den Garantiegesetzentwurf und das Grünbuch. Sie ergänzen einander. Denn sie sollten vereint die römische Frage ein für allemal lösen, das Garantiegesetz nach der nationalen, das Grünbuch nach der internationalen Seite. Sie stellen das Ende der italienischen römischen Frage dar und den Anfang der katholischen römischen Frage[1]. Sobald das Grünbuch erschienen war, setzte eine lebhafte publizistische Stimmungsmache ein, deren Wirkung heute noch in weiten Kreisen fühlbar ist. In dieser Aktenvorlage sei sonnenklar bewiesen, so meinte und meint man, daß alle Staatskanzleien Europas zur Einverleibung Roms nichts anderes zu sagen hatten als Ja und Amen. Das war zweifellos der Zweck sowohl der Abfassung wie der Vorlage des Grünbuchs. Er wurde im großen Chor der europäischen Presse vollauf erreicht und so der öffentlichen Meinung eingebläut. Vereinzelte Stimmen, die auf Vorbehalte hinwiesen — wie die „Revue des deux Mondes" und die „Allgemeine Zeitung" — verhallten im europäischen Gelärme. Im Namen zahlloser, auch Hochgebildeter, mag F. Gregorovius gesprochen haben, wenn er am 8. Januar 1871 an H. von Thile nach Berlin schrieb: „Wie das italienische Grünbuch zeigt, haben ihn (den Kirchenstaat) alle maßgebenden Regierungen im Verein mit der öffentlichen Meinung aufgegeben." Vom Standpunkt historischer Kritik soll nun untersucht werden, ob es richtig ist, daß Italien in seiner „Erledigung" der römischen Frage, wie sie im Herbst 1870 vollzogen wurde, freie Hand beanspruchte und hierfür die einstimmige Zustimmung Europas fand. Die Quelle, aus der wir den Aufschluß

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift 90 (1916), 420 ff.

schöpfen, die Antwort herausarbeiten wollen, ist eben das italienische Grünbuch vom 19. Dezember 1870.

* * *

Da steht nun störend im Wege, daß die historische Kritik sich bisher um Farbbücher wenig kümmerte, und, wenn sie ihnen Beachtung schenkte, sich auf Warnungssignale beschränkt hat, die nicht bloß Vorsicht, sondern geradezu größtes Mißtrauen anrieten.

Handelt es sich um assyrische Königsinschriften, um Edikte und Reskripte römischer Kaiser, um venezianische Gesandtschaftsberichte, um diplomatische Instruktionen des 17. und 18. Jahrhunderts, so sind treffliche Ausgaben zur Hand, reiche Vorarbeiten und Hilfsmittel verschiedener Art, die einander systematisch ergänzen, in Fülle vorhanden. Da versagt keine große Bücherei. Da ist die Editionstechnik ins feinste ausgebildet, die wissenschaftliche Tradition betreffs der Würdigung und Benutzung von Urkunden in die feste Form von Lehrbüchern gegossen, den Adepten historischer Forschung in Fleisch und Blut übergegangen. Die Geschichtsforschung im Rahmen der neuesten Zeit (etwa seit 1850) ist weit weniger bevorzugt. Wohl gibt es auch für diese Epoche hervorragende Geschichtswerke großen Stils; Berge von Literatur haben sich auf einigen der wichtigsten Vorgänge aufgehäuft; an wertvollen Biographien ist Reichtum, nicht Mangel vorhanden; Denkwürdigkeiten, auch solche von hohem Belang, bieten der Forschung schätzbare Hilfen. Allein auch in der Geschichte der jüngsten Vergangenheit haben öffentlich-rechtliche oder auch nur öffentliche Quellen vor privaten Aufzeichnungen den Vortritt. Intimeren Aufschluß, tieferen Einblick als offizielle Stücke bieten Privatbriefe sehr häufig; namentlich solche, die zwischen in Amt befindlichen Personen in amtlichen Angelegenheiten gewechselt wurden oder deren Aussteller aktive Staatsmänner sind. Deshalb sind die Briefe Cavours, ist etwa der Briefwechsel zwischen Thouvenel und Gramont als Geschichtsquellen von so außerordentlichem Wert. Sie ergänzen, beleuchten, erklären, korrigieren die amtlichen Stücke. Von Tagebüchern, wie denen des Ministers Castagnola, der im Ministerium Lanza (14. Dezember 1869 bis 9. Juli 1873) Ackerbauminister gewesen ist, gilt das gleiche. Sie ersetzen einigermaßen die Protokolle der Ministerratssitzungen. An diesen und ähnlichen Beispielen kann man ersehen, daß die Grenze zwischen öffentlichen und privaten Quellen sich nicht scharf ziehen läßt, die Scheidung aber berechtigt und notwendig ist und der Vorrang der öffentlichen gewahrt bleiben sollte.

Neben den amtlichen Urkunden, die den inneren oder den äußeren Dienst betreffen, sind für die Geschichte der neuesten Zeit die Parlamentsverhandlungen aller Staaten, vorab der Großmächte, an zweiter Stelle zu nennen und an dritter die Zeitungen. Man braucht diese Quellengruppen nur zu erwähnen, und schon weiß der Kundige, welche äußere Schwierigkeiten zu bewältigen sind, ehe ernsthafte Arbeit beginnen kann. Man kommt dazu, Ägyptologen und Assyriologen, überhaupt alle zu beneiden, deren Arbeitsgebiet in die antike, mittelalterliche oder

neuzeitliche Epoche fällt. Sie wandeln wie im Licht. Geht man aber den Quellen zur Geschichte der neuesten Zeit nach und bedarf der Hilfsmittel, sie zu erschließen, so mag man des Goethewortes gedenken: „Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg." Die öffentlich-rechtlichen und öffentlichen Quellenbestände sind unzureichend ediert oder einfach nicht aufzutreiben. Sowohl die Parlamentsverhandlungen wie die Zeitungen geben nur dann vollständige und umfassende Aufschlüsse, wenn in lückenlosen Reihen mindestens die Parlamente der Großmächte und die namhaftesten Zeitungen der Großstädte vorhanden sind. Aber wo ist das in einer Bibliothek der Fall? Zumeist für die Jahre von 1850 bis 1880? Kurz vor dem Krieg hat Universitätsprofessor Dr. Spahn auf die Wichtigkeit der Zeitungen als Geschichtsquellen hingewiesen, auf die Schwierigkeit, sie zu beschaffen, die sich zur Unmöglichkeit steigern kann; der genannte Gelehrte hat zudem einen Weg gewiesen, wie geholfen werden könnte [1].

Die Archive sind fest verschlossen und hüten die jüngsten Akten, die noch im Zustand des Staatsgeheimnisses sich befinden. Es gibt hie und da einen Privilegierten, dem sie sich öffnen. Mühelos schöpft er Kunde, die niemand kennt, und vermag nur so auszugießen, was er mühelos schöpfte. Wenn die geschichtliche Erforschung der neuesten Zeit darauf wartet und sich darauf beschränkt, daß von Zeit zu Zeit sensationelle Enthüllungen zu verzeichnen sind, wird die Sammlung und Sichtung, die Wertung und Verarbeitung des gedruckten Bestandes öffentlich-rechtlicher und öffentlicher Quellen noch lang ausbleiben. Aber gerade der Einblick in die sozialpolitische Seite der Geschichte heischt solche Vorarbeiten aus den genannten Quellen. Die Benutzung der Farbbücher als historischer Quellen, zumal deren der früheren Periode, hat ganz besonders mit allen diesen Schwierigkeiten zu tun. Sie sind schwer zu beschaffen, und die bisherige Forschung gewährt keine Hilfe bei ihrer Benutzung.

Noch einmal, wenn ich Kaiser Diokletians Edikt über Höchstpreise studieren will, so bietet mir Mommsen nicht bloß einen tadellosen Text, sondern es stehen auch anderweitige treffliche Hilfen zu Gebot. Frage ich aber hervorragende Kenner und Lehrer historischen Forschens um ihren Rat in Sachen der Farbbücher, so sagt mir der eine nichts als dieses: „In allen diesen" (Büchern) „wird niemals die volle Wahrheit enthüllt." „Der Historiker naht derartigen Veröffentlichungen mit großem Mißtrauen. Aber übersehen darf er sie nicht." [2] Ein anderer [3] ausgezeichneter Kenner diplomatischer Akten und ihrer kritischen Verwertung schreibt gar wie folgt: „Nichts wäre trügerischer als der Glaube, daß sich aus dem Material der in Blau- und Gelbbüchern veröffentlichten Korrespondenzen ein volles und zuverlässiges Bild der in Frage stehenden Kontroversen gewinnen läßt. Es sind meist sorgfältig revidierte, zum Teil ad hoc gefertigte Fragmente von Ver-

---

[1] Internationale Wochenschrift 2 (1908), 1163—1170, 1202—1211.

[2] G. Wolf, Einführung in das Studium der neueren Geschichte (1910) 730.

[3] Th. Schiemann, Einige Gedanken über die Benützung und Publikation diplomatischer Depeschen, in Hist.-Ztg. 83 (1899), 254.

handlungen, die jeden nicht Eingeweihten nur irreführen können." Das dünkt uns nun etwas viel behauptet. Auch durch die reserviertesten Geheimakten kann man, und durch keinerlei Farbbücher muß man irregeführt werden. Es gilt den Versuch. Gehen wir von Bismarcks Kritik der Farbbücher aus.

* * *

Am 22. April 1869 wurde in der Reichstagssitzung der Kanzler des Norddeutschen Bundes Graf v. Bismarck durch den nationalliberalen Abgeordneten Twesten ersucht, die Veröffentlichung eines Farbbuchs in Erwägung zu ziehen. Bismarck war zwar grundsätzlich dagegen, sagte aber zu, wenn der Reichstag darauf bestehe. Bismarcks Grundgedanke war dieser: jede Regierung will mit jedem Farbbuch das nationale Vertrauen gewinnen, dabei setzt sie aber das internationale Vertrauen aufs Spiel. Jedes Außenamt bedarf aber des internationalen Vertrauens zum Betrieb der Geschäfte, muß es also wie seinen Augapfel hüten. Darum scheint es gefährlich, das Vertrauen anderer Regierungen auch nur zu gefährden. Die Rede, in der Bismarck sich zu Twestens Anregung äußerte, hat jenen eigentümlichen Zug, der die Vermutung nahe legt, er müsse minder gut disponiert gewesen sein, oder gänzlich unvorbereitet das Wort ergriffen haben. Das Stenogramm weist Spuren davon auf, daß er reichlich Anakoluthe sprach. Zwei oder drei erlesene Schlager tauchen auf; im übrigen windet die Rede in Windungen sich mühsam weiter. Hier wie in andern ähnlichen Fällen ist aber die Ursache davon die, daß Bismarck mit äußerster Vorsicht vermeiden wollte, was irgendeine Regierung, die Farbbücher zu veröffentlichen pflegte, oder gar deren mehrere verletzen konnte. Bei der Fülle seiner Erfahrungen und Ideen, bei der Elementarmacht seiner Überzeugungen mußte solche Vorsicht als peinliche Spannung empfunden werden. Es ist, wie wenn ein machtvoller Wildbach beständig darauf achten sollte, nur ja nirgends den kleinsten Schaden anzurichten. Eben da ich dieses schreibe, lese ich im Oktoberheft der „Grenzboten" beherzigenswerte Worte[1]: Bismarck wog sehr sorgfältig das für gröbere Sinne Unwägbare, die „Imponderabilien". „Er selber ist weit entfernt, immer Fraktur zu reden; er verstand sich ausgezeichnet auch auf die sanften Register der Staatskunst und auf die diplomatische Leisetreterei." „Aber das" hat „die Bismarcklegende vergessen". Sie schwärmt für den Heros in Kürassierstiefeln, dabei aber mehr für die Kürassierstiefel, als für den

[1] 1916 III 388 387.

Heros. Nachdem Bismarck dafür verbindlichst gedankt hatte, daß man ihn bisher mit dieser Forderung verschonte, fuhr er fort: wenn die Abgeordneten aus der Anregung eine Forderung machen, „würden sie uns das Geschäft und sich selbst, glaube ich, das Budget erschweren. Wir würden eine solche doppelte Buchführung, wie sie dazu erforderlich werden würde, kaum leisten können, ohne unsere Arbeitskräfte zu vermehren. Ich würde genötigt sein, über denselben Gegenstand zweierlei Depeschen zu schreiben; einmal solche, die wirklich in der Diplomatie ihre praktische Geltung haben, und dann solche, die ich beabsichtige zu veröffentlichen, und es wäre das nicht bloß eine ausnahmsweise Vorliebe für Heimlichkeiten von meiner Seite, sondern es geschieht dies ohne Zweifel überall. Ich würde sogar noch weiter gehen müssen; ich würde manche Depeschen für die Öffentlichkeit zu schreiben haben, die ich sonst gar nicht geschrieben haben würde, weil ich sie für das eigentliche Geschäft für überflüssig hielte."[1] Bismarck redet dann von der fast unausbleiblichen Begleiterscheinung der Farbbücher, dem Mißtrauen der Regierungen, und erklärt zum Schluß: „sollten die Herren darauf bestehen, so will ich versuchen, für das nächste Jahr etwas Unschädliches zusammenzustellen. Aber ich schrecke vor der Arbeitslast einigermaßen zurück. Denn es bedingt eine sehr genaue, durch mich persönlich auszuübende Sichtung und Revision jeder einzelnen Depesche . . ." (a. a. O. 199). Die beiden Worte von der „doppelten Buchführung" und von „der Zusammenstellung von etwas Unschädlichem" sind schöne Beispiele Bismarckscher Ausdruckskunst, welche zwingend dartun, daß ein Außenamt, das ohne internationales Vertrauen nicht funktionieren kann, es nicht gefährden darf, deshalb der Gefahr ausbiegen wird, indem es den Parlamenten die Geschäfte selbst verhüllt läßt, ihnen aber etwas Scheinhaftes vorzumachen sich genötigt sieht, was übrigens in andern Betrieben ganz ähnlich vorkommen soll, pharisäische Entrüstung indes nicht hindert.

Einige andere, sehr sachliche Einwendungen Bismarcks gegen die Farbbücher werden wir noch in Erinnerung bringen, fragen aber hier schon, ob die Unterschiede zwischen den zwei gelegentlich anzuwendenden Buchführungen, ob die Abtönung schärferer Akten zur „Unschädlichkeit", ob Auslassungen wichtiger Stücke die Farbbücher so zu diskreditieren vermögen, daß sie als Geschichtsquellen geradezu und lediglich irreführend sind. Sie haben sogar noch andere Gebrechen, und dennoch kann man viel daraus lernen.

---

[1] Politische Reden. Ausgabe von Horst Kohl 4, 197 198.

An erster Stelle maßgebend ist die Tatsache, daß die Farbbücher lediglich als Plaidoyers zugunsten der Regierungspolitik angelegt sind. Wie es der Zweck einer gerichtlichen Verteidigungsrede ist, daß ein Freispruch erfolge, so ist der Zweck der Farbbücher der, daß die Kammer dem Außenminister ihr Vertrauen kundgebe. Bei Geschäftsabschlüssen, welche voraussichtlich in der Kammer einer entschlossenen und zahlreichen Gegnerschaft begegnen werden, ist es nötig, ein Dokument in das Farbbuch einzuschieben, welches den Abschluß in günstigem Licht erscheinen läßt und die Gegengründe der parlamentarischen Opposition im voraus widerlegt. Es tritt dann der Fall ein, von dem Bismarck sprach, daß eine Depesche geschrieben werden muß, die „für das eigentliche Geschäft ganz überflüssig ist", die ausschließlich für das Farbbuch geschrieben wird. Ein klassisches Beispiel bietet Nigras Depesche an Visconti Venosta[1], die vom 15. September 1864 datiert ist und über den Abschluß der Septemberkonvention berichtet. Das Geschäft wurde schon im Juni im wesentlichen abgeschlossen. Die Berichte Nigras aus dem Juli sind die eigentlichen Berichte. Schon da aber wurde ein Bericht bestellt, der bestimmt war, La Marmoras Widerstand zu entkräften. Dann begannen die Verhandlungen darüber, wie der Bericht abzufassen sein wird, der seiner Zeit dem Parlament vorzulegen wäre. Ob dieses Probestück doppelter Buchführung tatsächlich am 15. September ausgefertigt, oder erst später, und dann vordatiert wurde, ist in diesem Fall von geringem Belang. Von größerem wäre die Vordatierung eines andern, zu dieser Angelegenheit gehörenden Stückes. Die amtliche an den Vatikan gerichtete Mitteilung vom Abschluß der Septemberkonvention trägt im französischen Gelbbuch das Datum: 12. September 1864. Ein sehr kundiger französischer Diplomat jener Zeit hat aber später gelegentlich und nebenher mitgeteilt, daß diese Depesche im Gelbbuch um vier Wochen vordatiert wurde[2]. Bei solchen für das Farbbuch bestimmten Depeschen, wie es Nigras Bericht über den Konventionsabschluß ist, fällt ins Gewicht, daß sie nicht eine lokale, sondern eine europäische Publizität erlangen, sonach unter der Kontrolle der Regierung stehen, mit der man zum Geschäftsabschluß kam. Obgleich Nigras Bericht mit kunstvoller Vorsicht abgefaßt

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift 91 (1916), 429.

[2] Das schreibt G. Rothan in Souvenirs diplomatiques 2 (1885), 13, Note. Nach der Aktenausgabe, die das französische Außenamt veröffentlicht: „Les Origines diplom. de la guerre de 1870/71" 4 (1911), 127 (Nr. 844), 147 (Nr. 856 Chiffr. Tel. v. 12. Sept.), 152 (Nr. 866), ist indes Rothans Behauptung schwer glaublich.

war, so entging er doch nicht lebhafter Gegenrede von seiten des französischen Außenamtes.

Das Material der Farbbücher sind, in früheren Zeiten fast ausnahmslos, Aktenstücke, die dem diplomatischen Dienst eines Staates angehören. Sonach setzt sich das Material der Farbbücher aus den Ausgängen und Einläufen einer Staatskanzlei zusammen. Der Redaktor bestimmt mit Rücksicht auf den angegebenen Zweck, was aufzunehmen ist, was nicht; er sondert die aufzunehmenden Schafe von den nicht aufzunehmenden Böcken. Das Ausscheiden trifft aber nicht bloß unwichtige, sondern auch allzuwichtige Stücke. Die aufzunehmenden werden entweder im vollen Wortlaut aufgenommen oder nicht. In letzterem Fall pflegt man sie als „Auszüge" zu bezeichnen. Dieser Ausdruck ist aber doppelsinnig; sowohl anwendbar, wenn der Wortlaut beibehalten wird und nur Streichungen stattfinden, wie auch, wenn eine bündige Zusammenfassung des Inhalts neu redigiert, also gewissermaßen ein Regest hergestellt wird. Es liegt am Tage, in wie hohem Maße da die Tendenz bewußt oder unbewußt von Einfluß sein kann.

Die Einläufe, die in den Farbbüchern Aufnahme finden, also die Berichte der Gesandtschaften an die Zentralstelle, haben politische, geschäftliche, psychologische und persönliche Voraussetzungen, welche die Art und den Grad ihrer historischen Glaubwürdigkeit modifizieren. Bei den Gesandtschaftsberichten des italienischen Grünbuches von 1870 fragt man sich: wußten die Herren, daß sie für ein künftiges Grünbuch schreiben, dessen Zweck der Beweis ist für die Zustimmung Europas zur Einverleibung Roms? Das scheint in der Tat höchst wahrscheinlich. Aber auch davon abgesehen sind gerade diese Berichte notwendig voll von subjektiven Momenten. Ihr normaler Aufbau ist dreigliedrig: Bestätigung des Empfanges einer Weisung, zumeist mit kurzer Widerholung ihres Inhalts; Bericht darüber, wie man der Weisung entsprach, also was man gesagt, der Regierung, bei der man Vertreter ist, mitgeteilt hat; Bericht über das, was man gehört, wie die Antwort gelautet hat. Da aber der beste Beweis für die eigene Geschicklichkeit darin liegt, daß man die gewünschte Antwort bekam, liegt die Gefahr nahe, daß in unbewußter Weise die Antwort günstigere Färbung erhält, als ihr ursprünglich eignete. Dazu kommt, daß die vollkommen objektive und treue Wiedergabe einer Unterredung ungemein schwierig und selten ist, während das Damoklesschwert der Veröffentlichung, das über Unterredungen schwebt, alle Vertraulichkeit zu bannen geeignet erscheint. In der angeführten Rede sagte Bismarck: „Wenn ich

Gefahr laufe, daß dasjenige, was ich im Vertrauen auf ihre Diskretion einer Regierung mitteile, bei der ich gleichartige Interessen mit uns voraussetzen durfte, in die Öffentlichkeit mitgeteilt, vielleicht sogar entstellt und zu gewissen Zwecken zurecht gestutzt wird . . . dann verbrenne ich mir bei einer solchen Regierung wohl einmal die Finger, aber nicht wieder." Das italienische Grünbuch von 1870 bietet dafür zwei auffallende Beispiele. Der italienische Gesandte in Brüssel, Herr de Barral, ist unter den in das Grünbuch aufgenommenen Einläufen mit ebensoviel Depeschen vertreten wie die italienische Gesandtschaft in Wien; zahlreicher sind nur die Berliner Berichte. Seine Schriftstücke halten sich in der Regel an das Normalschema; zumeist werden die Erwiderungen des belgischen Ministers, Barons d'Anethan, so wiedergegeben, daß man den Eindruck wörtlicher Genauigkeit haben muß. Das ist durchaus der Fall in seiner Depesche vom 8. November 1870 (LV Nr. 93), wo Worte d'Anethans im Grünbuch von Anführungszeichen eingefaßt sind (S. 98 f.). Am 12. Januar 1871 schrieb Baron d'Anethan an den belgischen Gesandten in Florenz einen lebhaften Protest gegen die Depesche 93 des Grünbuchs[1]. Grundsätzlich stellte er fest, wenn seine Antworten, die im Lauf eines vertraulichen Gesprächs gegeben wurden, veröffentlicht werden sollten, hätte die Wiedergabe seiner Reden ihm vorgelegt werden müssen. Auch beim loyalsten Willen, den Fluß freien Gesprächs mit vollkommener Treue nachträglich aufzuzeichnen, spielten viele Fehlerquellen mit, und ungemein nahe liege die Gefahr, über das hinauszugehen, was derjenige sagen wollte, dessen Worte man wiederholen will. Im vorliegenden Fall habe der italienische Gesandte Herr v. Barral ihn Dinge sagen lassen, die er nicht bloß nicht gesagt habe, sondern gar nicht sagen konnte, weil sie bekannte belgische Verhältnisse beträfen und Unrichtigkeiten enthielten; Herr v. Barral habe zudem Wichtiges ausgelassen, Zustimmungen willkürlich erweitert, belangreiche Bemerkungen mißverstanden.

Ein ähnlicher Protest lief wider eine Depesche Cadornas ein, des italienischen Gesandten in London. Der Chef des Foreign Office schrieb schon am 3. Januar 1871 an Sir Augustus Paget, den britischen Gesandten in Florenz, daß er gegen die Depesche Nr. 41 des Grünbuchs Einspruch erheben müsse, weil in dieser Depesche sowohl ihm wie dem Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt Äußerungen zugeschrieben wurden,

---

[1] AD 1874 2, 208.

die da als amtliche erscheinen, während sie im Privatgespräch fielen und zudem über seine und H. Otways Meinung hinausgehen. Er erinnere sich genau an das Gespräch mit Cadorna, über das dieser berichte. Nach Cardornas Depesche hat nämlich Granville Bedenken geäußert, ob die ohne Verzug vollzogene Verlegung der Hauptstadt nach Rom nicht etwa zu Unruhen Anlaß bieten würde. Der englische Minister entgegnet, an seine Frage über die Hauptstadtverlegung habe er lediglich die Bemerkung geknüpft, daß die Gründe, die Massimo d'Azeglio vor ein paar Jahren für die Beibehaltung von Florenz als Hauptstadt geltend machte, ihm triftig schienen. In Cadornas Bericht konnte zudem alle Welt lesen, der englische Minister und der Unterstaatssekretär des Auswärtigen besorgten Ausschreitungen in Irland und seien dadurch in ihrem Urteil über die römische Frage beeinflußt. Darauf wurde erwidert, Irland sei mit keinem Wort erwähnt worden. Sir Augustus Paget erhielt den Auftrag, dieses Visconti Venosta zu eröffnen. In seiner Antwort übermittelt Paget Visconti Venostas Versicherung, er habe die Äußerungen des Earl of Granville ganz richtig verstanden, nicht als amtliche, sondern als solche, die im Lauf eines vertraulichen Gesprächs gefallen seien. Wenn er sie ins Grünbuch aufnahm, so geschah das zu dem Zweck, daß ersichtlich würde, auch ein Staatsmann, dessen Italien freundliche Gesinnung allbekannt sei, könne betreffs der Hauptstadtverlegung Bedenken hegen[1].

* * *

Unter den 116 Dokumenten des Grünbuchs sind 15 Ausläufe und 96 Einläufe des italienischen Außenamtes; alle zusammen umfassen die Zeitspanne vom 29. August bis zum 1. Dezember 1870. Das Vorwalten der Einläufe erklärt sich aus dem Zweck der Veröffentlichung. Sollte sie die Zustimmung Europas zur Einnahme Roms dokumentarisch darlegen, so wollte man eine möglichst vielstimmige Zustimmung zu Gehör bringen, das europäische Konzert so vollständig als möglich auftreten lassen. Und in der Tat sind mit Ausnahme der Türkei fast alle Staaten Europas vertreten. Wir erwähnten bereits, daß in den weitesten Kreisen und bis auf den heutigen Tag der Zweck erreicht worden ist. Allein dabei ließ sich nicht vermeiden, daß auch noch anderes dokumentarisch belegt wurde.

---

[1] Earl of Granville an Sir Augustus Paget Nr. 4 Foreign Office 1871, 3. Januar; Sir A. Paget an Earl of Granville Nr. 25 Florenz, 18. Januar. — Beide Stücke am 21. Februar 1871 im Oberhaus verlesen: Hansard, Parliamentary Debates 204 562 ff.

Im Licht der Zeitgeschichte betrachtet, zeigen die 15 Ausläufe die Evolution der italienischen Politik im Sinn der Revolution; die 96 Einläufe, oder doch ihre gewichtigere Mehrzahl, daß Europa sich auf das Königswort verließ, der Papst sei und bleibe „unabhängig von jeder menschlichen Souveränität". Die Eingänge fordern indes eine eigene Behandlung, die in einem andern Artikel vorgenommen werden soll. Hier folge noch eine Würdigung der Rundschreiben Visconti Venostas. Unter den 15 Ausgängen sind nämlich 9 Zirkularnoten des Ministers an die königlichen Missionen im Ausland, das macht innerhalb der angegebenen Frist in je 10 Tagen eine. Drei davon sind Antworten auf päpstliche Proteste, drei weitere betreffen einzelne Vorgänge: die befürchtete Abreise des Papstes, die Wegnahme des Quirinals, die Aneignung des Römischen Kollegs. „Die Eroberer scheinen alles in Anspruch nehmen zu wollen, obwohl sie das gegenwärtig noch leugnen", schrieb Odo Russell an Kardinal Manning[1]. Und da der Finanzminister Sella an derlei Aneignungen sehr beteiligt war, las der Volkswitz das SPQR so: Sella Prenderà Quanto Resta.

Die noch übrigen drei Rundschreiben haben große und allgemeine Tragweite. Sie sollten allen europäischen Staaten kundgeben, daß die Lösung der römischen Frage im Sinn der nationalen Aspirationen bevorstehe, vollzogen sei. Es sind die Zirkularnoten vom 29. August und vom 7. September einerseits, anderseits die vom 18. Oktober. Wir sprachen von der Evolution der italienischen Politik in diesem Quartal September—November. Kaum etwas mehr als drei Monate liegen zwischen der inmitten bewegter, stürmischer Kammersitzung von Visconti Venosta abgegebenen offiziellen Erklärung, daß die Septemberkonvention fortbestehe, die gewaltsame Einnahme Roms also ausgeschlossen sei, und dem Einbringen des Garantiegesetzes als Regierungsvorlage. Zwischendurch wollte Visconti Venosta allerdings zurücktreten. Das geschah, als er gewahr wurde, daß „die Umsturzpartei die Oberhand gewinne", wie sein Ministerkollege Castagnola sich ausdrückt. Es mochte ihm unpatriotisch vorkommen, in solcher Stunde die Kommandobrücke zu verlassen, änderte aber nichts an der Tragik, daß die Feinde der geistlichen Souveränität des Papstes die Großmachtspolitik der italienischen Staatsmänner abermals und nun folgenschwerer als je mit ihrem Ferment „antiklerikalen" Hasses

---

[1] E. Sh. Purcell, Life of C. M. 2 (1895), 466.

vergifteten. Uns dünkt, auch ein Atheist, wenn anders er nur einen halbwegs politischen Kopf hat, muß einsehen, daß der italienische Staat sich selbst damit eine Wunde schlug, die offen bleiben muß, bis der Speer der conciliazione sie berührt. Zu diesem Behuf muß man Benedikt XV Vorschläge machen und ihm eine Stellung geben, die er anzunehmen vermag.

Damals aber entfernte man sich in dem Maß davon, als man sich dem Garantiegesetz näherte. Vom historischen Standpunkt wird man sagen müssen, daß wohl kaum je die Politik eines modernen Staates eine kühner geschwungene Kurve beschrieb, als es damals der Politik des Ministeriums Lanza gelang. Die römische Frage und ihre Lösung durchmaßen in kaum vier Monaten die Strecke von der Septemberkonvention zum Garantiegesetzentwurf, d. h. vom schroffen Nein zum schrillen Ja, von der Erklärung: wir gehen nicht nach Rom, bis zur Erklärung: wir richten uns da als alleinige Herren ein; von der an Europa gerichteten Aufforderung, im Verein mit Italien die Freiheit und Unabhängigkeit des Papstes zu gewährleisten, bis zum Standpunkt, das sei eine innere Angelegenheit des Reiches; von der feierlichen Versicherung, die Extraterritorialität der päpstlichen Paläste und Residenzen sicherzustellen, bis zur Aufhebung sogar des vollen Privateigentums am Vatikan, wie sie der „Nutzgenuß" des Garantiegesetzes enthält.

Am Wendepunkt der italienischen Politik begannen die Vorarbeiten zum ersten Dokument des Grünbuchs. Dieser Wendepunkt liegt im Beschluß des Ministerrates, die Septemberkonvention fallen zu lassen, sobald die Republik in Frankreich ausgerufen wird, und freie Hand in der Lösung der römischen Frage zu beanspruchen; gleichzeitig wurde der Außenminister aufgefordert, eine Zirkularnote und eine Denkschrift vorzubereiten, welche das amtliche Europa auf das vorbereiten sollte, was bevorstand.

Der italienische Schicksalstag liegt genau einen Monat vor der Einnahme Roms. Noch für die Sitzung des 20. August wurde eine ministerielle Tagesordnung vorbereitet, welche an der Septemberkonvention festhielt, auf dem Standpunkt jenes Zwischenrufes Visconti Venostas aus der Kammersitzung vom 31. Juli verblieb, den die Parlamentsakten aufbewahrt haben: No, non andiamo a Roma. Tatsächlich nahm die Kammer eine andere Tagesordnung an: „Im Vertrauen darauf, daß die Regierung für eine den nationalen Aspirationen entsprechende Lösung der römischen Frage Sorge tragen wird, geht die Kammer zur Tages-

ordnung über." Die Linke witterte eben republikanische Morgenluft, sie wehte von England und Frankreich herüber. Mazzini hatte London verlassen und sich nach Sizilien begeben. Karl Blind schrieb aus London an die „Neue Freie Presse": „Die italienischen Demokraten — Mazzini wie Garibaldi — empfanden Teilnahme für Deutschlands Sache und bemühten sich, das Gewebe des zwischen Paris und Florenz gesponnenen geheimen Bündnisses zu zerreißen." [1] Schon am 21. Juli 1870 schrieb M. Busch in seine Tagebuchblätter: „Nach Mitteilungen des bekannten Demokraten Karl Blind in London bereitet die italienische Aktionspartei einen neuen Ansturm auf Rom vor für den Fall, daß Italien sich mit dem von Ultramontanen beeinflußten Frankreich verbünden sollte" [1 (1899), 46, Note]. Alle italienischen Minister wußten es genau und bekamen noch am 20. August einen neuen Beweis dafür, wie stark der Zug war, der König Viktor Emanuel zu Napoleon und Frankreich hinzog und ihm den Bündnisgedanken fahren zu lassen nicht gestattete.

Da kam, aus dem Lager von Chalons am 19. August entsendet, Prinz Napoleon in der Nacht vom 20. auf den 21. August nach Florenz. Am folgenden Tage versammelte der König den Ministerrat und hub an wie folgt: „Das Bündnis mit Frankreich ist nun eine abgetane Sache." Wie man sieht, war Guicciardinis Geist über ihn gekommen. Er teilte ferner mit, Prinz Napoleon habe trostlose Nachrichten gebracht. In Paris wiege man sich noch in Siegesträumen. Tatsächlich fliehe der Kaiser von Stadt zu Stadt und Kavallerieregimenter begleiteten ihn im Galopp. Es scheine, daß die Preußen ihn gefangen nehmen wollen.

Nun erinnerte man sich, was der kluge Nigra schon 14 Tage früher telegraphiert hatte: noch eine Schlappe, und das Kaiserreich ist dahin, die Republik proklamiert. Der Sturz des Kaisertums bedeutete automatische Entbindung von der Septemberkonvention, die Republik an der Seine bedeutete am Arno schleuniges Eingreifen in Rom. Aber noch hatte man das nicht fest in der Hand. Daher fehlte der letzte Impuls zu den entscheidenden Entschlüssen. Im Ministerrat brütete man über den berühmten Projekten Cavours und Ricasolis zur Lösung der römischen Frage, und gab Visconti Venosta anheim, die einleitenden diplomatischen Schritte zu tun. So entstand die Zirkularnote vom 29. August mit ihrer Anlage, der Denkschrift.

---

[1] Orig.-Korr. „London Okt. 4", gezeichnet „K. B." in 2196 A. S. 3 vom 8. Okt. 1870.

Visconti Venosta hatte am 20. August 1870 in der Kammer gesagt: „Die Italiener haben immer beteuert, daß eine wahre, aufrichtige, wirksame Verbürgung der Unabhängigkeit des geistliches Hauptes der Kirche die notwendige Bedingung für jede Lösung der römischen Frage darstelle“ (Atti del Parl. ital. 1027). Im Sinn dieser Worte schrieb er seine Depeschen. Er spricht von einem Umgestalten der päpstlichen Machtstellung, welche als Folge der politischen Veränderungen auf der italienischen Halbinsel notwendig geworden sei. Italien habe den Beruf, diese Frage zu regeln, aber „mit der katholischen Welt“. Alle Regierungen bekennen, daß große Interessen auf dem Spiele stehen. Wenn die nationalen Aspirationen ein Element der römischen Frage bildeten, so erscheine als ein anderes die Notwendigkeit, sicherzustellen, daß der Papst unabhängig und frei bleibe. Keines dieser Elemente dürfe dem andern geopfert werden. Die Septemberkonvention habe sich unzureichend erwiesen. Gebieterisch fordere die Zeitlage eine Lösung der römischen Frage. Man müsse auf eine praktische Lösung bedacht sein, die wesentlichen Bedingungen festzustellen suchen. „Dann wird es leichter geschehen, daß man die Grundlagen eines Abkommens bestimme und die moralische Zustimmung der katholischen Mächte erreiche, in der Italien stets die wirksamste Bürgschaft einer guten Lösung gesehen hat“ (LV S. 9 10 11).

In der Denkschrift, die am gleichen Tage versandt wurde, geht ein langer historischer Exkurs über die Geschichte der römischen Frage seit 1860 voraus, der dann in einen praktischen Lösungsvorschlag ausläuft. Es sind im wesentlichen die Leitsätze Cavours, denen beigefügt wurde: „die leoninische Stadt bleibt in der vollen Botmäßigkeit und unter der Souveränität des Papstes“. Der Schluß lautet wie folgt: „Diese Artikel wären als öffentlich rechtlicher, zweiseitiger Vertrag anzusehen und würden den Gegenstand eines Abkommens bilden mit den Mächten, die katholische Untertanen haben.“[1]

Am 3. September kam die Nachricht von Sedan nach Florenz. Im Ministerrat vom 3. und 4. wurden die nachstehenden Fragen erörtert,

---

[1] AD 1874 2, 29—38; die Stelle S. 38: „Ces articles seraient considérés comme un contrat public bilatéral, et formeraient l'objet d'un accord avec les puissances qui ont des sujets catholiques“. Es folgt eine historische „Note sur la cité Léonine“ = Borgo. In der Zirkularnote (LV 11) ist beim „accord“ von den katholischen Mächten die Rede, hier von den Mächten, die katholische Untertanen haben.

und bei jeder spaltete sich der Ministerrat in entgegengesetzte Meinungen. Die Unsicherheit war so groß, daß bald vier gegen vier, bald drei gegen fünf, bald zwei gegen sechs stimmten, und Castagnola schließlich die Ansicht aussprach, bei solcher Meinungsverschiedenheit müsse das Ministerium demissionieren. Lanza widersprach. In solcher Stunde dürfe man nicht die Regierung an den ersten besten (al primo venuto) abgeben. Die Fragen lauteten: Soll ohne Verzug der Kirchenstaat besetzt werden unter Wahrung der diplomatischen Formen? Soll die Besetzung einschließlich Roms erfolgen? Wenn man sich der Zustimmung Preußens nicht versichert hat, soll die Besetzung einschließlich Roms erfolgen? Soll das geschehen, wenn die Zustimmung erlangt ist? Soll ohne die gedachte Zustimmung wenigstens der Kirchenstaat ohne Rom okkupiert werden? Keine dieser Fragen wurde mit Stimmeneinhelligkeit enschieden[1].

Als aber nun am 5. September die Nachricht einlief, daß in Paris die Republik ausgerufen worden war, schwand alle Meinungsverschiedenheit, wie wenn ein Zauber sie gebannt hätte. Mit Stimmeneinhelligkeit wurde die Besetzung des Kirchenstaates einschließlich Roms, die Mitteilung an die Mächte, die Sendung des Grafen Ponza di San Martino nach Rom beschlossen. Die Mitteilung an die Mächte erfolgte durch das Rundschreiben vom 7. September (LV Nr. 3 S. 12 f.).

Sein Zweck ist, den Einmarsch als Schutzmaßregel des von der Revolution bedrohten Papsttums darzustellen. Allein auch hier ist von den „Bürgschaften für die souveräne Unabhängigkeit" die Rede, welche „dem Papsttum" zugesichert werden müssen; es wird ausdrücklich und von neuem gesagt, daß „alle Staaten, die katholische Untertanen haben", daran interessiert sind; daß Italien bereit ist, ein Abkommen mit den Mächten zu treffen, gemeinsam mit ihnen die Erfordernisse der päpstlichen Unabhängigkeit zu regeln[2]. Bei der Würdigung der beiden Rundschreiben vom 29. August und 7. September muß man sich gegenwärtig halten, daß sie bestimmt waren, in Italien amtlich verlautbart zu werden[3], und daß dieses wiederum den Zweck hatte, auf die gärende Ungeduld beruhigend, auf die Spannung entspannend zu wirken. Von der sog. internationalen Seite der Vorgänge wurde also nur so viel gesagt, als der italienischen Regierung unvermeidlich erschien.

---

[1] St. Castagnola a. a. O. 30 31. [2] LV a. a. O.
[3] Sie erschienen in der Gazz. ufficiale am 11. September.

Auch in der gleichzeitigen Instruktion für San Martino wird hervorgehoben, daß die Unabhängigkeitsbürgschaften den Gegenstand künftiger Verhandlungen zwischen Italien und den Mächten bilden sollen. Sowohl in diesem Aktenstück wie in dem Brief des Königs an den Papst findet sich fast gleichlautend der Satz, „dem Haupt des Katholizismus" verbleibe „am Tiberufer ein ruhmreicher Sitz, unabhängig von jeder menschlichen Souveränität" [1].

Seltsamerweise hat die Frage nach den gedachten Bürgschaften bei der Feststellung der Plebiszitformel Schwierigkeiten bereitet. Das Ministerium hatte eine Formel redigiert, welche mit den Worten begann: „Überzeugt, daß die italienische Regierung die Unabhängigkeit der geistlichen Autorität des Papstes gewährleisten werde, erklären wir" usw. Die Mitglieder der neuen römischen Giunta wollten aber lieber ihr Amt niederlegen, als diese Formel annehmen. Man kam zu einem Kompromiß. Die Worte wurden aus der Formel entfernt und, abgeschwächt, in das Nachwort aufgenommen [2].

Nach der Volksabstimmung mußte das königliche Dekret erscheinen, welches die Einverleibung Roms aussprach. Das Projekt, dem Papst die Leostadt zu überlassen, hatte sich von selbst verflüchtigt, weil päpstlicherseits bekanntlich die Besetzung auch des rechtstiberinischen Rom gewünscht wurde. Wie sollte aber nun die rechtliche Stellung des Papstes gefaßt, wie formuliert werden? Ist der Papst irgendwie und irgendwo selbst weltlicher Souverän, so begreift man die „Unabhängigkeit von aller menschlichen Souveränität". Wie soll diese Unabhängigkeit aber Bestand haben, wenn er nirgends und gar nicht weltlicher Souverän ist? Ist er aber in der weltlichen Ordnung der Dinge selbst nicht Souverän, wie soll er in der weltlichen Ordnung von jeder weltlichen Souveränität unabhängig sein? In dieser weltlichen Ordnung ist er weder Souverän, noch Untertan.

---

[1] In der Instr. Lanzas für San Martino: „il Capo della cattolicità . . . conserverà sulle sponde del Tevere una sede onorata e indipendente da ogni umana sovranità", im Brief des Königs an den Papst: „una sede gloriosa ed indipendente di ogni umana sovranità". In den Anm. zu St. Castagnola 37—39, die Stellen 38 39.

[2] Der Regierungsentwurf bei St. Castagnola 48: „colla certezza, che il Governo italiano assicurerà l'indipendenza dell' autorità spirituale del Papa, dichiaramo la nostra unione al Regno d'Italia sotto il Governo monarchico costituzionale del Re" usw. Die tatsächlich vorgelegte Formel in „Le Assemblee del Risorgimento. Atti racc. e pubbl. per deliberazione della Cam. dei Deput., Roma" vol. 4 (1911) p. 1093: „vogliamo la nostra unione al Regno d'Italia sotto usw. wie oben. Im Nachwort: „lasciamo al senno del Governo italiano la cura di assicurare l'indipendenza dell' autorità spirituale del Pontefice." Campidoglio 29 sett. 1870. Il Presidente Duca Caetani.

Also was? Da nahm man zum Wort und Begriff der Extraterritorialität seine Zuflucht. Im Rundschreiben Visconti Venostas vom 18. Oktober, in dem Vollzug und Annahme des Plebiszits den Mächten mitgeteilt wurde, findet sich dieser Ausdruck. Da heißt es: „Indem wir Rom zur Hauptstadt Italiens erheben, ist es unsere erste Pflicht, zu erklären, daß die katholische Welt in ihrem Glauben durch den Abschluß unserer Einheit und dessen Wirkungen nicht bedroht wird. Zunächst erscheint die große Stellung, die dem Papst persönlich eigen ist, nicht gemindert. Sein Charakter als Souverän, sein Vorrang vor den übrigen katholischen Fürsten, die Immunitäten und die Zivilliste, auf die er dieser Eigenschaften wegen Anspruch hat, sollen ihm in reichem Maß zugesichert werden, das Privileg der Extraterritorialität soll seinen Palästen und Residenzen zukommen.“ [1] Zweierlei Garantien würden die Ausübung seiner geistlichen Sendung umgeben: den freien Verkehr mit der katholischen Welt verbürge ihm das aktive und passive Gesandtschaftsrecht, und zudem die in Italien zu vollziehende Trennung von Kirche und Staat, die durchgeführt werde, sobald das Parlament den Regierungsentwürfen die Zustimmung gab. Hier wird bereits auf das in Entstehung begriffene Garantiegesetz hingewiesen.

Noch deutlicher geschah das im königlichen Dekret vom 9. Oktober [2], in dem die Annahme des Plebiszits verfügt wurde. Auch da behält der

---

[1] LV Seite 70 = AD 1874 2, 148 = StA 4303; 20, 247.

[2] Le Assemblee del Risorg. a. a. O. 1105: „Art. 2. Il Sommo Pontefice conserva la dignità, la inviliolabilità e tutte le prerogative personali del sovrano. Art. 3. Con apposita legge verranno sancite le condizioni atte a garantire anche con franchigie territoriali [StA 4324 20, 277 même par des franchises territoriales] l'indipendenza del Sommo Pontefice e il libero esercizio dell' autorità spirituale della Sta Sede.“ Die Vorverhandlungen über den Dekrettext im Schoß des Ministerrats bei St. Castagnola a. a. O. 76 77 u. a. Il ministro Correnti ... vorrebbe si dicesse, che il Governo „si riserva la facoltà di trattare colla Santa Sede e le Potenze cattoliche sulle guarentigie da accordarsi anche mediante franchigie territoriali.“ Il ministro Visconti Venosta ... suggerisce la formola, che „l'indipendenza del Pontefice verrà assicurata mediante garanzie reali“. Ebd. 78: „Il guardasigilli Raeli, onde escludere l'ingerenza straniera, non vorrebbe che le parole ‚apposita legge‘ si riferissero anche alla legge approvativa del trattato che si volesse fare in proposito colle Potenze cattoliche.“ Diese Ministerratsverhandlungen sind vom 30. September und 1. Oktober. Am 5. Dezember eröffnete der König das Parlament. In der von Lanza und Correnti verfaßten Thronrede sagte der König: „Noi entrammo in Roma in nome del diritto nazionale ... vi rimarremo mantenendo la promessa che abbiamo fatta solennemente a noi stessi: libertà della Chiesa, piena indipendenza della Sede pontificia nell' esercizio del suo ministero religioso, nelle sue re-

Papst „die Würde", die „Unverletzlichkeit" und „alle persönlichen Vorrechte eines Souveräns". Der folgende dritte Artikel lautet: durch ein eigenes Gesetz werden die Bedingungen festgestellt werden, die geeignet sind, anche con franchigie territoriali die Unabhängigkeit des Papstes zu verbürgen und das freie Ausüben der geistlichen Autorität des Heiligen Stuhles. Der italienische Ausdruck ist sehr unbestimmt; soviel politische Einheit aber haben die beiden Regierungsmaßregeln, das Dekret und das Rundschreiben, daß man auch die Worte des Dekrets von der Extraterritorialität zu verstehen haben wird.

Wenn man sagt, ein Haus besitze in dem Staatsgebiet, in dem es liegt, die Außergebietslage oder Extraterritorialität, so entspricht dieser rechtlichen Herausnahme aus einem Staatsgebiet als notwendige Ergänzung die rechtliche Zugehörigkeit zu einem andern Staatsgebiet. „Die italienische Botschaft in Berlin ist extraterritorial" bedeutet, sie ist rechtlich aus dem preußischen Staatsgebiet herausgenommen und gehört rechtlich zu Italien. Mit andern Worten: zum Begriff der Extraterritorialität gehören zwei Staaten, der eine, zu dem das Haus, trotz seiner Lage mitten darin, nicht gehört, der andere, zu dem es als zugehörig gedacht wird. Wendet man das auf die Extraterritorialität des vatikanischen Gebiets an, so ergäbe sich, daß es entweder staats- und völkerrechtlich in der Luft hängt, oder daß die Extraterritorialität des vatikanischen Gebietes in Bezug auf Italien undenkbar erscheint, wenn das vatikanische Gebiet nicht selbst ein souveränes Gebiet und sein Souverän der Papst ist. Das Wort Extraterritorialität verschwand indes sehr bald von der diplomatischen Bildfläche und wurde im Garantiegesetz sorgfältig vermieden. Noch einmal steht es in einem sehr merkwürdigen Dokument, das in der Gazzetta ufficiale del regno am 3. November, Nr. 302, veröffentlicht wurde und leider ohne ersichtlichen Einfluß auf die Abfassung des Garantiegesetzes blieb. Es ist ein vom Ministerrat unter dem 2. November an den König erstatteter Bericht über die notwendigen Garantien. Man müsse dem Vertrauen Europas und den Erwartungen der katholischen Welt entsprechen. Die juridische und ökonomische Stellung des Papstes dürfe das Bedenken vernünftigerweise nicht aufkommen lassen, als wolle das Königreich mittelbar

---

lazioni colla cattolicità." Es dünkt uns, daß die hier unterstrichenen Worte ein weiterer und entscheidender Schritt in der Richtung waren, welche dahin führte, das Verhältnis Italiens zum Papst und das des Papstes zu Italien für eine rein innere Angelegenheit zu erklären.

oder unmittelbar auf die Regierung der Kirche Einfluß nehmen. Es sei notwendig, das Papsttum als souveräne Institution anzuerkennen (riconoscere la Sede pontificia come una istituzione sovrana). Das sind treffliche Worte. Das ist nicht die bloß persönliche Souveränität des Papstes, die ihm als Privileg zugebilligt wird und rein titularen Charakter hat, sondern die Anerkennung, daß das Amt ein souveränes ist. Ist aber das Amt ein souveränes, dann hat es auf ein souveränes Machtmittel Anspruch. In einer Konsistorialansprache (am 20. August 1880) leitete Leo XIII. das aktive Gesandtschaftsrecht des Papstes aus dem Primat ab, aus der geistlichen Souveränität des Papstes. Dieses und andere Souveränitätsrechte stehen dem Papst nicht durch Herkommen oder staatliche oder völkerrechtliche Verleihung zu, sondern durch das Recht, das Übernaturrecht des Primats. So ist es auch mit der internationalen Seite der römischen Frage. Weil sie in der Katholizität des Primates wurzelt, kann kein Übelwollen von Regierungen sie beseitigen, kein Wohlwollen von Regierungen sie verleihen.

Die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands verlangten Jahr um Jahr, daß die Freiheit und Unabhängigkeit des Papstes in einer Weise sicher gestellt werde, die der Papst für ausreichend erachtet. Sie taten damit nichts anderes, als die italienische Regierung an die im Grünbuch von 1870 enthaltenen Versprechungen zu erinnern. Die europäischen Staatskanzleien aber sprachen alle, mit verschwindenden Ausnahmen, die nämliche Erwartung aus, wie aus den Einläufen des Grünbuchs nachzuweisen sein wird.

Robert von Nostitz-Rieneck S. J.

Eine notwendige Voraussetzung der Volksvermehrung.

Darüber, daß im Interesse einer gesicherten Zukunft des deutschen Volkes eine starke Zunahme der Bevölkerung dringend wünschenswert ist, besteht keine Meinungsverschiedenheit. Auch vom rein wirtschaftlichen Standpunkt muß an sich eine möglichst zahlreiche Bevölkerung als wünschenswert bezeichnet werden, da die Bevölkerung die wichtigste Kraftquelle bei der nationalen Gütererzeugung ist. Nicht so selbstverständlich dagegen ist es, daß auch in sozialpolitischer Hinsicht eine starke Bevölkerungszunahme unter allen Umständen als ein Vorteil anzusehen ist. Das von Robert Malthus zuerst formulierte Bedenken, daß bei fortschreitender Bevölkerungsvermehrung die Nahrungsmittel nicht mehr ausreichen würden und deshalb eine Beschränkung der Bevölkerungsvermehrung anzustreben sei, hat heute noch viele Anhänger, wenn auch die Formulierung selbst, das sog. Malthussche Bevölkerungsgesetz, allgemein als unzutreffend anerkannt worden ist. Ob der von Malthus befürchtete Fall für die Menschheit im ganzen in absehbarer Zeit jemals eintreten kann und nicht vielmehr der vermehrte Verbrauch durch intensivere Ausnützung der Naturkräfte ausgeglichen wird, soll hier nicht erörtert werden. Für die einzelne nationale Volkswirtschaft liegt jedenfalls die Gefahr, daß der auf den Kopf der Bevölkerung fallende Anteil des Volkseinkommens und damit die durchschnittliche Lebenshaltung der einzelnen bei steigender Bevölkerungszahl vermindert werde, nicht vor, wenn es gelingt, dem Bevölkerungszuwachs in solchen Produktionszweigen Beschäftigung zu verschaffen, in denen sich die Produktion nach dem Gesetze vom steigenden Ertrage vollzieht. Das Volkseinkommen wird in diesem Falle stärker wachsen als die Bevölkerung; der durchschnittliche Anteil des einzelnen am Volkseinkommen und die Lebenshaltung wird demgemäß steigen. So war die Sachlage in der Tat in Deutschland vor Ausbruch des großen Krieges. Nationalvermögen und Nationaleinkommen waren verhältnismäßig weit mehr gewachsen als die Bevölkerung. Der Nahrungsspielraum, d. h. der auf den Kopf der Bevölkerung entfallende Ertrag der heimischen Gütererzeugung, hatte sich

also vergrößert, und darum mußte bei Fortdauer dieses günstigen Verhältnisses zwischen der Volkszahl und der Größe der nationalen Gütererzeugung eine weitere Vermehrung der deutschen Bevölkerung auch vom sozialpolitischen Standpunkt aus als völlig unbedenklich erscheinen.

Anders liegt aber die Sache, wenn die durch den Bevölkerungszuwachs vermehrte Arbeitsleistung einer nationalen Volkswirtschaft nur relativ sinkende Erträge abwirft. Denn die unausbleibliche Folge wird sein, daß der auf den einzelnen entfallende Anteil der nationalen Gütererzeugung zurückgeht, was dann weiter zu einer Verschlechterung der durchschnittlichen Lebenshaltung führt. Daß eine solche Möglichkeit auch in Zukunft für Deutschland ausgeschlossen sei, wird man angesichts der durch den Krieg herbeigeführten vollständigen Umwälzung auf wirtschaftlichem Gebiete nicht behaupten können. Man darf sich auch nicht in der Meinung, daß eine starke Bevölkerungsvermehrung unbedingt und unter allen Umständen für uns notwendig sei, über diese Schwierigkeit einfach hinwegsetzen. Denn wenn man auch auf dem Standpunkt steht, daß aus moralischen Gründen die künstliche Verringerung der Geburtenzahl unbedingt und ohne Rücksicht auf etwaige ungünstige Folgeerscheinungen bekämpft werden müsse, so muß doch auch das wirtschaftliche Gedeihen unseres Volkes Gegenstand unserer Sorge sein. Sonst könnte es geschehen, daß die Maßnahmen, die darauf abzielen, das Bevölkerungswachstum zu erhöhen, ihren Zweck verfehlen oder durch Gegenströmungen illusorisch gemacht werden. Denn wenn infolge der Verminderung des Nahrungsspielraums die durchschnittliche Lebenshaltung des deutschen Volkes sich erheblich verschlechtert, so können wir mit Sicherheit darauf rechnen, daß wieder, wie zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, eine starke Auswanderung eintritt. Das wäre aber, da wir keine Siedelländer besitzen, in die wir diesen Auswandererstrom lenken können, vom nationalen Standpunkte betrachtet ein großer Verlust.

Wir müssen daher beizeiten Vorsorge treffen, daß eine solche Verringerung des Nahrungsspielraums nicht eintrete, und auf die Mittel bedacht sein, die uns vor dieser Gefahr bewahren können. Es ist das Verdienst des durch seine bevölkerungsstatistischen Studien bekannten Freiburger Professors Dr. Paul Mombert, in einer im Juli dieses Jahres veröffentlichten Schrift[1] zuerst nachdrücklich auf diese Aufgabe hingewiesen

[1] Bevölkerungspolitik nach dem Kriege. Nahrungsspielraum und Volkswachstum in Deutschland. Kriegswirtschaftliche Zeitfragen in Verbindung mit Dr. Ferdinand

zu haben. Diese Schrift soll daher bei den folgenden Ausführungen zugrunde gelegt werden.

Man kann unterscheiden zwischen einem Nahrungsspielraum im engeren und weiteren, im absoluten und relativen, im objektiven und subjektiven Sinne. Im engeren Sinne ist ein genügender Nahrungsspielraum vorhanden, wenn die heimische Volkswirtschaft imstande ist, den ganzen Unterhalt für das Volk im Lande selbst zu gewinnen; im weiteren Sinne, wenn das Land über die Mittel verfügt, um alles zum Unterhalte der Bevölkerung Erforderliche im Austausch mit dem Auslande zu erwerben, soweit es der heimische Boden nicht selbst hervorzubringen vermag. Im absoluten Sinne ist der Nahrungsspielraum ungenügend, wenn für ein Land gar keine Möglichkeit mehr besteht, das für den Unterhalt Erforderliche zu beschaffen; im relativen Sinne, wenn der Nahrungsspielraum zwar für den gegenwärtigen Stand nicht reicht, aber noch die Möglichkeit besteht, ihn durch bessere Ausnutzung der natürlichen Hilfsquellen zu vergrößern. Im objektiven Sinne endlich wird unter Nahrungsspielraum das Verhältnis der vorhandenen Unterhaltsmittel zu dem physiologisch notwendigen Bedarf der Menschen verstanden; im subjektiven Sinne das Verhältnis der Unterhaltsmittel zu dem durch eine bestimmte Lebenshaltung bedingten Bedarf.

Daß der Nahrungsspielraum im engeren Sinne, den das Deutsche Reich seinen Bewohnern bietet, für die jetzige und eine noch weiter wachsende Bevölkerung nicht ausreicht, haben die gegenwärtigen Nahrungsschwierigkeiten zur Genüge bewiesen. Auch die beste Organisation der Produktion und Verteilung und alle Fortschritte der Technik können uns nicht darüber hinweghelfen, daß wir einen Teil der für unsere Volkswirtschaft erforderlichen Verbrauchsgüter aus dem Auslande einführen müssen, weil sie aus klimatischen oder andern Gründen bei uns nicht erzeugt werden können. Alles, was sich erreichen läßt, ist, daß dieser aus dem Auslande einzuführende Teil einen möglichst geringen Prozentsatz des Ganzen ausmache, und daß wir uns Garantien für die Sicherheit und Dauerhaftigkeit der notwendigen Zufuhr verschaffen. Das ist aber auch unbedingt notwendig, wenn wir unserem Volke die Möglichkeit einer gesicherten Existenz und einer gedeihlichen Weiterentwicklung wahren wollen.

Schmid und Dr. Wilhelm Stieda herausgegeben von Dr. Franz Eulenburg. Heft 2/3. Tübingen 1916, Mohr.

Es fragt sich also, auf welche Weise wir den Nahrungsspielraum im engeren Sinne ausbauen und erweitern können, so daß ein möglichst großer Teil unseres Bedarfs im Inland gedeckt wird. Auf dem Gebiete der Landwirtschaft kann das geschehen durch zielbewußte innere Kolonisation, durch Ermöglichung einer intensiveren Bebauung des Bodens und Beschaffung des dazu erforderlichen Kapitals, durch Vorschriften über den Anbau bestimmter besonders notwendiger Produkte und über ein bestimmtes Maß der Viehhaltung. Selbstverständlich ist aber eine solche Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion nur möglich, wenn gleichzeitig durch Zölle die Preisbildung so reguliert wird, daß sich die Aufwendungen für den Landwirt auch einigermaßen rentieren. Auch auf dem Gebiete der Industrie können wir die Abhängigkeit vom Ausland in weitem Maße verringern. Die Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges haben uns gelehrt, Ersatzmittel für Rohstoffe zu finden, die wir in großer Menge und mit großen Unkosten bisher aus dem Auslande bezogen. Ob freilich in normalen Zeiten diese Ersatzmittel sich im Konkurrenzkampf mit den wieder zur Verfügung stehenden ausländischen Rohstoffen behaupten werden, das wird — abgesehen von der inneren Güte der Produkte — wesentlich von der Höhe der Herstellungskosten abhängen.

Jedenfalls aber besitzen wir in der sog. Vorratswirtschaft ein Mittel, uns bei etwaigen zukünftigen Verwicklungen vor einem Mangel an diesen Stoffen zu schützen. Es geschieht das am zweckmäßigsten in der Weise, daß durch Sachverständige festgestellt wird, von welchen Stoffen und in welchem Umfang solche Vorräte im Interesse der Sicherheit unseres Wirtschaftslebens angehäuft werden müssen, und daß dann je nach der Leistungsfähigkeit der Betriebe eine Umlegung erfolgt, indem jedem derselben die Auflage gemacht wird, ein bestimmtes Mindestmaß an diesen Stoffen ständig auf Lager zu halten. Die durch die Vorratswirtschaft für die Inhaber der Betriebe entstehenden Mehrkosten müßten, ähnlich wie bei der Landwirtschaft, durch höheren Preis des fertigen Fabrikates auf die Allgemeinheit abgewälzt werden. Natürlich könnte die Durchführung dieser Maßnahmen nur nach und nach erfolgen, weil sonst das Mißverhältnis zwischen Einfuhr und Ausfuhr zu groß werden würde. Gewaltige Kapitalien würden dadurch festgelegt, und die organisatorischen Schwierigkeiten der Umlegung wären außerordentlich groß; aber bei Anhäufung der Vorräte durch den Staat selbst wären die Schwierigkeiten noch unvergleichlich viel größer. Die Aufgabe der Erweiterung des Nahrungsspielraums (im

engeren Sinne) für die deutsche Bevölkerung ist auch so wichtig und dringend, daß man sich durch die Schwierigkeit der Durchführung derartiger Maßnahmen nicht abschrecken lassen darf.

Auch der Nahrungsspielraum im weiteren Sinne kann und muß erweitert werden. Das Ziel muß dabei sein, daß sich der Güteraustausch mit dem Auslande in solcher Weise vollzieht, daß die heimische Volkswirtschaft die dem Inland mangelnden Güter nicht nur ohne Einbuße am Nationalvermögen, sondern mit möglichst hohem Gewinn vom Ausland eintauscht. Der Austausch geht im wesentlichen in der Weise vor sich, daß wir Nahrungsmittel und Rohstoffe einführen und Fabrikate ausführen. Dieser Prozeß vollzog sich, wie sich aus der wachsenden Zunahme des deutschen Volksvermögens ergibt, bisher zum Vorteil der deutschen Volkswirtschaft, trotzdem die Handelsbilanz sich in steigendem Maße passiv gestaltete, da ja zur Bezahlung der Einfuhr nicht bloß der Wert der ausgeführten Waren, sondern auch sonstige Zahlungsverpflichtungen des Auslandes an uns in Frage kommen. Wir können aber diesen Prozeß noch günstiger für uns gestalten, indem wir in der oben dargelegten Weise die inländische Produktion steigern und uns vom Ausland unabhängiger machen. Ganz besonders aber muß das Bestreben dahin gehen, die Einfuhr von Fabrikaten, die in den Jahren 1911—1913 durchschnittlich bereits auf mehr als 1½ Milliarden im Werte angewachsen war (und möglichst auch die Einfuhr von Halbfabrikaten), zu verringern und dementsprechend unsere Ausfuhr an Fabrikaten zu steigern. Denn vom bevölkerungspolitischen Standpunkt aus kommt alles darauf an, die durch den Bevölkerungszuwachs bewirkte Vermehrung eines so wichtigen Produktionsfaktors, wie es die Arbeitskraft ist, voll auszunutzen, indem man ihm genügende Arbeitsgelegenheit verschafft. Mit Recht sagt Mombert[1]: „Da, wo es im Zeitalter der Weltwirtschaft gelingt, dem Volkszuwachs in dem Maße, in dem er in das arbeitsfähige Alter hineinwächst, genügende und lohnende Arbeitsgelegenheit zu verschaffen, kann es kein Zuviel an Bevölkerung geben. ... Für uns ist aus diesem Grunde Erweiterung und Sicherung des Nahrungsspielraums gleichbedeutend mit der Beschaffung und Sicherung genügender und reichlich entlohnter Arbeitsgelegenheit." Die Arbeitsgelegenheit ist aber offenbar um so größer, je weniger fertige Fabrikate und Halbfabrikate aus dem Ausland eingeführt werden, je größer unsere Ausfuhr an Fertig-

---

[1] A. a. O. 28.

fabrikaten ist, und je mehr Produktionsstadien die ausgeführten Fabrikate in der inländischen Fabrikation durchlaufen haben.

Zur Beschaffung von erweiterter Arbeitsgelegenheit genügen aber nicht allein das Vorhandensein von Rohstoffen, an denen sich die Arbeitskraft betätigen kann, und eines Absatzgebietes für die fertige Ware, sondern es ist dazu auch ein entsprechender Vorrat von Kapital und eine entsprechende Vermehrung des vorhandenen Kapitals durch Kapitalneubildung erforderlich. Weder die extensive Erweiterung der Produktion, welche die Herstellung neuer Fabriken, Werkstätten, Maschinen und Werkzeuge nötig macht, noch die oben besprochene Intensivierung der heimischen Volkswirtschaft lassen sich ohne Bereitstellung neuer Kapitalmengen durchführen, und zwar muß das Maß dieser Kapitalneubildung weit über das Maß des Volkswachstums hinausgehen. Die Förderung der Kapitalneubildung ist also auch eine sehr wichtige Aufgabe der Bevölkerungspolitik. Sie wird erreicht zunächst durch vermehrtes Sparen, sowohl durch haushälterischen Verbrauch und sorgsame Ausnutzung der Rohstoffe bei der Gütererzeugung und Ausschaltung des Zwischenhandels, wie auch durch Förderung des Spartriebes der Bevölkerung im allgemeinen, wobei freilich der Einfluß des Staates, wenn man nicht zum Sparzwang seine Zuflucht nehmen will, nur ein sehr begrenzter ist. Mehr aber wird die Kapitalneubildung gefördert durch Steigerung des Güterreinertrages vermittelst Herabsetzung der Erzeugungskosten und Erhöhung des Preises bei der Güterausfuhr.

Daß der absolute Nahrungsspielraum bei uns einmal an seine Grenze kommen und eine Erweiterung nicht mehr möglich sein sollte, ist für ein Volk mit den technischen Fähigkeiten, der Arbeitsamkeit und dem Organisationstalent der Deutschen nicht zu befürchten. Für uns werden die Grenzen des Nahrungsspielraums immer nur relative sein. Es können aber doch Krisen eintreten, wie wir sie in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erlebt haben, wo sich die Erweiterungsmöglichkeiten, wenn auch nur vorübergehend, den absoluten Grenzen des Nahrungsspielraums zu nähern schienen, was die bekannte starke Auswanderung zur Folge hatte. Dagegen sich für die Zukunft zu schützen, ist um so notwendiger, als wir vor die schwierige Aufgabe gestellt sind, Jahr für Jahr für einen steigenden Bevölkerungszuwachs Unterhalt zu schaffen. Denn bei gleichbleibender Zuwachsquote wird die absolute Zahl des Bevölkerungszuwachses naturgemäß ständig steigen, da sich die Zunahme jedes folgenden Jahres

auf einer um das Wachstum des vorhergehenden Jahres verbreiterten Grundlage vollzieht.

Die Unterscheidung des Nahrungsspielraums im objektiven und subjektiven Sinne endlich ist auch von Wichtigkeit, weil dabei der Stand der Lebenshaltung in Frage kommt, der bei den bevölkerungspolitischen Maßnahmen eine hervorragende Rolle spielt. Durch die Steigerung der Lebenshaltung wird der Nahrungsspielraum im objektiven Sinne verringert, da mehr Bedürfnisse zu befriedigen sind. Das ist nicht an sich ein Übel, da die gesteigerten Anforderungen an Wohnung, Reinlichkeit, Hygiene und Bildung usw. gewiß Verbesserungen sind, deren Beibehaltung man im Interesse der Volkswohlfahrt nur wünschen kann. Auch der soziale Ehrgeiz, der Trieb, sich und die Seinen sozial voranzubringen, ist als Mittel des sozialen Fortschrittes nicht zu unterschätzen. Aber wenn nicht durch diesen Fortschritt zugleich auch eine entsprechende Erweiterung des Nahrungsspielraums herbeigeführt wird, müssen diese erhöhten Ansprüche naturgemäß zu dem Streben führen, die Familie klein zu halten und sich auf diese Weise leichter die Mittel zur Befriedigung der gesteigerten Ansprüche zu verschaffen. Es ist daher Aufgabe der Bevölkerungspolitik, eine übertriebene und unwirtschaftliche Steigerung der Lebenshaltung zu bekämpfen. Dahin gehören alle Ausgaben für Kleidung, Wohnungsausstattung, Vergnügungen usw., die einen rein luxusartigen Charakter tragen. Durch solchen Luxus, der nur der Eitelkeit und Genußsucht einzelner dient und gar keinen volkswirtschaftlichen Nutzen hat, wird der Nahrungsspielraum im objektiven und subjektiven Sinne verkleinert und dadurch auch die Möglichkeit des Bevölkerungswachstums beeinträchtigt. Als Mittel zur Einschränkung des Luxus empfiehlt sich vor allem die Besteuerung. Aber auch die öffentliche Meinung, die Presse, das Beispiel vermögen auf diesem Gebiete eine nachhaltige Wirkung auszuüben, namentlich indem sie der Unsitte des Repräsentationszwanges entgegenarbeiten.

Die Erweiterung des Nahrungsspielraums hat den Zweck, die wirtschaftlichen Voraussetzungen für einen starken Bevölkerungszuwachs zu schaffen. Sie wirkt dadurch mittelbar auf die Geburtenhäufigkeit ein. Man kann aber auch unmittelbar das Bevölkerungswachstum beeinflussen, indem man durch gesetzgeberische Maßnahmen auf die Ehehäufigkeit, die Zeit der Eheschließung und auf die Geburtenhäufigkeit einwirkt und mit Hilfe der Hygiene die Sterblichkeit verringert. Derartige Maßnahmen

sind von uns in dieser Zeitschrift wiederholt besprochen worden[1]. Es soll daher an dieser Stelle nicht nochmals darauf eingegangen werden. Mombert legt mit Recht der auch von uns[2] hervorgehobenen Reform der Beamtenbesoldung und den Erziehungsbeiträgen eine große Bedeutung bei, mahnt aber zur Vorsicht hinsichtlich der Art und Weise, wie solche Erziehungsbeiträge aufgebracht werden, damit sie nicht lediglich eine Steigerung der Lebenshaltung und Verbrauchsvermehrung zur Folge haben und so die Kapitalneubildung hindern. Das gilt auch ganz allgemein von allen bevölkerungspolitischen Maßnahmen, die darauf abzielen, die Bevölkerung zu vermehren; sie werden ganz oder zum Teil ihren Zweck verfehlen, wenn sie die wirtschaftliche Entwicklung ungünstig beeinflussen. Darum muß man bei den bevölkerungspolitischen Reformplänen stets die Wirkung auf den Nahrungsspielraum im Auge behalten. Nur dann erfüllt die Bevölkerungspolitik ihre Aufgabe ganz, wenn sie nicht nur für den Augenblick eine Steigerung der Volkszahl bewirkt, sondern auch die ökonomischen Voraussetzungen schafft, um eine wachsende Bevölkerung ernähren zu können.

---

[1] Zur Frage des Geburtenrückganges 86 (1914), 394 ff. — Die Aufgabe der Zukunft. Die Bevölkerungsfrage 89 (1915), 287 ff. — Die deutsche Gesellschaft für Bevölkerungspolitik 90 (1916), 318 ff.

[2] In dieser Zeitschrift 91 (1916), 178 ff.

Hermann A. Krose S. J.

Gottfried Wilhelm von Leibniz.

Zum 200. Gedenktag seines Todes (14. November 1716).

Ein tragischer Gegensatz waltet über dem großen Leibniz: in jungen Jahren bereits wird er wegen seines Genies gefeiert und von den verschiedensten Fürstenhöfen begehrt, mit den wissenschaftlichen Größen seiner Zeit steht er in engster Fühlung, Kaiser und Könige ziehen ihn bei ihren großen politischen Unternehmungen zu Rate, die eben gegründeten Pariser und Londoner Akademien zählen ihn zu ihren Mitgliedern, die Berliner Sozietät anerkennt ihn als ihren Schöpfer und ersten Präsidenten, in den großen Unionsbestrebungen zwischen Katholiken und Protestanten, Reformierten und Lutheranern ist er jahrzehntelang die eigentliche Seele der Vermittlungsversuche, in dem gigantischen Kampfe Deutschlands gegen die Eroberungssucht Ludwigs XIV. im Westen und gegen die beängstigende Türkengefahr im Osten ist er einer der geistigen Führer, — und in den letzten Jahren lebt er vereinsamt und beargwöhnt, einsam stirbt er, kein Diener der Religion folgt seinem Sarge, kein Gelehrter, Fontenelle ausgenommen, widmet ihm einen Nachruf; der Kurfürst von Hannover, der in der Nähe weilt und dessen Haus Leibniz 40 Jahre lang mit größter Hingebung gedient hat, scheint nach der Besteigung des englischen Thrones den Deutschen nicht mehr zu kennen, vielleicht aus zarter Rücksicht auf seinen gefeierten Rivalen Newton. Nationale Parteisucht der Londoner Akademie entschied in dem erbittert geführten Prioritätsstreit über die Erfindung der Differentialrechnung einseitig gegen Leibniz, Voltaire verbreitete diese englischen Vorurteile in Frankreich und Deutschland. Die Philosophie des 18. Jahrhunderts, ihrem eigentlichen tieferen Gehalt nach die Schöpfung Leibnizens, ging meist unter dem Namen ihres populären Wortführers und schulmäßigen Darstellers Christian Wolff, Kants sieghaft vordringender Kritizismus aber war die schärfste Absage an Leibnizens Dogmatismus. Dank seiner Vielgeschäftigkeit und Sorglosigkeit blieben seine schier unübersehbaren Schriften und Briefe jahrzehnte-, ja jahrhundertelang im Staub der Bibliotheken geborgen: nicht Deutsche,

sondern Ausländer sind die ersten Herausgeber seiner Werke, von seinem weitblickenden ägyptischen Plan hatte man zu Beginn des 19. Jahrhunderts kaum eine Ahnung.

Doch auch Leibnizens gerechtem Ruhm sollten seine Rächer erstehen. Guhrauer hat in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts neben andern verdienten Arbeiten mit Meisterhand ein kritisch haltbares, farbenreiches Lebensbild entworfen. Foucher de Careil überholte mit seinen sieben Bänden Œuvres die früheren Ausgaben. Klopps Ausgabe der historisch-politischen und staatswissenschaftlichen Schriften und übrigen Veröffentlichungen bedeuten geradezu eine neue Ära in der Leibniz-Forschung. Bodemann mit seiner Veröffentlichung des brieflichen Nachlasses bekräftigte die Berechtigung des Leibnizischen Wortes: wer mich nur aus meinen größeren Schriften kennt, der kennt mich noch nicht. So erschlossen Forscher um Forscher die verschiedensten Seiten seiner vielgeschäftigen Tätigkeit, seiner geradezu übermenschlichen Allseitigkeit: Pertz seine Geschichtswerke, Harnack die Gründung der Akademien, Kiefl seine Friedensbestrebungen usw. Und trotz all dieser monographischen Untersuchungen bleibt noch mancher Punkt in dem Leben dieses erstaunlich beweglichen, schmiegsamen Mannes dunkel, mancher Widerspruch unausgeglichen.

I. Der Lebenslauf.

Gottfried Wilhelm Leibniz wurde am 21. Juni 1646 in Leipzig als Sohn eines dortigen Lehrers der Rechte, Friedrich Leibniz, geboren. Beide Eltern waren tiefgläubige Protestanten und erzogen ihre Kinder in Gottesfurcht. Mit sechs Jahren verlor der Knabe den Vater, infolgedessen blieb er sich in seinen Studien so ziemlich selbst überlassen. Früh schon zeigten sich die glänzenden Geistesgaben des Wunderkindes. Mit acht Jahren erlernt er ohne Führer an der Hand einer Liviusausgabe das Latein, mit dreizehn vertieft er sich in die aristotelische Logik, macht kritische, erweiternde Beobachtungen zur Kategorienlehre, mit fünfzehn hat er die Bibliothek seines Vaters durchgearbeitet, liest, wie er selbst sagt, den Suarez ebenso leicht wie die milesischen Märchen, vertieft sich in die hochangeschwollene Kontroversenliteratur, in die Schriften eines Luther, Hunnius, in die der Jansenisten und Jesuiten, in die Auseinandersetzungen über Gnadenlehre, Freiheit u. dgl. mehr. Sein alles lernendes Aufnehmen wird ihm sofort selbstbelehrendes Weiterdenken und kritisches Weiterforschen, alles fremde Gut mit schöpferischer Neubildung persönliches Eigentum.

Mit 15 Jahren bezieht er die Universität und wählt als Brotstudium die Rechte. Daneben läßt er sich von Jakob Thomasius weiter in die Philosophie und ihre Geschichte einführen, vernimmt bei Weigel von der Anwendung der Mathematik auf die Metaphysik. Im November 1666 erregt er bei der Promotion in Altdorf durch den Umfang seines Wissens, die Schärfe des Urteils, die Gewandtheit im Ausdruck Aufsehen, schlägt aber das schmeichelhafte Anerbieten eines Lehrstuhles aus. Die Keime seiner späteren Naturrechtslehre und Differentialrechnung finden sich bereits in den Schriften des Zwanzigjährigen.

Indem Leibniz sich den Rechten zuwandte, überließ er die Zukunft der modernen Weltweisheit andern Führern, seßhafteren Gelehrten: einem Kant, einem Hegel. Wäre sie nicht sicherer unter seiner Führung geborgen gewesen? Er zuerst unter den Modernen vereinigt mechanische und teleologische Betrachtungsweise, ihm eignet der kritische, scharfprüfende Blick mit dem besonnenen, konservativen Sinn der Alten und dem zähen Festhalten an einer objektiv verankerten Metaphysik, das staunenswerte Einzelwissen eines Aristoteles mit dem hochfliegenden Idealismus eines Platon.

Doch Leibnizens Tatendrang, seine Ämtersucht, sein Anregungsbedürfnis ließen sich nicht in eine scharf umgrenzte Aufgabe, in das Einerlei des Kathederlebens bannen. Eine zufällige Begegnung führt Leibniz mit dem weltkundigen, hochgebildeten v. Boineburg, dem ehemaligen mainzischen Minister, zusammen. Der edle Konvertit erkennt bald die hohe Begabung des jungen Mannes, ein väterlich-kindliches Verhältnis erwächst aus diesem ersten Kennenlernen. Der kundige Diplomat macht Leibniz mit seiner großdeutschen Politik, mit seinen Unionsbestrebungen vertraut, führt ihn mit glänzenden Empfehlungen bei verschiedenen bedeutenden Männern und schließlich bei dem großen Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn ein. Die vielfachen politischen, religiös-apologetischen und selbst philosophischen Schriften der Mainzer Periode (1668—1672) erstehen großenteils unter der Anregung Boineburgs. Neben andern amtlichen Arbeiten beschäftigte sich der junge Jurist mit einer Verbesserung des römischen Rechts. Aus der Mainzer Periode stammen auch zwei groß angelegte Entwürfe für Gründung von gelehrten Gesellschaften. Das gesamte deutsche Bücherwesen will Leibniz verbessern und neuorganisieren mit Mainz als Zentrale. Für Boineburg, der auf dem Reichstag 1689 die Kandidatur des Pfalzgrafen von Neuburg für den polnischen Königsthron betreibt, verfaßt er die Schrift: Specimen demonstrationum politicarum. Mit ihrer Warnung

vor Panslawismus und französischer Universalherrschaft macht sie lebhaft an unsere Zeit denken. Die bedeutendste Tat aus dieser Periode sind die „Bedenken, welcher Gestalt securitas publica interna et externa und Status praesens im Reich jetzigen Umständen nach auf festen Fuß zu stellen“. Mit glühender Liebe für das geschwächte, zerrissene Vaterland, mit klarem Blick für die bereits drohende Eroberungspolitik Frankreichs mahnt er zur Einheit, zur klugen Abwehr: „Kürzlich, Teutschland wird nicht aufhören, seines und fremden Blutvergießens Materie zu sein, bis es aufgewacht, sich gesammelt, sich vereinigt ... Was ist edler, höher und Gott angenehmer als diesen letzten Dienst, diese so gewünschte Herzstärkung seinem in Agonie liegenden Vaterland widerfahren zu lassen!“

Mittlerweile hat der raubgierige französische Aar die Generalstaaten überfallen, Frankreichs Macht und Deutschlands Schwäche sind in ständigem Wachsen begriffen. Aus klug abwägender Beurteilung der dem Rhein drohenden Gefahr, aus feiner psychologischer Abschätzung der französischen Seele, der französischen Handels- und Kriegspolitik, aus genauer Kenntnis der strategischen, geographischen, wirtschaftlichen Lage Ägyptens und des Islam überhaupt sind in dem genialen Kopfe des jungen Diplomaten alle jene Pläne entstanden, die den ehrgeizigen Ludwig XIV. vom Westen Deutschlands ablenken und auf den Osten werfen sollten: die Pläne der Eroberung Ägyptens, Unterwerfung des alten Erbfeindes in Afrika und Westasien durch Frankreich, im breiten Osten Europas durch Deutschland, Erhöhung und Befreiung des römischen Kaiserreiches im friedlichen Bund mit den Bourbonen. Ludwig zeigt sich geneigt, Leibniz reist im März 1672 mit hochgeschwelltem Vertrauen nach Paris, findet anfänglich bei Hofe großes Entgegenkommen. Unterdessen sind die Generalstaaten unterworfen, die Spannung mit der Pforte hat sich gelegt, der kluge König läßt Leibniz im Juni das Ergebnis der Beratungen mitteilen: „Ich sage Ihnen nichts über die Projekte für einen heiligen Krieg, aber Sie wissen, daß sie seit Ludwig dem Heiligen aufgehört haben, Mode zu sein.“ Hat mithin der augenblickliche Erfolg den weitblickenden Gedanken nicht gerechtfertigt, so sollte ein Leibniz kongenialer Kopf, Napoleon nämlich, es um so glänzender tun.

Der Jugendtraum des Wissensdurstigen hatte sich trotzdem erfüllt: Leibniz in Paris, dem Mittelpunkt der damaligen Blüte der Wissenschaft, dem Treffpunkt der großen Erfinder und berühmten Mathematiker. Die vier Pariser Jahre (1672—1676) mit einem zweimonatigen Aufenthalt

in London, wo er mit dem Newtonschen Gelehrtenkreis zusammentrifft, bedeuten für die wissenschaftliche, insbesondere die mathematisch-mechanische Ausbildung des fast unbegrenzt aufnahmefähigen und originell weiterdenkenden Kopfes den reichsten Gewinn. Leibniz' Erfindung der Rechenmaschine reißt selbst Pascals Jünger und sogar seinen Lehrer Huygens zur Bewunderung hin. Seiner Zeit vorauseilend, beschäftigt er sich mit Schiffen, die unter dem Wasser gehen, mit Luftflugzeugen, verbesserten hydraulischen Pressen.

Die glänzendste Frucht seiner mathematischen Studien ist die Erfindung der Differentialrechnung. Hat auch Newton seine Fluxionsrechnung früher ausgeführt, so gebührt doch Leibniz nicht weniger der ihm so strittig gemachte Ruhm der Selbständigkeit, zumal die Methoden der arithmetisch-orientierten Differential- und der geometrisch-orientierten Fluxionsrechnung durchaus verschieden sind. Überdies eignet der Leibnizischen Methode der große Vorzug weit größerer Faßlichkeit, Abrundung, praktischer Anwendbarkeit. So urteilt heutzutage allgemein die kritische Geschichte der Mathematik nach dem Vorgang eines Euler, Laplace, Lagrange, Poisson, Biot. Bedenkt man, daß die modernen Naturwissenschaften ihre staunenerregenden Erfolge großenteils der Rechnung mit dem unendlich Kleinen zu verdanken haben, so wäre die Begründung dieser Rechnungsart allein hinreichend, Leibnizens Namen unvergänglich zu machen. Die Differentialrechnung ist eben durch möglichst große Annäherung der diskreten Größen an kontinuierliche imstande, mit annähernd absoluter Genauigkeit die wirklichen, aber stetig verlaufenden Naturvorgänge denkend zu erfassen und in exakten Rechnungen ideell niederzulegen.

Seit dem Tode des hervorragenden Mainzer Kurfürsten und des ihm väterlich zugetanen Boineburg stand Leibniz nur mehr nominell in Mainzischen Diensten. Er mußte sich nach einer festen, realen Lebensstellung umsehen. Nach verschiedenen Überlegungen, ob er sich dauernd in Paris niederlassen solle, nach Ablehnung dänischer Angebote zog er Ende 1676 an den Hof des katholisch gewordenen Herzogs Johann Friedrich von Hannover, mit dem er schon seit Jahren in regem geistigen Meinungsaustausch stand. Bis zu seinem Tode diente er nun mit hingebender Treue dem Welfenhause unter drei Fürsten. Amtlich hat er die Arbeiten eines Rates und später Justizrates, überdies die Verwaltung der Bibliothek zu erledigen. Daneben beschäftigten ihn Bergbau im Harz, Geologie, Nationalökonomie, Münzwesen und Staatsschriften im Interesse seiner Fürsten.

Rastlos ist Leibniz für die Welfen bemüht: so für die Förderung der in kaiserlichen Diensten stehenden Prinzen, so für die Erhebung Hannovers zur Kurwürde, so in der heiklen Frage der englischen Thronfolge. Seit 1688 arbeitet er an der Geschichte der Welfen; seine archivalischen Forschungen führen ihn über München, nach einem mehrmonatigen Aufenthalt in Wien nach Italien, wo er überall, in Venedig, Florenz, Rom und Neapel, höchst ehrenvoll aufgenommen wird. Zu den italienischen Gelehrten tritt er in enge Beziehungen, wie er zu Beginn seiner Reise lange mit Ludolf, dem berühmten Äthiopiologen, über die bei seinem Wiener Aufenthalt anzuregende deutsch-historische Gesellschaft, und andern Forschern über Förderung der deutschen Wissenschaft verhandelt hatte. In Modena entdeckt er urkundlich die Zusammenhänge der Häuser Este und Braunschweig. Anfang der neunziger Jahre legt er in verschiedenen Urkundensammlungen die reiche Ausbeute seiner geschichtlichen Forschungsreise nieder, während das eigentliche Hauptwerk, die Annales Brunsvicenses, bis zum Tode sein Schmerzenskind und überhaupt ein glänzender Torso bleiben sollte. Erst Pertz hat sie 1842—1846 herausgegeben.

Über zwanzig Jahre ist Leibniz, getragen von hingebender Liebe für das religiös gespaltene Deutschland, die Seele der Wiedervereinigungsbestrebungen. Seine umfassende mündliche und schriftliche Tätigkeit, seine ausdauernde Geduld, seine versöhnliche, ausgleichende Gesinnung reißen ebenso sehr zur Bewunderung hin, wie anderseits die Widersprüche, Halbheiten, Opportunitätskonzessionen und diplomatischen Schachzüge seines theoretischen, theologischen Standpunktes geradezu peinlich berühren und mehr als irgend eine andere Sparte des von ihm angebauten Wissensgebietes die Grenzen seines Geistes offenbaren. So viel wohltuendes Licht anderwärts, so viele düstere Schatten hier!

All die entgegengesetzten Tätigkeiten erschöpfen noch keineswegs seine beispiellose Spannkraft, seine unverwüstliche Arbeitskraft. Mitten in den Zerstreuungen reift sich das philosophische System aus. Die Korrespondenz wächst schier ins Fabelhafte, man hat an 32 fürstliche und über 1000 andere Adressaten gesammelt; mehrere umfangreiche Bände bei Klopp füllt beispielsweise der briefliche Verkehr mit der Herzogin Sophie. Große juristische Arbeiten nehmen ihn in Anspruch neben all den mathematischen Entwürfen, deren Sammlung allein sieben Bände bei Gerhardt füllen.

Das Beste seiner großen Seele aber zittert in den achtziger und neunziger Jahren für das traurige Geschick des zertretenen Vaterlandes,

erglüht in tiefster Empörung gegen die schmachvolle französische Raubgier. Wie ergießt er im Mars christianissimus unter der Maske eines Französlings seine ätzende Satire über das besudelte Lilienbanner! So leidenschaftlich durchwühlt ihn der Schmerz, daß er unbewußt die Maske abwirft und in titanenhaften Groll ausbricht. Die Worte ersterben auf den Lippen seiner Muse beim Überfall Straßburgs mitten im Frieden. Um so nachdrücklicher weist er auf die Treue Habsburgs hin, um so öfter mahnt er zum festen Anschluß an Österreich, das stets seine Hauspolitik dem Gesamtwohl hintangesetzt habe, um so wärmer empfiehlt er den friedliebenden, besonnenen Sinn Leopolds. Mit allem Eifer setzt er sich den ungünstigen Ausmachungen des Ryswyker Friedens entgegen, arbeitet für Fortsetzung des Krieges, wie er es später gegen den dem Reiche unvorteilhaften Utrechter Frieden tun wird.

Seit dem Jahre 1697 etwa tritt Leibniz durch die ihm eng befreundete Kurfürstin Sophie Charlotte in rege Beziehungen zu Brandenburg, dem er bislang fremd, ja mißtrauisch gegenübergestanden hatte. Er wird eine Art inoffizieller Diplomat zwischen Berlin und Hannover, sucht bei den ständigen Spannungen und Eifersüchteleien auszugleichen; eine undankbare Doppelrolle, durch die er es schließlich mit beiden Höfen bis zur Verdächtigung als Spion verderben sollte. Zwei Angelegenheiten betreibt er vor allem: die Wiedervereinigung der reformierten Hohenzollern und lutherischen Welfen, die mit ihrer Spitze gegen die bedrohliche Übermacht des katholischen Frankreich gerichtet ist, und die Stiftung der Berliner Akademie.

In Berlin und Hannover verdächtigt, vom Kurfürsten Georg Ludwig geradezu unwürdig behandelt, setzt Leibniz zuletzt für seine großen kulturellen Bestrebungen, wissenschaftlichen Pläne und religiösen Unionsversuche geradezu überschwengliche Hoffnungen auf den eben aufgehenden Stern, auf Peter den Großen. Der Zar weiß das ihm ebenbürtige Genie zu erfassen, geht auf seine Gedanken ein, läßt sich umfangreiche Denkschriften für die Erschließung der slawischen Kultur, für die Schaffung einflußreicher Bildungszentren, für einen gemeinsamen Krieg mit Österreich und England gegen Frankreich und Schweden aufsetzen. Sogar die schimärische Idee eines Weltkonzils zur Vereinigung der abend- und morgenländischen Kirchen durch Vermittlung Peters findet sich vor. Schließlich bemüht sich Leibniz ernstlich, in russische Dienste zu treten, und tatsächlich wird er zum Geheimen Justizrat mit 1000 Talern Gehalt ernannt.

In die Jahre 1712—1714 fällt der letzte Wiener Aufenthalt. Wie früher, so wurde der große Mann auch jetzt mit herzlichem Entgegenkommen und Vertrauen aufgenommen. Neben den verschiedensten staatswissenschaftlichen Gutachten und eifriger politischer Tätigkeit gingen seine Arbeiten vor allem auf die Gründung einer Wiener Akademie. Alles sah einem glücklichen Ausgang entgegen, schließlich scheiterte die Ausführung an der gewohnten Finanznot. Bei diesem Aufenthalt entspannen sich auch die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Prinz Eugen und Leibniz; dieser widmete dem berühmten Sieger seine Principes de la nature et de la grâce.

September 1714 kehrte Leibniz nach Hannover zurück. Seine hohe Gönnerin, Kurfürstin Sophie, war ihrer Tochter, der Königin Sophie Charlotte, nach einigen Jahren im Tode gefolgt. Der Kurfürst hatte bereits den englischen Thron bestiegen. Um Leibniz herrschte trostlose Vereinsamung. Der Kurfürst hatte ja nie Verständnis für seine Größe gezeigt, ihm war er nur der Geheime Justizrat und der Schreiber der Welfengeschichte, des „unsichtbaren Buches", wie er gern spottete. Die ergebnislosen Religionsverhandlungen mit Bossuet hatten tiefe Bitterkeit über die kalt-korrekte Behandlung durch den ihm dogmatisch überlegenen vornehmen Kirchenfürsten zurückgelassen. Die Berliner Akademie hatte ihren Gründer förmlich auf die Seite geschoben; der englische Naturalismus, Sensualismus und Empirismus unter der Führung Clarke-Newton lief förmlich Sturm gegen seinen hochfliegenden metaphysischen Idealismus und Spiritualismus. Seine früher so feste Gesundheit hatte im letzten Jahrzehnt stark gelitten, ständige Gicht plagte ihn. Überdies hielten ihn die hannoverschen Beamten förmlich in Haft, auf daß er endlich das „unsichtbare Buch" über die Welfengeschichte vollende. Von all diesen Bitterkeiten erlöste ihn ein sanfter Tod am 14. November 1716.

II. Das Wirken.

Das Beste des deutschen Vaterlandes und die Förderung der Wissenschaft sind die Angelpunkte, in denen sich das für den ersten Blick so zersplitterte Wirken Leibnizens bewegt. Und im Grunde führt selbst dieser Dualismus über sich hinaus auf eine strenge Einheit: die so weitverzweigten, politisch-volkswirtschaftlichen und wissenschaftlichen Bestrebungen sind eingegeben und getragen von der Sorge und Liebe zu Deutschlands Gesamt-

wohlergehen. Diese Einheit aber ordnet wiederum sich einer höheren unter: das Gesamtwohl Europas und die dadurch Gott erwachsende Ehre, wo Leibniz freilich das eigene Volk zunächst und zumeist angeht.

Von der politisch-volkswirtschaftlichen Tätigkeit geben die elf Bände Klopps: „Die staatswissenschaftlichen Schriften Leibnizens", einen erschöpfenden Beweis. Bei allem Eintreten für die hannoverschen und preußischen Sonderinteressen vergißt er nie das Gesamtwohl. Daher die oftmalige, nachdrückliche Hervorhebung der Stellung des Kaisers und des Hauses Österreich, seine Begeisterung und sein Stolz über das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, für das er mit geradezu mittelalterlicher Ritterlichkeit eintritt, das er nicht müde wird als Deutschlands einzigartiges Vorrecht zu feiern. In seinen vielen Aufrufen und Denkschriften, auf seinen ständigen Reisen, bei den ihm zugetanen Fürsten drängt er auf Einheit, Unterordnung, mahnt zum Sichaufraffen, zum Aushalten. Der Aufsehen erregende Caesarinus Furstenerius ist ein großartig entworfenes Gemälde der organischen Verfassung des Reiches. Seit dem Überfall der Generalstaaten ist Ludwig XIV. sein geschworener Feind. Zuerst bekämpft er ihn mit diplomatischen Künsten, dann mit bitterer Satire, endlich mit rückhaltloser Offenheit. Was sich nur an Beredsamkeit, an geographischem, geschichtlichem, strategischem Wissen, an psychologisch und national wirksamen Motiven ausdenken läßt, ist in den Denkschriften zur Eroberung Ägyptens, namentlich in der weitläufigen, klassischen Iusta dissertatio, mobil gemacht. Mit gleicher Wucht kämpft er gegen den alten Erbfeind des christlichen Europas. Eine Schrift reiht sich an die andere. Damit ja nicht die Sache unter seiner Person leide, macht er sich's zum Prinzip, nur anonym und pseudonym aufzutreten, und getreulich hält er diesen selbstlosen Vorsatz.

Über die äußere Sicherheit und innere Einheit hinaus gilt es, die allseitige deutsche Kultur zu fördern. Nach seiner Absicht soll die Theorie zuhöchst dem praktischen Leben dienstbar gemacht werden. Darum werden vor allem die Naturwissenschaften, Mechanik und Mathematik, Arzneikunde, Missionskunde, Pflege der deutschen Sprache und Geschichte in das Wissenschaftsprogramm aufgenommen. In Paris sucht er durch eigenen Augenschein in die Geheimnisse der hochentwickelten Pariser Gewerbekünste einzudringen, um sie nach Deutschland zu verpflanzen; die mechanischen Künste pflegt er und will er gepflegt wissen zur Hebung der Kriegswissenschaften und Verbesserung der Verteidigungsmittel.

Bergarbeiter und Handwerker sollen verpflichtet werden, ihre Erfahrungen anzugeben; desgleichen erwirkt er Verordnungen, nach welchen die Ärzte in bestimmten Zeitabschnitten ihre Beobachtungen niederzulegen haben: alles das, damit durch praktische, lebenswahre Erfahrungen die praktischen Wissenschaften von dem toten Punkt wegkommen.

Mit feinem Spott bemerkt er des öftern, wie der deutsche Michel Erfindungsgabe und Fleiß im Überfluß besitze, sich aber in seiner gutmütigen Dummheit Erfindungen und Entdeckungen ablauschen und abhandeln lasse, um selbige dann äußerlich aufgeputzt und zugestutzt in naiver Bewunderung und um teuren Preis zurückzukaufen.

Der Hebung der Muttersprache widmet er sein besonderes Augenmerk. Freilich kann auch er sich der Alleinherrschaft des Französischen für den diplomatischen und des Lateinischen für den wissenschaftlichen Gedankenaustausch nicht erwehren. Mit Unrecht ist ihm deshalb der Vorwurf undeutschen Denkens gemacht worden. Das Deutsche erlebte damals seinen größten Tiefstand, war in seiner Armut, Verrohung und Verachtung der Ausprägung und erst recht der sieghaften Verbreitung Leibnizischen Gedankenreichtums ganz und gar nicht gewachsen. Indes hat niemand mehr als Leibniz über den Tiefstand der deutschen Sprache geklagt, auch durch Anerkennung ihrer Reformmöglichkeit und programmmäßige Vorschläge zu ihrer Verbesserung gearbeitet, schärfer Nachäffung fremdländischer Sprachen und Moden gegeißelt. Durch viele deutsche Schriften hat er selbst vorbildlich gewirkt. All seine früheren Kundgebungen aber finden ihren vollendetsten und bündigsten Ausdruck in den klassischen „Unvorgreiflichen Gedanken zur Verbesserung und Ausübung der deutschen Sprache". Spätere Sprachverbesserer wußten nichts Gedeihlicheres zu tun, als das hier vorgelegte eingehende Programm zu dem ihrigen zu machen.

Alle andern Sparten seiner Bemühungen um Förderung des Deutschtums, so seine feurige Tätigkeit für die Missionspflege, für sittliche Kräftigung der Nation, für Hebung der Volksbildung, des niederen Schulwesens und der Pädagogik überhaupt, können hier nur angedeutet werden.

Seine ebenso starke wie einsichtige Vaterlandsliebe beseelte vor allem seine Versuche zur Wiedervereinigung der getrennten christlichen Brüder. Über 20 Jahre hat er unter den größten persönlichen Opfern, mit Aufbietung seines beispiellosen Wissens und großen Scharfsinns für Deutschlands religiöse Einheit gearbeitet. Bereits in der Jugend beschäftigt sie ihn, in seiner verzweigten Korrespondenz ist sie einer der Lieblingsgedanken.

Er verhandelt mit den protestantischen Höfen und Theologen nicht weniger als mit den katholischen; Abt Molanus, die Helmstädter Professoren, Ernst August und Herzogin Sophie von Hannover, Friedrich I. von Preußen, Bischof Spinola und der Staatsrat Pellisson, der berühmte Bossuet und die Damen des Klosters Maubuisson bei Paris, Ludwig XIV. und der Kaiser Leopold I. und schließlich noch Peter der Große und die Herzogin Charlotte sind die Mitwirker in diesen einzigartigen, spannenden Verhandlungen, deren Mittelpunkt aber zweifelsohne Leibniz ist. Sind auch die mit einem großen Aufgebot von Wissen, Entgegenkommen und — Diplomatie geführten Versuche als Ganzes ergebnislos verlaufen, so haben sie doch viele Bitterkeit besänftigt, viele Vorurteile beseitigt: mit Recht betrachtet Kiefl die Anerkennung der göttlichen Einsetzung des Papsttums seitens einiger Protestanten als die größte Annäherung seit der sog. Reformation. Leibniz aber ist sie zu verdanken.

Kam die staats- und kirchenpolitische Wirksamkeit in erster Linie seiner Zeit zugute, so sollte die spezifisch wissenschaftliche Tätigkeit ihre reichen Segnungen vor allem über die kommenden Geschlechter ergießen. Es ist den Säkulargeistern eigen, ihrer Zeit um Jahrhunderte vorauszueilen.

Leibniz war ein kundiger Rechtsgelehrter; systematische Werke hat er nicht verfaßt, das war überhaupt nicht sein Amt. Ein guter Kenner des römischen Rechtes, bietet er verschiedentlich, so namentlich in der Vorrede zum Codex iuris gentium diplomaticus, Ausführungen über Ursprung und Verpflichtung des Naturrechtes, die zum Besten dieser Art gehören. Vertraut mit dem positiven Recht sowohl als der Rechtsphilosophie, verbindet er harmonisch beide miteinander, weiß er scharf die Grenzlinien einzuhalten.

Auf seine verschiedenen Geschichtswerke wurde schon hingewiesen; mit Recht meint Harnack, sie machten für sich schon ein Lebenswerk aus. Auch hier ragt Leibniz mit seinen Theorien über die geschichtlichen Methoden, mit seiner Wertung des Geschichtsstudiums weit über seine ungeschichtlich denkende Zeit hinaus. Geradezu klassisch ist seine Formulierung der Notwendigkeit archivalischer Forschung: was in der Mathematik die Geistesschärfe, im Recht das geschriebene Gesetz, in der Physik das Experiment, das bedeutet in der Geschichtswissenschaft die Urkunde. Ähnlich neuzeitlich berührt den modern geschulten Forscher seine besonnen abwägende Methode der historischen Kritik. Seine Hochschätzung des allgemeinen Studiums der Geschichte beweist er unter anderem dadurch, daß er sein Leben lang sich um Gründung von Forschungsinstituten bemüht. Mit seiner Pflege

der Geschichte hängt die der Sprachwissenschaft zusammen. In umfassendster Weise will er die sprachlichen Überreste aus aller Herren Länder gesammelt und streng methodisch verarbeitet wissen. Daher sein Arbeiten mit dem berühmten Hiob Ludolf und andern Sprachforschern, seine Beziehungen zu den Jesuitenmissionären in China und Indien und auch zu Peter dem Großen.

In erster Linie jedoch ist Leibniz Philosoph und Mathematiker. Der organische Aufbau seines auf streng realistischer Erkenntnislehre ruhenden, harmonisch gefügten und stufenweise gegliederten Weltbildes, das mit seiner Zweckstrebigkeit und seinen religiösen Motiven auf einen frei schaffenden, unendlich weisen Geist, auf eine höchste Güte im platonischen Sinn hinweist, bedürfte einer eigenen Studie. Hier soll nur auf die mathematische Orientierung seiner Philosophie im Sinne eines Descartes, Spinoza und der damaligen Denkweise überhaupt hingezeigt werden: eine Orientierung, die seinem Denken ebenso fruchtbare Impulse gibt, wie sie in ihrer einseitigen Überspannung zu bedenklichen Irrungen führt.

Bezeichnend hat nach alledem Friedrich der Große das Wort von Leibniz geprägt: er allein war eine Akademie. Eine Akademie war er in der Tat durch die Allseitigkeit seines theoretischen Wissens, des positiven wie spekulativen, durch die Vielseitigkeit auch seiner praktischen Bestrebungen. In weit umfassenderem und strengerem Sinn aber ist Leibnizens Name mit dem der Akademien verbunden, weil er der Schöpfer der modernen wissenschaftlichen Forschungszentren ist. Gewiß, die Pariser und Londoner Akademien bestanden vor ihm, und er hat ihrer Einrichtung manches zu verdanken; beide aber arbeiteten isoliert für sich. Leibnizens geniale Tat ist es, daß er nicht bloß die Berliner Sozietät ins Leben gerufen und der ideelle Gründer der Dresdener, Wiener und St. Petersburger ist, sondern vor allem, daß er über diese Einzelstiftungen hinausgehend sie als Vorbedingungen schuf für einen zu bildenden internationalen Verband von Landesakademien. Wie das Ziel der Forschung, die Wahrheit, in erhabener Größe über allen nationalen Schranken, Parteiungen und Vorurteilen thront, so sollten diese Akademien, als der Weg zu dem königlichen Ziel, in gegenseitigem Verständnis, Gedankenaustausch, durch praktisch sich auswirkende Hilfsbereitschaft einander fördern und unterstützen. Das sind weit sich öffnende Ausblicke, zu denen das allgemeine Wissenschaftsbewußtsein erst nach zwei Jahrhunderten durchdringen sollte. Erst vor kurzer Zeit hat sich dieses Ideal zu verwirklichen angefangen; daß doch

die Zeichen trögen, nach denen unser europäischer Völkerhaß die eben erstandene Schöpfung zu begraben droht! Harnack hat in seiner groß angelegten „Geschichte der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin" den Werdegang der Berliner Sozietät beschrieben. Nirgends wohl zeigt Leibniz einen solchen Scharf- und Weitblick, ein so praktisches Organisationstalent, eine solch stählerne Willens- und Arbeitskraft, eine solch selbstlose Hingabe wie in ihrer Gründung! Ebenso klug weiß er das Vertrauen der Großen dieser Welt, der Kurfürstin Sophie Charlotte, der einflußreichen Staatsmänner und Gelehrten zu gewinnen, wie er die unsagbaren Enttäuschungen, peinlichen Verdächtigungen, kleinlichen Eifersüchteleien und Hofintriguen und schließlich die verletzenden Zurücksetzungen, die rücksichtslose Ausschaltung und endliche empörende Beiseiteschiebung mit männlicher Festigkeit und erhabener Seelengröße erträgt. Der Mann, dessen Heimat nach Guhrauers schönem Ausdruck die Welt der ewigen Ideen ist, erschöpft sich erfinderischen Geistes förmlich in Mitteln und Vorschlägen, die finanzielle Seite sicherzustellen; er schlägt Kalender- und Büchermonopole vor, stellt selbst Versuche mit Maulbeerbäumen und Seidenzucht an und verfällt schließlich auf Brandspritzenabgabe u. dgl. m. Unter den in der Stiftungsurkunde angeführten Aufgaben fesselt am meisten die Betonung der Missionswissenschaft; wiederum ein höchst modern-aktueller Gedanke, er ist Leibnizens ureigenste Tat. Schon seit Jahren hatte er — ganz abgesehen von dem immanenten, übernatürlichen Wert — die hohe nationale und wissenschaftliche Bedeutung der Missionstätigkeit verfolgt. Mit den China-Missionären, namentlich den PP. Grimaldi, Verjus, Tolemei, stand er in lebhaftem brieflichen Gedankenaustausch. Unbefangenen Sinnes hatte er warm die Jesuitenmissionäre gegen die Angriffe auf ihre Missionierungsmethoden verteidigt, auf ihre Anregung seine Novissima Sinica, viele Briefe und sonstige Missionsschriften veröffentlicht. Noch 1701 überreichte er eine Denkschrift, in welcher der Missionsgedanke ausführlicher als in der Stiftungsurkunde entwickelt wird; unter anderem soll ein Missionsseminar mit Unterricht und praktischen Übungen in Sprachen, Mathematik, Astronomie und Medizin errichtet werden.

Ähnlich wie für die Berliner Stiftung sind seine Bemühungen für Dresden, Wien und St. Petersburg; es war bloß die Ungunst der Verhältnisse, wie die Kriegsnöte in Sachsen und die finanzielle Ebbe in den österreichischen Erblanden, wenn erst nach Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten diese Länder Leibnizens Pläne verwirklichen konnten.

III. Die Persönlichkeit.

Leibniz lebte ständig in der großen Welt, in Weltstädten wie Paris, London, Wien. Bekannt ist die damalige sittliche Verderbtheit; so gab z. B. der hannoverische Hof unter Ernst August ein ärgerniserregendes Beispiel. Leibniz lebte in engsten Beziehungen zu vielen Fürstinnen. Und doch, dürfen wir nach der Unsumme von Briefen schließen, in denen er ohne Berechnung, ohne Gedanken an Veröffentlichung das ganze Innere seines offenen Wesens erschließt, und in deren Legion sich nicht eine anstößige Wendung findet, dürfen wir aus seinem Leumund schließen, dem alle Verleumdungs- und Verkleinerungssucht seiner Feinde und Neider kaum etwas anzuhängen weiß: dann steht Leibniz rein und makellos vor uns.

Diesem Zug reiht sich würdig an seine Hingabe an das Allgemeinwohl, sein selbstloses Bemühen, fremdes Wohlergehen zu fördern, seine rastlosen Arbeiten für das Beste des Vaterlandes.

Seine vornehmste Charaktereigenschaft ist wohl seine Friedensliebe, sein Eifer, überall zu versöhnen und zu vermitteln. Diese selbst wiederum treibt ihre duftendsten Blüten in der Fähigkeit und Leichtigkeit, die Vorzüge und das Gute bei andern anzuerkennen. Speziell als Gelehrter hat Leibniz hierin eine förmliche Virtuosität. Er stellt es geradezu als Prinzip auf: ich finde, daß die meisten Philosophen in dem recht haben, was sie positiv aufstellen, aber weniger recht in dem, was sie bekämpfen. Wie wohltuend berühren seine Auseinandersetzungen mit seinen größten wissenschaftlichen Antipoden Cartesius, Locke usw., und nun halte man daneben den Ton und die Ausdrücke seiner Gegner, den Ton und die Stilproben vielfach unserer neuzeitlichen Philosophen überhaupt! Aus dieser Versöhnlichkeit, diesem unbefangenen Sinn fließt seine weitherzige religiöse Duldsamkeit, seine Annäherung an die katholische Kirche, an Papsttum und mittelalterliche Scholastik. Ebenso freundschaftlich verkehrt er mit seinen Glaubensgenossen wie mit Katholiken, Konvertiten und Jesuiten. Nur eines ist ihm zuwider, der wissenschaftliche Partei- und Sektengeist mit seiner engherzigen Herrschsucht; es mögen endlich die Cartesianer, die den Geist ihres Meisters doch nicht zu erfassen verstehen, sondern sich bloß mit seinem Namen brüsten wollen, darauf verzichten, die Herrschaft in der Philosophie an sich reißen zu wollen, ruft er diesen Epigonen zu.

Vornehme, echt sittliche Größe und Religiosität bedingen sich gegenseitig. So auch bei Leibniz. Wie tiefe Gottesfurcht die religiöse

Erziehung durch seine frommen Eltern dem jungen Mann eingepflanzt hat, verrät ein Blatt aus den Vorsätzen des Dreißigjährigen nach seiner Rückkehr aus Paris: „Sonntags ist die Kirche ein- bis zweimal zu besuchen. Ein bestimmter Platz in einer großen Kirche. Die italienische Predigt anhören, so oft sie gehalten wird. Die geistlichen Übungen in Loktum zu machen. Zuweilen Fasten. Stets mit der größten Ehrfurcht von göttlichen Dingen reden. Alles ist auf Gott und die Frömmigkeit zu beziehen. Am Sonntag nur arbeiten für religiöse oder sittliche Zwecke.“ Mit kindlichem Vertrauen weist er auf die gütige, über all unsern Wechselfällen sorgende Vorsehung hin, jede neue Naturerkenntnis ist ein neuer Hymnus auf Gottes Größe. Eines seiner ständig wiederkehrenden Themata ist die damals viel erörterte Frage nach der vollkommenen Liebe Gottes. Seine Erstlingsschriften sind kräftige Widerlegungen des Unglaubens. Im Mittelpunkt seiner knappen systematischen Schriften über Philosophie steht das einfache, unendliche Wesen: wie es im Reiche der Natur Schöpfer und Baumeister ist, so im Reiche der Geister Vater, König, Gesetzgeber, beglückendes Endziel. Sein abschließendes Werk, die Theodizee, ist die Rechtfertigung der Güte, Größe, Barmherzigkeit und Vorsehung Gottes; mit ihren geistvollen, tiefsinnigen Ausführungen, in ihrer leichtfaßlichen, farbenreichen Darstellung ist sie bekanntlich trotz ihrer Irrtümer ein Lesebuch des damaligen gebildeten Europa geworden.

Leibniz ist nicht bloß Theist, sondern auch überzeugter Christ. In der Jugend bereits verteidigt er die Widerspruchslosigkeit des Dreifaltigkeitsgeheimnisses, jahrelang gelten seine scharfsinnigsten Untersuchungen dem Dogma der Wesensverwandlung im hochheiligen Sakrament, zu der er sich trotz protestantischer Erziehung durchringt, wiederholt verteidigt er die Ewigkeit der Höllenstrafen. Geradezu ergreifend und erhebend ist die Ehrfurcht und Hoheit, mit der er so oft von der Person des göttlichen Erlösers spricht. In der Vorrede zur Theodizee nennt er ihn den göttlichen Stifter der christlichen Religion, in der Causa Dei asserta den *θεάνθρωπος*, den Gottmenschen, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist, in dem alle Völker gesegnet werden mußten, durch den jedes Geschöpf von der Knechtschaft des Verderbens befreit und zur Freiheit der Kinder Gottes erhöht wird. Der Discours de métaphysique, der als eine der vollendetsten Darlegungen seines philosophischen Systems gilt, schließt: Alles das hat uns Jesus Christus in göttlicher Weise, unvergleichlich klarer und faßlicher gelehrt. Ebenso zarte wie tiefe

Empfindung haucht das Gedicht: Jesus am Kreuze. Man hat nun freilich auf viele Stellen und Erklärungsversuche seiner oft merkwürdig unstimmigen Schriften und Briefe hingewiesen, um ihn des theologischen Rationalismus zu zeihen; sogar seinen Discours de la conformité avec la foi, der das Verhältnis von Glauben und Wissen in streng christlich-gläubigem Sinn regelt, hat man als exoterisches, seine eigene Überzeugung maskierendes Schaustück erklärt. Diese Behauptung bedarf unseres Erachtens keiner Widerlegung. Gewiß, Leibnizens wissenschaftliche Stellung zur Offenbarung ist voll von Widersprüchen, sein praktisches Verhalten entbehrt durchaus der charakterfesten Folgerichtigkeit, viele seiner theologischen Erklärungsversuche führen zum Rationalismus, zur Aufhebung des Glaubens. Trotzalledem will und sieht er diese Halbheiten nicht, hält er theoretisch und praktisch an der Tatsache der christlichen Offenbarung, an der Notwendigkeit gläubiger Unterwerfung fest, verwirft er mithin prinzipiell den Rationalismus. Auf die gleiche Schwierigkeit ist sein Verhältnis zum Katholizismus gestoßen. In der Tat: er unterhält die herzlichsten Beziehungen zu geistig und sozial hochstehenden Katholiken, weist aber ihre Bekehrungsversuche entschieden ab. Von der katholischen Vorzeit spricht er stellenweise mit größter Hochachtung, um sich andernorts über ihre Unfruchtbarkeit, Formlosigkeit und dergl. mehr zu ergehen. Oft singt er wahre Hymnen auf Papsttum, mittelalterliche Kaiseridee, katholische Hierarchie, um dann wiederum mit all der Voreingenommenheit des damaligen Protestantismus sein Verdikt über den Abfall der Kirche von dem christlichen Altertum, über die Entscheidungen des unrechtmäßigen Trienter Konzils zu verhängen, in den düstersten Farben die Schäden und Laster der römischen Kurie zu schildern. Peinlich wirkt es, wenn er die Helmstädter Fakultät zu einem der katholischen Kirche günstigen Gutachten geradezu drängt und nachher, wo durch dessen unvorhergesehene Veröffentlichung die hannoversche Thronfolge in England gefährdet wird, charakterlos die glatte Leugnung empfiehlt, den Haß gegen Rom schürt und nach außen zu zeigen befiehlt und gar einen der beteiligten Professoren absetzen läßt. Eine Lösung all dieser Unstimmigkeiten, die teilweise aus seiner leichten Anpassungsfähigkeit an Personen und Umstände und den damit zusammenhängenden bedauerlichen Schwächen, seinen übertriebenen Harmonisierungskünsten und diplomatischen Schachzügen fließen, dürfte auch in seinem Selbstbewußtsein gegeben sein. Seine innere Größe läßt ihn zwar großenteils über die blinden Vorurteile seiner Umgebung hinwegsehen, die Macht und Schönheit des Papsttums,

der Hierarchie mit den andern katholischen Einrichtungen anerkennen, die Bedeutung des kirchlichen Autoritätsprinzips, der Scholastik einsehen; sie erfüllt ihn auch mit einer wirklichen Sympathie für Katholisches. Die Selbstherrlichkeit dagegen, das überspannte Selbstbewußtsein, kurz, die Verstandesautonomie, die sich als leicht erklärliche Begleiterscheinungen überragender Größe stark bei Leibniz ausgewachsen haben, hindern ihn, sich vollständig der katholischen Lehre zu unterwerfen. Er hat das selbst mit der wünschenswertesten Offenheit dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels ausgesprochen. Kiefl erbringt den schlagenden Beweis, daß Leibniz theoretisch durchaus für die Wiedervereinigung war, daß er aber, sobald das Opfer der captivatio intellectus, der vollständigen inneren Unterwerfung, an ihn gestellt wurde, auswich.

Trotz alles edlen Strebens, aller schönen Charakterzüge im einzelnen ist Leibniz doch nicht die führende Persönlichkeit, wie er der Riesengeist ist. Das allgemeine Bewußtsein, insbesondere das deutsche, empfindet das. Warum geht von Leibniz nicht der machtvolle Zauber aus wie von andern deutschen Männern? Manche Forscher vermissen die dem Umfang seines Könnens und Wissens entsprechende Tiefe des Innenlebens; man hat sogar gemeint: „seine Talente als Seelenkräfte betrachtet saßen ziemlich flach auf und entbehrten deshalb der nachhaltigen, tiefgehenden Wirkung". Leibniz selbst sagt von sich: mit Ovid möchte ich ausrufen: copia mea inopem me fecit — meine Überfülle macht mich arm und schwach. Es könnte als kleinliche Eitelkeit erscheinen, wenn er in seinen vielfachen Tagebüchern und Selbstbespiegelungen mit behaglicher Breite seiner Talente und Jugenderfolge sich rühmt, wenn er noch nach Jahren mit tiefster Bitterkeit der kalten überlegenen Art Bossuets so oft gedenkt, wenn er in dem peinlichen Streit mit Newton selbst vor unredlichen Mitteln und ungerechter Verdächtigung seines Gegners nicht zurückschreckt. Man hat ihm das besorgte Streben um die Gunst der Fürsten und Großen verargt. Eckhart und andere nach ihm zeihen ihn der Geldliebe. Den uferlos sich ausdehnenden Briefwechsel, den zeitraubenden Verkehr mit Frauen, und mögen es auch Fürstinnen sein, sähe mancher ernste Mann lieber auf Wichtigeres verwandt.

All diese Charaktereigentümlichkeiten weisen auf den größten Mangel, die empfindlichste Schwäche in Leibnizens Persönlichkeit hin. Ihm fehlt die starke Zielstrebigkeit, die Energie des folgerechten Handelns im Dienste einer großen Aufgabe, die „Kraft der Exklusive", die edle, starke Rücksichts-

losigkeit, die mit Beiseitesetzung alles Unwesentlichen, aller kleinen Nebenzwecke unverwandten Blickes auf die Verwirklichung einer großen Aufgabe losgeht. Keiner, bemerkt treffend K. Fischer, hat weniger als Leibniz das Bibelwort befolgt: Niemand kann zwei Herren dienen. Darum macht sein Lebenswerk als Ganzes trotz der vorhin zugegebenen höheren Einheit den Eindruck der Zersplitterung, des Fragmentarischen. Auf keinem Gebiet hat er Werke geschaffen, wie sie sein Riesengeist hätte hinterlassen können, wäre er von wahrhaft zielbewußter Energie geleitet worden.

Diese Schattenseiten vermögen nun gewiß die Lichtgestalt des ideal gerichteten Denkers, opferwilligen Patrioten, edlen Menschenfreundes und glaubenstreuen Christen nicht zu verdunkeln. Die Schwächen vermögen die säkulare Größe dieses wertschaffenden Genies nicht zu verkleinern. Ihnen steht sein mannhaftes Ertragen von schwer verletzenden Verdemütigungen im Dienste seiner großen Unternehmungen gegenüber, die Selbstlosigkeit, mit der er in seinen Staatsschriften Ruhm und Namen der Sache bis zur vollständigen Vergessenheit opfert, die geniale Sorglosigkeit, mit der er sich um Veröffentlichung seiner zahlreichen philosophischen Werke nicht kümmert, dergestalt daß bei seinen Lebzeiten nur ein kleiner Bruchteil bekannt wurde. Die Fürsten und Großen brauchte er in der damaligen Zeit des Absolutismus für seine gemeinnützigen Zwecke. Wenn er trotz allem Idealismus weltklug auf sein Fortkommen und eine sichere Existenz bedacht ist, wer darf deshalb einen Stein auf ihn werfen? Von Haus hatte er kein Vermögen, Schriftstellerei und mühsame Forschungen waren auch damals kein fruchtbringendes Kapital, seine ständigen Reisen und nichtamtlichen Arbeiten für das Allgemeinwohl verschlangen beträchtliche Summen. Vor allem aber wird uns Leibniz' tatenreiches Leben mit seinem Gottvertrauen und seiner Christustreue, mit seiner weitherzigen wissenschaftlichen und religiösen Duldsamkeit, mit seinen Ausgleichbestrebungen für bürgerlichen und religiösen Frieden, mit seinem opferfreudigen Einsetzen für Deutschlands innere Einheit und Abwehr äußerer Feinde in gegenwärtiger Stunde ein leuchtendes Vorbild, ein warnender Mahner sein. Sein Geist hat auch unserer schweren Zeit noch vieles zu sagen.

Bernhard Jansen S. J.

Zwei Programme des Lebens.

Unsere Literaturmärkte sind überfüllt mit Kriegsschriften, und der äußeren, mehr oder weniger oberflächlichen Schilderungen von Kriegsereignissen und Kriegserlebnissen hätten wir nun eigentlich genug. Nicht als ob wir den Krieg vergessen wollten: das können wir gar nicht. Nicht einen Augenblick vermögen wir sein Schreckensbild aus unserem Bewußtsein völlig hinauszurücken. Aber wir haben gelernt, tiefer zu sehen, und hinter den augenblicklichen Ereignissen die dauernden Zusammenhänge zu erkennen: der Krieg hat Abgründe in unserem Dasein, Risse, die durch unser Leben gehen, so tief und klaffend gezeigt, daß sie auch dem blödesten Auge sichtbar wurden: und daß diese Zwiespalte auch früher schon und von jeher unsere Welt zerrissen, auch das haben wir nun klarer erkannt. Ehedem wollten wir nie recht daran glauben, wir konnten schnellebig darüber hinweggleiten. Nun geht das nicht mehr. Nachdem der stolze Schauer von Größe und Majestät, den der erste Zusammenprall der Kriegsmächte in uns auslöste, gar schnell verschlungen wurde von dem Grausen und Abscheu, den die Blutströme und die zerstückelten Menschenleiber in uns hervorriefen, und nachdem wir auch selbst die Verlustziffern und die Verwundetenzüge mit einer stumpfen und harten Ergebung zu tragen gelernt haben, beginnt nun der Blick der tiefer Sehenden den furchtbaren Tragödien sich zu öffnen, die im Leben und in den Seelen Einzelner, Namenloser sich abspielen, den ungeheuren seelischen Leiden, den unsagbar heftigen geistigen Konflikten, den erschütternden Gewissenskämpfen, die auf dem stillen dunklen Grunde der Kriegsgeschichte sich ereignen, tief unter der lärmenden und tosenden Oberfläche. Und das sind Kämpfe und Leiden, wie sie eigentlich beständig in unserem Seelenleben wühlen, die gar nicht erst den Krieg brauchen, um uns zu überfallen, die vielleicht in einem solchen Krieg nicht einmal zahlreicher und qualvoller sind als auch sonst in Tagen, wo die äußere, die offizielle, die öffentliche Welt sagt: Friede! Friede! Und es ist doch eigentlich nie Frieden auf Erden!

Von solchen Seelenkriegen erzählen zwei Bücher — Romane nennen sie sich —, die in diesem Kriegsjahr 1916 erschienen sind. Nur das eine

von ihnen, „Das ewige Heimweh“, von Dr. J. Klug, verlegt auch seine Geschehnisse in die Kriegszeit. Das andere, „Februar“, von Hans Freiherr von Hammerstein, „lag zu Anfang August des Jahres 1914 schon gedruckt vor“, wie im „Vorspruch“ entschuldigend bemerkt wird; denn es schildert Februarereignisse aus dem Jahre 190 ., also Ereignisse aus dem Münchener Karneval jenes Jahres: denn welche andern Februarereignisse hätte es für die Münchener geben können in „den Zeiten vor der großen Weltwende“?

Diese beiden Bücher nun, im gleichen Kriegsjahr erschienen, sind bemerkenswert um ihrer inneren und geradezu typischen Gegensätzlichkeit willen; sie bedeuten einander schnurstracks entgegengesetzte Lebensprogramme. Auf eine Abwägung ihres literarischen Wertes kommt es uns zunächst weniger an — es genüge zu sagen, daß sie beide echte Romantikerwerke sind, und auch weniger Romane als vielmehr lyrische Gedichte, ein Lied unbändiger Lebenslust das eine, das andere ein Preislied heiliger Entsagung und frommen Leidens. Was uns also an diesen beiden Dichtungen vor allem interessiert, ist der Rhythmus und Klang, den das Leben in ihnen annimmt, ist die Art, wie sie beide mit den Dissonanzen des Daseins fertig zu werden suchen, die Wege, auf denen die zwei Dichter — denn das sind sie alle beide — sich und andere retten wollen aus den Dunkelheiten und Sinnlosigkeiten des Lebens.

Vom Februar des Jahres 190 . wird also folgendes berichtet: Die junge und schöne Grafentochter Agathe ist mit einem westfälischen Grundbesitzer von bäuerlich solidem und biederem Sinn verlobt. Warum? Sie „weiß es nicht ganz genau, es hat da soviel mitgewirkt“. Das ganze Heiratsprojekt ist ausschließlich das Werk von Verwandten, vor allem der starr konventionellen, feierlich steifen und etwas vergrämten Gräfin-Mutter. Und dann hatten auch „die sanften Priester- und Gelehrtenhände“ eines Münchener Jesuiten, des Paters Eckert, mitgewirkt. Er hatte, zu allen guten Werken stets bereit, den Vermittler gespielt und „wechselweise nur die Namen verraten“, wie er bescheiden bemerkt. Er leistete diese Dienste um so lieber, als Baron Friedrich, der Westfale, „rege für die gute Sache wirkt“. Also eine echte Konventionsheirat, von Rücksichten und Gedanken bestimmt und betrieben, die mit dem Herzen, vor allem der Braut, nichts zu tun hatten!

Aber da kehrt wenige Tage vor der Hochzeit der Vetter und Jugendgespiele Agathens unvermutet heim von langen Reisen, der junge Graf

Oswald, den die Eltern der Braut adoptiert hatten. Oswald ist ein heiterer, geistreicher, liebenswürdiger Mensch, ein witziger Gesellschafter, ein Naturschwärmer und Sportsmann, ein Bekenner der fröhlichsten Lebens- und Genußweisheit, und vor allem ein bezaubernder Spötter, vor dem all die ehrwürdigen Satzungen des Salons, des adeligen Ehr- und Tugendbegriffs keinen Augenblick sicher sind. Die Jesuiten in Feldkirch hatten ihn nach kurzem Erziehungsversuch wieder heimgeschickt, weil „er sich überraschend schnell und selbständig entwickelt hatte, und nicht mehr in den Rahmen einer Erziehungsanstalt paßte", wie Pater Eckert sich fein und milde ausdrückte, weil „er unheilbar lebendig und nicht tot zu kriegen war", wie Oswald selber meinte. „Ich fragte bei allem, warum? Wollte für jede Vorschrift einen Grund haben. Damit war ihr System, ihr Knebelgehorsam, ihre Herdenerziehung negiert." „Die Freiheit ist das Schreckgespenst der Jesuiten. Das ganze Christentum, das wir haben, ist ein geknebeltes und stammt von ihnen." „Ihre Erziehung ist darauf angelegt, den Menschen möglichst lange unselbständig, unreif zu erhalten . . . sie will Festungstürme mit vergitterten Fenstern um die Menschen bauen — und der Kuß eines Mädchens wirft sie um!" Daß auch Oswalds Religion stark abwich von der traditionellen Frömmigkeit, wie sie im Salon der Frau Gräfin herrschte, ist nicht verwunderlich. „Da sind eure Hausbonzen, eure Götzen, eure Gebetbücher und Gebetschnüre und Heiligenbilder, eure Himmel- und Höllenängste um eigenes und fremdes Heil, und das alles liegt und lastet auf euch, verstaubt und verschimmelt von vielhundertjährigem Herkommen, und ist eine eiserne Gewohnheit geworden, die euch zwängt und peinigt, euch den Atem schnürt und das Leben vergällt und andere peinigen und ihnen das Leben mit euch schwer machen heißt." „Meine Frömmigkeit ist kein de profundis oder miserere, sie ist ein laudate omnes, ein in dulci jubilo, ein Te Deum". Oswald geht auch in die Kirche: „Jeden Sonn- und Feiertag, wenn nur irgend möglich, sieht mich die Kirche. Und nicht in die fürnehme Mittagsmesse geh' ich, wo der liebe Gott der obersten Zweihundert Viertelstundenaudienzen erteilt, in denen man sich zeigen muß, damit man nicht in Ungnade fällt; wo man sehr verspätet hineinschleicht, mit dem Finger hastig nach dem Weihbrunnkessel hindeutet, ein Paragraphenkreuz über die Kravatte schlängelt und dann hierhin nickt und dorthin grinst und ‚hast du schon gehört?' flüstert und mit dem Ite . . .! knixend draußen ist, um sich sofort in den dicksten Klatsch der auf dem Kirchenplatz Jour haltenden Salonmütter zu

stürzen. — Nein, ich such' mir sogar die längsten Hochämter aus, wenn sie nur schön gesungen sind."

Mit dem bestrickenden Zauber, der von dem jungen, sprühenden, überschäumenden Oswald ausgeht, kann es der schon etwas bejahrte, ehr- und tugendfeste westfälische Friedrich natürlich nicht aufnehmen. Oswald kehrt heim mit dem klaren Willen, sein Kousinchen vor der' „Gruft" der norddeutschen Bauernehe zu bewahren, indem er sie noch in letzter Stunde für sich selber erobert. Er macht mit dem Mädchen eine Skitour ins Hochgebirge; man weiß, wie da die Seelen einander nahekommen. Und aus solcher Seelennähe versteht er dann sie auch zu bewegen, heimlicherweise mit ihm zusammen den Münchener Karneval zu verkosten, nicht etwa auf einem langweiligen Hofball, sondern bei einem bal paré im Deutschen Theater, mit all dem üblichen Darum und Darauf. Zwei Tage vor der Hochzeit! Es muß anerkannt werden, daß klein Agathel sich treuherzig bemüht, sich für Friedrich, den „guten Kerl", zu erhalten; aber der raffinierten Technik Oswalds muß sie doch endlich unterliegen. Wie's halt so geht. Nach all dem, was in dieser Nacht vorfiel, „kann sie nicht mehr zurück". Sie bleibt bei Oswald. Und auf einem Meer von Glück entführt er sie nach einem stillen Waldschloß in den Bergen; von dort aus werden die beiden mit Hilfe eines gutmütigen Onkels den Sturm der entrüsteten Verwandtschaft zu beschwichtigen suchen.

Wie man sieht, eine uralte, eigentlich banale Geschichte! Von den Dichtern und vom Leben oft genug behandelt. Im Grunde auch eine harmlose Geschichte. Warum sollte auch die Verlobung mit dem ungeliebten Manne nicht aufgelöst und ein wahrhafter Herzensbund mit dem seelenverwandten Jugendgespielen geschlossen werden? Freilich, sonderbare Umwege werden gemacht. Sie „hetzen der Welt einen Riesenskandal auf den Hals, um schließlich zu tun, was sie von Anfang an nie gehindert, ja ganz in der Ordnung gefunden und sogar erwartet hätte. . . . Das ist eben der Narrenwitz an der Geschichte! — Aber er hat uns frei gemacht."

Diese letzten Worte des Buches sind seine Nutzanwendung — im Grunde auch nichts Neues! Wie viele junge, schneidige Stürmer haben schon ähnliche glänzende Attacken geritten, in Wort und Tat, gegen den Zopf gewisser Gesellschaftsklassen, gegen Gouvernantenmoral und tantenhafte Püppchenerziehung! Im Bunde mit dem verknöcherten Herkommen des aristokratischen Salons stehen ja seit langem „der Staat mit seiner Knute

und die Kirche mit ihrer Hölle", ihren Klöstern und Jesuiten. Die Feindschaft all dieser düsteren Mächte gegen die freie und weite Natur hat auch ihre feste, oft genug schon enthüllte Strategie, und so wird es den jungen, tapferen Don Quijotes nicht schwer, dagegen anzureiten. Es ist so viel Schablone an diesen Gegnern, und so braucht auch der Heldenkampf der Freiheit nicht über das gewohnte Schema hinauszugehen. Die Klöster sind immer noch hinreichend charakterisiert durch „das kahle, weihrauchgesüßte Klostersprechzimmer, den langen, glatten Gang mit den geisterhaft wandlängs huschenden Nonnen und den kleinen, asketisch-fröstelnden Zellen". Und die Jesuiten sind ja bekannt als „die Sekretäre und Agenten" des großen Heiratsbureaus, das der liebe Gott eigens für die adeligen Söhne und Töchter oder vielmehr für ihre Mütter und Tanten offen hält. Sofarutschend und kleine, feine Täßchen schwarzen Kaffees schlürfend dienen sie der „guten Sache". „Ein guter Teil ihrer Wirksamkeit wäre dahin mit dem Salon." Freilich, Oswalds „Satire mag Wiener Zustände verzerrend schildern, für Deutschland paßt sie nicht", bemerkt verteidigend Pater Eckert. Der Jesuit wie die Gräfin-Mutter stehen aber nur im Dienste und Banne einer düsteren Macht, die „lange dunkle Nebelarme", „Gespensterarme" ausstreckt nach allen frohen Menschen, die „ein Nichts, ein Begriff, ein Schatten ist und doch so viel Leben vor der Sonne verbirgt". Gegen diese düstere Macht ruft Hammersteins Buch zur Selbstbefreiung auf.

Das alles ist aber doch nur die Oberfläche dieses Buches; und es kann nicht geleugnet werden, daß auch noch unter so viel Oberfläche sehr ernsthafte Probleme lauern und drohen: der Widerspruch zwischen den gesellschaftlichen, sozialen, kirchlichen Formen und Überlieferungen und der ungebändigten Ursprünglichkeit und Natürlichkeit, wie sie im tiefen Grunde der individuellen Seele immer wieder aufquillt; der Widerspruch zwischen dem fröhlich-übermütigen, unbekümmerten Naturdrang und der strengen, schlichten, gezügelten Pflichttreue; der Gegensatz zwischen „Geist" und Sitte, zwischen Witz und Tugend, zwischen „genialer" Zügellosigkeit und unschuldiger Beschränktheit, zwischen dem „Verstand" und dem „guten Herzen".

b. Hammerstein nun überläßt die große Masse, die Herde ihrem Schicksal; sie wird und soll immerfort seufzen unter ihrem Joch; aber die wenigen Starken und Freien, die wahren Menschen — in Deutschland mögen es nach sehr wohlwollender Schätzung etwa 3000 sein —

die ruft er auf, daß sie der beängstigenden, beklemmenden Enge der Tradition sich kühn entwinden und zur Natur zurückkehren, die für solche Menschen „nur Größe und Schönheit und keine Schauer und Schrecken mehr hat“, und wenn auch sie einmal alt werden und weichen müssen vor Neuaufblühendem, dann wollen sie „gleich einem blaugoldenen Oktobertag heiter lächelnd und mit fürstlicher Geste den sterbenden Reichtum ihrer Früchte und Purpurblätter hinschüttend denen, die nach ihnen kommen, zurufen können: ‚Lebt! — — Blüht und lebt mit allen euren stürmenden Mächten, aus allen euren quellenden Tiefen heraus; denn das Leben ist wundervoll! Wir wissen es.‘“

* * *

Das Leben, das ewige, das nach dem großen Heimweh kommt, wird wundervoll werden! Wir glauben es. Auf diesem Satz beruht das zweite Lebensprogramm. Zu ihm ruft uns der „Roman für Leidträger und Gottsucher“, den Dr. Klug geschrieben hat; daß dieser bekannte und wirksame Apologet nunmehr einen Roman schrieb, wird für viele, auch unter seinen Freunden, überraschend und seltsam klingen. Freilich ist es auch nicht ein Roman gewöhnlicher Art. Wohl ist es eine Dichtung, und eine ganz wahrhaftige Dichtung, in die der Dichter sein Eigenstes und Bestes, seine Seele, hineingelegt hat. Aber diese Dichtung reicht über das Maß einer bloß literarischen Erscheinung hinaus; und die Literaturgeschichte allein würde das Werk wohl kaum gerecht beurteilen; auch die Theologie und Aszese und jede Art von Lebensphilosophie haben da ein Wort mitzusprechen.

Die Fabel ist rasch erzählt; denn die ganze Handlung spielt sich eigentlich nur innerhalb einiger weniger Seelen ab. Der junge Leutnant Kurt Bütow ist in den Argonnen durch einen Streifschuß am Rückenmark verletzt und für sein ganzes Leben zum „Krüppel“ gemacht worden, wie er mit grimmiger Übertreibung immer wieder sich einredet. Im Lazarett lernt er die Rotekreuzschwester Maria kennen, Maria Hellmut, den „Sonnenschein“, wie alle Kranken sie heißen. Daß diese beiden jungen Menschen einander glücklich machen könnten, ist sofort klar; sie ahnen es auch selbst in steigender schmerzlich-seliger Gewißheit. Aber ehe ein entscheidendes Wort zwischen ihnen fällt, reist Maria ab, um ihren lungenkranken Bruder, den Kaplan, zu betreuen; die beiden elternlosen Waisen sind in rührender Geschwisterliebe miteinander verbunden, ja Maria hält es für ihre Gewissenspflicht, an der Seite des Kranken auszuharren.

Kurt ringt nun ein langes, qualvolles Jahr hindurch mit seiner hoffnungslosen Liebe; immer klarer wird es ihm: Maria allein könnte ihn wieder zum Glauben zurückführen, könnte ihn zu einem guten und glücklichen Menschen machen — wenn sie sein würde. Sie gibt ihn aber auch nicht frei; denn ihr liebes, reines Mädchenbild steht immer wieder auf in seiner Seele, wie sehr er es auch hinwegscheuchen möchte; es stellt sich ihm in den Weg, so oft er sich wieder in den brausenden, süßen Strom des Lebensgenusses werfen will. Sie aber betet und leidet unterdessen, arbeitet und opfert stark und tapfer für die leibliche Gesundheit ihres Bruders und für die seelische Rettung des Freundes. Immer ähnlicher werden ihre Züge dem Madonnenbild in der Kirche zu Giersberg; denn von dieser Schmerzensmutter hat Walterle, der engelhafte Knabe des Lehrers, behauptet, daß um ihren Mund ein Lachen und Weinen zugleich sei, und in der Tat, eine überirdische Seligkeit rinnt durch ihre sieben Schmerzen.

Nach einem Jahre endlich muß Kurt Bütow für immer verzichten: Maria gesteht ihm, daß sie sich Gott geweiht habe. Am nächsten Tage stürzt er bei einem wahnsinnigen Ritt vom Pferde; Maria kniet an der Seite des Sterbenden und gewinnt noch im letzten Augenblick seine Seele; den Gott, den er seit seinen Jugendtagen verloren, und dem er so lange und hartnäckig getrotzt, findet er mit seinem letzten Wort, das er seinem Schutzengel Maria nachspricht: „O ... mein ... Gott!“ Maria widmet sich nach dem Tode ihres Bruders der Erziehung von Kriegswaisen.

Diese Geschichte, die Klug mit dem ganzen Aufgebot seines Gemüts und seiner Sprache erzählt, hat äußerlich mit dem Roman v. Hammersteins nichts zu tun, und doch liefert sie den Schlüssel zur Beurteilung der „Februar“-Ereignisse. Auch bei Klug sind es furchtbare Gegensätze und Abgründe, welche das Dasein zerreißen, ja sie sind noch unendlich viel tiefer als dort: die Gegensätze zwischen Individualität und Tradition, zwischen Natur und Menschensatzung verschwinden vor dem ungeheuren Riß, der durch die Natur selbst geht in einem ewigen, hienieden unstillbaren Heimweh, in namenlosen Leiden und Enttäuschungen. Die Geschichte des „Ewigen Heimwehs“ spielt nicht umsonst in der Kriegszeit; denn vielleicht bedarf es eines solchen Krieges und seiner Erfahrungen, um die Menschen zu überzeugen, daß sie auch der Natur, die v. Hammerstein so glänzend, so heiter, so reich und mächtig geschildert hat, nicht trauen können. Ja es durchfliegt die Seele Bütows die entsetzliche Ahnung, daß hinter ihren Reizen und ihren wallenden, winkenden Schleiern eine

„Teufelin" sich verbirgt, die ins Verderben lockt. Ja noch tiefer scheint der Riß zu gehen — als ob wir auch Gott selbst nicht mehr vertrauen könnten. Denn warum läßt er uns hilflos und schmerzgepeinigt in einem Meer von Grausamkeit versinken? „Aber der Himmel wirkte kein Wunder!" Es ist eine erschütternde Szene auf dem großen Platz vor der Wallfahrtskirche zu Waldmünster, wo so viele Kranke und Leidende vergeblich um Heilung und Hilfe rufen. „Es war eine ungeheure Brandung, die aus Meeren von Leid kam und ihren klagenden Donner zum Himmel emporsandte, um seine verschlossenen Pforten zu öffnen." — — Aber der Himmel wirkte kein Wunder!

Und noch rätselhafter wird dieser Gott, wenn er selbst uns den Weg aus dem Leiden heraus verlegt, wenn er dem sehnenden Herzen Kurt Bütows zu all den Verlusten, die es schon getroffen, auch noch schier eigenhändig diejenige zu nehmen scheint, die einzig ihn zum Licht und zur Höhe führen könnte. Sie ist Gott für immer geweiht, da muß er verzichten! Schärfer kann die Dissonanz nicht mehr empfunden werden, als in jenem Paroxysmus der Verzweiflung, da Kurt sich höhnisch vor der Kapellentür verneigt: „Wenn da drinnen überhaupt Gott ist, dann sind wir beide, Gott und ich, miteinander fertig."

Und doch! Gerade so hat Gott ihn gerettet: Wenn die Natur und ihr Glück endgültig zusammenbricht, gerade dann erscheint Gott der suchenden Seele und gibt ihrem Dasein und ihrer Qual einen höchsten und heiligen, einen erlösenden und ewigen Sinn.

Klug zeigt also einen Ausweg aus den Wirrsalen dieser Welt, der so paradox erscheint wie diese Welt selber: den Ausweg des Glaubens. Der christliche Glaube findet den Mut, die Abgründe des Daseins so weit als nur immer möglich aufzureißen; denn er läßt sie ja doch alle hinter sich und schwingt sich an ein Gestade, wo ihn kein Zwiespalt mehr berührt. Die Februar-Erlebnisse des Karnevals überdecken die Abgründe nur mit Blumen, und solange die Blumen blühen, solange die Jugend währt und die Liebe, solange die gesunden starken Sinne nicht sich weigern, mit ihrem Rauschen das endlose Heimweh der Seele zu übertönen, solange werden Oswald und Agathe vielleicht glücklich sein. Aber ihr Glück bleibt doch immer gebaut auf Sinnlichkeit, die nicht einmal durchwegs fein und maßvoll ist, und über diesen Grund spülen haushoch die Wellenschläge irdischer Schicksale hinweg und reißen das Glück mit sich fort, noch viel schneller und leichter, als den Seelenfrieden der an ihrer Pflichtenlast

tapfer und geduldig tragenden Frau. Und es mag eine Stunde kommen, wo die arme kleine Agathe besser geborgen wäre an der Seite des biederen und ernsten Mannes der schlichten Arbeit. Freilich, das ewige Heimweh würde wohl nirgends zur Ruhe kommen — außer auf dem Wege, den Schwester Maria geht. Restlos und vollkommen — das will Klugs Lebensprogramm uns sagen — überwindet die Leidensrätsel des Daseins nur der, welcher auch seine purpurnen Glücksrätsel überwindet in gottfrohem Leiden und gottgeweihter Entsagung.

Auch dieses Lebensprogramm ist nicht neu; es ist wohl im Grunde nichts anderes als die alte, so unglaublich klingende Bergpredigt: „Selig sind die Trauernden . . .“ Ja, auch seligmachend sind diese Trauernden, andere beglückend! Maria Hellmut ist ihrem innersten Wesen nach gestimmt auf das Lieblingslied ihrer Mutter:

„Es war einmal . . . so gehn sie an,
Die Märchen alle. Und dann? — Ja dann
Kommt, ach, so oft ein Schluß und End',
So traurig, daß man weinen könnt'.“

Ein Lied des Weinens und der stillen Wehmut, das da vom tiefsten Grund des Lebens herauftönt! Und doch ist Maria vielleicht nicht gerade darum „der Sonnenschein“ für alle, die ihr nahekommen, weil sie weiß, wie alle die Märchen ausgehen, die Märchen vom „wundervollen Leben“, die den kleinen und großen Kindern dieser Welt vorgesungen werden?

Peter Lippert S. J.

Übersicht.

Die Ehrung unserer toten Krieger.

Allerseelen! Das traute, stille Fest der Toten lenkt unser aller Gedanken von neuem zu den vielen tausend Tapfern, die in fremder Erde zur letzten Ruhe gebettet sind oder in der Heimat ein Ehrengrab gefunden haben. Heißer Dank wacht auf in jedem deutschen Herzen, Dank gegen sie, die ihr Letztes, Teuerstes für uns geopfert haben. Es soll nicht umsonst gebracht sein, dies heldenhafte Opfer! Das ist unser Wille und Gelöbnis.

Immer mächtiger regt sich aber auch der Drang, dem Danke gegen die Toten einen bleibenden, sinnfälligen Ausdruck zu geben. Fast ins Unabsehbare schwillt die Flut der Schriften und Aufsätze, die sich mit der Kriegerehrung befassen; Beratungsstellen sind in allen Landesteilen errichtet, Merkblätter herausgegeben, Preisausschreiben veranstaltet, Musterentwürfe gesammelt. Es ist ohne Zweifel eine edle Absicht, die alle diese Bestrebungen hervorquellen läßt: die innige, herzliche Dankbarkeit gegen die gefallenen Helden und eine wache Sorge um echte, wahre Kunst. Aber eine Gefahr liegt in der Hochflut der Veröffentlichungen: die der Zersplitterung, des Allzuviel und Allzuschnell. Wollte man allen Vorschlägen Gehör geben, so müßte in Kürze jedes Dorf seine Gedenksteine und Gedenktafeln, Gedenksäulen und Gedenkbrunnen, seine Ehrenhalle und seinen Heldenhain haben. „Besinnt euch!" muß da die Mahnung lauten, „nehmt euch Zeit! Überblickt erst die ganze Bewegung, den Strom der Vorschläge und Anregungen! Nicht darnach ist zu streben, daß möglichst schnell etwas geschieht, sondern daß etwas Rechtes und Gutes zustandekommt!"

Einer solchen ruhigen Besinnung möchte es dienen, das bereits auf diesem Felde Geleistete zu überblicken und zu den bedeutsamsten Vorschlägen und Entwürfen Stellung zu nehmen. Es soll dies zugleich eine Fortsetzung der Übersicht sein, die im Maihefte dieses Jahres (91 [1916], 137—155) gegeben wurde.

I. Die Ehrung der Toten auf den Schlachtfeldern.

Viel liebevolle und sachverständige Arbeit ist schon draußen auf den Schlachtfeldern und in den besetzten Gebieten zur Ehrung unserer Toten geleistet worden. Dankbar zu begrüßen sind vor allem die Maßnahmen der Behörden. Vier Künstler, G. Bestelmeyer, B. Paul, F. Seeck, L. Tuaillon, die im Herbst 1915 auf Anregung und im Auftrage des Kriegs- und Kultusministeriums die Schlachtfelder Ostpreußens bereisten, haben in zehn knappen, klaren Leitsätzen gleichsam einen Katechismus der Kriegerehrung geschaffen, der ein einheitliches Arbeiten

gewährleistet und auch in der Heimat allseitige Zustimmung gefunden hat. Die Leitsätze wurden veröffentlicht in der vom Kriegsministerium versandten Schrift „Kriegergräber". Sie lauten:

1. Grundsätzlich sollen Kriegergräber und Kriegerehrenmale in ihrer Eigenart erkennbar sein.

2. Die kriegsmäßige Ursprünglichkeit des durch die Truppe Geschaffenen ist tunlichst zu erhalten. Gerade die naive Schlichtheit vieler dieser Anlagen bewahrt die Erinnerung am besten.

3. Soweit möglich, sind die Gräber dort zu erhalten, wo sie von der Truppe angelegt sind.

4. Läßt sich eine Verlegung nicht umgehen, so ist es wichtig, hierfür einen charakteristischen Punkt in der Landschaft zu wählen; besonderer Wert ist auf alten Baumbestand zu legen.

5. Das Massengrab soll eine sichtbare Ausdehnung haben, die der Zahl der darin Beigesetzten entspricht.

6. Das Soldatengrab auf dem Schlachtfelde zeigt im allgemeinen ein ohne Sockel aus dem Boden wachsendes schlichtes Kreuz auf einfachem Grabhügel; dieses (vorbehaltlich der Berücksichtigung Andersgläubiger) unverändert beizubehalten, ist durchaus geraten. Jedenfalls empfiehlt es sich, bei jeder Gräberanlage eine typische Form einheitlich durchzuführen. Durch gleichmäßige Aneinanderreihung ein und derselben Form ergibt sich das charakteristische Bild des Soldatenfriedhofes.

7. Die Anlagen sind so zu gestalten, daß sie auch ohne besondere Pflege eindrucksvoll bleiben.

8. Die künstlerische Wirkung einer Anlage wird nicht durch die Größe des Aufwandes bestimmt. Schlichte Einfachheit ist wertvoller als aufdringlicher Prunk.

9. Von der Herstellung weitergehender Denkmalsanlagen ist daher für jetzt um so mehr abzusehen, als die würdige Gestaltung der Grabstätten unserer Helden durch die vorstehenden Maßnahmen gesichert erscheint.

10. Jedenfalls muß vermieden werden, daß die Art der Ausführung von Grab- und Erinnerungsdenkmälern „künstlerischen" Kräften überlassen bleibt, die sich zufällig bei der Truppe befinden und deren Befähigung oft zweifelhaft und nicht ohne weiteres nachzuprüfen ist. Ebenso ist vor geschäftlichen Anpreisungen, auch solchen, die damit wohltätige Zwecke verbinden, dringend zu warnen.

Daher ist es geboten, die künstlerische Ausgestaltung namentlich im Heimatsgebiet bis zu den Zeitpunkten zu vertagen, wo die Ansichten geklärt, wo Ruhe und Zeit gewonnen ist, um Großes und Schönes zu schaffen, würdig der Erinnerung an deutsches Heldentum und auch würdig als Wahrzeichen dieser gewaltigen Zeit.

Eine Bereisung des westlichen Kriegsschauplatzes durch eine Abordnung von Sachverständigen, die in ähnlicher Weise ihre Vorschläge den jeweiligen örtlichen Verhältnissen anpaßte, ist unseres Wissens zwar noch nicht erfolgt; doch hat auch hier die oberste Behörde die wichtige Frage tatkräftig in die Hand genommen. Schon im August 1915 erließ der Generalgouverneur die Bestimmung, daß ihm „künftig alle Entwürfe zu Kriegerdenkmälern aller Art, mit Ausnahme der einfachen Grabkreuze aus Holz, vor Inangriffnahme der Ausführung vorzulegen" seien. Dieser Anordnung folgte am 7. November 1915 eine ausführliche Anweisung über die Behandlung der Krieger-

gräber und die Anlage von Denkmälern für Belgien, aus der wir die wichtigsten Bestimmungen hervorheben[1]:

I. Allgemeine Grundsätze für die Behandlung der Kriegergräber und Sicherstellung des Grund und Bodens.

... In erster Linie ist die Sicherung des Eigentums an dem für die Begräbnisstätten beanspruchten Grund und Boden in die Wege zu leiten ... es wäre ... zu begrüßen ..., wenn die Gemeinden das Eigentum am Grund und Boden der Begräbnisstätten schon jetzt übernehmen. Jedenfalls bedarf es zunächst sorgfältiger Ermittelungen, welche Einzelgräber, Massengräber oder Gräberplätze erhalten bleiben können, oder wo etwa Sammelfriedhöfe anzulegen sind. Hierbei sollen im allgemeinen folgende Grundsätze maßgebend sein:

1. Die Gräber der deutschen und feindlichen Soldaten sind gleichartig zu behandeln.

2. Umbettungen von Kriegerleichen sollen grundsätzlich nur da vorgenommen werden, wo Gründe der Pietät, des Verkehrs oder der Hygiene es fordern, oder wo die Lage der Gräber inmitten landwirtschaftlich genützter Flächen, Gärten u. dgl. die dauernde Erhaltung der Gräber in Frage stellt. Auf Friedhöfen liegende Kriegergräber sollen im allgemeinen unberührt bleiben; ... Jede Verlegung ist in den Gräberkarten zu vermerken. ...

3. Grabstätten, mit denen eine Erinnerung an hervorragende Heldentaten verknüpft ist, sind ... dauerhaft zu sichern.

4. Ebenso sind Einzelgräber oder Gräber mit geringer Belegung, die eine besonders schöne Lage haben (etwa im Walde, am Waldesrand, unter schönen Baumgruppen oder Einzelbäumen, an Wegekapellen), nach Möglichkeit zu erhalten. ...

6. In einigen Fällen wird vielleicht auch die Erhaltung ganzer Gräberfelder der Zusammenlegung in Massengräber oder Kirchenfriedhöfe vorzuziehen sein. Dies kommt in Frage, wenn zahlreiche Gräber auf einem landschaftlich nicht wertvollen und daher nicht teuren Gelände so liegen, daß daraus der Verlauf eines Gefechtes erkennbar bleibt. ...

7. Die Anlage von Sammelfriedhöfen bedarf sowohl hinsichtlich der Auswahl des Platzes wie ihrer künstlerischen Gestaltung besonderer Sorgfalt.

II. Denkmäler.

Denkmäler und Erinnerungszeichen aller Art sollen nicht nur das Gedächtnis der Gefallenen ehren, sondern auch noch in späteren Zeiten als Wahrzeichen deutscher Kunst und Kultur gelten. Zu dem Entwurfe und zur Ausführung etwaigen bildnerischen Schmuckes sind deshalb bewährte künstlerische Kräfte heranzuziehen; es muß mit Sorgfalt in jedem einzelnen Falle geprüft und dahin gewirkt werden, daß das geplante Denkmal seiner Lage und Umgebung angepaßt ist, und daß es den Gedanken, den es verkörpern will, nicht nur durch die Inschrift zum Ausdruck bringt.

Bei allen Denkmälern soll jede Überladung mit Schmuck und Zierat vermieden werden. Durch vornehme Einfachheit und wohlabgewogene Verhältnisse jeder Einzelheit, namentlich auch der Schrift, müssen sie den Ernst ihrer Bestimmung verkörpern. ...

---

[1] Zitiert nach der Zeitschrift „Heimatschutz“, 11. Jahrgang 1916, Heft 1, 38 f.

Im einzelnen ist noch folgendes zu bemerken:

1. Denkmäler. Bei der Anlage von größeren Denkmälern zur Erinnerung an bestimmte Kriegsereignisse wird darauf zu achten sein, daß nicht Stellen auf Schlachtfeldern in Anspruch genommen werden, die den Absichten der für die spätere Errichtung größerer Schlachtendenkmäler berufenen Pfleger der Überlieferung (Armeekorps und Regimenter) vorgreifen und die Aufstellungsmöglichkeit dadurch einschränken.

Es wird sich deshalb empfehlen, von der Errichtung solcher Denkmäler auf Schlachtfeldern abzusehen und sich auf Ehrenmale auf Kriegerfriedhöfen, Massengräbern und Einzelgräbern zu beschränken.

2. Grabsteine auf Kriegerfriedhöfen. Wie schon erwähnt, sollen die Kriegerfriedhöfe als Ganzes wie Erinnerungsmale wirken. Es ist deshalb auf ihre harmonische Gestaltung und Erhaltung besonderer Wert zu legen. . . .

Ich wünsche deshalb, daß auf Kriegerfriedhöfen, soweit die Errichtung der Gedenkzeichen durch die Truppenteile erfolgt, alle Gräber mit dem gleichen Gedenkzeichen, auf dessen künstlerische Form allerdings der größte Wert zu legen ist, geschmückt werden. Auch die Gedenkzeichen für die Gräber der Offiziere sollten sich nicht davon unterscheiden und dürfen keinesfalls durch besondere Größe und größern Reichtum in der Formgebung auffallen. . . . Auch die etwa von Angehörigen errichteten Gedenkzeichen müssen sich harmonisch in das Ganze einfügen und dürfen keinesfalls den geschlossenen Charakter der gesamten Anlage beeinträchtigen.

Sollte im Einzelfalle die Ehrung eines Kämpfers, der sich besonders ausgezeichnet hat, durch ein hervorragendes Denkmal angemessen erscheinen, so ist dem Grabe selbst eine besondere Stelle zuzuweisen, damit die Harmonie des Ganzen nicht leidet. Das Gleiche gilt von bereits vorhandenen Anlagen, welche anderseits den Gesamteindruck der Anlage stören würden.

Der Generalgouverneur:

gez. Frhr. von Bissing, Generaloberst.

* * *

Was nun, teilweise schon unter Zugrundelegung der vorstehenden behördlichen Anweisungen, die Liebe unserer Feldgrauen am Grabe ihrer toten Kameraden zustande gebracht hat, davon geben nicht wenige Berichte aus dem Felde rührende Kunde. So erzählt Landwehrhauptmann Professor J. Krüger in einem Aufsatz: „Soldatengräber an der Westfront“ (Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz, 9. Jahrg., Hft 2, S. 67—73), von den ersten, schlichten Gedenkzeichen, welche die Krieger bald nach dem Kampfe setzten: „Einem jeden, der an der Front tätig ist, muß es auffallen, mit welcher liebevollen Aufmerksamkeit und Hingebung unsere Feldgrauen in ihrer freien Zeit die Gräber ihrer Kameraden schmücken und pflegen. Jedes Grab am Wege oder in der Waldeseinsamkeit findet man ebenso wie die in den Gärten der Ortschaften geschmückt. Manchmal sind Felsblöcke auf die Grabstätte gewälzt, manchmal fassen kleinere Felsstücke das Grab selbst ein, selbst Mauersteine und Dachziegel werden geschickt und geschmackvoll dazu benutzt. Zuweilen werden auch wirkliche Steinplatten in einfachster Bearbeitung gesetzt. . . . Der Grabhügel ist stets bepflanzt. Im Winter sind Moos, Efeu, Stechpalme, kleine Tannen und Fichten, im Sommer die vielen schönen Blumen der Felder und der Gärten

auf den Gräbern zu finden. ... Stets ist dem Hügel ein Kreuz oder ein Grabstein beigefügt. Das schlichte Holzkreuz, nur mit Bleistift beschrieben, findet man am häufigsten ..."

Einen packenden Ausdruck findet die treue Kameradschaft über den Tod hinaus in den Inschriften, die, von den Soldaten selbst verfaßt, die Gräber schmücken. So trägt ein an einem mächtigen Baumstaum angebrachtes Holzschild die Worte: „Im Schatten dieser Eichenkrone liegen begraben 3 Offiziere, 25 bayerische, 34 französische Soldaten, gefallen am 21. August 1914. Das schönste Denkmal der Welt könnte euer Grab nicht besser zieren als diese herrliche Eiche. Möge das Rauschen ihrer Zweige ewig erzählen von euch Helden." — Ein ganz ergreifendes Gedicht findet sich auf einer Gedenktafel am Eingang der Beerdigungsstätte eines Feldlazarettes. Es lautet:

„Dem Andenken der gefallenen Kameraden!

Die Ihr Blut und Leib und Leben
Für uns habt dahingegeben,
Tote Brüder, nun ruht aus!
Keines Schmerzes weher Schrecken
Kann aus diesem Schlaf Euch wecken,
Ruhet aus, Ihr seid zu Haus.

Überstanden ist die Hölle
Der Granaten und Schrapnelle,
Nun schützt Mutter Erde Euch.
Durst und Hunger, Frost und Fieber,
Sturm und Regen sind vorüber —
Mutterschoß ist warm und weich.

Aber wir, die wir hier oben
Noch im Sonnenlicht, geloben
Eins Euch in die Gruft hinein:
Nicht umsonst habt Ihr gestritten,
Nicht umsonst habt Ihr gelitten,
Eure Erben woll'n wir sein!

Eurer schweren Arbeit Erben,
Erben selbst von Not und Sterben,
Alles geh' von Hand zu Hand.
Erben Eures Herzens Brennen
Für das Größte, das wir kennen:
Deutsches Volk und Vaterland!"

Hohe Achtung vor den friedlichen Leistungen unserer Feldgrauen spricht auch aus dem Bericht, den Regierungsbaumeister Ernst Stahl in einem Sonderdruck der „Rheinischen Bauberatung" (März 1916) erstattete. Er hatte auf Ersuchen einer Landwehrdivision im Dezember 1915 eine größere Zahl von Einzelgräbern und Friedhöfen in Lothringen besichtigt, um dem Divisionsstab Vorschläge für die Instandsetzung und würdige Gestaltung der Kriegergräber zu machen. „Mit Genugtuung", so schreibt er, „konnte ich feststellen, daß unsere Soldaten die Gräber ihrer Kameraden mit Liebe und Sorgfalt erhalten haben. Des öftern findet man ganz frische Kränze auf den Grabhügeln. ... Die Grabkreuze (Holzkreuze) kann man teilweise geradezu als kleine Kunstwerke bezeichnen; sie sind durchweg aus Naturholz gezimmert; die Schrift ist zum Teil in Kerbschnitt, zum Teil in Farbe auf Holztafeln angebracht. Form und Beschriftung sind vielfach mustergültig."

Besondere Beachtung verdienen die Ausführungen über das Grabkreuz: „Das Grabkreuz ist zurzeit nahezu auf allen Gräbern einheitlich gestaltet. Ein schlichtes, weiß gestrichenes Tannenholzkreuz mit Namen und Angabe des Regiments. Bei Aufstellung dieser Einheitskreuze ist leider eine größere Anzahl der von den Soldaten früher angefertigten, ganz schlichten Naturholzkreuze verschwunden, an

einer Stelle fand ich sogar, daß ein solches Einheitskreuz vor ein großes Naturholzkreuz gestellt war, wodurch die sehr gute Wirkung des letzteren vollständig aufgehoben wurde. — Die bis jetzt aufgestellten Einheitskreuze dürften meines Erachtens nur als Provisorium gelten, da sie zu leicht konstruiert sind und der Anstrich nicht dazu ausreicht, das Holzwerk vor den Witterungseinflüssen genügend zu schützen. Im Laufe der Zeit sind an Stelle dieser Kreuze solche aus Eichenholz oder Stein zu setzen, die in Form und Größe auch eine gewisse Einheitlichkeit erhalten sollen, teils um die im Felde liegenden Soldatengräber ohne weiteres als solche kenntlich zu machen, teils im Hinblick auf den Gedanken, daß unsere gefallenen Helden auch nach dem Tode noch als Kameraden gekennzeichnet werden sollen. Die Form des Grabkreuzes sollte in Stein immer die gedrungene Kreuzform sein und auch gewisse Anklänge an das eiserne Kreuz haben. Damit wird insbesondere einem Wunsche unserer Soldaten entsprochen, denen ein Soldatengrab ohne eine Andeutung des eisernen Kreuzes als ein Ding der Unmöglichkeit erscheint. Herr Hauptmann Rolfs bei einer Etappeninspektion hat ein derartiges Kreuz entworfen, das als wirkungsvoll und gut geeignet bezeichnet werden kann (S. 4 f.)."

Zur Frage des Einheitskreuzes, die hier berührt wird, hat der erwähnte Hauptmann Dr. Wilhelm Rolfs selbst das Wort ergriffen in einer kleinen Schrift: „Soldatengräber und Einheitskreuz" (8° [26] mit 6 Abbildungen. München 1916, J. F. Lehmanns Verlag. *M* 1.—) Von dem richtigen Gedanken ausgehend, daß die Gemeinsamkeit des Lebens, Strebens und Sterbens bei unsern Kriegern auch eine gleichartige typische Form ihres Grabzeichens erheische, stellt er Schritt für Schritt die Eigenschaften fest, die ein solches gemeinsames Zeichen haben müsse. Aus religiösen wie künstlerischen Rücksichten kann es nichts anderes sein als das Kreuz, und zwar in einer möglichst schlichten, markigen, gedrungenen Form. Seine Gestalt soll das Eiserne Kreuz ins Gedächtnis rufen. Als Werkstoff kann nach den Ausführungen des Verfassers nur Stampfbeton mit Eiseneinlage in Betracht kommen. Denn dieser Stoff allein vereinigt größte Dauerhaftigkeit mit verhältnismäßiger Billigkeit der Herstellung (8—10 *M.*) Dr. Rolfs verkennt nicht die Gefahr, die in der fabrikmäßigen Anfertigung des Grabzeichens liegt. Aber er glaubt ihr zu begegnen einmal durch eine der Natur des Werkstoffs angepaßte Behandlung; jede „künstlerische" Ausgestaltung oder Verzierung der Oberfläche soll ausgeschlossen sein. Sodann — und das ist die Hauptsache — soll das Einheitskreuz nur an die Stellen hingesetzt werden, für die es gedacht ist und für die es darum auch paßt: ins freie Feld, aufs Einzelgrab oder kleinere Massengrab. Also nicht etwa eine Häufung solcher Betonkreuze auf Ehrenfriedhöfen ist gemeint! Nimmt man den Vorschlag in dieser selbstverständlichen, vom Verfasser selbst betonten Einschränkung und betrachtet dabei die Abbildungen, die für die gute Wirkung des Einheitskreuzes sprechen, so wird man wohl den Gedanken des Büchleins gerne zustimmen. Nur sollte sich an die schöne Anregung nicht gleich wieder das Geschäft anhängen, indem ein Zementwerk den gesetzlich geschützten Einheitsvertrieb des Kreuzes für ganz Deutschland in die Hand nimmt!

Von den gleichen lothringischen Schlachtfeldern, auf denen Hauptmann Rolfs die Einheitskreuze errichtete, erzählt Jos. M. Jurinek in dem mit starker Begeisterung geschriebenen Buche: „Bayernsiege und Heldengräber. Die Lothringer Schlacht am 19./20. August 1914." (8° [144] München und Berlin 1915, Drei-Masken-Verlag. *M* 2.—). Die anschauliche, oft dichterisch gehobene Sprache zwingt uns, die Wanderungen des Verfassers über die Schlachtfelder mitzumachen und mit ihm an Ort und Stelle die denkwürdigen Kämpfe zu erleben. Wegweiser auf der Fahrt sind die Grabkreuze und Denksteine, die auf diesem mit Toten reich besäten Felde stehen. Von Forbach und Mörchingen geht's nach Saarburg und zu dem schönen Bayerndenkmal auf dem Tinkelberg. Den Schluß bildet eine lebendige Darstellung des Todesritts bayrischer Ulanen bei Lagarde. Mild und versöhnend klingt in die Erinnerung blutiger Kämpfe eine Stelle wie die folgende:

„Klosterschwestern schreiten im Todesgarten (bei St. Johann von Bassel) die mit schwarzer Erde belegten Gänge auf und nieder und gießen die Blumen. ... Diese Toten wurden den Nonnen anvertraut, gehören ihnen mit ihren Gräbern und allem schmerzlichen Erinnern. Darum geben sie sie nicht her, obwohl die Gemeinde des nahen Gosselfingen schon manchen Streit heraufbeschworen hat, um diesen Friedhof als den ihrigen bezeichnen zu dürfen. Die frommen Schwestern, unter deren weichen Händen und stillem Gebet viele der Streiter den letzten Atemzug getan haben, bleiben den Toten treu. Um jeden Preis.

„Und wie liebevoll sind die Hügel gerichtet! Weißgestrichene Lattenzäune umgrenzen die Ruhestätten, abgestillte Schönheit löscht alles Kriegsgedenken aus. ‚Wir sind hinüber über die Schwelle des Schreckens und ruhen im Frieden!' ... Geranien und Nelken nicken bejahend dazu, Schwertlilien erheben stolz und auferstehungsverkündend ihre Häupter; Thuja und Eiche sind im Umkreis die Wächter, daß der Frieden ja nicht gestört werde. — So die Hügel der Bayern.

„Auf die Massengräber der Franzosen haben die Nonnen weiße Lilien gepflanzt und blutrote Rosen, Trauereschen und Lebensbäume. Sie verteilen ihre Totengräberpflicht gerecht zu gleichen Teilen, für Freund und Feind."

Ist es bei Jurinek die Sprache des Dichters, die uns ergreift, so wirkt ein anderes Buch durch seine Bilder: „Heldengräber in Süd-Belgien. In Wort und Bild geschildert auf Veranlassung des Kaiserlichen Militär-Gouvernements der Provinz Luxemburg." (Quer-4° [142] mit 250 Abbildungen, 7 Kartenskizzen und 2 Verzeichnissen der Regimenter und der Gefallenen. Arel [Arlon] 1915, *M* 4.—). Aus dem weiten, einsamen Feld, aus dunklem Waldesgrund, vom stillen Garten her grüßen die einfachen, weiß gestrichenen Holzkreuze gleich ewigen Lichtlein, die die Ruhestätte eines gefallenen Helden anzeigen. Hier und da ein größeres Steinmal oder ein Soldatenfriedhof. Überall die Spuren treuer Kameradensorge, das Walten liebender Hände, auch für den toten Feind.

II. Richtlinien für die Heimat.

Den allerorts sich regenden Eifer um würdige Kriegerehrung in die rechten Bahnen zu leiten, mußte notwendigerweise auch eine dringende Sorge der heimatlichen Behörden sein. Bayern besitzt schon aus dem Jahre 1857 eine Mini-

sterialverfügung, wodurch die Aufstellung von Denkmälern und Gedenktafeln von der Genehmigung der staatlichen Aufsichtsbehörde abhängig gemacht wird. Der große Krieg mit seinen neuen Aufgaben forderte auch neue Richtlinien. So veröffentlichte beispielsweise das königlich bayerische Staatsministerium des Innern am 1. September 1915 eine Entschließung über die Nagelung von Kriegswahrzeichen, am 26. Mai 1916 eine solche über Kriegsandenken.

Die bedeutsamste Tat war wohl die Gründung von Landesberatungsstellen für Kriegerehrung. Sie setzen sich zusammen aus den anerkanntesten Künstlern des Landes und ersten Persönlichkeiten der Militärverwaltung. Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg und Hessen besitzen bereits solche Landesberatungsstellen; weitere sollen noch folgen. Für Preußen werden der Hauptstelle provinzielle Untergruppen angegliedert werden. Eine Versammlung von etwa dreißig Vertretern aller bisher geschaffenen Landesberatungsstellen, die am 8. und 9. Mai 1916 im Kopiersaale des Nationalmuseums zu München stattfand, erkannte als ihre Hauptaufgabe, Einheitlichkeit und Gemeinsamkeit in die Heldenehrung zu bringen, und sprach einmütig den Wunsch aus, es möge in Zukunft jede geplante Kriegerehrung erst die Landesberatungsstelle durchlaufen (vgl. den Bericht in der München-Augsburger Abendzeitung, Nr. 256, 11. Mai 1916, Mittagblatt).

In engem Anschluß an die Veranstaltungen der Behörden wirkt der schon seit Jahren tätige Deutsche Bund Heimatschutz (Geschäftsstelle Berlin W 10, Matthäikirchstr. 17) mit den ihm angeschlossenen Landesverbänden. Es ist ein schönes Bild, wie im ganzen deutschen Vaterlande, von Ostpreußen bis zum Rheinland, von Schleswig-Holstein bis nach Bayern, Salzburg und Steiermark, ein edler Wetteifer herrscht, nur Gutes, Echtes, wahrhaft Deutsches und Großes für unsere Krieger erstehen zu lassen. Wohltuend wirkt die Einmütigkeit der Grundsätze in den von den einzelnen Heimatschutz-Vereinen herausgegebenen Merkblättern und Richtlinien. Schon in der äußeren Fassung vieler weht etwas von dem markigen, knappen Stil unserer amtlichen Kriegsberichte. Und mitten zwischen die Regeln und Richtlinien ergießt sich oft in starken, tiefen Worten der heiße Dank gegen die Brüder, die ihr Leben für uns ließen.

Den Inhalt der „Richtlinien" mögen einige kurze Proben, aus den verschiedensten Gauen Deutschlands gewählt, veranschaulichen.

In dem reich ausgestatteten ersten Heft des 11. Jahrgangs der Zeitschrift „Heimatschutz" mahnt Dr. R. Bernoulli: „Die Sucht, jede große Tat durch eine ebenso bedeutende Denkmalssetzung zu ehren, geht weit über das hinaus, was gut und wünschbar ist. Das Bestreben, jedem verstorbenen Anverwandten oder Freund einen Grabstein zu setzen, der zugleich von seiner Bedeutung Zeugnis ablegen soll, ist nur in bestimmten Grenzen möglich, ohne zur Ruhmredigkeit des Toten zu werden. Ist nicht das herrlichste Denkmal einer Tat ihr voller Erfolg, das schönste Zeugnis für ein wohl angewandtes Leben die hinterlassenen Werke? Es heißt aber wohl überlegen, ob man gut tut, überhaupt jetzt schon der Frage näherzutreten, wie man den gefallenen Kriegern eine dauernde Ehrung angedeihen läßt . . .

„... Es gibt immer wohlmeinende Leute, die glauben, daß diese einfachen Soldatengräber nicht stattlich genug sind. Wenn sie unter der Zahl der Gefallenen einen Angehörigen besitzen, lassen sie sich von ihrem Gefühl betören, daß sie diesem Einen einen besonderen Grabstein anfertigen lassen oder seinen Leib ausgraben lassen, den Toten von seinen im Tode verbundenen Kameraden trennen und in der Heimaterde beisetzen lassen. Wie gut versteht man die, welche so handeln; und doch, wie unrecht handeln sie!

„Es gibt für den gefallenen Helden keinen höheren Ruhmestitel, als daß er in Erfüllung seiner Pflicht sein Leben ließ. Pflichterfüllung ist das Höchste, und darin sind alle gleich. Warum denn nach dem Tode eine Ungleichheit herauskehren? ... Darum fort mit allen Sonderrechten und Privatbestreben! Als Kameraden sind sie gefallen, als gleich geliebte Kinder des Vaterlandes sollen sie ihre letzte ehrenvolle Ruhestatt finden. Sie starben im Soldatenkleide, schlicht und würdig. So sollen auch ihre Grabmäler sein."

Ähnliche Gedanken und Mahnungen bringt auch die vom „Deutschen Bund Heimatschutz" bearbeitete Flugschrift: „Kriegergräber und Denkmäler. Unsere Wünsche und Pflichten." (gr. 8° [32] München o. J., Georg D. W. Callwey.)

In einem stimmungsvoll geschriebenen Merkblatt „Ehret die Krieger", das die Westfälische Bauberatungsstelle (Münster i. W., Bispinghof 3) im November 1915 herausgab, finden sich folgende gute Vorschläge für Gedenkzeichen: „Wie traut könnte z. B. als Kriegsgedenkzeichen ein Brunnen, inmitten des Ortes, von hohen Bäumen beschattet, wirken, wo das fließende Wasser, dessen Murmeln von jeher das deutsche Gemüt zum Sinnen und Dichten anregte, wieder die alte Bedeutung gewinnt als Sinnbild quellender Kraft ...

„Die Figuren der deutschen Sagen und Märchen, des Volksliedes und der christlichen Legende sind dem deutschen Volke so altvertraut, daß man auch für das eigentliche Kriegerdenkmal nicht auf sie verzichten sollte. Sind doch alle diese Sagen im Grunde nichts weiter als ein Lied vom Kampf gegen eine Welt von Hinterlist und Trug. Solche Verkörperung des Volksempfindens würde unseres Erachtens die heutige Stimmung weit besser wiedergeben als irgend ein Kriegerdenkmal ..., wie wir es vielfach von 1870 her etwa in Form des sterbenden Kriegers haben. ...

„Auch die früher vielfach übliche Aufstellung der Figuren von Schutzherrn und -heiligen auf den Brücken könnte in Verbindung mit dem Kriegsgedenkzeichen neuerdings wieder Anwendung finden. ..."

Das vom Landesverein Sächsischer Heimatschutz (Dresden-A., Schießgasse 24) veröffentlichte, von Bauamtmann Kurt Hager bearbeitete Merkblatt bemerkt an erster Stelle: „Weitgehende, verständige Fürsorge ist das Nächstliegende. Nicht Steine statt Brot!" Die für geplante Kriegerdenkmäler notwendigen beträchtlichen Geldmittel sollen vor allen Dingen für die Erfüllung der dem Vaterlande obliegenden Pflichten gegenüber den Kriegsbeschädigten und den Hinterbliebenen der Gefallenen bereitgestellt werden. — Wenn aber einmal

die Zeit gekommen sein wird, wo wir von Denkmälern reden dürfen, da wird die erste Forderung lauten: Nicht billige Fabrikate, sondern das selbsterlebte, persönlich gefühlte Werk des Künstlers! „Nur so wird es möglich sein, gleichmachenden Schematismus zu vermeiden, Persönliches an die Stelle des Charakterlosen, Edles an die Stelle von Oberflächlichem zu setzen."

Sehr eingehend und auf alle Verhältnisse Rücksicht nehmend sind die „Richtlinien für die Erstellung von Kriegserinnerungszeichen", die der württembergische Landesausschuß für Natur- und Heimatschutz in den „Blättern des Schwäbischen Albvereins" (28. Jahrgang, Nr. 3) veröffentlichte. Auch hier die dringende Mahnung, die Sorge für die Kriegsbeschädigten und die Hinterbliebenen der Gefallenen allen Denkmalsplänen vorangehen zu lassen. „Kein äußeres Gedächtnismal ist so wichtig wie die Erfüllung dieser Pflicht. Und sie ist nicht nur die dringendste, sondern zugleich auch die allerwürdigste und ehrendste Form, in der wir unsere Dankbarkeit beweisen und das Andenken an den Krieg und seine Opfer festhalten können." — Die in 66 kurze Regeln zusammengefaßten Leitgedanken verraten den feinsinnigen Künstler und den erfahrenen Praktiker. Manche neue, eigenartige Anregung wird gegeben. So wenn der Verfasser vorschlägt, unter Umständen auch schon vorhandene, ältere, würdige Gebäude, wie alte Klöster, Schlösser, für den Denkmalszweck in Aussicht zu nehmen, oder alte, aufgelassene Friedhöfe zur Gedächtnisstätte zu machen.

Das k. k. Landeskonservatoren-Amt für das Herzogtum Salzburg wandte sich im Februar 1915 mit einem kurzen, flammenden Aufruf an die Bevölkerung: „... Würdig und schlicht, ernst und erhaben soll dieses Zeichen [das wir setzen] uns an unsere Dankbarkeitspflicht gemahnen. Auch das kleinste Zeichen sei echt und gediegen, keiner Augenblicksstimmung entsprungen und nicht von kalter Nüchternheit des Alltags gezeugt. Aus dem Holze unserer knorrigen Eichen, unserer hochragenden Tannen, einfach und schlicht sei dieses Denkzeichen mit würdiger Zier in ernstem Farbenschmuck; aus unserer Berge Erz geschmiedet, von heimischer Schmiedekunst gefertigt, sei es ein ehernes Mahnwort; aus dem Fels unserer heimischen Berge sei das Mal, das wir ihnen errichten wollen. Aus unserer Heimat sei der Stoff, mit dem wir unsere Helden ehren; unsere Arbeit sei es, mit der wir diese Denkzeichen schaffen. Denn so ehrt ein Volk seine Söhne."

In der Monatsschrift „Bayerischer Heimatschutz" hat der hochverdiente Baurat Dr. Hans Gräßel schon im November 1914 (Jahrgang 12, Heft 11/12) das Wort ergriffen und die Grundsätze, die bei der Schöpfung des Münchener Ehrenfriedhofes maßgebend waren, in Wort und Bild dargelegt. Das gleiche Heft brachte auf mehreren zum Teil farbigen Tafeln Vorschläge der Münchener Bauberatungsstelle für Kriegergedenktafeln.

Noch reicher und umfassender gestaltete sich eine Veröffentlichung über Nagelung von Kriegswahrzeichen (Bayer. Heimatschutz, Jahrgang 13, Heft 5 bis 8). Sie bietet auf 60 großen Tafeln eine reiche Auswahl künstlerischer Entwürfe von Professor Becker-Gundahl, Architekt Aug. Blößner, Baurat Dr. Hans

Gräffel, Professor Adolf Hengeler, Professor Herm. Stockmann und Regierungsbaumeister A. Müller. Mit Absicht sind vorwiegend die Verhältnisse kleinerer Gemeinden berücksichtigt. Die wechselreichen und kunstvollen Formen zeigen, wie mit einfachen Mitteln sehr Schönes geleistet werden kann, wenn nur ein wirklicher Künstler das Gedenkzeichen der Umgebung entsprechend zu bilden weiß.

In einem Aufsatz „Über Kriegerehrungen", der soeben in der gleichen Zeitschrift erscheint, lenkt Dr. Gräffel die Aufmerksamkeit auf eine bisher noch wenig erörterte Frage. Er sagt: „Es genügt nicht, nur die guten Ratschläge und die Künstler zur Verfügung zu haben; auf diejenigen, welche die Sache in die Hand zu nehmen, welche die künstlerischen Arbeiten zu veranlassen und zu bestellen haben, auf diese kommt es wesentlich mit an, und damit diese das Rechte tun, ist in erster Linie die möglichst allgemeine Aufklärung notwendig."

Eine solche Aufklärung wird nach der Überzeugung des Verfassers am besten dadurch erreicht, daß in den Städten und Märkten des Landes belehrende Vorträge gehalten werden, verbunden mit kleinen Ausstellungen einschlägiger Vorbilder ebenso wie nicht vorbildlicher Beispiele. Dadurch kommen die Ausführenden in die erwünschte Berührung mit den Auftraggebern. Erfreulich waren die Ergebnisse, die ein derartiges „Hinausziehen aufs Land" in Bayern schon vor Jahren erzielte, als der Münchener Verein für Volkskunst und Volkskunde sich die Hebung der heimischen Bauweise und des heimischen Handwerks zum Ziele gesetzt hatte.

Um auch seinerseits mit einem Beispiel aus der Praxis anregend zu wirken, gibt Dr. Gräffel an Hand von sieben Abbildungen eine Beschreibung des Münchener Ehrenfriedhofes, der nach jeder Richtung hin vorbildlich genannt werden kann.

Der Schlesische Bund für Heimatschutz stellt sich an die Seite der andern deutschen Verbände durch seine fünfte, von Architekt Effenberger und dem königlichen Gartenbaudirektor Erbe verfaßte Flugschrift: „Anlage und Pflege der Friedhöfe" (gr. 8° [46] mit 40 Abbildungen und einem Anhange mit 36 Tafeln. Breslau o. J., Selbstverlag des Schlesischen Bundes für Heimatschutz. *M* 0.80). Mit Recht sehen die Verfasser das Grundheilmittel für alle Friedhofsunkultur in der Rückkehr zur Einfachheit und Religiosität. „Was uns beim Vergleich alter Friedhöfe mit unsern heutigen Anlagen zuerst auffällt, ist, daß dort ein gesunder, einfacher Sinn erfrischend natürliche Schöpfungen hervorbrachte, wogegen unsere bewußt oder geschäftsmäßig Kunstschaffen wollende Zeit gekünstelte Werke hervorbrachte. Was dort naive Schönheit wurde, ist hier gefallsüchtiger Putz geworden. . . . Was uns aber ferner auffällt, ist, daß der starke Charakter der alten Friedhöfe den unsrigen nicht mehr eigentümlich ist; es fehlt diesen die religiöse Weihe, wie auch der den alten Friedhöfen eigentümliche konfessionelle Ausdruck verloren ging. Der genius loci ist überhaupt nicht mehr zu spüren, unsere heutigen Friedhöfe sind alle gleich, ob sie im Rheinland oder in Schlesien liegen.

„Wollen wir den Ausdruck des Friedhofs bessern, so müssen wir vor allem den Geist, der diesen schuf, bekämpfen. Wir müssen Prunksucht und Eitelkeit verbannen, den bescheidenen Sinn und die Natürlichkeit dafür zu verbreiten suchen.

Ganz besonders aber sollten wir uns üben, die Grenzen unseres Könnens zu sehen, wir sollten nie mehr machen wollen, als wozu Mittel und Veranlagung ausreichen" (S. 1).

Das sind goldene Worte, und jeder, der auf die Gestaltung eines Friedhofs berufsmäßig Einfluß auszuüben hat, sollte sie obenan in sein Merkbuch schreiben. Die Einzelvorschläge der Verfasser entsprechen natürlich den oben aufgestellten Grundsätzen; sie zeigen vielfach eine wohltuende, vielleicht ungewollte Verwandtschaft mit den Gedanken Dr. Gräßels in München, beispielsweise hinsichtlich der Form des Grabhügels und der Gestaltung der Ehrenfriedhöfe. — Wie man auf eine eigenartige, schöne Weise gefallene Krieger ohne steinerne Denkmäler ehren kann, zeigt die Bemerkung: „Ein prinzlicher schlesischer Grundherr ehrt das Andenken seiner gefallenen Förster dadurch, daß er jeweils in dem Forstrevier des Gefallenen einen Baum nach diesem benennt und besonders auszeichnet. Diese Ehrung des Helden ist um so schöner, als mit dem Ort, dem seine Lebensarbeit galt, sein Name nun auf Geschlechter verbunden ist" (S. 18).

Auf breitester Grundlage aufgebaut ist die umfangreiche Schrift von Dr. F. W. Bredt: „Friedhof und Grabmal" (Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz. Lex.-8° [212] mit 180 Abbildungen und Plänen sowie 5 Tafeln. Düsseldorf o. J., L. Schwann. *M* 5.—). Das schön geschriebene und reich ausgestattete Werk ist wohl die beste zusammenfassende Darstellung über Friedhofspflege und Grabmalkunst. Reiche Belesenheit und Ortskenntnis, ruhige Sachlichkeit und ein maßvolles Urteil verbunden mit warmer Liebe zur Heimat und echt christlichem Empfinden machen es zu einem zuverlässigen Führer auf dem ganzen behandelten Gebiete. In den einzelnen Abschnitten: Art und Ort der Totenbestattung, Grabmäler und Gedenkzeichen, geht der Verfasser in ziemlich ausführlicher Weise von der Geschichte aus. Die zahlreichen und gut gewählten Abbildungen, vielfach nach eigenen Aufnahmen des Verfassers gefertigt, sind für sich allein schon eine Geschichte der Friedhofs- und Grabmalkunst im kleinen. Im Gegensatz zu den meisten andern Darstellungen wählt Bredt seine Beispiele aus allen Gauen des deutschen Landes, von Lübeck bis Bozen, wenngleich die Gebiete am Rhein in erster Linie zur Sprache kommen. Auch da, wo der Verfasser, selbst Protestant, auf katholische Dinge zu sprechen kommt, wie beim Allerseelenfest und katholischen Friedhofsgebräuchen, ist sein Empfinden und sein Ausdruck stets voll Takt und vornehmer Rücksicht. — Sehr dankenswert sind die reichen Literaturangaben am Schlusse eines jeden Abschnittes. Dem Kriegergrabmal ist ein eigenes Kapitel mit vielen Abbildungen gewidmet.

* *
*

Neben den größeren, selbständigen Veröffentlichungen geht eine schier unübersehbare Zahl von Aufsätzen in Zeitschriften einher, die alle zur Frage der Kriegerehrung Stellung nehmen. Wir greifen einige davon heraus, soweit sie neue Gedanken und Anregungen bringen.

Auf „Alte deutsche Soldatengräber" weist Dr. P. Kutter in der „Kunstchronik" (1915/16, Nr. 28) hin als auf Vorbilder, die in unserer heutigen

Kunst zu sehr in Vergessenheit geraten sind. Die Grabmalkunst der letzten Jahrzehnte arbeitete zuviel mit weitabliegenden Symbolen, namentlich griechisch-römischen, mit Sarkophagen, Fackeln, Helmen, Urnen, Schlangen, Mohnkapseln, lauter Dinge, die dem Volksempfinden fremd sind. Dem gegenüber stellt der Verfasser den Satz Goethes: „Das beste Monument des Menschen ist der Mensch". Wer die prächtigen lebensgroßen knienden Ritter auf den alten Grabsteinen anschaut, wird wünschen, daß auch unsere Zeit ihr Bild und ihre Helden in ähnlich kraftvoller Weise der Nachwelt hinterlasse.

Den Gedanken des einheitlichen Gedenkzeichens hat die Gewerbehalle in Kassel auch für die in der Heimat verstorbenen Krieger aufgenommen (vgl. „Hessenland", 30. Jahrg., Nr. 1). Wie es ein Ehrenzeichen schlichtester Form für die Lebenden gibt, das Eiserne Kreuz, so möge es auch ein Ehrenzeichen für die Gebliebenen geben. Diesen Gedanken wenigstens für das Hessenland zu verwirklichen war das Ziel eines Preisausschreibens. Ein Entwurf von Minnie Schulz, eine schlanke Stele aus hellem Stein, auf der eine fein durchgebildete eiserne Krone ruht, trug den Sieg davon. Der Stein selbst trägt das Zeichen des Kreuzes und den Spruch: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben."

Dem Brunnen als Kriegsdenkmal widmet der Geschäftsführer des Deutschen Bundes Heimatschutz, Dr. Werner Lindner, einen schönen Aufsatz (Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz, 9. Jahrg., Heft 2, S. 127—138). Mehr, als es in den letzten Jahrzehnten bei ähnlichen Aufgaben geschehen, so hebt er hervor, müsse bei Denkmalsplanungen die städtebauliche Umgebung oder die Landschaft zum Stimmungsträger des gedachten Werkes werden. Die Erinnerungsmale müßten verwachsen sein mit der Umgebung und dem Leben um sie her. „Die alten, geschmückten Brunnen — bei kleinen Städten ein einziger am Marktplatz — nahmen oft als Monument von gedrängtestem Wesen die erste Stelle ein, in ihrer Weise ebenso ausdrucksvoll wie Kirche und Rathaus. Dann waren sie aber auch der ganze Stolz der Stadt." Und welche Vorbedingungen waren nötig, um solche Werke erstehen zu lassen? „Damals blühte überall eine hohe Handwerkskunst mit zünftigen Gebräuchen und langer, sorglich gepflegter Überlieferung, in der sich Geschichte und Zeitleben spiegelten. Darum lag selbst noch über dem letzten und bescheidensten Werk wenigstens ein Hauch erprobter Schönheit, zu dem fast in jedem Fall wieder etwas eigen Erlebtes in kindlicherem oder freierem Ausdruck hinzukam. Heute ist die Formensprache eine ganz andere geworden. Ganz andere Umgebung für das Werk ist meist vorauszusetzen; der Sinn der Bürger ist durch die Anforderungen der Zeit . . . auf viel weitere Kreise gerichtet; es ist uns etwas von dem Beschaulichen, Traulichen von damals vollkommen abhanden gekommen. Und dann ist . . . der heutige Meister ein Künstler, der Stadt, Platz und Straße viel weniger als die ihm ganz vertraute, ganz in sein Leben einbezogene Umgebung kennen kann. Der damalige Handwerker aber trug das Bild des Orts, das den Rahmen für sein Werk abgab, viel inniger in sich" (S. 134).

Einen ebenso schönen wie eigenartigen Vorschlag für ein Kriegserinnerungsmal macht F. Wagner-Poltrock in dem Aufsatz „Erinnerungskirchen" (Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz, Bd. 4, Heft 10, S. 423—426). Der Ort Harthau im Erzgebirge besitzt eine alte, schön gelegene Kirche, die nach Erbauung eines neuen, geräumigen Gotteshauses dem Verfall überlassen wurde. Eine solche Kirche nun, das ist des Verfassers Gedanke, könnte ein würdiges Kriegsdenkmal werden. „Man errichtet so viele neue Denkmäler, oft von zweifelhaftem Wert. Hier gilt es, ein Erinnerungsdenkmal zu erhalten. Den Friedhof kann man, wenn die letzten Gräber verfallen sind, zu einem Gedächtnishain umwandeln und die Kirche zu einem Haus der Erinnerung. Man trägt hier alles zusammen, was von der Geschichte Harthaus Zeugnis ablegt. Alte Urkunden, alte Bilder, vielleicht auch einigen alten Hausrat. Man richtet einen Teil des Gebäudes zur Erinnerung an die Kriege ein, von denen unser Land heimgesucht wurde. . . . So würde ein kleines Heimatmuseum aus der Kirche werden, das noch späteren Geschlechtern viel von Vergangenem zu sagen haben wird."

Der Gedanke, jedem gefallenen Krieger in seiner Heimat eine Eiche zu pflanzen und so Heldenhaine erstehen zu lassen, ist im verflossenen Jahre Gegenstand vielfacher Erörterung gewesen. Der eifrige Vorkämpfer des Planes, Gartenbaudirektor Willy Lange, verzeichnet in einem im Februar 1916 erschienenen „Nachtrag I" zu der Schrift „Deutsche Heldenhaine" eine Reihe weiterer Ergebnisse seiner Arbeit und ist bemüht, falschen Auffassungen entgegenzutreten. Erfreulich ist der kräftig betonte Satz, daß der Heldenhain in keinem Falle zur ewig wiederholten Schablone werden solle. Mehrere vom Verfasser gebotene Beispiele zeigen, in wie mannigfacher Art er sich den Heldenhain verwirklicht denkt. „Eine Stadt hat keinen geeigneten Platz, aber als alte Festung eine ringförmige Promenadenanlage. Also: an geeigneter Stelle der . . . Lindenplatz, mit einigen Eichenringen, und von da ausgehend die übrigen auf dem ‚Ring' (oft ‚Wallanlagen' genannt) verteilt. . . . Oft kann der ‚Anger' (wo häufig schon ein Denkmal steht) die Hauptanlage enthalten und die einzelnen Eichen können längs der Dorfstraße in Beziehung zu ihm gesetzt werden. Der oft schmutzige Dorfteich mit verwahrlostem Ufer, verkrüppelten Baumresten könnte in geordneten Zustand versetzt werden und der Anger — mit der Friedenslinde — wieder werden, was er früher war: der Ehrenplatz der Gemeinde" (S. 12).

Wie etwa der Heldenhain in Süddeutschland mit einem Heckenring gestaltet werden könne, zeigt die beigegebene Zeichnung von Paul Engelhardt. — Mag man über die Ausführbarkeit und Zweckmäßigkeit des Heldenhaingedankens (in der von seinem Urheber geplanten Allgemeinheit) auch verschiedener Ansicht sein, als fruchtbare Anregung ist er auf jeden Fall zu begrüßen.

Mehr als Veranschaulichung, wie das Kriegergedenkzeichen nicht werden soll, möchten wir einen Aufsatz von K. Pfälzer: „Das Kriegergrabmal" („Die Rheinlande", Jahrg. 15, Heft 10, S. 329—336), betrachten. Die dem Aufsatze beigegebenen Abbildungen wollen nach des Verfassers Worten „eine Darstellung dessen sein, was die Wiesbadener Gesellschaft für Grabmalkunst bisher geleistet hat, um

der unerwarteten Aufgabe [des Kriegergrabmals] gerecht zu werden." Mit Recht bemerkt er, daß das Ergebnis „noch kein günstiges" sei. Die fast ausschließlich nach „klassischen" Motiven gearbeiteten Denkmäler wirken in der Tat recht kalt und frostig, und wir stimmen dem Verfasser durchaus darin bei, „daß für unser natürliches Gefühl diese Säulen mit griechischen Kapitälen, diese Speerbündel und Griechenhelme reichlich fremd sind, und daß wir eine Ärmlichkeit darin sehen, wenn wir jetzt für die Grabstätten unserer Krieger nichts anderes als doch eben wieder eine Nachahmung fremder Formen fänden." Merkwürdig lautet aber dann der nächste Satz: „Was sonst das sichere Symbol unserer Grabmäler gibt, das christliche Kreuz, muß von selber zurücktreten, weil jede Kombination mit dem Glauben angesichts dieser in der christlichen Welt ausgebrochenen Katastrophe zuschanden wird" (S. 334). Unser christliches deutsches Volk, die große Mehrzahl unserer Künstler und nicht zuletzt unsere Krieger draußen im Felde haben darüber anders geurteilt.

III. Entwürfe und Vorlagen.

Das Bedürfnis nach guten Vorbildern hat auch im verflossenen Jahr eine Reihe von Heften und Mappen mit Grabmalsentwürfen entstehen lassen. Klein und bescheiden in der äußeren Aufmachung, aber vorzüglich nach seinem Inhalt ist das Heft „Entwürfe zu Grabdenkmalen auf dem Ehrenfriedhof der Stadt Aachen". Heft 1: Holzkreuze. (kl. 8° [4 Seiten und 24 Tafeln mit 48 Bildern] Aachen o. J., La Ruellesche Akzidenzdruckerei. *M* 1.25.) Die von Geheimrat M. Schmid vorangeschickten Grundsätze betonen: „Alles Prunkvolle und Auffällige ist zu vermeiden, schon mit Rücksicht auf die Gräber der ärmeren Kameraden. ... Unbedingt ist danach zu streben, daß, ob mit einfacheren oder reicheren Mitteln, stets ein künstlerisch wertvolles Grabmal geschaffen wird." Die 48 Entwürfe, für eine Höhe von 0,75 bis 1,50 Meter gedacht, sind so behandelt, daß sie zum Preise von 30 bis 50 Mark einschließlich Bemalung von jedem tüchtigen Handwerker ausgeführt werden können.

Aus Süddeutschland bietet der Münchener Architekt Ludwig F. Fuchs zwei Mappen „Kriegergrabsteine und Ehrentafeln" (8° [je 30 Tafeln] München 1915 bzw. 1916, E. Pohls Verlag. In Mappe je *M* 4.—). Mit weiser Beschränkung hat sich der Zeichner an die einfachsten Formen gehalten. Die Bilder zeigen guten künstlerischen Geschmack, doch sind die öfter angewandten klassizistischen Motive (Obelisk, römische Helme und Rüstungen) zu abgenützt. Am besten gelingen dem Künstler jene Gedenkzeichen, die er in die Natur hineinbaut, wie der in die Felswand eingelassene Brunnen auf Tafel 19 der neuen Folge.

Nicht der Werkstatt eines einzelnen Künstlers, sondern dem Geister vieler, verschiedenartiger Meister entstammt das große und reiche Sammelwerk „Ehrenmale. Kriegergrabsteine und Denkmäler". Nach Künstlerentwürfen zusammengestellt von Ludwig F. Fuchs. Sonderausgabe des „Deutschen Steinbildhauers" (gr. 4° [8 Seiten und 37 Tafeln mit 73 Abbildungen] München 1916, Eduard Pohls Verlag. *M* 3.—). „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen." Das war nach den Worten des Herausgebers der Grundgedanke der Sammlung.

Einen ebenso schönen wie eigenartigen Vorschlag für ein Kriegserinnerungsmal macht F. Wagner-Poltrock in dem Aufsatz „Erinnerungskirchen" (Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz, Bd. 4, Heft 10, S. 423—426). Der Ort Harthau im Erzgebirge besitzt eine alte, schön gelegene Kirche, die nach Erbauung eines neuen, geräumigen Gotteshauses dem Verfall überlassen wurde. Eine solche Kirche nun, das ist des Verfassers Gedanke, könnte ein würdiges Kriegsdenkmal werden. „Man errichtet so viele neue Denkmäler, oft von zweifelhaftem Wert. Hier gilt es, ein Erinnerungsdenkmal zu erhalten. Den Friedhof kann man, wenn die letzten Gräber verfallen sind, zu einem Gedächtnishain umwandeln und die Kirche zu einem Haus der Erinnerung. Man trägt hier alles zusammen, was von der Geschichte Harthaus Zeugnis ablegt. Alte Urkunden, alte Bilder, vielleicht auch einigen alten Hausrat. Man richtet einen Teil des Gebäudes zur Erinnerung an die Kriege ein, von denen unser Land heimgesucht wurde. ... So würde ein kleines Heimatmuseum aus der Kirche werden, das noch späteren Geschlechtern viel von Vergangenem zu sagen haben wird."

Der Gedanke, jedem gefallenen Krieger in seiner Heimat eine Eiche zu pflanzen und so Heldenhaine erstehen zu lassen, ist im verflossenen Jahre Gegenstand vielfacher Erörterung gewesen. Der eifrige Vorkämpfer des Planes, Gartenbaudirektor Willy Lange, verzeichnet in einem im Februar 1916 erschienenen „Nachtrag I" zu der Schrift „Deutsche Heldenhaine" eine Reihe weiterer Ergebnisse seiner Arbeit und ist bemüht, falschen Auffassungen entgegenzutreten. Erfreulich ist der kräftig betonte Satz, daß der Heldenhain in keinem Falle zur ewig wiederholten Schablone werden solle. Mehrere vom Verfasser gebotene Beispiele zeigen, in wie mannigfacher Art er sich den Heldenhain verwirklicht denkt. „Eine Stadt hat keinen geeigneten Platz, aber als alte Festung eine ringförmige Promenadenanlage. Also: an geeigneter Stelle der ... Lindenplatz, mit einigen Eichenringen, und von da ausgehend die übrigen auf dem ‚Ring' (oft ‚Wallanlagen' genannt) verteilt. ... Oft kann der ‚Anger' (wo häufig schon ein Denkmal steht) die Hauptanlage enthalten und die einzelnen Eichen können längs der Dorfstraße in Beziehung zu ihm gesetzt werden. Der oft schmutzige Dorfteich mit verwahrlostem Ufer, verkrüppelten Baumresten könnte in geordneten Zustand versetzt werden und der Anger — mit der Friedenslinde — wieder werden, was er früher war: der Ehrenplatz der Gemeinde" (S. 12).

Wie etwa der Heldenhain in Süddeutschland mit einem Heckenring gestaltet werden könne, zeigt die beigegebene Zeichnung von Paul Engelhardt. — Mag man über die Ausführbarkeit und Zweckmäßigkeit des Heldenhaingedankens (in der von seinem Urheber geplanten Allgemeinheit) auch verschiedener Ansicht sein, als fruchtbare Anregung ist er auf jeden Fall zu begrüßen.

Mehr als Veranschaulichung, wie das Kriegergedenkzeichen nicht werden soll, möchten wir einen Aufsatz von K. Pfälzer: „Das Kriegergrabmal" („Die Rheinlande", Jahrg. 15, Heft 10, S. 329—336), betrachten. Die dem Aufsatze beigegebenen Abbildungen wollen nach des Verfassers Worten „eine Darstellung dessen sein, was die Wiesbadener Gesellschaft für Grabmalkunst bisher geleistet hat, um

der unerwarteten Aufgabe [des Kriegergrabmals] gerecht zu werden." Mit Recht bemerkt er, daß das Ergebnis „noch kein günstiges" sei. Die fast ausschließlich nach „klassischen" Motiven gearbeiteten Denkmäler wirken in der Tat recht kalt und frostig, und wir stimmen dem Verfasser durchaus darin bei, „daß für unser natürliches Gefühl diese Säulen mit griechischen Kapitälen, diese Speerbündel und Griechenhelme reichlich fremd sind, und daß wir eine Ärmlichkeit darin sehen, wenn wir jetzt für die Grabstätten unserer Krieger nichts anderes als doch eben wieder eine Nachahmung fremder Formen fänden." Merkwürdig lautet aber dann der nächste Satz: „Was sonst das sichere Symbol unserer Grabmäler gibt, das christliche Kreuz, muß von selber zurücktreten, weil jede Kombination mit dem Glauben angesichts dieser in der christlichen Welt ausgebrochenen Katastrophe zuschanden wird" (S. 334). Unser christliches deutsches Volk, die große Mehrzahl unserer Künstler und nicht zuletzt unsere Krieger draußen im Felde haben darüber anders geurteilt.

III. Entwürfe und Vorlagen.

Das Bedürfnis nach guten Vorbildern hat auch im verflossenen Jahr eine Reihe von Heften und Mappen mit Grabmalsentwürfen entstehen lassen. Klein und bescheiden in der äußeren Aufmachung, aber vorzüglich nach seinem Inhalt ist das Heft „Entwürfe zu Grabdenkmalen auf dem Ehrenfriedhof der Stadt Aachen". Heft 1: Holzkreuze. (kl. 8° [4 Seiten und 24 Tafeln mit 48 Bildern] Aachen o. J., La Ruellesche Akzidenzdruckerei. *M* 1.25.) Die von Geheimrat M. Schmid vorangeschickten Grundsätze betonen: „Alles Prunkvolle und Auffällige ist zu vermeiden, schon mit Rücksicht auf die Gräber der ärmeren Kameraden. . . . Unbedingt ist danach zu streben, daß, ob mit einfacheren oder reicheren Mitteln, stets ein künstlerisch wertvolles Grabmal geschaffen wird." Die 48 Entwürfe, für eine Höhe von 0,75 bis 1,50 Meter gedacht, sind so behandelt, daß sie zum Preise von 30 bis 50 Mark einschließlich Bemalung von jedem tüchtigen Handwerker ausgeführt werden können.

Aus Süddeutschland bietet der Münchener Architekt Ludwig F. Fuchs zwei Mappen „Kriegergrabsteine und Ehrentafeln" (8° [je 30 Tafeln] München 1915 bzw. 1916, E. Pohls Verlag. In Mappe je *M* 4.—). Mit weiser Beschränkung hat sich der Zeichner an die einfachsten Formen gehalten. Die Bilder zeigen guten künstlerischen Geschmack, doch sind die öfter angewandten klassizistischen Motive (Obelisk, römische Helme und Rüstungen) zu abgenützt. Am besten gelingen dem Künstler jene Gedenkzeichen, die er in die Natur hineinbaut, wie der in die Felswand eingelassene Brunnen auf Tafel 19 der neuen Folge.

Nicht der Werkstatt eines einzelnen Künstlers, sondern dem Geister vieler, verschiedenartiger Meister entstammt das große und reiche Sammelwerk „Ehrenmale. Kriegergrabsteine und Denkmäler". Nach Künstlerentwürfen zusammengestellt von Ludwig F. Fuchs. Sonderausgabe des „Deutschen Steinbildhauers" (gr. 4° [8 Seiten und 37 Tafeln mit 73 Abbildungen] München 1916, Eduard Pohls Verlag. *M* 3.—). „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen." Das war nach den Worten des Herausgebers der Grundgedanke der Sammlung.

Besprechungen.

Katholische Kirche.

Kirchliches Handbuch für das katholische Deutschland. Nebst Mitteilungen der amtlichen Zentralstelle für kirchliche Statistik. In Verbindung mit Domvikar P. Weber, Professor Dr. N. Hilling, Generalvikar Professor Dr. J. Selbst, Dr. jur. R. Brüning, Generalsekretär J. Weydmann und Direktor H. O. Eitner herausgegeben von H. A. Krose S. J. Fünfter Band: 1914—1916. gr. 8° (XX u. 522) Freiburg 1916, Herder. Geb. in Leinw. *M* 8.—

Auf das „Kirchliche Handbuch" wurde in dieser Zeitschrift wiederholt hingewiesen. Die einzelnen Bände unterscheiden sich trotz des im wesentlichen gleichen Aufbaues so sehr voneinander, daß jeder Band eine selbständige, von den vorhergehenden unabhängige Darstellung der katholischen Kirche Deutschlands und ihrer Betätigung bietet. Ganz besonders gilt das von dem vorliegenden fünften Bande. Mit ihm beginnt, wie im Vorwort hervorgehoben ist, eine neue Phase der Entwicklung für das Handbuch. War es bisher schon in zahlreichen Diözesen durch oberhirtliche Empfehlung und durch die Erlaubnis der Anschaffung auf Kosten der Kirchenkasse ausgezeichnet, so hat es nunmehr durch die hinzugekommene neunte Abteilung: „Mitteilungen der amtlichen Zentralstelle für kirchliche Statistik", zum Teil amtlichen Charakter erhalten.

Diese Mitteilungen geben in Tabellenform für sämtliche Diözesen Deutschlands und innerhalb der Diözesen für sämtliche Dekanate in 30 Spalten Aufschluß über die Zahl der Seelsorgsbezirke, Kirchen und Kapellen, der Seelsorgsgeistlichen und sonstigen Weltgeistlichen, der katholischen und akatholischen Bevölkerung, der rein katholischen und gemischten Eheschließungen und kirchlichen Trauungen, der Taufen von Kindern aus rein katholischen und gemischten Ehen und von unehelichen Kindern katholischer Mütter, der Sterbefälle und kirchlichen Beerdigungen, der Oster- und Andachtskommunionen. Eine zweite Tabelle gibt ebenfalls für sämtliche Diözesen und Dekanate in 23 Spalten die Zahl der Ordensniederlassungen und Ordenspersonen an, letztere mit Hervorhebung der Haupttätigkeit und mit Unterscheidung in Priester, Scholastiker, Laienbrüder und Novizen bei den männlichen und von Ordensschwestern und Novizinnen bei den weiblichen Genossenschaften. Es ist also ein überaus reichhaltiges und wertvolles statistisches Material, das hier zum erstenmal der Öffentlichkeit übergeben wird.

Die übrigen acht Abteilungen des Handbuches (Organisation der Gesamtkirche und der katholischen Kirche Deutschlands, kirchliche Gesetzgebung und Recht-

sprechung, kirchliche Zeitlage, Konfessionsstatistik und kirchliche Statistik, Konfession und Unterrichtswesen, Heidenmission und karitativ-soziale Tätigkeit der Katholiken Deutschlands) haben zum Teil auch beträchtliche Umgestaltungen und Erweiterungen erfahren. Namentlich gilt das von der Abteilung über Unterrichtswesen, die eine sehr eingehende Abhandlung über das höhere Mädchenschulwesen mit viel noch unveröffentlichtem Material enthält; von der Abteilung über Heidenmission, die eine Gesamtstatistik sämtlicher katholischen Missionen bietet, und von der Abteilung über kirchliche Statistik. In letzterer mußten die üblichen Kapitel über kirchliche Handlungen und über die Kandidaten des Priesteramtes der Umstände wegen ausfallen. Dafür wurden zwei Kapitel über Konfession und Muttersprache und über die Konfession der öffentlichen Beamten neu eingefügt. Sehr eingehend ist in dieser Abteilung auch die Frage des Geburtenrückganges nach ihrer bevölkerungspolitischen und ethischen Seite behandelt.

Das „Kirchliche Handbuch" soll nach seinem Programm ein Nachschlagewerk sein, in dem alle, die sich über die katholische Kirche Deutschlands, ihren Bestand, ihre Organisation, ihre rechtlichen Verhältnisse und ihre Lebensäußerungen unterrichten wollen, zuverlässigen und umfassenden Aufschluß finden. Diesem Ziel dürfte das Handbuch durch die neue Erweiterung wieder um einen bedeutenden Schritt näher gekommen sein. Die Verbindung mit den Veröffentlichungen der amtlichen Zentralstelle für kirchliche Statistik macht ihm zudem von jetzt ab jährliches Erscheinen zur Pflicht, so daß den Benutzern des Handbuchs stets die neuesten Angaben über die katholische Kirche Deutschlands zur Verfügung stehen werden.

Hermann A. Krose S. J.

Vom inneren Frieden des deutschen Volkes. Ein Buch gegenseitigen Verstehens und Vertrauens. Herausgegeben von Friedrich Thimme. 8° (574) Leipzig 1916, Hirzel. *M* 5.—; geb. *M* 7.—

Vierzig Verfasser sind an diesem Buche von mäßigem Umfang mit ebensovielen Beiträgen beteiligt. Den Zweck stellt der Herausgeber Dr. Friedrich Thimme, Direktor der Bibliothek des preußischen Herrenhauses in Berlin, mit den Worten dar: „Gegenseitiges Verstehen und Vertrauen, gegenseitiges williges Entgegenkommen bei aller aufrechten Wahrung des eigenen Standpunktes: wenn diese Richtlinie von dem ganzen deutschen Volke zu der seinen erhoben wird, dann steht es heute und immer gut um den inneren Frieden und um die Einheit unseres Volkes, dann dürfen wir sicher sein, daß uns die Zukunft, große und strahlende Zukunft gehört." In dieser Absicht haben sich „Persönlichkeiten aus entgegengesetzten Lagern: Protestanten und Katholiken, Positive, Liberale und Freireligiöse, Konservative und Demokraten, Vertreter der verschiedenen Volksstämme, Klassen und Berufe zusammengefunden, um sich über all die großen Gegensätze, die unser Volk trennen, die Gegensätze der Weltanschauungen, der Konfessionen und kirchlichen Parteien, der Nationalitäten und Berufsstände, der politischen Parteien in voller Offenheit, Freimütigkeit und Unbefangenheit auszusprechen" (Vorwort).

Daß gerade ein so unfriedlicher Name wie Gottfried Traub die „Einleitung" unterzeichnet, wird einige unangenehm berühren. In der Tat ist auch dieser erste Beitrag: „Was not tut", weder klar noch bedeutend. Das soll uns aber nicht abhalten, ohne Vorurteil an den eigentlichen Inhalt des Buches heranzutreten.

Dieser Inhalt besteht aus fünf Hauptabschnitten, die benannt sind: I. Friede unter den Weltanschauungen, II. Friede unter den Konfessionen und kirchlichen Parteien, III. Friede unter den Klassen und Berufsständen, IV. Friede unter den politischen Parteien, V. Friede unter den Nationalitäten. Es folgt noch ein Schlußwort vom Herausgeber über „gegenseitiges Verstehen und Vertrauen".

Der umfangreichste Abschnitt ist der mittlere (III). In diesem handelt Staatssekretär a. D. B. Dernburg über Deutschlands wirtschaftliche Zukunft und inneren Ausgleich; Dr. A. Pieper über soziale Verständigung; Dr. H. Heinemann über die Theorie des Klassenkampfes und die praktische Arbeitsgemeinschaft der Klassen; Dr. H. Thiel über Ausgleich zwischen Stadt und Land; Dr. M. Faßbender über Kenntnis und Verständnis unserer Landbevölkerung; Dr. Walther Waldschmidt über Unternehmertum und Arbeiterschaft; Adam Stegerwald über Gleichberechtigung der Arbeiterschaft im neuen Deutschland; Dr. Fritz Roeßler über die Verständigung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer; Max Schippel über Arbeiterorganisation und Unternehmertum; Dr. Gertrud Bäumer über die Frauenfrage im künftigen Deutschland.

Der vierte Abschnitt bringt acht Namen von Vertretern der Konservativen, des Zentrums, der Liberalen, der Sozialdemokraten (D. v. Oertzen, O. v. Dewitz, J. Bachem, Prinz H. v. Schoenaich-Carolath, Fr. Naumann, W. Kolb, W. Heine) und an letzter Stelle einen von der „Partei der Schützengrabenkämpfer" (Dr. Haas, M. d. R). Im fünften Abschnitt besprechen Fürst Drucki-Lubecki und Dr. Paul Rohrbach die polnische Frage; Dr. E. Petri handelt über Elsaß-Lothringen; Pastor J. Schmidt über das Ringen der Nordmark; Dr. H. Cohen über Deutschtum und Judentum.

Es kann an dieser Stelle nicht daran gedacht werden, alle fünf Abteilungen oder gar alle Beiträge derselben zu besprechen. Das könnte nur von einer Mehrzahl von Fachmännern geschehen und würde wieder ein ganzes Buch erfordern. Denn wo so viele ungleiche und bisher oft feindliche Parteien und Anschauungen zu Wort kommen, kann es bei aller Anerkennung des gemeinsamen Zieles nicht ausbleiben, daß der Beurteiler auch oft in bezug auf die Mittel und Wege zu diesem Ziele abweichende Ansichten auszusprechen hat oder gewisse Theorien und Behauptungen als unhaltbar und unrichtig ablehnen muß. Wir möchten darum unsere Beurteilung auf die beiden ersten Abteilungen einschränken, welche unmittelbar auf Theologie und Kirche Bezug nehmen.

Als Vertreter der „Weltanschauungen", die Frieden halten sollen, sind am ersten Abschnitt beteiligt zwei Professoren der deutschen Universitätsphilosophie, Dr. R. Eucken in Jena und Dr. P. Natorp in Marburg, zwei Sozialdemokraten, A. Fendrich und H. Peus, zwei protestantische Geistliche, Pfarrer

G. Liebster und Pastor W. Thimme, und zwei katholische Theologen, Professor A. Rademacher und P. P. Lippert S. J.

Zwischen den Weltanschauungen der hier genannten Vertreter besteht offenbar ein tiefer Unterschied und in manchen Stücken ein feindlicher Gegensatz. Es ist darum mehr als gewagt, wenn Eucken seinem Aufsatz den Titel gibt: „Die Einheit der deutschen Weltanschauung". Selbst unter den Philosophen von Fach war das Einvernehmen seltener als der Unfrieden. Eucken will indes, wenn man näher zusieht, nur sagen, daß allen den verschiedenen Geistesrichtungen unseres Volkes ein gewisser Zug zur Gründlichkeit und Innerlichkeit gemeinsam sei, der dem deutschen Tun und Denken eine Art Familienähnlichkeit aufpräge, der aber auch zu erheblichen Schattenseiten, besonders zu übertriebenem Idealismus und auf der andern Seite zu übertriebenem Realismus der reinen Diesseitigkeit führen könne. So wahr das ist, so genügt es doch kaum, um deswegen von einer einheitlichen Weltanschauung zu reden. Am Schluß begnügt sich denn auch unser Philosoph, zu verlangen, daß trotz aller Gegensätze in den wichtigsten Fragen des Lebens „jede Seite auch der andern ein gewisses Recht zuerkenne" (S. 21). „Das Leben unserer Zeit steckt voller Probleme und Gegensätze, das treibt notwendig Parteien hervor; in keiner Weise können wir wünschen, daß diese verschwinden oder eine geringere Tätigkeit entfalten. Dieses aber können und müssen wir wünschen, daß der Kampf von einer Sorge um die Sache geleitet werde, und daß die Unterordnung unter das gemeinsame Wohl uns ein Ziel gewinnen lasse, dem sich alle besondern Bestrebungen einfügen können" (S. 23).

Ähnliche Gedanken wie Eucken entwickelt auch Natorp. Auch er findet bei den Deutschen einen besondern Typus der Innerlichkeit. Zwar sei bei jedem Menschen das Seelische, das Geistige der Kern und die Wurzel seines Werdens und seiner äußeren Betätigung. Beim Deutschen aber gehe aus der gesteigerten Anlage zur Innerlichkeit ein zwiespältiger Drang einerseits zum Universalismus und anderseits zum Individualismus hervor. Neben dem Bedürfnis, als kosmopolitischer Weltbürger „im Universum des Geistes jeglichen Pfad abzuschreiten und dem in der Tiefe liegenden Logos nachzuspüren", liege in ihm der andere Trieb zum individuellen Erfassen. „Jeder rechte Deutsche sagt zuletzt, wie der Weise von Ephesus: ‚Ich habe mich selbst erforscht'. Jeder ist sich zunächst der einzige, sieht in der Welt, der ganzen Welt von Welten des Geistes seine Welt, strebt von sich aus, aus seiner Innerlichkeit, in ihr sich heimisch, ja zum Herrn zu machen" (S. 30).

Die beiden Anlagen zum Universalismus und zum Individualismus waren schuld, sagt Natorp weiter, daß es bei uns nur spät und nach Durchbrechung großer Schwierigkeiten zu einem starken und geschlossenen Staate und zur Herrschaft einer einheitlichen Staatsgesinnung kam. Gerade das aber sei es, worauf es jetzt ankomme: „Reife des Menschentums in Bürgertum, in reiner Vaterlandstreue. . . . Das heißt uns Freiheit, das echte ‚Persönlichkeit'. Es ist der schlichte Sinn des ‚kategorischen Imperativs'. Dieser einfache Pflichtsinn soll fortan, so hoffen wir, unsern Universalismus bewahren vor dem vornehmen Hinwegsehen über die nächste

dringlichste Pflicht der treuen Sorge um unser Land und Volk, und unsern ‚Individualismus' vor öder Ichsucht und Entfremdung gegen den geringeren Bruder und gegen das, was ‚der ganzen Menschheit zugeteilt ist'. Wir sollen und wollen ja glauben, daß das den andern auch einmal kommen wird. Wir hassen keinen, wir trauen auf Gott, den Gott nicht der Deutschen allein, sondern der Menschheit. Käme es ihnen aber auch nicht, so soll es doch bei uns so sein und immer mehr werden und bleiben. ... Das walte Gott, der Gott der Deutschen und der Menschheit" (S. 37 38).

Es verdient Anerkennung, daß hier einmal von Gott die Rede ist. Denn was kann aller Idealismus, was können alle Vereinigungen von Mystik und Frömmigkeit, Ethik und Pflichtgefühl im harten Kampf des Lebens frommen, wenn die idealen Gedanken und Forderungen nebelhaft in der Luft hängen. Der auf Gründlichkeit angelegte Geist — nicht nur des Deutschen — verlangt für die Anerkennung solcher sein ganzes Leben bestimmender Richtlinien einen befriedigenden, dem unerbittlichen Warum Genüge leistenden Grund. Hier geben wir W. Thimme recht, der in seinem Aufsatz „Evangelisches Christentum und moderne Weltanschauung" sagt, das Christentum müsse den modernen Geist des philosophischen Idealismus immer wieder hinweisen „auf die Fundamente und Quellen des Lebens, die religiös-sittlichen Kräfte, ohne die der kühnste Idealismus weder Tiefe noch Bestand besitzt, ohne die alle Ideen zusammenbrechen und alle Ideale vertrocknen" (S. 83).

Mit den Weltanschauungen, die an den deutschen Universitäten gepflegt wurden und tonangebend waren, ist in der Not der jetzigen Zeit nicht viel Staat zu machen. Die satte Kulturseligkeit, die ihren Schwerpunkt im Diesseits suchte und auf die Gedanken an Gott, Unsterblichkeit, Jenseits mitleidig herabsah, erlebt jetzt eine Feuerprobe, der sie nicht gewachsen ist. Worte des Trostes, des Friedens gehen ihr schwer von den Lippen. Aber wir dürfen hoffen, daß auch hier ein gewisses Umlernen stattfinden wird. Zum wenigsten dürfen wir erwarten, daß nach solchen Worten des Friedens und Vertragens auch an den deutschen Universitäten jene unsachlichen Drangsalierungen der Vertreter einer weniger diesseitigen Weltanschauung, die da und dort zu beklagen waren, einem besseren Geiste weichen.

Eine Vergleichung der beiden Sozialdemokraten, welche über das Verhältnis ihrer Partei zum Christentum reden, bietet viel Lehrreiches und Beachtenswertes. Fendrich aus Freiburg i. Br. und Peus aus Dessau, ein Süddeutscher und ein Norddeutscher, sind zwei ungleiche Brüder. Fendrich hat in seiner ganzen Art etwas Gewinnendes, Freundliches, Gemütliches; bei allem Festhalten an den sozialdemokratischen Parteipunkten trägt er doch ein wirkliches Verständnis für gegnerische Anschauungen und Bestrebungen zur Schau und vermeidet das Verletzende. Mehrfach nimmt er bezug auf Katholisches und auch auf katholische Geistliche. Peus dagegen hat, wo er vom Christentum redet, stets den Protestantismus und seine amtlichen Vertreter im Auge. Seine Sprache hat trotz korrektem Dringen auf ein gewisses Maß von Duldsamkeit für den Gegner doch einen schroffen, selbstbewußten, schneidigen und kalten Ton. Selbst seine Freundlichkeiten klingen zugeknöpft und herablassend.

Fendrich macht kein Hehl daraus, daß seine Genossen zahlreiche Ungeschicklichkeiten und Mißgriffe zu begehen pflegen, und daß die ganze Partei auch in grundsätzlichen Dingen noch allerlei zu lernen habe; aber er weiß die Mängel mit der Jugend der ganzen Bewegung zu entschuldigen. Er scheut sich nicht, zu schreiben:

„Fest steht nur, daß . . . andererseits die Sozialdemokraten es mit ihrem eigenen Parteigrundsatz der Erklärung der Religion zur Privatsache nicht immer ernst nahmen und politische Gegner wegen ihres Glaubens angriffen und verhöhnten. Da höre ich von einem Parteifreund den Zwischenruf: Nein, nicht wegen ihres Glaubens, sondern wegen des Abgrundes zwischen ihrer Lebensführung und ihrem Glauben. Und nicht wegen ihrer Religion, sondern wegen des Mißbrauchs ihrer Religion zu politischen Zwecken. — Gewiß, es hat solche Fälle gegeben, wo auch der größte ethische Takt nicht hindern durfte, einmal ein Prachtexemplar von Eiferer und Verleumder auf das Abbild seines eigenen Lebens zu nageln. Aber das sind immer seltene Fälle gewesen. Und darum möchte ich auf den ersten Zuruf antworten, daß es überhaupt kaum einen Menschen irgend eines religiösen Glaubens gibt, bei dem ein mehr auf das Soll als auf das Haben schauender Moralprediger der Aufklärung nicht ein mehr oder minder starkes Mißverhältnis zwischen Wollen und Vollbringen, zwischen Gesinnung und Tat feststellen könnte. Wir sind ja in der Partei selbst nicht sicher vor dem Wirken solcher Leute.

„Zum zweiten Einwurf aber muß gesagt werden, daß es Mangel an Gerechtigkeitsgefühl verrät, wenn — um eines der häufigsten Beispiele auf diesem Gebiet anzuführen — sozialdemokratische Redakteure einen katholischen Geistlichen etwa deshalb in der Presse bloßstellen, weil er im Beichtstuhl oder auf der Kanzel vor den sozialdemokratischen Zeitungen warnt. Das ist gar kein Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken, sondern sein gutes Recht, ja sogar seine Pflicht aus den allgemeinen und sehr einheitlichen Verordnungen seiner Kirche heraus. Und diese Kirche bezieht eben ihre Lehren auf das gesamte Leben ihrer Angehörigen, ohne die Politik davon auszunehmen, und kümmert sich nicht um eine Partei, die vom gesamten Leben nur die Politik ausnehmen möchte. Wer sich zu ihr bekennt, der weiß das alles und kann sich nicht beklagen . . ." (S. 45).

Auf die Frage, was jetzt zu geschehen habe, antwortet Fendrich:

„Die Sozialdemokratie muß die Ehrfurcht lernen und betätigen vor Dingen, die sich nicht durch den vermeintlich geschickten Handstreich einer Programmforderung erledigen lassen. Sie muß die Erklärung der Religion zur sogenannten belanglosen Privatsache erheben und erhöhen zur Erklärung einer allerhöchsten Privatsache. Das Christentum aber muß die Furcht vor der Ehre der Sozialdemokratie lernen. Die wiegt nicht so leicht, als es sich die uns bisher feindliche Welt des Christentums vorgestellt hat" (S. 53).

Uns scheint Fendrich ein gefährlicherer Gegner zu sein als Peus, aber mit solchen Gegnern wird man sich in ehrenhafter Form auseinandersetzen können und müssen. Wenn die Führer der Sozialdemokraten diesen Geist und Ton zur Richtschnur nehmen — was abzuwarten bleibt —, so ist nicht einzusehen, warum man ihnen bei allem notwendigen Geisteskampf nicht mit derselben Achtung begegnen sollte wie den Vertretern anderer abweichenden Weltanschauungen.

Auch Peus redet der Verträglichkeit und Duldung das Wort, und das besonders aus dem Grunde, weil ihm an „starren Prinzipien" nicht viel liegt.

„Die Zeit der starren Prinzipien ist vorbei. Die Zahl der Sozialdemokraten, die mit Resolutionen zufrieden sind, nimmt ab. Man fordert Arbeitserfolge, denen die Grundsätze zu dienen haben. Die Prinzipientyrannei hat man satt. Das wird auch duldsamer in dem Sinn machen, daß man die andern auch weniger nach ihren Prinzipien als nach der Nützlichkeit ihrer Taten beurteilt. . . . Es wäre überhaupt ungeheuer viel gewonnen, wenn der Sinn für Objektivität, für reine Sachlichkeit aus diesem Kriege gestärkt hervorginge" (S. 67).

Der protestantischen „Landeskirche, oder besser gesagt Staatskirche" steht Peus ganz ablehnend gegenüber. Er fordert Trennung von Staat und Kirche, und als Mittel dazu befürwortet er den Austritt aus der Landeskirche, aber nicht im Namen des Parteiprogrammes. Auch in Zukunft werde die Partei „ihren Programmpunkt der Erklärung der Religion zur Privatsache und der Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken sowie die Forderung der ‚Weltlichkeit der Schule' nicht aufgeben". Erst dann, wenn die Schule konfessions- oder religionslos geworden und die Kirchen zu Privatvereinen umgewandelt sind, ist Peus bereit, auch den religiösen Gemeinden sein Wohlwollen zu schenken.

Gegen diesen selbstsichern und überlegen auftretenden Sozialismus hat der sächsische Pfarrer Georg Liebster in seinem Aufsatz „Evangelisches Christentum und moderner Sozialismus" einen schweren Stand. Aber auch er verzweifelt nicht an einer Versöhnung. Nachdem er seinen Glaubensbrüdern eine kleine Strafpredigt über ihre zu strenge Beurteilung der Sozialdemokraten gehalten hat, wendet er sich diesen zu, um ihnen zu zeigen, daß sie den dialektischen „Entwicklungsgedanken, wie ihn Marx vom Philosophen Hegel übernahm", ganz gut mit dem Christentum vereinigen können, ohne daß sie in Widerspruch mit ihren Grundprinzipien geraten.

„Hegel und die meisten seiner Anhänger waren evangelische Christen, und auch heute lebt das Christentum des sog. deutschen Idealismus, wirklich dialektisches Christentum. Kein Mensch kann den Sozialisten zumuten, daß sie eine fertige Religion einfach übernehmen. Sie werden die christliche Gedankenwelt umgießen und ihren eigenen Denkformen anpassen. Warum auch nicht? . . . Der Protestantismus gewährt hierzu vollste Freiheit; er kann eine solche Entwicklung nur gutheißen, er ist Gewissensreligion. Luther paßt mit seinen patriarchalischen Ansichten gewiß nicht in das moderne politische Leben, am wenigsten in die Sozialdemokratie, aber das Verdienst bleibt ihm für alle Zeiten, daß er seine Glaubenswelt aus sich heraus geschaffen hat. Damit ist ein für allemal für selbständige Innerlichkeit ein Freibrief ausgestellt, und keine Kirchen- oder Staatsbehörde vermag daran etwas zu ändern" (S. 61).

Eine Kritik dieses Vorschlages müssen wir uns hier versagen. Man darf wohl zweifeln, ob viele Genossen der Einladung folgen werden.

„Evangelisches Christentum und moderne Weltanschauung" sucht Pastor W. Thimme miteinander zu versöhnen. Er gibt zu, daß ein Ausgleich zwischen

den beiden noch nicht hergestellt ist. Unter moderner Weltanschauung versteht er ungefähr das, was Eucken deutsche Weltanschauung, andere moderne Wissenschaft nennen, die verschiedenen Systeme der naturwissenschaftlich, kritisch und positivistisch gerichteten Denkart, die von aller geoffenbarten Religion absieht.

Auch der Protestantismus stellte sich, wie Thimme berichtet, anfangs in strengen Gegensatz zu dieser Art Wissenschaft. Aber „die moderne Weltanschauung erwies sich als unbesiegbar. Das evangelische Christentum begann ihr, sei es willig, sei es widerwillig, Zugeständnisse zu machen. Es war sein Vorzug, daß es das konnte, ohne sich selbst zu verlieren" (S. 78).

Nun erwähnt er kurz die verschiedenen Versuche, beide Richtungen zu versöhnen. Die Vernunftreligion der Aufklärung, die Trennung in eine Welt der Erscheinung und der metaphysischen Wesenheit, wie der Positivismus sie vornimmt, und ähnliche Auswege haben bis jetzt nicht zum Ziel geführt. Und doch muß eine Lösung versucht werden; denn „das evangelische Christentum besitzt nicht, wie die katholische Kirche, eine Organisation von so turmhafter Festigkeit und solch eingewurzelte Macht über die Gemüter, daß es den Gegensatz der modernen Weltanschauung gelassen ertragen könnte. Seine Einheitlichkeit ist so gering, es hat dem Freiheitsgedanken der Gewissens- und Forschungsfreiheit seinem Grundprinzip gemäß nun einmal so breiten Raum gewährt — es ist das zugleich seine Schwäche und sein Stolz —, daß ihm die fortdauernde Gegnerschaft des modernen Geistes tödlich werden müßte" (S. 79).

„Evangelisches Christentum und moderne Weltanschauung sind uneinheitliche, unfertige, noch nicht zur klaren Erfassung ihrer selbst gelangte Größen. Die Gegenwart mit ihren Erschütterungen, Segnungen, Enttäuschungen und unendlich schweren Aufgaben wird beiden neue Offenbarungen, Erkenntnisse und Anregungen geben." Der Ausgang, meint er, werde davon abhängen, „ob die christliche Religion, und zwar in erster Linie das evangelische Christentum, und die moderne Weltanschauung, anstatt sich aneinander zu zerreiben, sich miteinander verständigen" (S. 86).

Die Aussicht ist also hier einstweilen dunkel.

Der Katholik wird natürlich gespannt darauf sein, wie die beiden Vertreter der katholischen Weltanschauung ihrer Aufgabe gerecht werden. Mit dankbarem Stolz dürfen wir es sagen: ihre Beiträge gehören zu den gehaltvollsten, anregendsten und schönsten des Buches. Während die vorerwähnten Mitarbeiter und auch mehrere der folgenden nicht viel über den Nachweis einer blassen Möglichkeit des Friedens und über den Wunsch, daß man sich vertrage, hinauskommen, kann Professor Rademacher mit einer Fülle einleuchtender Beweise dartun, daß der katholische Glaube, die katholische Moral und Lebensführung dem modernen Leben und der modernen Kultur, soweit ihnen Wert und Berechtigung zukommt, in keiner Weise ablehnend oder hinderlich im Wege steht, wohl aber die gediegenste, dauerhafteste und schwungvollste Förderung zu bieten vermag, wenn man nur der katholischen Kirche und ihren Organen Luft und Licht gönnen wollte. Mehrfach wird auf die gewichtigen Worte Leos XIII. in seinen großen Rundschreiben hingewiesen. Man könnte dazu auch noch die beiden

Hirtenbriefe heranziehen, die derselbe Papst noch als Erzbischof von Perugia 1877 und 1878 kurz vor seiner Wahl herausgab [1].

Was Rademacher für die weltlichen Kulturgüter im allgemeinen dargelegt hat, das wird von P. Lippert mit bezug auf die Besonderheiten der deutschen Kultur in einer prächtigen Schilderung noch besonders ausgeführt. Ähnlich wie Eucken und Natorp findet auch er in der Innerlichkeit, Ernsthaftigkeit und Ehrlichkeit, verbunden mit hohem Idealismus das Kennzeichnende des deutschen Geistes, wie ihn die Geschichte zeigt und wie er, so Gott will, auch in Zukunft sein wird. Nun vermag gerade die katholische Religion diesen natürlichen Anlagen ihre volle Entfaltung zu erleichtern und ihre Auswüchse, die ja auch nach dem Zeugnisse der Philosophen dem deutschen Wesen nur zu oft anhaften, auf das wirksamste zu beschneiden.

Daß so die beiden Aufsätze gewissermaßen zu einem Loblied auf die katholische Kirche und das katholische Glaubensleben in Deutschland werden, ist mit der Sache gegeben und kann den Verfassern nicht zum Vorwurf gemacht werden. Die Neigung hierzu scheint aber doch vorhanden zu sein; denn in einer Besprechung des Buches findet sich der Satz: „Mancher kann auch jetzt nicht aus seiner Parteihaut. Er versucht kaum, sich in die Denkart des andern zu versetzen und von sich aus die möglichen Verbindungslinien zu ziehen, sondern er begnügt sich damit, seine Parteiwelt in ihrer ganzen Pracht aufsteigen zu lassen und Würdigung für sie zu fordern" („Die Wartburg", Nr. 37 vom 8. September 1916; Sperrung von uns). Aber nachdem man in den letzten 50 Jahren und noch bis in die jüngste Zeit hinein dem deutschen Volke in tausend Zungen Tag für Tag gepredigt hat, daß der Katholizismus, die „römische" Kirche, der Ultramontanismus der schlimmste Feind der deutschen Kultur, der deutschen Wissenschaft, der deutschen Gottesfurcht, des Deutschen Reiches sei, können wir wahrlich nichts Besseres tun, als bei jeder passenden Gelegenheit nicht nur zu sagen, sondern zu beweisen, daß diese Anklagen nicht der Wahrheit entsprechen. Das tun die Vertreter der Katholiken und wenn sie daraufhin den Gedanken anregen, daß man auch sie im Frieden mitarbeiten lasse am Wohle des Vaterlandes, daß man das kränkende Mißtrauen gegen ihre Kirche ablege und rückständigen Ausnahmegesetzen den Abschied gebe, so sind sie voll und ganz beim Thema des Buches.

Der zweite Abschnitt des Werkes hat den „Frieden unter den Konfessionen und kirchlichen Parteien" zum Vorwurf. Hier finden wir unter sieben Universitätsprofessoren nur einen Vertreter des katholischen Bekenntnisses gegenüber fünf protestantischen Doktoren der Theologie. Prälat Mausbach muß den DD. theol. Rade, Dunkmann, Kahl, Baumgarten und Mahling das Gleichgewicht halten. Als einziger Nichttheologe behandelt Professor Rein

[1] Cultur und Kirche. Hirtenworte von Cardinal Joachim Pecci, nunmehr Papst Leo XIII. Übersetzt von B. Liesen und Fr. Elz [2] (Mainz 1878); vgl. auch Theol.-praktische Quartalschrift 1893, 41 ff.

(Jena) die Schule als Mittel des Friedens. Wir machen diese Angaben nicht in der Absicht, um Klage wegen Parteilichkeit oder vernachlässigter Parität zu erheben. Das Überwiegen der Protestanten findet seine Begründung in den „kirchlichen Parteien" der Aufschrift. Ihnen gegenüber hält Mausbachs nach Inhalt und Form gleich vollendeter Aufsatz die Wage vollauf im Gleichgewicht. Was der katholische Teil Deutschlands für den konfessionellen Frieden zu bieten, aber auch zu fordern hat und der andere Teil ohne Gefahr des Gemeinwohls zugestehen sollte, das sagt er so maßvoll, so entgegenkommend und so erschöpfend, daß sein ernstes und doch liebevolles Wort zum Frieden gewiß auf alle der Wahrheit zugänglichen Leser im andern Lager einen tiefen Eindruck hervorrufen wird.

Unter den andern Aufsätzen dieser Abteilung hat außer dem letzten von Professor Rein nur der von Professor Rade es mit der katholischen Kirche zu tun. Er weist auf die vielen Zeichen von Entgegenkommen von seiten der Katholiken gegen die getrennten Brüder hin, die manchmal sowohl von seiten der Geistlichen, zumal der Feldgeistlichen, als der Laien bis zu einer Art Interkonfessionalismus ausgeartet sein sollen, wie solcher sonst nur aus der Zeit der Aufklärung berichtet wird, und bemerkt zu den Einzelerscheinungen, man brauche sie zwar nicht zu unterschätzen, solle sie aber auch nicht überschätzen. Im Frieden werde das wieder anders werden. Aber einen praktischen modus vivendi möchte er doch hinüberretten. Darum warnt er zunächst vor übertriebenen Unionsgedanken: „Keine Schwärmerei für eine deutsche, beiderlei Kirchenchristen zusammenfassende Reichskirche." Es komme zunächst auf die nationale Gemeinschaft an. „Kein Protestant wird heute wagen, die deutschen Katholiken ‚Ultramontane' zu schelten oder gar — Reichsfeinde [1]. Aber umgekehrt wird auch der Katholik aufhören müssen, uns fühlen zu lassen, daß wir Ketzer sind" (S. 137).

Wir könnten uns mit Rade einverstanden erklären, wenn er die „nationale Verträglichkeit" im Sinne der sonst so genannten „bürgerlichen Verträglichkeit oder Toleranz" verstände. Er scheint aber die Unterscheidung zwischen bürgerlicher und dogmatischer Duldung und Gleichberechtigung absichtlich außer acht zu lassen. Das würde zwar zu seinem undogmatischen Protestantismus gut stimmen. Aber einen Katholizismus ohne Dogma gibt es nicht. Wir können darum wohl auf das Wort „Ketzer", aber nicht auf den Unterschied zwischen katholischer Glaubenslehre und unkatholischen Lehren, zwischen gläubigen Katholiken und „irrenden Brüdern" verzichten. Die irrenden Brüder wollen und müssen wir als Brüder lieben und achten, aber ihren Irrtum als Irrtum oder Irrlehre (Häresie) zu bezeichnen, wird man uns nicht wehren können. Das wäre jene verkehrte Empfindlichkeit, die Rade selbst eingedämmt wissen will. Er muß „uns nehmen, wie wir sind", wenn er das gleiche von uns verlangt (S. 140).

---

[1] Hervorzuheben ist auch der Satz Rades: „Mit dem restlosen Abbau des Ausnahmegesetzes gegen den Jesuitenorden hat man sich in protestantischen Kreisen fast überall abgefunden" (S. 134).

Solange aber Religion und Weltanschauung außer Frage bleiben, im bürgerlichen Verkehr des täglichen Lebens wäre es nicht nur Taktlosigkeit, sondern Sünde gegen Gerechtigkeit und Liebe, wenn der Katholik einen andersgläubigen Volksgenossen fühlen ließe, daß er ihn seines Glaubens wegen als „Ketzer", als Mitbürger zweiter Klasse betrachte.

Die andern vier Beiträge der zweiten Abteilung beschäftigen sich mit den inneren Angelegenheiten, den Parteien und Richtungen im Protestantismus. Auch Mahlings Arbeit über die Kirche und ihre Aufgabe im Volksleben hat es ausschließlich mit der protestantischen „Volkskirche" zu tun. Hier dareinzureden ist nicht unsere Sache. Um so entschiedener möchten wir gegen Professor Reins Artikel über die Schule als Mittel des inneren Friedens Widerspruch erheben. Er fordert die „nationale Einheitsschule", die einen „gemeinsamen Religionsunterricht mit Ausschluß der Dogmatik" erteilen soll. Das wäre der von vielen längst geahnte Kulturkampf in neuer, verschärfter Form. Warum wir so etwas nicht annehmen können, wurde im Oktoberheft dieser Zeitschrift gesagt.

Das Buch als Ganzes fordert Leser mit guten Kenntnissen, weitem Gesichtskreis und gefestigten Grundsätzen. Auf andere könnte die bunte Menge der Standpunkte und Voraussetzungen verwirrend wirken. Ein Volksbuch ist es also nicht. Allen aber, die durch ihre Stellung im öffentlichen Leben oder ihren Beruf verpflichtet sind, an dem Ziele mitzuarbeiten, ist Thimmes Friedensgabe zu empfehlen. **Matthias Reichmann** S. J.

Die Parität und die deutschen Katholiken. Von Dr. Hans Rost. gr. 8° (72) (Zeit- und Streitfragen der Gegenwart, dritter Band.) Köln 1914, Bachem. *M* 1.60; geb. *M* 2.—

Die theoretisch den Katholiken zustehende paritätische Behandlung hat vor dem Krieg tatsächlich zu wünschen übriggelassen. Arbeiten zur Paritätsfrage sind keine Klagelieder, sondern sie geben den zahlenmäßigen Ausweis über den dem katholischen Volksteil zugestandenen Anteil am staatlichen und bürgerlichen Leben, und dann wollen sie die Wege zeigen, wie die Katholiken sich einen ihrer Zahl und ihren Leistungen entsprechenden Anteil an den Arbeiten und damit am Einfluß in Staat und Gemeinde sichern können. Die imparitätische Behandlung der Katholiken des Deutschen Reiches wird von solchen, die nicht den katholischen Standpunkt teilen, nicht geleugnet, von manchen aus ihnen sogar unumwunden zugegeben.

Rost bietet den Beweis der Tatsachen für die durchaus imparitätische Behandlung der deutschen Katholiken. Imparität auf dem Schulgebiet, in der Besetzung der Verwaltungsstellen; Imparität in der Mischehenpraxis, an den Hochschulen, in der Behandlung katholischer Literatur in Presse und an öffentlichen Büchereien. Für die Beteiligung an dem wissenschaftlichen Ringen der Zeit gilt es, mutige Arbeit zu leisten. „Wer festes Wollen mit tüchtigem Können vereinigt, der wird heute auf den deutschen Universitäten auch als Katholik trotz so mancher Schwierigkeiten sein Ziel erreichen" (S. 59).

Dr. Rost verweist (S. 68) auf die Worte, die Fürst Bülow in seinem Beitrag zu dem Werk „Deutschland unter Kaiser Wilhelm II." geschrieben hat (I [1914] 75 = Deutsche Politik [1916] 221): „Das Gefühl der Zurücksetzung, das vielfach noch in der katholischen Kirche herrscht, kann nur überwunden werden durch eine wahrhaft paritätische Politik, durch eine Politik, für die es, wie ich es einmal im Abgeordnetenhause ausgesprochen habe (Reden II 99), weder ein katholisches noch ein protestantisches Deutschland gibt, sondern nur die eine und unteilbare Nation, unteilbar in materieller und unteilbar in ideeller Beziehung".

Joseph Laurentius S. J.

Bildende Kunst.

Handbuch der Kunstwissenschaft. Herausgegeben von Univ.-Professor Dr. Fritz Burger, München, in Verbindung mit den Univ.-Professoren Dr. Brinckmann-Karlsruhe, Curtius-Erlangen, Egger-Graz, Grisebach, Herzfeld, Hildebrandt und Wulff-Berlin, Jantzen-Halle, Diez und Neuwirth-Wien, Pinder-Darmstadt, Graf Vitzthum-Kiel, Wackernagel-Leipzig, Weese-Bern, Willich und Oberbibliothekar Leidinger-München. 4° Mit zirka 4000 Abbildungen. In Lieferungen zum Subskriptionspreis à *M* 1.50 (außer Subskription à *M* 2.—). — Die deutsche Malerei vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende der Renaissance. Von Fritz Burger. Erster Band, bestehend aus sieben Lieferungen. (2[illegible]6) Berlin-Neubabelsberg, Akademische Verlagsgesellschaft. Subskr.-Preis *M* 10.25; Einzelpreis *M* 12.30

Einem in so gewaltigem Ausmaß geplanten Werk mußte man mit begreiflicher Spannung entgegensehen. Der Plan allein verrät schon ein organisatorisches Talent ersten Ranges. Diese Begabung konnte man Burger, der unterdessen bei Verdun ein Opfer des Krieges geworden ist, unter keinen Umständen abstreiten. Der Herausgeber zählte trotz seiner verhältnismäßig noch jungen Jahre zu den fruchtbarsten Schriftstellern auf kunstwissenschaftlichem Gebiete. Es ist, als hätte er nicht genug Rahmen finden können, um seine stets flutenden und ungestüm dahinbrausenden Gedanken darein zu bannen. Wenn man nun bedenkt, daß Burger außer seiner schriftstellerischen auch noch eine ebenso ausgedehnte akademische Lehrtätigkeit entfaltete, dann muß auch der wohlwollendste Beobachter in Zweifel kommen, ob denn eine solche Unmasse von Stoff auch genügend wissenschaftlich durchdacht und verarbeitet sein könne. Burger ist ein Feuergeist, aber sein Feuer ist nicht von der ruhigen und erwärmenden Art, die wir an Wölfflin so bewundern müssen, sondern unruhig flackert und lodert und glitzert dieses Feuer. Es ist ein Tempo, das einen ruhigeren Menschen rasend machen könnte. Dazu wird der Leser beständig zwischen Zustimmung und Widerspruch hin- und hergeworfen. Burger ist ein echter Typ des kunstwissenschaftlichen Impressionismus, dem französischer Esprit mehr gilt als nüchternes Beobachten, das Darstellen eigener Kunstempfindung mehr als objektive Linien

und Konturen. Diese Subjektivität des Standpunktes wird vom Verfasser im Vorwort auch zugestanden und zu verteidigen gesucht, während er doch selbst sagt, daß das ideale Ziel jeder wissenschaftlichen Arbeit „Objektivität“ sei. Nun muß man nicht meinen, daß man aus Burgers Werk nichts lernen könne, er streut vielmehr Anregungen ganz verschwenderisch aus; es ist fast zuviel des Segens. Aber alles das muß der Leser erst selbständig verarbeiten, und wer hierzu nicht reif genug ist, dürfte an wissenschaftlicher Förderung nicht allzuviel gewinnen. Wer zudem der monistischen Weltanschauung Burgers fernesteht, muß immer und immer wieder auf Fußtritte gefaßt sein; denn Burger kann es nicht lassen, in sein ohnehin schon überreich instrumentiertes Konzert religiös-polemische Töne einfließen zu lassen, die ein gläubiger Katholik als häßliche Disharmonien empfinden muß. Besonders die zwei ersten Kapitel, in denen zum größten Teil allgemeine Kulturfragen erörtert werden, sind reich an solchen Bemerkungen. So brauchen wir uns auch nicht zu wundern, daß die katholische Literatur über die Kulturgeschichte jener Zeit vom Verfasser nicht berücksichtigt wurde. Weder ein Janssen noch ein Michael finden sich im Verzeichnis der Literatur; nur Grupp ist angeführt, muß sich aber seinen Namen in „Gaupp“ umwandeln lassen. Die große Idee des Mittelalters ist ihm das „Einswerden mit dem All-Einen“; in der Auferstehung Grünewalds sieht er die „Metamorphose der Menschlichkeit Christi zur Gottheit“; der deutsche Geist ist seiner Struktur nach so geartet, daß er notwendig zum Protestantismus führen mußte; eine der feindlichen Mächte Deutschlands ist die römische Kirche; „das Einsetzen des Heiligenkultes, durch den jede religiöse Gemeinschaft und jeder Fromme einen persönlichen Anwalt im Himmel erhielt, übte seinen zersetzenden Einfluß auf die Einheitsidee der Kirche aus“; „Stiche und Heiligenbilder wurden zu Talismanen, durch deren käuflichen Erwerb man sich auf zeitliche Fristen die Gnade des Himmels sicherte“. Das sind nur wenige Proben aus der reichen Menge, die sich im Buche verstreut finden. Was in diesen allgemeinen Kulturbetrachtungen des Verfassers richtig ist, war längst bekannt; es ist leicht, Zähler und Nenner um ein Vielfaches zu vergrößern und so einen sehr kompliziert aussehenden Bruch zu schaffen.

Vom dritten Kapitel ab bekommt der Verfasser festeren Boden unter die Füße; es ist im folgenden unstreitig reicher und interessanter Stoff verarbeitet. Abschnitte wie „Über Tempera- und Ölmalerei sowie ihre Beziehungen zur Zeichnung“, „Systematisches über den Begriff Schulwerke“, „Original und Kopie“, „Typenwanderung“, „Übernahme ganzer Bildkompositionen“, „Raumprobleme“ geben wertvolle Aufschlüsse über mittelalterliche Kunstauffassung. Kapitel 4 (nicht 3, wie es in der Überschrift heißt) beginnt mit der Betrachtung der damaligen deutschen Kunst im einzelnen. Zuerst kommt der böhmisch-mährische Kreis an die Reihe. Die vorkarolische (d. h. vor Karl IV.), die karolische und die wenzelsche Stilphase werden in ihrer Eigenart und Verwurzelung untersucht und das Verständnis an der Hand ausgezeichneter und seltener Wiedergaben erleichtert. Von Böhmen aus, das vom künstlerischen Zentrum aus nur allzu rasch

zur Provinz herabsank, geht der Weg nach den angrenzenden Ländern, Österreich, Bayern, Steiermark, Kärnten. Soweit der erste Band.

Bemerken möchten wir noch, daß das Bild Seite 10 oben nicht Christus in Gethsemane darstellt, sondern Moses vor dem brennenden Dornbusch. Sehr unangenehm für den Benützer des Buches ist es, daß die Anmerkungen an das Ende der einzelnen Abschnitte gesetzt sind. Es wäre viel praktischer, sie dem Schluß des Bandes anzufügen.

Wir werden noch oft Gelegenheit haben, auf das gewaltige kunstwissenschaftliche Sammelwerk, dessen Leitung nach dem Tode Burgers Professor Brinckmann übernommen hat, zurückzukommen. Eine ganze Reihe von Autoren hat sich in die Bearbeitung des Riesenstoffes geteilt. Das war natürlich notwendig. Es ist zu begrüßen, daß alle diese Mitarbeiter, soweit sich bis jetzt beurteilen läßt, einen objektiveren Standpunkt einnehmen als Burger. Die Wissenschaft kommt dabei weiter, wenn auch der Stil da und dort etwas trockener ausfällt.

Besonderes Gewicht legt das Unternehmen auf eine reiche Illustration. Wer einen Einblick in die Schwierigkeiten hat, die gerade die Illustrationsfrage solcher Werke mit sich bringt, wird über das weitschichtige und vielfach seltene Material, das hier beigezogen wird, füglich staunen müssen. Nur ein Verlag von ganz außergewöhnlicher Leistungskraft und Opferfreudigkeit konnte ein solches Risiko auf sich nehmen. So wird das Werk auf jeden Fall eine kunstwissenschaftliche Fundgrube. Josef Kreitmaier S. J.

1. Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Von Karl Woermann. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. I. Band: Die Kunst der Urzeit. Die alte Kunst Ägyptens, Westasiens und der Mittelmeerländer. Mit 548 Abbildungen im Text, 11 Tafeln in Farbendruck und 71 Tafeln in Tonätzung und Holzschnitt. gr. 8° (XVI u. 558) Leipzig und Wien 1915, Bibliographisches Institut. Geb. *M* 14.
2. Das Bild Christi im Wandel der Zeiten. 113 Bilder auf 96 Tafeln gesammelt und mit einer Einführung sowie mit Erläuterungen versehen von Hans Preuß. 8° (215) Leipzig 1915, R. Voigtländers Verlag. Kart. *M* 3.50.
3. Deutsches Land und deutsche Art. 24 Kunstblätter von Hans Thoma. Mit einer Einführung von Dr. Ludwig Volkmann. 4° Leipzig und Berlin 1915, Breitkopf und Härtel. Geb. *M* 5.—
4. Vater Unser in Bildern. Unser tägliches Brod. Fürs Haus (Frühling, Sommer, Herbst, Winter). Holzschnitte von Ludwig Richter. 6 Hefte mit je 15 Bildern. 4° Leipzig (o. J.), Hegel und Schade. Jedes Heft *M* 1.—

1. Ein siebzigjähriger Gelehrter, der fünfzig Jahre seines arbeitsreichen Lebens dem Studium der Kunstgeschichte gewidmet hat, legt uns in zweiter Auflage das Buch vor, das man wohl als sein Lebenswerk bezeichnen kann. Umfaßte die erste Auflage von Woermanns Kunstgeschichte drei stattliche Bände, so ist für die

zweite Auflage der doppelte Umfang vorgesehen. Die Kunst der Naturvölker und der übrigen nichtchristlichen Kulturvölker einschließlich des Islam, die früher in den ersten Band miteinbezogen war, wurde für den zweiten Band zurückgestellt. Um so eingehender kann sich dafür der vorliegende erste Band der ägyptischen, mesopotamischen und vor allem der griechischen und römischen Kunst zuwenden. Auch in den Abbildungen gibt sich die Bereicherung kund: den 35 Schwarzweißtafeln der ersten Auflage stehen 71 in der zweiten Auflage gegenüber. Eine solche Kunstgeschichte mittleren Umfanges gut zu schreiben, ist ein Kunststück. Soll sie doch, ohne sich in gelehrte Einzeluntersuchungen einzulassen, auf knappem Raum ein möglichst vollständiges, anschauliches Bild der Kunstepochen und ihrer Zusammenhänge geben. Wie nahe liegt die Gefahr, daß das Buch zu einer ermüdenden Aneinanderreihung trockener Einzelheiten wird! Nur der wird dieser Gefahr begegnen, der es versteht, das Unwesentliche vom Wesentlichen zu scheiden und an den Wendepunkten der Entwicklung vorwärts und rückwärts zu schauen, das Zerstreute zusammenzufassen und die großen Linien aufzudecken. Gerade in dieser Kunst des Zusammenfassens scheint uns Woermanns Kraft zu liegen. Mag er auch der rastlos voranschreitenden Teilforschung auf dem Fuße folgen und kein Ergebnis neuer Ausgrabungen unberücksichtigt lassen: das Beste gibt er da, wo er innehält und zusammenfaßt. Beispiele dafür sind die Einleitungen zu den Hauptabschnitten, die Charakteristik des ägyptischen Tempels, die ästhetische Wertung des dorischen und ionischen Stils, das Schlußwort zur Kunst der römischen Kaiserzeit. Eine einfache, lebendige Sprache macht die Lesung angenehm. Sehr nützlich für den Studierenden ist der alphabetische Schriftennachweis am Schlusse des Buches. Hinsichtlich der äußeren Druckeinrichtung möchten wir eine reichere Anwendung des Fettdrucks und Einteilung in kleinere Kapitel befürworten. Möge das schöne Buch manchem ein Helfer sein, in ruhigen Stunden durch geistige Beschäftigung ein Gegengewicht zu finden gegen die gewaltige seelische Gespanntheit der gegenwärtigen großen Zeit.

2. Am Schlusse einer Studie über das Christusideal in der altdeutschen Plastik (Der Türmer, erstes Aprilheft 1916) sagt Mela Escherich: „Jesus Christus ... Sein Antlitz wechselt im Wandel der Zeiten. Jede Epoche hat ihren eigenen Christus wie jedes Jahr seinen eigenen Frühling. Und jeder Mensch hat seinen eigenen Christus. Vielgestaltig wie der Seele Leiden und Ringen ist ihr Heiland. Im letzten Grunde ist die Vorstellung von Christus eine Art Selbstbildnis. Es sei kein Leiden zu klein, es habe etwas von dem göttlichen Leiden an sich, sagt Tauler. Die Christusdarstellungen der großen Künstler sind alle Selbstbildnisse, Selbstbekenntnisse. Das göttliche Leiden wird ihnen zum Gleichnis des eigenen. Sie graben ihre Erfahrungen, ihre Enttäuschungen, ihren Zorn oder ihren Glauben an die Menschheit in die Züge ihres Gottes." Eine Illustration zu diesen Worten ist das Buch von Hans Preuß. Wie die Christen der Katakomben, wie die Byzantiner, wie die Menschen der Renaissance, wie ein Dürer, ein Rubens, ein Rembrandt die Züge des Welterlösers innerlich geschaut und sinnfällig gestaltet haben, das zieht in 113 Bildern am Auge des Beschauers vorüber. Vorausgeschickt ist ein kurzer kunstgeschichtlicher Überblick; jedem Bilde gegenüber-

gestellt sind einige charakterisierende Worte. Nicht eine fachwissenschaftliche Untersuchung will das Buch sein, sondern ein belehrender Spaziergang durch den Garten der christlichen Kunst. Daß sich in der Einleitung der protestantische Standpunkt des Verfassers klar ausspricht, wird ihm kein Katholik verdenken. Ganz aus der Tonart der sonst vornehmen Schreibweise fällt aber der Satz: (Mit dem Barock) „vermählte sich ganz von selbst der Geist des restaurierten Katholizismus, der seine Kräfte aus der fanatischen spanischen Frömmigkeit zog und mit ihrem Fanatismus und ihrer erotischen Mystik, die oft ans Perverse grenzt, die christliche Kunst vergiftete" (S. 13). Von modernen katholischen Künstlern ist in dem vorliegenden Buche kein einziger vertreten. Und doch hätten die Christusbilder eines Leo Samberger, Josef Janssen, Fritz Kunz und der unvergleichliche Kruzifixus in der St. Mauruskapelle bei Beuron die Behauptung des Verfassers widerlegen können, wonach die Bestimmungen der Ritenkongregation über die Art der Herz-Jesu-Darstellung eine wahre Kunstentwicklung innerhalb der katholischen Kirche unmöglich machen sollen.

3. Seit mehr denn sechs Jahrzehnten schafft in unserer Mitte still und unermüdlich ein Meister, der wie kaum ein anderer deutsche Kraft und deutsches Gemüt in seinem Werke ausprägt, Hans Thoma. Lange hat er abseits stehen müssen; noch 1896 klagte er im Hinblick auf seine Arbeiten: „sie würden gewiß auch, wenn die Sachen aus England oder Frankreich kämen, sich als Mode in Deutschland entwickeln, aber — — — vielleicht kommt die Sache über einen Umweg aus dem Ausland noch einmal, und dann gilt sie vielleicht etwas." Thomas Werk hat den Umweg nicht nötig gehabt. Schon seit manchem Jahr ist ihm die schönste Anerkennung zuteil geworden, die einem Künstler werden kann: seine Kunst ist Eigentum des deutschen Volkes. Zu vielen Tausenden sind seine Steindrucke wie einst Ludwig Richters Holzschnitte in die Familien gewandert. Dem gleichen Ziel der Vervolkstümlichung dient das vorliegende Buch „Deutsches Land und deutsche Art". In ihrer herben Kraft, mit festem Griffel gezeichnet, stehen da die Typen deutschen Volkstums: der Sämann, die Schnitter, die Briefschreiberin, die Märchenerzählerin, der Geiger, der Hüter des Tals. Daneben die deutsche Landschaft, vorab der Schwarzwald. Wenn das Wort vom deutschen Wesen, an dem die Welt genesen soll, einen guten Sinn hat, dann steht er in diesen Bildern geschrieben.

4. Ludwig Richters immer noch jugendfrische Kunst auch dem Minderbemittelten zugänglich zu machen, ist der Zweck der uns vorliegenden Volksausgabe. Gerade die furchtbaren blutigen Geschehnisse der Gegenwart lassen diese kindlich-frohen, poesieumdufteten Bilder als ein Labsal für stille Stunden erscheinen. Träumt sich doch, wie zahlreiche Feldbriefe zeigen, selbst der Krieger im Schützengraben gern zurück in eine schönere, sonnige Wirklichkeit. In jedem guten Deutschen steckt ein Stück Heimweh nach der goldenen Zeit, wo Gottes Engel schützend und segnend das frohe Tagewerk umschweben. In Richters Bildern ist dies schöne Paradies zur Wirklichkeit geworden. Und darum wird seine Kunst leben, solange es Menschen mit deutschem Gemüte gibt. Wilhelm Leblanc S. J.

Geschichte des altchristlichen Kapitells. Ein Versuch von **Wilken von Alten.** Mit 32 Abbildungen. kl. 4° (110) München (o. J.), Delphin-Verlag. *M* 7.50.

Die Arbeit, die vom Verfasser bescheiden nur Versuch genannt wird, darf als ein trefflicher Beitrag zur Geschichte der altchristlichen Architektur bezeichnet und der Beachtung derer empfohlen werden, die dieser Interesse entgegenbringen. Das um so mehr, als eine zusammenfassende Behandlung des altchristlichen Kapitells bisher ausstand. Zu den aus der antiken Kunst in die christliche herübergenommenen Kapitellarten, die sich auch in dieser, wenn auch mehr oder weniger verderbt, noch lange behaupten, tritt seit dem 5. Jahrhundert eine Anzahl bedeutsamer, zum Teil eigenartiger Neubildungen, die sich von den traditionellen Kapitellen in tiefgreifender Weise unterscheiden. Die Neuerungen betreffen sowohl die Form des Kapitells als auch seine ornamentale Behandlung, und zwar empfängt in letzterer Hinsicht das für das antike Kapitell klassische, nur wenige Motive umfassende Ornament nicht nur eine bedeutsame Bereicherung durch Aufnahme neuer Schmuckformen, es verliert auch seinen struktiven Charakter und entwertet zur bloßen Verzierung. Die Schrift hat das Verdienst, diese Neubildungen an der Hand eines reichen monumentalen Materials einer eingehenden Untersuchung und Würdigung unterworfen zu haben, deren besonderer Vorzug ist, daß sie mit Besonnenheit und ohne Voreingenommenheit für bestimmte die Genesis der altchristlichen Kunst betreffende Auffassungen erfolgten. Lehrreiche Parallelen zur Geschichte des altchristlichen Kapitells bietet die Entwicklung des Kapitells in der Zeit des romanischen und des gotischen Stils, auch bezüglich der diese Entwicklung beeinflussenden Kräfte und Ideen. Es wäre vielleicht nützlich gewesen, wenn der Verfasser diese Parallelen, im Grunde nur Wiederholungen dessen, was in der altchristlichen Kunst geschah, zur Beleuchtung der Kapitellneubildungen in dieser letzteren herangezogen hätte. Doch wird er sich vielleicht entschließen, auch eine Geschichte des romanischen und gotischen Kapitells zu schreiben. Die Arbeit ist von einer guten Anzahl trefflicher Abbildungen begleitet. Immerhin wäre noch etwas mehr solcher, wenn auch nur in Form von Skizzen, für das Verständnis der Ausführungen von Vorteil gewesen, da wohl nur die wenigsten Leser sich in den Besitz der Werke setzen können, auf die für sie verwiesen wird. Der Altar in S. Giovanni Ev. zu Ravenna, der S. 18 in das Jahr 425 datiert wird, dürfte, wie kaum zweifelhaft, erst aus dem 6. Jahrhundert stammen.

Joseph Braun S. J.

Umschau.

Der erste missionswissenschaftliche Kursus in Köln.

Mitten unter dem wuchtenden Druck des Weltkrieges tagt zu Köln am Rhein vom 5. bis 7. September eine glänzend verlaufene Missionsversammlung. Nicht weniger als 600—700 Geistliche aus verschiedenen Teilen Deutschlands füllen drei Tage lang die prächtige Aula des Ursulinenklosters in der Machabäerstraße und deren Emporen und Logen. Das Violett von zwei Weih- und drei Missionsbischöfen, von Domherren und Prälaten säumt vorne die schwarze Korona, und der Kardinalpurpur des Kölner Erzbischofs, Felix v. Hartmann, wirft auf das Ganze seinen weihevollen Glanz.

Schon die bloße Tatsache, daß in solcher Zeit eine derartige Versammlung möglich geworden, beweist in erfreulicher Weise, daß der Missionsgedanke nicht nur im deutschen Volke, sondern auch im Klerus sich machtvoll durchgesetzt hat. Die gehobene Stimmung einer großen Zeit kam der Veranstaltung greifbar zugute, und das starke Siegesbewußtsein mit dem darauf ruhenden Vertrauen, daß Deutschland auch auf dem Missionsfelde einer bedeutsamen Zukunft entgegengehe, klang wie eine selbstverständliche Voraussetzung erwärmend durch alle Reden.

Der „Kursus", so sagte der Prospekt, war veranstaltet von dem (1911 gegründeten) „Institut für missionswissenschaftliche Forschungen". Mit Rücksicht darauf hatte vielleicht mancher ein streng wissenschaftliches Arbeitsprogramm erwartet. In Wirklichkeit ging das Programm aber über diesen Rahmen erheblich hinaus. Um den festen Kern, den die Reden der Universitäts- und Hochschulprofessoren, wie Schmidlin (Münster), Esser (Bonn), Meinertz (Münster), Bigelmair (Dillingen), bildeten, legten sich Vorträge leichterer Währung, die aktuelle Missionsfragen, wie die Erfahrungen der Weltmission im Weltkrieg, die Mission in den deutschen Kolonien und im Orient, behandelten, und woben sich Sektionssitzungen, die sich eingehend mit den Aufgaben einer planmäßigen Missionspropaganda in der Schule, im Vereinswesen und in der Seelsorge beschäftigten.

Einleitende Ansprachen der anwesenden Missionsbischöfe, eine öffentliche Versammlung im großen Saale der Bürgergesellschaft und eine wirkungsvolle Missionsandacht in der Maria-Himmelfahrtskirche gaben eine höhere Weihe und vermittelten den Kontakt mit dem Volke.

Diese Mischung war ein unbestreitbarer Vorzug der Kölner Tagung und zeigte wieder die glückliche Hand des Herrn Professors Dr. Schmidlin, der alles in die Wege geleitet und das viele mit Geschick unter der Flagge eines „wissenschaftlichen Kursus" vereinigt hatte. So übte einerseits das Zauberwort „Wissen-

schaft" seine stark werbende Kraft aus und brachte viele zur Stelle, die ein bloß praktisches Programm vielleicht nicht gelockt hätte. Auf der andern Seite waren für einen rein wissenschaftlichen Missionskongreß die Voraussetzungen noch nicht reif genug. Wohl hat zumal seit dem Breslauer Katholikentag sich das Missionsinteresse im Klerus außerordentlich gesteigert, dagegen ist ein auf genauerer Sachkenntnis beruhendes oder gar wissenschaftlich vertieftes Missionsverständnis noch verhältnismäßig wenig verbreitet. Ein solches zu begründen und zu fördern, war sichtlich ein Hauptziel der Kölner Veranstaltung, und es ist unseres Erachtens ihr schönster Erfolg, daß sie nach dieser Seite hin überaus anregend und fruchtbringend gewirkt hat. Mochten auch die etwas abstrakten Ausführungen über Missionswissenschaft (1. Vortrag) und die gedrängte Übersicht des P. Rob. Streit O. M. I. über die reichen Schätze der älteren katholischen Missionsliteratur (4. Vortrag) nur von den wenigsten im vollen Umfang erfaßt und gewürdigt werden, eines wurde allen klar: Mission und Missionskenntnis besagen doch unvergleichlich mehr, als sich mit der landläufigen Vorstellung verbindet. Ein eingehenderes Studium, so fühlten alle, eröffnet hier ganz ungeahnte Perspektiven. Die herrlichen Ausführungen von Professor Esser (Dogmatische Begründung der Missionsaufgabe und der Missionspflicht) und von Professor Meinertz (Die Heilige Schrift und die Mission) trugen weit über die gewohnten Anschauungen hinaus. Der treffliche Vortrag Professor Bigelmairs (Die altchristliche und mittelalterliche Mission im Vergleich mit der gegenwärtigen) zeigte greifbar, welch interessante Lichter auf jene ältere kirchengeschichtliche Periode fallen, sobald der Blick des Kirchenhistorikers für die Missionsfrage sich einmal geschärft hat.

Diese und andere Reden waren überaus geeignet, unsern geistig bereits so trefflich geschulten Klerus zu einer tieferen und wissenschaftlichen Erfassung des Missionswesens anzuregen. Erst wenn diese in weiterem Umfange Gemeingut des Klerus und der gebildeten Laienwelt geworden, ist auch die Vorbedingung zur Aufnahme und Wertung einer wissenschaftlichen Missionsliteratur erfüllt, wie sie das „Institut für missionswissenschaftliche Forschungen" ja ins Auge gefaßt hat.

Die glückliche Mischung von Wissenschaft und Praxis dürfte wohl auch für die nächste Zukunft das Richtige bleiben, bis allmählich die Zeit streng wissenschaftlicher, hoffentlich internationaler Missionskongresse kommt, bei denen vornehmlich Fachgenossen die Ergebnisse ihrer Studien und Forschungen gegenseitig austauschen.

Es wird ein Ruhm des katholischen Deutschlands sein, eine Missionswissenschaft in diesem Sinne neu erweckt zu haben.

Ein unmittelbarer Gewinn der Kölner Tagung dürfte auch darin bestanden haben, daß er dem noch jungen „Institut" neue Freunde und verständnisvolle Gönner zugeführt hat.

Eine besondere Bedeutung gewann der Kursus von Köln durch die programmatische Eröffnungsrede Seiner Eminenz des Herrn Kardinals Felix v. Hartmann. Er war trotz sichtlicher starker Ermüdung aus

der alten Zisterzienserabtei Mariawald herbeigeeilt, um bei der Versammlung ein gewichtiges Wort zu reden. Es betraf nicht das wissenschaftliche Programm — dies fand die volle Billigung des hohen Kirchenfürsten —, sondern damit verknüpfte praktische Ziele und Bestrebungen.

Sie enthielten zunächst eine ernste und würdige Abweisung gewisser unschöner gegen den deutschen Episkopat und seine Missionspflicht erhobenen Beschuldigungen.

„Diese Worte (‚Gehet hin in alle Welt‘ ...) gelten in unbeschränktem Sinne nur vom hl. Petrus und seinen Nachfolgern und von den einzelnen Aposteln. Sie sind Gesandte Christi an die ganze Welt. Die Bischöfe sind zwar wohl in ihrer Gesamtheit ... Nachfolger der Apostel — aber nicht ist der einzelne Bischof Nachfolger eines einzelnen Apostels, und darum ist er auch nicht Gesandter Christi an die ganze Welt. Die einzelnen Bischöfe haben nur eine Sendung an einen ganz bestimmten Teil der Herde Christi, an die Diözesen, die der Papst ihnen zuweist. Nur der Papst hat eine Sendung an die ganze Welt.“ ...

An zweiter Stelle wandte sich der Kardinal gegen alle Versuche, das Missionswesen, das seiner ganzen Natur nach der Oberleitung der kirchlichen Behörden untersteht, zu einer Sache privater Initiative und Führung zu machen.

„Wenn wir für die Heidenmission tätig sein wollen, dann können wir das nicht aus eigenem Rechte, sondern nur in der Weise, daß wir uns bei der Missionierung des Erdkreises in seinen (des Papstes) Dienst stellen und die Aufgaben übernehmen, die er uns zuweist oder genehm hält. So haben es alle großen Heidenmissionäre gehalten: Bonifatius, Ansgar, Augustinus, Franz Xaver. ... So halten es auch die großen Vereine von der Verbreitung des Glaubens, der Xaveriusverein und der Verein von der heiligen Kindheit, so daß Papst Leo XIII. in einer eigenen Konstitution sie der Unterstützung der Gläubigen auf das nachdrücklichste empfohlen hat. Und wir können die Missionstätigkeit der Kirche nicht wirksamer unterstützen, als wenn wir diesen großen Zentralvereinen, die für die Verbreitung des Glaubens Enormes geleistet haben, unser Interesse zuwenden und die Gläubigen ermuntern, sie ernstlich zu unterstützen. Darum haben auch die deutschen Bischöfe auf der letzten Konferenz den Beschluß gefaßt, daß die Verbreitung der beiden Vereine erneut gefördert werden und daß in den Vorstand des Xaveriusvereins zu Aachen jeder Bischof einen Vertreter entsenden soll.

Der Xaveriusverein erfreut sich auch der Billigung des Staates, der seine Statuten genehmigte.

Was aber die Verteilung der gesammelten Gaben anlangt, so werden die während des Krieges in Deutschland gesammelten Gelder amassiert und stehen zur Verfügung des Papstes.

Nach dem Kriege aber wollen wir den Heiligen Vater sorgen lassen — er wird schon verhüten, daß wir nicht zu kurz kommen. Übrigens haben unsere deutschen Missionsunternehmen aus dem Xaveriusverein (Verein der Glaubensverbreitung) weit mehr erhalten, als Deutschland bisher für den Verein aufbrachte.

Jedenfalls dürfen wir um keinen Preis den katholischen Zentralverein durch neue Unternehmungen schwächen und unsere Kräfte zersplittern. Concordia parvae res crescunt — discordia maximae dilabuntur. Wenn diese Versammlung den Eifer für jenen Verein belebt, dann hat sie etwas sehr Großes und Verdienstliches geleistet.“

Der Kardinal deutet an, daß nach dem Kriege die Klärung gewisser Schwierigkeiten zu erwarten sei. Sie kann aber nur von höchster kirchlicher Stelle kommen, und es ziemt sich nicht, ihr durch Festlegungen während des Krieges vorzugreifen. Anton Huonder S. J.

Zum Gedächtnis Johannes Rankes.

Das Jahr 1916 hat der deutschen Anthropologie eine Reihe schwerer Verluste gebracht durch den Tod dreier ihrer hervorragendsten Vertreter. Am 5. Januar starb Hermann Klaatsch (Breslau) im 53. Lebensjahr, am 23. April Gustav Schwalbe (Straßburg) im 72. Jahr, und am 26. Juli Johannes Ranke (München) im 80. Jahr. Geh. Hofrat Prof. Dr. Johannes Ranke war der Altmeister der deutschen Anthropologie. Wenn wir ihm hier einen kurzen Nachruf widmen[1], erfüllen wir auch eine Pflicht der Dankbarkeit im Namen aller Freunde der christlichen Weltanschauung, die er nicht als Polemiker, wohl aber als streng konservativer Forscher mit Überzeugung und Erfolg vertrat.

Joh. Ranke wurde am 23. August 1836 zu Thurnau in Oberfranken geboren als Sprößling einer angesehenen protestantischen Familie. Sein Vater war der Oberkonsistorialrat Friedrich Heinrich Ranke, ein gründlicher Sprachforscher und Kenner des orientalischen wie des klassischen Altertums, sein Onkel Leopold v. Ranke, der bahnbrechende Historiker, und sein Großvater von mütterlicher Seite Gotthilf Heinrich v. Schubert, ein begeisterter Freund der Natur und vor allem der Menschenkunde. So erhielt der junge Ranke die mannigfachsten geistigen Anregungen und wurde besonders durch das Interesse, das ihm Schubert für die Naturwissenschaft einflößte, schon frühzeitig für seinen künftigen Beruf als Naturforscher vorbereitet.

Auf der Universität zu München wandte er sich zuerst mehrere Jahre naturwissenschaftlichen Studien zu und studierte dann in München, Berlin und Paris unter den berühmtesten Lehrern Medizin. Eine besondere Freundschaft verband ihn mit Rudolf Virchow; mit ihm teilt Ranke die kritische Methode in der naturwissenschaftlichen Forschung, während er von den parteipolitischen Bestrebungen seines Freundes sich fernhielt. 1861 promovierte Ranke an der medizinischen Fakultät in München und habilitierte sich daselbst 1863 für Physiologie. 1869 wurde er der zweite Nachfolger seines Großvaters Schubert auf dem Lehrstuhl der Anthropologie und allgemeinen Naturgeschichte, die damals noch vereinigt waren. Er war ein vorzüglicher, wohlwollender, liebenswürdiger Lehrer, und in mehr als fünfzigjähriger Lehrtätigkeit führte er Tausende und Abertausende von Schülern in das Studium der Menschenkunde ein. 1886 schuf die bayerische Regierung an der Universität München einen eigenen Lehrstuhl für Anthropologie, die erste ordentliche Professur für dieses Fach an einer deutschen Universität, ein

[1] Das biographische Material wurde uns durch Rankes Schüler und langjährigen Mitarbeiter am Anthropologischen Institut in München, Professor Dr. Ferd. Birkner, freundlichst zur Verfügung gestellt. Im „Hochland" wird Birkner über „Johannes Ranke als Forscher" eingehender berichten. Als Nachfolger auf Rankes Lehrstuhl könnten wir wohl keinen geeigneteren als Birkner wünschen.

Ereignis, das Virchow auf der Naturforscherversammlung zu Stettin unter allgemeinem Beifall als „nationalen Fortschritt“ feierte. Der neue Lehrstuhl wurde Ranke übertragen und ist erst mit seinem Tode erledigt worden.

Um die Entwicklung der Anthropologie in Deutschland hat Ranke sich große Verdienste erworben durch seine Beteiligung am wissenschaftlichen Vereinsleben und an den Publikationen dieser Vereine. 1870 war er ein Mitbegründer der Münchener Anthropologischen Gesellschaft, die sich mit einer Anzahl anderer Vereine desselben Zweckes zur Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zusammenschloß. 1878 wurde er Generalsekretär dieser Gesellschaft und verwaltete das arbeitsreiche Amt dreißig Jahre lang, bis er 1908 zum Ehrenvorsitzenden gewählt wurde. Auch in der „Münchener Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ war er lange Jahre als Schriftführer tätig, bis er 1888 ihr erster Vorsitzender wurde; zweiundzwanzig Jahre führte er dieses Präsidium; 1910 wurde er Ehrenvorsitzender auch dieser Gesellschaft. Als Generalsekretär der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft gab er von 1878 bis 1908 das „Korrespondenzblatt“ dieser Gesellschaft heraus, welches die Jahresberichte über die Versammlungen und eine fortlaufende Übersicht über die Fortschritte auf anthropologischem Gebiet enthielt. Der Einfluß, den Ranke durch diese seine kritischen Berichte auf die Entwicklung der wissenschaftlichen Anthropologie in Deutschland ausübte, ist kaum hoch genug einzuschätzen; durch sie sichtete er die Spreu vom Weizen und führte so manche neue Hypothese auf ihren wahren Wert zurück; auf Grund seiner Berichte konnte man sich zuverlässig über den wirklichen Stand der Fragen unterrichten. Seit 1877 redigierte er auch die von der Münchener Anthropologischen Gesellschaft herausgegebenen „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns“, seit 1883 auch das „Archiv für Anthropologie“.

Zahlreiche Ehrungen wurden Ranke für seine verdienstreiche Tätigkeit auf dem Gebiet der Anthropologie zuteil durch Ehrenmitgliedschaften wissenschaftlicher Vereine des In- und Auslandes und durch Verleihung verschiedener Orden. 1893 wurde er in die Kgl. Bayerische Akademie der Wissenschaften als außerordentliches, 1902 als ordentliches Mitglied gewählt. Seit 1894 nahm er lebhaften Anteil an den Arbeiten der „Akademischen Kommission für Erforschung der Urgeschichte Bayerns“, deren Vorsitz er von 1901 bis 1908 führte. 1914 wurde auf seinen Vorschlag durch die Kgl. Bayerische Akademie der Wissenschaften eine „Kommission für Höhlenforschung“ gegründet, die unter seinem Vorsitz ihre Arbeiten zur Erforschung des Eiszeitmenschen im bayerischen Höhlengebiet in Angriff nahm. Rankes Schöpfung ist auch die reichhaltige und wertvolle Anthropologisch-prähistorische Sammlung, die seit 1889 als eigene Abteilung der wissenschaftlichen Sammlungen des bayerischen Staates in der alten Akademie zu München unter seiner Leitung stand, und der er bis in die letzten Tage seines Lebens viel Zeit und Arbeitskraft widmete.

Rankes fachwissenschaftliche Arbeiten beschäftigen sich hauptsächlich mit den Schädelformen der bayerischen Bevölkerung und bieten grundlegende Beiträge zur europäischen Rassenkunde. Nach ihm sind für Europa Dolichocephalie

und Brachycephalie keine Rassencharaktere, sondern durch verschiedene äußere und innere Einflüsse bedingt. Die von anthropologischen Dilettanten aufgestellte Lehre von der physischen und geistigen „Herrenform“ der Langköpfe wurde von ihm einer gründlichen Kritik unterzogen. Er war und blieb ein Gegner jener modernen Rassentheoretiker, welche sogar Religion und Politik in das Gebiet der vergleichenden Schädellehre hineinzogen. Das Hauptgebiet Rankes war stets die somatische Anthropologie; seine prähistorischen Arbeiten sind weniger zahlreich, haben aber kräftige Anregung geboten zur Erforschung der Vorgeschichte Bayerns.

Am bekanntesten ist sein epochemachendes, für weitere Kreise bestimmtes, zweibändiges Werk „Der Mensch“ geworden, in welchem er die Ergebnisse der somatischen Anthropologie klar und in leicht faßlicher Form zusammengefaßt hat, und das seither drei Auflagen erlebte und in verschiedene fremde Sprachen übersetzt wurde. Als die erste Auflage 1886 erschien, bezeichnete es Rudolf Virchow als eine Ehre für die Deutsche Anthropologische Gesellschaft, daß ihr Generalsekretär der Verfasser dieses so vortrefflichen Werkes sei; dieses Urteil ist bezeichnend für die Schätzung, die ihm in wissenschaftlichen Kreisen zuteil wurde. In den weitesten Schichten der Gebildeten hat es belehrend und aufklärend gewirkt gegenüber jenen Bestrebungen, welche die wissenschaftliche Menschenkunde zu einem Tummelplatz deszendenztheoretischer Hypothesen machen wollten. In die letzte, 1911/12 erschienene Auflage hat Ranke noch selbst die Resultate der neuesten anthropologischen und prähistorischen Forschungen eingearbeitet. Wir haben darüber in diesen Blättern (83 [1912], 560—567) bereits früher eingehend berichtet und wollen daher nur kurz nochmals Rankes Stellungnahme kennzeichnen. Die Hypothesen gehören nach ihm, wie er schon im Vorwort zur ersten Auflage erklärte, nur in das Laboratorium des Forschers, nicht vor das große Publikum, das nicht imstande ist, ihren Wert oder Unwert nachzuprüfen. Auch auf der Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Lindau 1899 hat er diesen Standpunkt gegenüber den phantasiereichen Hypothesen von Klaatsch energisch zum Ausdruck gebracht. Rankes naturwissenschaftliche Denkweise konnte sich überhaupt der modernen Entwicklungstheorie nicht anbequemen. Für ihn gibt es nur eine ideale Einheit der gesamten animalen Welt, die von einem einheitlichen Bauplan beherrscht wird; an der Spitze dieser idealen Einheit steht der Mensch. Gegenüber dem Bestreben, die Unterschiede zwischen Mensch und Tier und insbesondere zwischen Mensch und Affe zugunsten der Entwicklungstheorie zu verringern, hob Ranke sie stets gebührend hervor. Ihm ist der Mensch, da die Hirnentwicklung die gesamte typisch-menschliche Körperentwicklung bestimmt, ein „Gehirnwesen“ im Gegensatze zu den übrigen animalen Geschöpfen, die er als „Darmwesen“ bezeichnete (1894). Die höchste Form der Schädelbildung, die menschliche, ist nach ihm der gemeinschaftliche (ideale) Ausgangspunkt für die Schädelentwicklung der ganzen Säugetierreihe. Für die genetische Einheit des Menschengeschlechtes trat er immer entschieden ein. Daß die Entwicklung der heutigen Menschenrassen sich nicht aus affenähnlichen Halbmenschen vollzog, wie man entwicklungstheoretisch verlangte, zeigte er in der letzten Auflage seines Werkes „Der Mensch“ nochmals aufs nachdrücklichste; sowohl der Neandertaler als der Cromagnon-Mensch dienen ihm als

Zeugen hierfür. Von besonderem Werte sind auch die Winke, die Ranke gegeben hat, um manche als Atavismen oder tierähnliche Bildungen gedeutete Rassenmerkmale oder individuelle Eigentümlichkeiten des Menschen auf Grund der Embryonalentwicklung als Hemmungs- oder Exzeßbildungen zu erklären. Die modernen Forschungen über die Vorgeschichte des Menschen hat Ranke durch seine wissenschaftlichen Arbeiten und Bestrebungen gefördert; er stand nur jener spekulativen Tendenz ablehnend gegenüber, die stets Beweise für die Primatenabstammung des Menschen in ihnen finden wollte.

Rankes persönliche Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit im Umgange wird allen, die ihm näher traten, unvergeßlich bleiben. Wie weit er von konfessioneller Voreingenommenheit entfernt war, zeigt wohl die Tatsache zur Genüge, daß er als seine Schüler und namentlich als seine Assistenten am anthropologischen Institut besonders gerne katholische Geistliche sah. Er schätzte neben ihrem Pflichteifer in der Arbeit auch ihre gute philosophische Vorbildung, die sie bei Deutung der naturwissenschaftlichen Tatsachen vor übereilten Schlüssen bewahrte. Persönlich stand Ranke auf dem Boden der christlichen Religion und hielt zu seiner kirchlichen Glaubensgemeinschaft. Er selbst hat es bei der akademischen Feier der Vollendung seines hundertsten Semesters als Universitätslehrer öffentlich ausgesprochen, daß es ein Hauptziel seiner Lehr- und Forschertätigkeit gewesen sei, durch die Tat zu beweisen, daß naturwissenschaftliche Forschung und christlicher Glaube sich nicht ausschließen.

Erich Wasmann S. J.

Die Aufgabe der Katholiken im „Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur".

An der Hildesheimer Gründungsversammlung des neuen Theaterverbandes haben die deutschen Katholiken zahlreich teilgenommen. Infolgedessen zeigt auch der leitende Gesamtausschuß des Verbandes eine katholische Vertretung von erfreulicher Stärke. Für die nun beginnende Arbeit ist es von entscheidendem Werte, der gesamten katholischen Bevölkerung die Überzeugung zu vermitteln, daß sie hier vor einer Aufgabe von sehr ernster Bedeutung steht.

Die Hunderte von Frauen und Männern aus allen Gegenden Deutschlands, die am 26. und 27. August in Hildesheim tagten, wußten nur zu gut, daß schon mehr als ein Versuch zur Hebung des Theaters gescheitert ist. Wenn die immer wieder beklagten, aber von mächtigen Gesellschaftskreisen aufrechterhaltenen und rücksichtslos ausgebeuteten Übelstände des heutigen Bühnenbetriebes endlich wirksam bekämpft werden sollten, dann schien es unerläßlich, alle Kräfte zu sammeln, die zum Widerstand gegen das riesengroß gewordene Verderben entschlossen waren. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, das Ziel des Verbandes in Worten auszudrücken, die nur das festlegten, was über religiöse und politische Schranken hinweg alle Freunde der Sache einigte und sie alle werbekräftig erfassen konnte. So entstand als Frucht langer Bemühungen der einstimmig gebilligte § 2 der Satzung:

Der Verein bezweckt den Zusammenschluß aller Deutschen zur Hebung und Förderung des deutschen Theaters als Pflegestätte der Kunst im Geiste deutscher Bildung und Gesittung. Er will vor allem das Theater allen Schichten des deutschen Volkes zugänglich machen, das Verständnis für die nationale Bühnenkunst und ihre Bedeutung wecken und Mißstände im Theaterwesen bekämpfen.

Auf deutschem Boden wohnen ja leider auch Leute, denen das Theater nicht eine „Pflegestätte der Kunst im Geiste deutscher Bildung und Gesittung", sondern ein bloßes Geschäft oder ein Vergnügungsort niedriger Triebe ist. Hoffentlich gelingt es der mitreißenden Wucht der vom Verbande zu weckenden Bewegung, recht viele, die solchen Anschauungen zum Opfer gefallen sind, auf einen würdigeren Standpunkt zu erheben. Die Deutschen aber, die im Einklang mit den führenden Geistern unseres Volkes das Theater als Kunststätte betrachtet wissen wollen, verstehen unter deutscher Bildung und deutscher Gesittung trotz aller Gegensätze glücklicherweise noch soviel Gemeinsames, als zu einer Grundlage für Verbandsarbeit erforderlich ist. Denn wie weit die Ansichten über den Wert, den fremde Kunst für uns haben kann, auseinandergehen mögen, daran zweifelt niemand, daß eine deutsche Bildung nach Inhalt und Form wenigstens vorwiegend aus heimischem Boden hervorgehen muß. Und wie traurig der Zwiespalt in den Meinungen über deutsche Gesittung sein mag, die Männervereine zur Bekämpfung der Unsittlichkeit liefern dennoch seit Jahren den Beweis, daß sich Anhänger verschiedener Religionsbekenntnisse mit Erfolg zum Schutze der guten Sitte verbünden können.

Aus dieser Sachlage erwächst uns deutschen Katholiken eine ebenso schöne wie dringliche Aufgabe. In der alles umfassenden Geschlossenheit unserer Weltanschauung besitzen wir eine Macht, die uns hervorragend befähigt, der Bühnenkunst in der Gesamtheit unserer Kultur die Stelle zu erkämpfen, die dem hohen Fluge und der Gediegenheit deutschen Bildungsstrebens entspricht. Undeutsch und unkatholisch zugleich ist jenes verstiegene Ästhetentum, das die Kunst aus den großen Zusammenhängen des Lebens herausreißt, das unersetzliche Lebenswerte vernichtet und schließlich im Zusammenprall mit den ernsten Forderungen des Lebens kläglich zerbricht. Undeutsch und unkatholisch ist aber ebenso jene Geistlosigkeit, die am künstlerisch Schönen gleichgültig vorübergeht oder gar die Reinheit des künstlerischen Erlebens zum Sinnenrausch erniedrigt. Die starken Ewigkeitsgedanken unseres Glaubens umgeben die Forderungen der Religion und der Sittlichkeit mit heiliger Ehrfurcht, mit überirdischer Weihe und wirken deshalb ebenfalls ganz im Sinne des deutschen Empfindens, das in diesen Dingen keinen Leichtsinn und keinen Spott erträgt. Wir Katholiken haben also in unserer Religion die denkbar stärksten Antriebe, uns mit voller Kraft dafür einzusetzen, daß in der Tätigkeit des Theaterverbandes den Worten „deutsche Bildung" und „deutsche Gesittung" der höchste Inhalt gegeben werde.

Dadurch erreichen wir, daß die Zahl der Bühnen, auf denen unsere Anschauungen bekämpft werden oder nicht zu Worte kommen, immer mehr abnehme, und zugleich tragen wir die segensvollen Wirkungen wahrer Kunstpflege in möglichst weite Kreise der katholischen Bevölkerung. Es ist unbestreitbar, daß die

geschlossene Einheit und klare Ruhe künstlerischer Schöpfungen die Leidenschaften läutern hilft, die Sinne für edelste Freuden empfänglich macht und die seelische Zerstückelung aufhält, der die Menschen von heute unter dem Drucke wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Notwendigkeiten immer mehr zu verfallen drohen. Für unsere Stellung im deutschen Geistesleben wäre es gewiß nicht von Vorteil, wenn wir an echter ästhetischer Bildung hinter unsern nichtkatholischen Volksgenossen zurückblieben.

Der wichtigste Punkt, an dem die katholische Arbeit im Theaterverband einzusetzen hat, sind die Ortsausschüsse, die nach § 8 der Satzung überall da gebildet werden müssen, wo „sich mindestens 20 Mitglieder befinden". Der Theaterbetrieb ist ja in erster Linie Ortsangelegenheit, und darum ist es durchaus zu billigen, daß der erwähnte Paragraph den Ortsausschüssen „eine möglichst selbständige Stellung" sichert. Unmöglich, also durch den Verband zu verhüten, wäre offenbar eine Selbständigkeit, die dem Verbandszweck, d. h. einer „Kunst im Geiste deutscher Bildung und Gesittung", zuwiderhandeln wollte, oder die auf vaterländische und religiös-sittliche Empfindungen der Verbandsangehörigen nicht die schuldige Rücksicht nähme. Der Wortlaut der Satzung zieht diese Folgerung nicht ausdrücklich, aber die Ehrfurcht vor dem religiösen und sittlichen Empfinden Andersdenkender wurde in Hildesheim als eine Selbstverständlichkeit erklärt. Wir Katholiken wollen daher gern das Vertrauen hegen, daß keine der Veranstaltungen des Verbandes uns die schmerzlichen Erfahrungen bereiten wird, die uns aus religiösen und sittlichen Gründen das bisherige Theaterwesen so oft verleidet haben. Aber es ist naturgemäß unsere Aufgabe, auch selber für die Wahrung unserer Rechte zu sorgen. Und das geschieht am wirksamsten durch möglichst eifrige Beteiligung an den Ortsausschüssen; denn dadurch erlangen wir auf die am Orte vorhandenen Bühnen und mittelbar auf den ganzen Verband den uns gebührenden Einfluß. Nur dann werden wir auch *unsern* Dichtern und *unsern* Anschauungen den Zugang zur Bühne erleichtern können, der ihnen jetzt fast unmöglich ist. Es wäre unsere eigene Schuld, wenn namentlich in Städten mit zahlreicher katholischer Bevölkerung die Worte „deutsche Bildung" und „deutsche Gesittung" nicht ebenso eine katholische Verwirklichung fänden, wie sie anderswo eine nichtkatholische Verwirklichung finden werden. Diese Abtönung der Spielpläne, die mit der allgemeinen Grundlage des Verbandes wie mit der Achtung vor fremden Überzeugungen durchaus vereinbar ist, käme nicht bloß der Religion und der Sittlichkeit, sondern auch der Kunst zu statten. Denn die gesamte Theatergeschichte beweist, daß höchste künstlerische Wirkungen nur da erzielt worden sind, wo eine gemeinsame Weltanschauung Dichter, Spieler und Zuschauer umschloß.

Vor drei Jahren habe ich hier (85, 263—275) festgestellt, daß die deutschen Katholiken es seit Jahrzehnten an Aufforderungen und Plänen zur Besserung der Theaterverhältnisse nicht haben fehlen lassen, daß sie aber niemals über Vorschläge und geringe Teilerfolge hinausgekommen sind, während die Not, die nach Hilfe schrie, wuchs und wuchs. Möge darum endlich eine durchgreifende Tat folgen!

Jakob Overmans S. J.

Amerikanische Riesenvermögen.

Das Armeleutstück ist ein reicher Zweig unserer Literatur; weniger gelungen ist sein Gegenteil. Die äußeren Formen des Reichtums, in denen die Kommerzienräte und Villenbesitzer, die Salonhelden und Lebemänner unserer Romane und Dramen sich bewegen, zeigen nur, wie der arme Dichter sich den reichen Mann vorstellt. Ungleich spannender wirkt die Schilderung des Reichwerdens, die Entstehung jener neuen Menschenart, der es gelang, märchenhafte Reichtümer aus dem Boden zu stampfen. Wir kennen diese Gattung in Europa fast nicht; man muß dafür nach Amerika, in „das Land der unbegrenzten Geldquellen".

Das zweibändige Werk von Gustavus Myers [1]: „Geschichte der großen amerikanischen Vermögen", gehört zwar nicht der schönen Literatur an, ist kein Roman, im Gegenteil, trocken und nüchtern — freilich mit einer sozialistischen Tendenz, die wir verurteilen — berichtet es nur feststehende Tatsachen; diese aber grenzen ans Phantastische, Romanhafte. Mit einem Gemisch von Staunen und Abscheu liest man die Berichte über die gleichsam aus dem Nichts entspringenden Reichtumsbildungen, über die erschreckende Gewissenlosigkeit geschäftlicher Machenschaften, die schonungslosen Kämpfe der Spekulantenringe untereinander und gegen die Massen der Schwächeren. Wir sehen das vergangene Werden und gegenwärtige Wirken der Riesenvermögen, ihre Zusammenhänge mit der eigenartigen neuweltlichen Wirtschaftsentwicklung.

Die ersten amerikanischen Vermögen stammen aus der Niederlassungs- und Kolonialzeit. In deren Anfang war ganz Nordamerika noch ein unangebrochenes, weltabgeschiedenes Riesengebiet. Ungeheure Strecken — „von einem Meere bis zum andern", heißt es oft in den Schenkungsurkunden — wurden damals an Günstlinge der Höfe und Regierungen und an Kolonialgesellschaften weggeschenkt. So erhält die „Londoner Gesellschaft" das Recht, den Boden und die Erträgnisse Virginias in Besitz zu nehmen und seinen Herrschaftsbereich zu bevölkern. Schier unendliche Landstriche konnte auch jeder wagemutige oder verschlagene Privatmann für einen Pappenstiel erwerben. Über die Kolonien hin werden so Herren des Bodens verstreut, die weite Territorialreiche besitzen, in denen sie eine Art Feudalherrschaft ausüben.

Kiliaen van Rensselaer, ein Amsterdamer Perlenhändler, ist einer der ersten Gründer einer großen Besitzung. 1630 kauften seine Agenten für ihn ein Gebiet am Westufer des Hudsons von den Indianern für „eine gewisse Menge Wolltuch, Äxte, Messer und Muschelschnüre", mit andern Worten, 700 000 Morgen fast umsonst.

Bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hielten sich die letzten der großen Besitzungen. Ein Nachkomme des ersten Rensselaer, Stephan van Rensselaer, war einer der letzten Patrone. Mit hochmütiger Bitterkeit hatte er noch den Aufstieg der Händler und Fabrikanten gesehen, welche die alte Feudalaristokratie in den Schatten stellten: die Zeit der Millionäre war gekommen, der Aufschwung der Handelsklasse.

---

[1] 1916 in deutscher Übersetzung erschienen bei S. Fischer, Berlin.

Die Landmagnaten und verbrieften Gesellschaften hatten den Kleinhändler und Kleinkaufmann lange niedergehalten. Der Feudalherr war zugleich der Hauptfabrikant und Haupthändler. Nur mit den Erzeugnissen seiner Grundherrschaft durften sie handeln, ihr Mehl nur auf seiner Mühle mahlen, Bretter nur in seiner Sägemühle und Schnaps nur in seiner Brennerei kaufen. Die Kaufleute griffen daher oft zu recht bedenklichen Mitteln des Gelderwerbs. Das Geld, das erworben war durch Verkauf von Rum und von wertvollen Pelzen, um die man die Indianer geprellt hatte, wurde zu entsetzlich drückenden Wucherzinsen an Handwerker und Arbeiter ausgeliehen. Konnten die Zinsen nicht bezahlt werden, so schoß der Geldverleiher ohne Gnade auf den Unglücklichen herab und steckte sein Besitztum ein. Die größte und einträglichste Quelle des Reichtums im 18. Jahrhundert war der Fischfang und die Schiffahrt. Der Stockfisch als Wahrzeichen am Staatshause von Massachusetts ist eine Erinnerung an jene Tage. Entsprechend der unausgesetzten Nachfrage nach Schiffen kam das Gewerbe des Schiffbaues schnell empor. Die Revolution vernichtete zwar die koloniale Schiffahrt beinahe, jedoch nicht ganz. Das Kapern brachte vieles wieder ein. George Cabot aus Boston fegte während der Revolution mit seinem Bruder auf 20 Kaperschiffen, deren jedes 16—20 Kanonen besaß, die Küsten entlang. Der ehemalige Küferlehrling Israel Thorndike „verdiente“ ebenfalls große Summen als Kommandant eines Kaperschiffes. „Erfolgreicher“ noch war Joseph Peabody. Seine „Taten“ als Kaperer sind schauerlich genug, um in den blutigsten Kriminalgeschichten Platz zu finden. Bald hatte er Geld genug, um nicht mehr selbst in See zu gehen. Schließlich hatte er 83 eigene Schiffe und beschäftigte 7000 Matrosen. Voller Staunen erzählten sich seine Zeitgenossen, er bezahle etwa 200 000 Dollars Staats-, Kreis- und Gemeindesteuern.

Die Aussicht, rasch blendende Reichtümer zu erraffen, verführte andere Kapitalisten, brüchige Schiffe auszusenden, in der Hoffnung, daß sie mit Glück und Geschicklichkeit die Reise schon überstehen und Vermögen heimbringen würden. Mannschaft auf Mannschaft wurde der rasenden Geldgier geopfert, aber man dachte sich nichts dabei.

Den Höhepunkt in der stolzen Reihe großer Vermögen zwischen 1800 und 1831 bezeichnet das Vermögen von Girard. Was er zusammenbrachte, wird auf 40 Millionen Dollars geschätzt. Jeden andern Renner ließ er weit hinter sich, mit Ausnahme von Astor, der ihn um 17 Jahre überlebte und sein Vermögen auf das Doppelte brachte.

Pierre Girard wurde 1750 zu Bordeaux als ältester Sohn eines Kapitäns geboren. Einäugig, als häßliche Ente in der Familie vom Vater vernachlässigt und von der reizbaren Stiefmutter mißhandelt, wurde er ein mürrischer und verschlossener Knabe. Mit 14 Jahren entzog er sich den Quälereien der Familie und ging zur See. Vom Schiffsjungen steigt er rasch zum Kapitän eines Handelsschiffes auf. Durch heimliche Frachten auf eigene Rechnung macht er bedeutenden Profit. 1776, auf einer Reise nach einem kanadischen Hafen, erfährt er, daß Krieg sei. Da eilt er nach Philadelphia, verkauft Schiff und Ladung, die ihm nur zum Teil gehörte, und gründet einen Wein- und Kramladen. Er wird

schnell reich, verheiratet sich mit einem Dienstmädchen von großer Schönheit. Das unglückliche Weib verkümmert an der Seite ihres knauserigen und herrschsüchtigen Ehemannes und stirbt später in geistiger Umnachtung. 1780 wird Girard wieder Reeder. Seine Schiffe fahren auch nach San Domingo. Beim Negeraufstand daselbst hat er zwei Schiffe in einem Hafen der Insel liegen. Beim ersten Anzeichen der Gefahr bringen mehrere Pflanzer ihre Habseligkeiten auf diese Schiffe und kehren noch einmal in ihre Wohnungen zurück; sie kommen aber nicht wieder; offenbar waren sie ein Opfer des Aufstandes geworden. Die Schiffe gehen nach Philadelphia. Girard kündigt andauernd (in den Zeitungen) an, die Eigentümer der Sachen möchten sich melden. Da sich natürlich niemand meldete, verkauft er die Waren und legt das Geld, 50 000 Dollars, auf sein eigenes Bankkonto. „Das war eine große Hilfe für ihn", sagt einer seiner Biographen. Er fängt nun an, eigene Schiffe zu bauen. Bezeichnend für den Freigeist benennt er sie „Voltaire", „Rousseau", „Helvetius", „Montesquieu". Am Handel mit China und Westindien gewinnt er unheimlich. Dann eröffnet er die Girard-Bank. Was sich seinen Finanzplänen in den Weg stellt, wird vernichtet; er wird zum Beherrscher des gesamten Geldmarktes der Vereinigten Staaten. Trotzdem erhält kein Angestellter jemals ein Geschenk für treue Dienste; Unterstützungsgesuche läßt er unbeantwortet.

Später lebt Girard als einsamer Greis, verfolgt von der Verachtung aller. Sein großer Reichtum bringt ihm keinerlei Bequemlichkeit; in dürftiger und schmutziger Umgebung lebt der mürrische Geizhals und vertieft sich in die Werke von Voltaire, Diderot, Paine und Rousseau, die täglich seinen Religionshaß nähren. Selbst als er, achtzigjährig, mit zerquetschtem Gesicht und ohne Augenlicht dalag — er war von einem Lastwagen überfahren worden —, flammte sein vulkanischer Geist ungebrochen bis zum Tode. Während seines ganzen Lebens hatte das Mitleid keinen Platz in seinem Herzen. Wie groß war darum das Staunen der Welt, als im Dezember 1831 sein Testament geöffnet wurde! Alle seine Verwandten und Diener waren bedacht. 6 Millionen Dollars dienen zur Errichtung und Ausstattung eines Waisengymnasiums, des Girard-Kollegs. Aber nach dem letzten Willen des Stifters darf kein Geistlicher irgendeines Bekenntnisses die Anstalt betreten, nicht einmal zur Besichtigung. Nun erhob sich ein allgemeines Staunen und Lobpreisen. Der tote Girard wurde beweihräuchert als der größte Wohltäter des Jahrhunderts. Nur wenige wagten es, schüchtern einzuwenden, daß Girards Geschäftsmethoden Witwen, Waisen und Arme in Menge geschaffen hätten, und es nicht mehr als billig sei, wenn er für die Witwen und Waisen sorge.

Bald stellte der **Reichtum des städtischen Grundbesitzes** die Millionäre der Handelsklasse in den Schatten. Als Beispiel für den auf städtischen Grundbesitz aufgebauten Reichtum dient das Astor-Vermögen. Es wird jetzt auf 450 Millionen Dollars geschätzt. Der Begründer des Astor-Vermögens ist der aus Waldorf in Hessen stammende **Jakob Astor**, geboren 1763. Zwanzigjährig, wandert er über London, wo sein Bruder in einem Musikinstrumentengeschäft tätig ist, nach Amerika aus. „Mit einem guten Sonntagsanzug, sieben Flöten und

etwa 100 Mark" kommt er an. Zunächst geht er in Neuyork als Bäckerlehrling mit Kuchen hausieren. Dann macht er sich selbständig und treibt Pelzhandel. Für ein paar Rumflaschen, für allerlei Tand und Flitterzeug betrügt er die Indianer um die wertvollsten Pelze. Durch seine bescheidene, fast knickerige Lebensführung weiß er seine Umgebung über seine Gelder und seine Pläne zu täuschen zu einer Zeit, als er schon eine Viertelmillion Dollars besaß, ein großes Vermögen in einer Zeit, wo eine gut lebende Familie mit 750—800 Dollars im Jahre auskam. Er gründete dann die „Amerikanische Pelzgesellschaft", die eigentlich nur er selbst war. In grausamer, geradezu haarsträubender Art werden die Indianer am Missouri ausgebeutet. Man berauscht sie mit Whisky und beschwindelt sie dann um Pelze und Land. Schließlich legen sich Beamte der Regierung ins Mittel; vergebens! Astor hat unter den Regierungsbehörden seine bezahlten Agenten. Zudem begehen auch die indianischen Agenten der Vereinigten Staaten ungeheures Unrecht an den Indianern. Ihr wertvolles Ackerland, ihr Nutzholz, ihre Minenschätze werden den Ärmsten so gut wie für nichts abgeschwatzt. Nur zwei Cents kostet die Regierung durchschnittlich ein Morgen Land. Zwei Cents für den Morgen! so steht es da.

Inzwischen machte Astor sich zum größten städtischen Grundbesitzer im Lande. Im Pelzlande ging der Tod Schritt für Schritt neben Astors sich häufenden Reichtümern her; im Osten ebenso, nur in jener langsamen, lauernden Art, die aus Mangel, Elend, Krankheit und Siechtum entspringt. Der Weg geht über verarmte Familien, verschwenderische Söhne, Hypotheken und Subhastationen. Parzellen, die er für 200—300 Dollars kaufte, sind jetzt eng mit Geschäftshäusern besetzt, von denen jedes 300 000—400 000 Dollars wert ist. Es beginnt mit Astor jene Eroberungsperiode, in der die ganz Reichen ihre größeren Kapitalien gebrauchen, um die weniger Reichen zu vernichten; ihre Blüte erreichte sie in den letzten Jahrzehnten.

Im Jahre 1847 war Astor der reichste Mann in Amerika. Man schätzte damals sein Vermögen auf 20 Millionen Dollars. Es war ein Gegenstand scheuer Bewunderung für alle, die nach Reichtümern jagten. Die letzten Jahre dieses Großherrn des Reichtums spielten sich ab in einer Umgebung von Luxus, Beweihräucherung und Macht. Siech und kraftlos, so gebrechlich, daß nur noch Ammenmilch ihn am Leben hält und er in einer Wolldecke geschüttelt werden muß, damit er Bewegung bekommt, bewahrt er immer noch die Fähigkeit, jeden Rückstand seiner Mieten genau zu überwachen. Bis zum letzten Augenblick ist sein Geist mit den erbärmlichen Dingen beschäftigt, woraus er sich eine Religion gemacht hatte. Mit einem Blick voll strahlenden Entzückens auf die lange Liste seiner Besitzungen schied er dahin. Die Hauptmasse seines Vermögens fiel seinem Sohne William Astor zu. Das einzige Legat für öffentliche Zwecke waren 400 000 Dollars zur Gründung der Astor-Bibliothek; dafür allein bewahrt man ihm das Andenken eines Philanthropen.

William Astor gefiel sich darin, schäbig und schlecht gekleidet umherzugehen, als wollte er sagen, ein Mensch von solchem Vermögen habe das Vorrecht, sich um die Rücksichten gegenüber der Gesellschaft nicht zu kümmern. Erwerbs-

trieb war auch sein ausgesprochenster Charakterzug. Er war düster, einsiedlerisch, verabscheute die Bettler. Er befolgte in jeder Hinsicht die Methoden seines Vaters weiter. Sein Reichtum wuchs ins Riesenhafte. Erwähnt sei, daß ein Urenkel des Gründers der Familie 1912 ein Opfer der „Titanic“ wurde. Der ihm zukommende Teil des Astor-Vermögens betrug 100 Millionen Dollars.

Fast gleichzeitig mit den Astors kommen die Goelet, die Rhinlander, die Schermerhorn, Longworth, Field und Leiter in die Höhe, die alle „nach den üblichen Methoden des Tages“ ihr Geschäft betrieben, deren Lebensbahn in fast parallelen Geleisen lief.

Es möchte scheinen, daß eine Steigerung des Vermögenserwerbes nicht mehr möglich wäre. Und doch ist es ein langsames, fast kriechendes Tempo, in dem wir die Grundherren, die Reeder und Händler, die Inhaber städtischen Grundbesitzes zu Reichtum gelangen sahen, wenn wir es vergleichen mit der Klasse der Eisenbahnbesitzer, die gleichsam mit einem Satze in die Reihe der Großkapitalisten sich einzureihen wissen.

Von 1850 bis 1872 gab das Parlament nicht weniger als 155 504 994 Morgen des Staatslandes entweder unmittelbar an Eisenbahngesellschaften oder an die verschiedenen Staaten, damit diese es den Gesellschaften überließen. Wie hat man sich diese heute ganz unbegreifliche Spenderlaune des Kongresses und der Einzelstaaten zu erklären?

Die Siedlungsbegehrenden riefen laut nach dem befreienden, lebenspendenden Schienenweg, ohne den sie weder vordringen konnten noch rückwärts Anschluß an Markt und Kultur besaßen. Der Vorrat an öffentlichen Ländereien erschien unerschöpflich; warum sollte man also knausern bei den Landzuweisungen an Bahnunternehmer? Trotzdem bleibt die Tatsache bestehen, daß der Eisenbahnbau durch eine weitverzweigte Korruption der Parlamente eingeleitet wurde. Geld war viel mehr als Reden und Presse das durchschlagende Überredungsmittel [1], daß die Erbauer von Eisenbahnen als Wohltäter anzusehen seien und Volk und Parlament ihnen die öffentlichen Hilfsmittel zur Verfügung stellen müßten. Und nun taten sich Leute, die vielleicht kaum ihr Abendbrot bezahlen konnten, zusammen zum Zweck eines Bahnbaues. Mit der Zusicherung eines Bündels von Aktien, die sie auf Kredit von einem Drucker herstellen ließen, gewannen sie dann eine genügende Anzahl von Parlamentariern, für Gewährung von Privilegien, Geldunterstützungen und Land zu stimmen. Von da an war die Zukunft rosig. Ursprünglich hatte das Staatsland einen Umfang von 1815 504 147 Morgen gehabt; 1880 war mehr als die Hälfte weggegeben, 1896 waren bereits 806 532 362 Morgen abgetreten.

[1] Daß solche Dinge nicht nur früheren Zeiten angehören, geht aus einer Mitteilung der „Reichspost“ vom 17. August 1916, Nr. 380 hervor. Danach erging sich im Senate in Washington kürzlich der Senator Penrose in den heftigsten Anklagen.... Penrose führte 22 Beispiele an, wo wichtige diplomatische Posten mit vollkommen unfähigen Personen besetzt wurden. Diese hatten aber dem Wahlfonds Wilsons Beiträge bis zu 200 000 Mark beigesteuert.... Auf diese Weise erhielt der Wahlfonds für Wilson gegen 50 Millionen Dollars.

Ein Riesenvermögen, das sich aus dem Besitz und Betrieb von Eisenbahnen herleitet, ist das der Familie Vanderbilt. Ihr Vermögen wird heute auf 700 Millionen Dollars geschätzt. Die den Vanderbilts unmittelbar unterstehenden Eisenbahnlinien dehnen sich über 21 000 Meilen aus. Der Gründer dieser Säule des Reichtums, Kornelius Vanderbilt, wurde 1794 geboren. Sein Vater beförderte auf einem Boote von Staten Island Reisende von und nach Neuyork. Ein einfacher, fleißiger Mann, lieferte er regelmäßig und gehorsam seiner Frau den Verdienst ab. Diese verwahrte jeden überflüssigen Pfennig in der Sparbüchse, einer alten Uhr. Mit zwölf Jahren kann ihr eigensinniger, unwissender Knabe kaum seinen Namen schreiben. Aus Büchern macht er sich nichts; die Genüsse des Lebens verschmäht er, seine Leidenschaft ist das Geld. Er verdient es zuerst, indem er Boote für den Küstenhandel baut. Dann läßt er sich als Kapitän auf einem Dampfer anheuern, und seine Frau macht in New-Brunswick eine Kneipe auf. Er wird einer der bedeutendsten Reeder, hat schließlich 100 Schiffe zugleich unterwegs. Der Staat zahlt ihm Entschädigungssummen für die Postbeförderung, die hinreichend sind zum Bau der Schiffe. Im Bürgerkrieg beginnt Vanderbilt seine Laufbahn als Eisenbahneigentümer. Er war damals 69 Jahre alt. Die Unwissenheit seiner Jugend war nicht geschwunden; die einfachsten Wörter konnte er nicht richtig schreiben; seine Sprache war ein Gemisch von Dialekt und Roheit. Man sagte von ihm, er könne heftiger, häufiger und mannigfaltiger fluchen als alle seine Zeitgenossen. Sein Ehrgeiz war, der reichste Mann der Vereinigten Staaten zu sein. Als er 100 Millionen Dollars beisammen hatte, konnte er sich Schmeichelei und scheinbare, wenn auch nicht wirkliche Achtung erkaufen. Er schenkt einem Geistlichen der presbyterianischen Kirche die Church of the Strangers und stiftet eine Million Dollars für die Gründung der Vanderbilt-Universität in Nashville, und man huldigt ihm als einem Wunder christlicher Mildtätigkeit und Freigebigkeit. Aber für gewöhnlich war er von unglaublicher Filzigkeit; noch immer feilschte er um jeden Dollar; er trug denkbar einfache Kleidung, Juwelen gestattete er sich überhaupt nicht. Wenige Tage vor seinem Tode verordnete ihm sein Arzt Champagner zur Anregung. „Champagner kann ich nicht bewilligen", rief Vanderbilt vorwurfsvollen Blickes; „Sodawasser wird's auch tun, denk' ich." Er starb 1877. Von seinen 105 Millionen Dollars erhielt sein ältester Sohn, William Vanderbilt, 90 Millionen.

Um diese Zeit beginnt die Bildung der Trusts. Rockefeller war auf den Gedanken gekommen, sich ein Monopol für die Produktion und den Verkauf von Petroleum zu verschaffen, das den Zwischenhändler ausschaltete. Damit war der Trust geboren, es waren die Anfänge der Standard-Oil-Company. William Vanderbilt wird Aktionär derselben und vermehrt mit einem Schlag seinen Reichtum um viele Millionen. Er umgibt sich nun mit verschwenderischer Pracht. Er baute einen Palast aus Granitquadern, der mit einem Luxus der Ausstattung überladen war, wie man es bisher in den Vereinigten Staaten noch nicht gesehen hatte. Sein Stolz war eine Gemäldegalerie. Er verstand zwar nichts von Kunst und machte sich im Grunde auch nichts daraus; aber es galt als vornehm, eine Gemäldesammlung zu haben. In der Regel war er mit dem Einkauf

seiner Agenten um so zufriedener, je größer die Bilder waren; für ihn wurde die Kunst nach Quadratmetern gemessen. Bis in seine letzten Tage war sein Sinn mit geschäftlichen Plänen ausgefüllt. Während einer Konferenz über Eisenbahnprojekte fiel er plötzlich vornüber vom Stuhl; der Schlag hatte ihn getroffen, er war sofort tot. Sein Vermögen ging nun auf mehrere Erben über.

Gleichzeitig mit Vanderbilt kam Jay Gould auf. Seine Vermögenserwerbungen sind so charakteristisch, daß man von einem „Gould-Typus" spricht, zu dem auch Vanderbilt, Huntington, Hill und andere gehören, große, energische Kapitalisten, die mit einer Menge kleiner, wichtigtuender Fabrikanten einen Krieg führen. Mit guten oder schlechten Mitteln vernichten sie die kleinen Herren, reißen ihre Besitzungen an sich, vereinigen sie zu großen Systemen und herrschen unumschränkt auf einem besondern Gebiete.

Auch Jay Gould wird seiner Millionen nicht froh. Ein verdrießliches, abgemagertes Männchen, wird er in seinen letzten Lebensjahren von Schlaflosigkeit und einem schweren Magenleiden gequält. In den langen, dunkeln Nächten schreitet er an dem Häuserblock, der seinem Hause in Neuyork gegenüberliegt, auf und ab und bemüht sich vergebens, Körper und Geist bis zu einer den Schlaf erzwingenden Erschöpfung zu ermüden. 1892 starb er. Eine pomphafte Prozession von Geldfürsten, deren Lebensweg und Stellung seinem eigenen glichen, beteiligte sich an seinem Begräbnis mit passendem Gesichtsausdruck ohne innere Trauer. Goulds Leiche ruht in einem klassischen Mausoleum, das 110 000 Dollars gekostet hat. Die Besitzungen und der Reichtum der Familie Gould nahmen noch eine Zeitlang bedeutend zu, ihre Eroberungen wurden weiter ausgedehnt. Dann aber beginnt der industrielle Entwicklungsprozeß, der den Niedergang des Gould-Typus ankündigt. Die alles durchdringende Macht, die das bewirkt, ist der industrielle Absolutismus, der die ausschließliche Beherrschung der nationalen Hilfsquellen sich zum Ziele setzt und verkörpert ist in der Standard-Oil-Company, an deren Spitze die Rockefellers stehen. Eisenbahnen, Banken, Bergwerke, gemeinnützige Einrichtungen, Industrien und Wertpapiere aller Art hat sie an sich gebracht. Die Trustperiode beginnt, die den Höhepunkt kapitalistischer Einrichtungen bezeichnet.

An der Organisation der Truste hat ein Mann so reichen Anteil, daß der Ausdruck „Morganisation der Industrie" sich wie ein Schreckensruf überallhin verbreitete; dieser Mann ist Pierpont Morgan, einer der hervorragendsten Geldfürsten neuester Zeit. Sein Leben zeigt einmal eine Abwechslung in der fast unveränderlichen Folge von Ähnlichkeit der Multimillionäre. Pierpont Morgan ist nicht ganz ein Selfmademan, sein Vater schon war Millionär. Niemals ist ferner Pierpont abfälligen Bemerkungen über „anrüchigen Reichtum" unterworfen gewesen; sein Lob ist vielmehr mit fast schwülstiger Übertreibung gesungen worden. Er war „der mächtige Patriot und Bürger", „der große Finanzmann", „der edle Philanthrop", „der wunderbare Führer der Industrie", „der Beschützer des sozialen Gebäudes", „der Freund von Königen" und — der Gipfel der Verehrung — „Morgan der Glänzende". In der Tat, was besitzt, was beherrscht er nicht! Banken und Eisenbahnen, Industrieanlagen

und Gruben, Ländereien, gemeinnützige Einrichtungen, Dampfschiffe, Verlagsanstalten und Zeitungen, das alles ist ganz oder zum Teil sein Eigentum. Mit dem Verkauf von 5000 unbrauchbaren Flinten, die er durch einen Mittelsmann für 3½ Dollars das Stück ankauft und dem Befehlshaber der Armee im Bürgerkrieg für 22 Dollars das Stück verkauft, beginnt er seine Laufbahn und schreitet erfolgreich weiter, bis zuletzt der Morgan-Konzern 22 Milliarden Dollars beherrschte. Er wird tatsächlich zu einem alles überragenden Herrscher des Landes.

Morgan selbst lebte in einem glänzenden Herrenhause in Neuyork und baute an dieses eine schöne marmorne Kunstgalerie an, die voll der kostbarsten Kunstwerke ist. Er zeigte eine Leidenschaft für die Literatur, und seine Bibliothek ist sehr ausgedehnt. Als Patron und Direktor des Metropolitan-Opern-Hauses durfte er es wagen, die erste Aufführung der Oper „Salome" zu unterbrechen. Geld, Größe, Ansehen, Macht — alles gehörte ihm.

Ist noch eine Steigerung möglich? Ja! der Name Andrew Carnegie besagt noch mehr. Es gehörte nach und nach in Amerika zur Mode und war die allgemeine Erwartung, daß ein Multimillionär entweder bei Lebzeiten oder letztwillig große Summen verteilen müsse. Noch vor wenigen Jahrzehnten sah man aber in der Stiftung von einer Million Dollars oder einem Bruchteil davon eine fürstliche Gabe. Andrew Carnegie stellt alles Bisherige in Schatten, er gewinnt den Beifall der ganzen Welt. John Jakob Astor und Kornelius Vanderbilt gaben Hunderttausende, J. Pierpont Morgan Millionen, Carnegie aber hat weit über 150 Millionen Dollars für öffentliche Zwecke gestiftet. Andere haben ihre Freigebigkeit auf die Vereinigten Staaten beschränkt; ihr Ruf ist an die heimischen Grenzpfähle gebunden; Carnegie aber ist der große internationale Stifter: in ganz Amerika und Europa bezeugen Gebäude und Einrichtungen, die seinen Namen tragen, den weiten Kreis, den seine Freigebigkeit sich gesteckt hat. Einem Pensionsfonds für die Arbeiter der Carnegie-Werke gab er 5 Millionen Dollars. Besonders freigebig ist er gegen die Einrichtungen, welche die öffentliche Meinung beeinflussen und beherrschen. An kleine Universitäten in den Vereinigten Staaten gab er 18 Millionen Dollars. Mit 15 Millionen gründete er einen Pensionsfonds für Universitätsprofessoren. Zur Gründung des Carnegie-Instituts in Washington gab er 10 Millionen und für das Carnegie-Institut in Pittsburg 16 Millionen Dollars. Zehn weitere Millionen gab er zur Gründung des „Heldenfonds", der diejenigen belohnen soll, die zur Rettung menschlichen Lebens Heldentaten vollbringen. Die schottischen Universitäten erhielten 10 Millionen, dem Haager Friedenspalast gab er 1¾ Millionen. Damit ist die Liste seiner Schenkungen keineswegs erschöpft. Seine letzte bestand in einem Fonds, aus dem die Expräsidenten der Vereinigten Staaten oder ihre Witwen 25 000 Dollars jährlich bekommen sollen — „eine außerordentlich weise Schenkung, die ihren Zweck gewiß nicht verfehlen wird".

Carnegie selbst sitzt auf seinem Schlosse in Skibo in Schottland, einem prächtigen Gut von mehr als 35 000 Morgen, mit Gärten, schmucken Terrassen,

Grotten, Laubwäldern, Forellenbächen und Bergen und redet von Frieden und Wohlwollen. Kein gemeiner Anblick, kein unangenehmes Geräusch stört den Herrn von Skibo, den ein bezahlter Dudelsackpfeifer, der unter seinem Fenster die lieblichsten Weisen spielt, des Morgens weckt. Wie Myers über ihn denkt, drückt folgende Stelle seines Buches bezeichnend aus: „Auch in seinem herrlichen Palast in Neuyork kann Carnegie so zierlichen Unsinn sich entfleußen lassen wie jene Predigt am amerikanischen Danksagetag, am 29. November 1912, wo er (zum Gedrucktwerden) sich also vernehmen ließ: ‚Diese Erde wird von Tag zu Tag himmlischer — so viel gute Männer und Frauen kenne ich, die für andere wirken.'"

Myers, der mit allen dunkeln Seiten des amerikanischen öffentlichen Lebens vertraute Sozialist, verleugnet den Parteimann in seinem Werke nicht, und zu Unrecht würde man auf Grund seiner Darstellungen sich die Überzeugung rauben lassen, daß es auch eine durchaus ehrenhafte und ehrliche Art der Erwerbung großen, ja größten Reichtums geben kann und gibt. Dennoch bleibt das Buch eine Fundgrube für unzweifelhaft feststehende Tatsachen. Das nicht beneidenswerte Lebensende aber so vieler Männer des Reichtums, die an unserem Blicke vorübergezogen sind, ist eine neue Erhärtung der alten christlichen Mahnung, daß der Reichtum allein das innere Glück des Menschen nicht begründen kann. Sind die Schätze erworben jenseits der christlichen Grundsätze von Recht, Gerechtigkeit und Nächstenliebe, so passen auf das Ende die Worte göttlicher Ironie: Stulte — du Tor! noch in dieser Nacht wird man deine Seele von dir fordern, und was du gesammelt hast, wessen wird es sein?

Insofern aber die Beleuchtung und Verkettung der Tatsachen nach Myers' Darstellung den Ausdruck weitverbreiteter Stimmungen der Farmer, Kleinbürger und Arbeiter wiedergibt, möchte man das Buch ein bedrohliches Sturmzeichen nennen.

Alfred Gökel S. J.

Bettina Ringseis.

In Tutzing am Starnbergersee starb im hohen Alter von 83 Jahren Fräulein Bettina Ringseis. Sie war die letzte aus einer hochangesehenen Familie, die einst im literarischen und gesellschaftlichen Leben Münchens eine bedeutende Rolle spielte. Der Name ihres Vaters, Geheimrat Dr. Nepomuk v. Ringseis, ist mit der Geschichte vom Aufblühen der bayerischen Hauptstadt unter König Ludwig I. aufs innigste verknüpft. Auch die Mutter, Friederike v. Ringseis geb. v. Hartmann, genoß Jahrzehnte hindurch als eifrige Förderin literarischer und künstlerischer Bestrebungen und auch als originelle Märchendichterin ein wohlverdientes Ansehen. Vor allen aber übte die berühmte Schwester der Verstorbenen, Emilie, bis zu ihrem Tode (1895) einen bestimmenden Einfluß auf Bettina aus, der indes dem ausgesprochen individuellen Charakter des jüngeren Schwesterchens keinerlei Eintrag tat. Bettina, geboren den 16. Juli 1833, hat selbst bei jeder Gelegenheit ihrer hingebenden Verehrung und „schwesterlichen Verliebtheit" gegenüber der zwei Jahre älteren geistesstarken Emilie rückhaltlosen Ausdruck gegeben. Bewundernd und ohne Spur von einem an sich verständlichen

Gefühl des Neides hat sie immer Emis Vorzüge anerkannt. Ja sie verfiel wohl in den Fehler, daß sie über dem schwesterlichen Ideal ihre eigenen Fähigkeiten und Gaben fast ganz vergaß.

Und doch waren diese keineswegs gering. Ihre anmutige Reisebeschreibung „Drei Monate in Spanien“ erschien 1875. Von ihrem „Leben der hl. Birgitta“, das 1890 herauskam, folgte 1909 eine zweite Auflage. Im gleichen Jahre veröffentlichte sie das „Lebensbild“ ihres Vaters, das sie nach dem großen vierbändigen Quellenwerke Emis, „Erinnerungen des Dr. Johann Nepomuk v. Ringseis“, zum praktischen Gebrauch für weitere Kreise zusammenstellte. Als treue Verwalterin von Emis Nachlaß gab sie 1896 die „Erinnerungsblätter von Emilie Ringseis“ heraus und fügte im Anhang wertvolle Ergänzungen hinzu. Es folgten 1904 die „Briefe von Hermann und Gisela Grimm an die Schwestern Ringseis“. Nicht unerwähnt dürfen endlich die gelegentlichen Beiträge Bettinas zu mehreren belletristischen Zeitschriften bleiben, von denen einige, wie die kleinen Studien über den Münchener Chirurgen Dr. Nußbaum und den selbstlosen Freund der Armen Egid v. Kobell (Katholische Warte, Juli 1895 und Juli 1896), interessante Einblicke in den Bekanntenkreis der Familie Ringseis gewähren. Auch in Übersetzungen aus dem Spanischen hat sich ihr schriftstellerisches Talent mit Erfolg betätigt.

In ihren eigenen Geisteserzeugnissen offenbart Bettina warme Begeisterung für das Schöne in Natur und Kunst, eine ideale Auffassung des Lebens, Sinn für Humor und nicht zuletzt eine tüchtige Dosis von gesundem Menschenverstand. Der freundschaftliche Federkrieg, der unter dem Titel „Alban Stolz und die Schwestern Ringseis“ mit ihrer gütigen Zustimmung 1912 in erster und 1914 in zweiter und dritter Auflage erschien, bietet dafür überreiche Belege.

Die katholische Überzeugungstreue ist als Erbteil vom charaktervollen Vater auf alle seine drei Töchter übergegangen. So weitherzig Emilie und Bettina in Fragen des Kunstgeschmacks auch waren und so energisch sie einem Alban Stolz gegenüber die größtmögliche Freiheit der Kunst verteidigten: an den Forderungen des christlichen Sittengesetzes und den Grundsätzen ihrer heiligen Religion ließen sie niemals rütteln. Selbst in ihrem hohen Alter hat Bettina, wo immer es sich um Fragen der Weltanschauung handelte, eine Sicherheit des Urteils an den Tag gelegt, die durch keine noch so vielseitigen Einzelkenntnisse oder Talente ersetzt werden kann. Was aber die Hauptsache war: es gab bei ihr keinen Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis, zwischen Lehre und Leben. Wenn Bettina in den „Erinnerungsblättern“ zu den letzten Jahren von Emiliens irdischer Wanderschaft bemerkt: „Immer ernster wurde ihr Sinn ... immer gewissenhafter ihre Selbsterforschung“, so gilt das auch von der Schreiberin selbst, die mehr und mehr auf die Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Verkehrs verzichtete und dafür den Werken der Wohltätigkeit und dem Gebete lebte. Im Winter wohnte sie in München, für den Sommer zog sie nach Tutzing in die hübsche, aber bescheiden eingerichtete Villa, die ihr Vater hatte erbauen lassen. Hier in der Nähe des Klosters der Benediktinerinnen von St. Ottilien, das

ebenfalls ihrem Vater seine Entstehung verdankte, verbrachte sie ihre Tage in stiller Zurückgezogenheit. Wehmütige und doch liebe Erinnerungen waren in der Einsamkeit die beständigen Begleiter der freundlichen Greisin. Wie oft hat sie mir bei gelegentlichen Besuchen von der herrlichen Ringseisschen Tafelrunde erzählt, die so manche Leuchte katholischer Kunst und Wissenschaft umschloß! Sie hatte noch alle diese Männer und Frauen in treuem Andenken: die beiden Görres, den Philosophen Ernst v. Lasaulx, den Rechtslehrer Phillips, den gefeierten Cornelius, ihre Patin Bettina v. Arnim geb. Brentano, die ernste Emilie Linder und so viele andere, nicht zu vergessen den großen Kinderfreund Klemens Brentano, dessen Taschen immer ein kleines Geschenk für Bettinchen enthielten. Am meisten jedoch dachte die Vereinsamte an ihre verstorbenen Schwestern Marie und Emilie, deren Bilder sie oft und sehnsüchtig betrachtete. „Ich habe liebe, treue Freunde", schrieb sie mir am 20. Dezember 1911, „brave Dienstboten, aber keine Angehörigen, und manchmal rufe ich meine Schwestern an mit der Bitte: ‚Steht mir bei, helft mir, nachdem ihr mich im Stich gelassen habt!' Doch möchte ich sie nicht zurückrufen, sondern gönn' es ihnen herzlich, daß sie Leben und Tod glücklich überstanden haben."

Nun hat auch Bettina an der Seite ihrer Eltern und Geschwister auf dem Friedhof des Tutzinger Klösterchens ihre letzte Ruhestätte gefunden. Zu Lebzeiten pflegte sie Besuchern das Grabmonument der Angehörigen zu zeigen, auf dem schon seit vielen Jahren auch ihr Name eingetragen ist, mit Tag und Jahr ihrer Geburt. Nur das Todesdatum fehlte; es war der 3. Oktober 1916, als Bettina Ringseis, die ehrwürdige Zeugin einer großen Vergangenheit, aus diesem Leben schied.

Alois Stockmann S. J.



Begründet 1865 von deutschen Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: z. Z. Franz Ehrle S. J., München, Giselastraße 31 (Fernsprecher: 32 749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Krose S. J., R. v. Nostitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Eingesandte Schriften

(Ein Urteil bleibt vorbehalten; Besprechung folgt nach Tunlichkeit)

Kralik, Dr. R. v., **Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit von 1815 bis zur Gegenwart.** II. Bd.: 1836 bis 1856, vom jungen Europa bis zur Krisis der Revolutionsperiode im Jahre 1848 und bis zur Beendigung des Krimkrieges. [Weltgeschichte von Prof. Dr. Joh. Bapt. v. Weiß. XXIV. Bd.] gr. 8° (LXXV u. 904 S.) Prag 1916, Styria. *M* 10.—

Landesverein Sächsischer Heimatschutz. Merkblatt für Kriegerehrungen. Bearbeitet von Kurt Hager-Dresden. gr. 8° (12 S.)

— Mitteilungen. Heft 9 u. 10. Geschäftsstelle Dresden-A, Schießgasse 24.

Lange, Willy, **Deutsche Heldenhaine.** Nachtrag I. gr. 8° (18 S.) Leipzig 1916, Weber.

Lewels, Dr. M., **Dr. Cook und der Nordpol.** [Wissenschaftliche Beilage zum 4. Jahres-Bericht des Kath. Lyzeums, Hamburg, Holzdamm 18—22.] 4° (48 S.)

Lexikon der Pädagogik. Im Verein mit Fachmännern und unter besonderer Mitwirkung von Prof. Dr. O. Willmann herausgegeben von E. M. Roloff. 5 Bände. Lex.-8° IV. Band: Prämien bis Suggestion. (XII S. u. 1348 Sp.) Freiburg 1915, Herder. Geb. *M* 14.— u. *M* 16.—

Leyden, K. v., **Dem Frieden entgegen!** Roman 1914/16. 12° (284 S.) Einsiedeln 1916, Benziger. *M* 3.20

Linck, O., **Aus den Jahren.** Gedichte. 8° (94 S.) Tübingen 1916, Kloeres. *M* 1.50

Lingens, P., **Mein Kriegsliederbuch.** Verse aus Westen und Osten. 8° (93 S.) M.-Gladbach 1916, Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. *M* 1.20

Lippert, Peter, S. J., **Credo.** Darstellungen aus dem Gebiete der christlichen Glaubenslehre. 1. Bdch.: Gott. 1. u. 2. Aufl. 12° (130 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 1.20; geb. *M* 1.60 u. *M* 2.—

Mausbach, Dr. J., **Grundzüge der katholischen Apologetik.** 8° (VIII u. 159 S.) Münster i. W. 1916, Aschendorff. *M* 2.50

Mayrhofer, Johannes, **Türkische Lenzestage.** Reisebilder vom Goldenen Horn. Eingel. von Studienrat Prof. Dr. Zimmerer. 12° (58 S.) Regensburg 1916, Pustet.

Michaelis, R., **Die Holunderkur.** 8° (24 S.) Leipzig, Michaelis. 60 *Pf.*

Mielert, Fritz, **Im Lande des Khedive.** 8° (317 S.) Regensburg 1916, Pustet. *M* 6.—

Miller, W. A., **Grundlinien einer künftigen Literaturpädagogik.** 4° (32 S.) Bonn 1916, Markus & Weber. 80 *Pf.*

Missions-Kalender für das Jahr 1917. Herausgegeben von der Kongregation der Benediktiner-Missionäre von St. Ottilien. gr. 8° (128 u. XVI S.) St. Ottilien, Missionsverlag. 50 *Pf.*

Mohr, H., **Die Stimme der Heimat.** Feldpredigten. 12° [In einer Mappe vereinigt Nr. 1—50.] Freiburg, Herder. *M* 1.20

Mumbauer, Joh., **Der deutsche Gedanke bei Ketteler.** 8° (47 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein.

Müller, Friedrich, **Über das Altern.** Rede beim Stiftungsfest der Ludwig-Maximilians-Universität zu München Leipzig 1915, Barth.

Niderberger, L., **Der Suezkanal.** Seine Geschichte, Lage und Bedeutung für den Weltverkehr und im Weltkrieg. 17 Abbild. 12° (69 S.) Limburg a. L., Steffen. 75 *Pf.*

Oer, Seb. v., O. S. B., **Wer da?** Ein Wort an unsere Soldaten. 31.—40. Tausend. kl. 12° (IV u. 100 S.) Freiburg, Herder. Kart. 50 *Pf.*; bei 100 Stück 40 *Pf.*

Ohlinger, Jos., **Rosenkranz-Pfade im Heiligen Land.** Begangen bei der 3. bayr. Volkswallfahrt 1914. 15 Rosenkranz-Bilder von Prof. J. v. Führich, 30 Ansichten. 16° (112 S.) Augsburg, Seitz. *M* 1.—

Ohquist, Joh., **Das politische Leben Finnlands.** [Zwischen Krieg und Frieden Nr. 36]. 8° (96 S.) Leipzig, Hirzel. *M* 1.50

Ottingen-Spielberg, Emil Fürst zu, **Die Nachfolge Christi des ehrwürdigen Thomas von Kempis.** In Lesestücken für den Gebrauch von Personen, die in der Welt leben. Mit Anhang von Meß-, Kommunion- und Beichtgebeten. kl. 12° (XI u. 200 S.) Regensburg 1916, Pustet. *M* 1.20

Platz, Herm., **Krieg und Seele.** [Herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit.] 8° (64 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein. *M* 1.20

Pronold, L. u. **Henselmann**, A., **Weltkriegsbilderbuch.** Franzl. Michl. Mohammed. I. Teil. Lex.-8° (31 S.) Mit farbigen Bildern. Straubing, Attenkofer. *M* 2.80

Radermacher, H. J., Militarismus und religiöses Leben im Weltkrieg. Zweite, umgearbeitete und stark vermehrte Aufl. der „Organisation der Militärseelsorge". 8° 112 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein. *M* 1.90

Reiner, Dr. **Julius, Friedrich Nietzsche der Immoralist und Antichrist.** 8° (79 S.) Stuttgart, Franckh. *M* 1.—

Rieder, Dr. L., **Großstadtprobleme.** [Sonderabdruck aus der Präsides-Korrespondenz 1916, Heft 5 u. 6). gr. 8° (31 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein. 45 *Pf.*

Samuleit, Kriegsschundliteratur. Vortrag. [Flugschrift der Zentralstelle zur Bekämpfung der Schundliteratur in Berlin.] 8° (54 S.) Berlin 1916, Heymann. *M* 1.—

Savenau, Frhr. v., **Aphorismen.** 1. Folge. gr. 8° (48 S.) Prag 1913, Selbstverlag.

Schmidlin, A., Der kirchliche Volksgesang. Mit Anhang von Prof. E Klauß. 8° (54 S.) Straßburg 1916, Le Roux.

Schmitz, H., S. J., **Wissenschaftliche Ergebnisse einer Forschungsreise nach Ostindien.** VI. Neue termitophile Dipteren aus den Familien der Termitoxeniiden und Phoriden. 2 Tafeln und 5 Abbildungen. [Abdruck aus den Zoologischen Jahrbüchern. 39. Bd. 2. Heft]. 8° (211—266). Jena 1916, Fischer. Einzeln nicht im Buchhandel.

Schneider, Prof. K. C., **Mitteleuropa als Kulturbegriff.** gr. 8° (76 S.) Wien 1916, Orion-Verlag.

Scholastika, Schwester, **Unsere lehrhafte Dichtung im Laufe der Jahrhunderte.** Überblick und Proben für Schule und Haus. 12° (246 S.) Münster 1915, Aschendorff.

Schrönghamer-Heimdal, Mein Dörfl im Krieg. 12° (VIII u. 172 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 1.80; kart. *M* 2.20

Schuler, B., **Dantes Göttliche Komödie in Wort und Bild.** Mit 37 Bildern nach Illustrationen von G. Doré. 12° (171 S.) München 1916, Pfeiffer. *M* 3.—

Schwiedland, Dr. Eugen, **Die Grundzüge der Weltgestaltung.** Vorlesung gehalten an der Wiener Universität. gr. 8° (32 S.) Wien 1916, Manz.

Seelig, Dr. L., **Geschäftstheater oder Kulturtheater?** 8° (48 S.) Mannheim, Allgemeiner Deutscher Chorsänger-Verband.

Sierp, W., S. J., **Die Braut des Herrn oder: Die gottgeweihte Jungfrau in der Welt oder im Ordenshause.** 24° (508 S.) Kevelaer 1915, Butzon & Bercker. *M* 2.—

Simmel, Georg, Das Problem der historischen Zeit. [Philosophische Vorträge. Veröffentlicht von der Kantgesellschaft Nr. 12.] 8° (31 S.) Berlin 1916, Reuther und Reichard. 80 *Pf.*

Sinthern, Peter, S. J., **Im Dienste der Himmelskönigin.** Vorträge für Marianische Kongregationen. Fortgeführt von Georg Harrasser S. J. II. Bd. 12° (XIV u. 346 S.) Freiburg, Herder. *M* 3.50; geb. *M* 4.50

Soiron, Dr. Thadd., O. F. M., **Gott und Krieg.** Kriegspredigten über Gottes Dasein und Gottes Eigenschaften. 8° (46 S.) Münster, 1916, Borgmeyer. *M* 1.—

Sondergeld, Paulus, O. F. M., **Hauptziele der Friedensseelsorge.** Eucharistische Jugendorganisation und spezielle Richtgedanken. 12° (72 S.) Donauwörth, Auer. 60 *Pf.*

Staatsbürger-Bibliothek. 8° Heft 64, 65, 68, 72. M.-Gladbach, Volksverein. Je 45 *Pf.*

Sträter, Dr. H., **Die Heiligung der Kinderwelt.** Anleitung zur Abhaltung von Exerzitien für Kinder. 12° (286 S.) Dülmen, Laumann. *M* 2.20

Swoboda, Dr. H., **Universalseelsorge und Weltfriede.** Eine Kulturpredigt. 8° (16 S.) Wien 1916, Reichspost. 30 *Pf.*

Thir, Dr. A., **Die Frauengestalten des Neuen Bundes.** 1. Tl. 12° (311 S.) Graz 1916, Styria. *M* 2.50

Timpe, G., P. S. M., **Von Verwundeten und Toten.** Kriegsbilder. 8° (254 S.) Warendorf, Schnell. Geb. *M* 4.—

Trietsch, D., **Deutschland.** Tatsachen und Ziffern. Eine statistische Herzstärkung. 8° (32 S.) München 1916, Lehmann. *M* 1.20

Trimborn, Dr. M., **Postscheckgesetz mit den Ausführungsbestimmungen.** 16° (XVI u. 276 S.) Berlin 1914, Heymann. *M* 2.—

Vaërting, M., **Der Tod des Prinzen von Vitala.** Drama. 12° (59 S.) Berlin, Krüger.

Völkerkrieg und Jugendführung. Tatsachen und Anregungen. Vorgelegt vom Verein für christliche Erziehungswissenschaft. [Pädagogische Zeitfragen, Neue Folge, 7. Hft.] gr. 8° (119 S.) Donauwörth 1916, Auer. *M* 1.50

Wagner, Dr. Emilian, O. S. B., **Die Erklärung des 118. Psalmes durch Origines.** I. Tl.: Literarhistorische Vorfragen. Der Prolog des Origenes zum 118. Psalm. Separatabdruck. gr. 8° (44 S.) Linz 1916, Obergymnasium Seitenstetten.

Waitz, Weihbischof Dr. S., **Feldkurat Josef Gorbach, gest. am 21. Oktober 1915.** Ein Bild seines Strebens und Schaffens in Kriegstagen, nach seinen Briefen und anderen Mitteilungen zusammengestellt. 12° (232 S.) Innsbruck, Tyrolia. *M* 2.50

Watterott, Ignaz, O. M. I., **Ordensleitung.** Gedanken und Erwägungen über die Pflichten der Ordensobern. 8° (VIII u. 416 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 4.80; geb. *M* 6.—

— **Ordensleben und Ordensgeist.** Vierzig Vorträge zunächst für Ordensschwestern. 3. Aufl. 8° (X u. 414 S.) Ebenda 1916. *M* 4.—; geb. *M* 5.20

Weidel, Dr. K., **Weltleid und Religion.** Zwei Abhandlungen. 12° (118 S.) Magdeburg 1916, Klotz. *M* 1.50

Weber, P., **Kleine Nachfolge Christi.** Nach dem seligen Thomas von Kempen. Für die reifere Jugend und die Wehrmannschaft bearbeitet. 114×66 mm. (192 S.) Saarlouis, Hausen. 50 *Pf.*

Weiß, Fr., **Tiefer und Treuer.** 12° Einsiedeln 1916, Benziger. Jeder Bd. 75 *Pf.*
V. Bd: Belehrung und Befestigung in der Kommunion. (87 S.) VI. Bd: Jesu Leiden und unsere Leiden. (112 S.)

Werthmann, Dr. L., **Die Freiburger Lazarette im Völkerkrieg 1914/1915.** gr. 8° (VIII u. 206 S.) Freiburg 1915, Caritasverlag. *M* 2.80

Wichterich, K., **Vaterländische Erziehung in der Familie als Aufgabe der Mutter.** [Vaterländische Flugschriften des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen.] 12° (79 S.) Paderborn 1916, Schöningh. 50 *Pf.*

Wolpert, Joh., **Schriftstellen-Sammlung für Feld- und Marinegeistliche.** Mit einem Anhang: 55 relig. Fürstenworte. [Hie Schwert des Herrn! 2. Folge.] 16° (VI u. 112 S.) Regensburg 1916, Manz. *M* 1.50

Wrzoł, Dr. J., **Die Echtheit des zweiten Thessalonicherbriefes.** [Biblische Studien, XIX. Bd, 2. Hft] gr. 8° (XII u. 152 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 5.—

Zeit- und Streitschriften. Nr. 1—9. 12° (Nr. 4 8°) Graz 1916, Verlag „Volksheil".

Zuber, J., **Himmelsblumen auf Heldengräber.** Armenseelenbüchlein für die Angehörigen der gefallenen Krieger. 24° (320 S.) Einsiedeln, Benziger. *M* 1.25

— **Himmelstrost den Heimatfernen.** Trost- und Gebetbüchlein für die Kriegsgefangenen. 24° (192 S.) Ebenda. 95 *Pf.*

Anzeigen

Babylon und Bethlehem.

Müssen wir denken, daß Gott etwa lache über uns? Ein ironisches, ein spottendes, ein mitleidiges Lachen? Man möchte es vermuten, wenn man den 2. Psalm liest: „Was toben die Heiden, und was sinnen die Völker auf Torheit? Die Könige der Erde stehen auf, und die Fürsten verabreden sich wider den Herrn und seinen Gesalbten. . . . Aber der in den Himmeln wohnet, verlacht sie, der Herr spottet ihrer nur.“ Man möchte ein solches göttliches Lachen vermuten, wenn man sieht, wie wenig vor Gott selbst unsere stolzesten Werke bedeuten. Da haben die Kulturvölker einmal an einem Turm gebaut, der bis über die Wolken reichen und jede Wasserflut des Himmels überragen und überlisten sollte. Und der Herr sprach wie in lächelnder Ironie: „Wir wollen hinabsteigen und ihre Sprache verwirren.“ Es braucht ja so herzlich wenig, ihre Sprache zu verwirren und sie uneins zu machen; dann scheitern ihre gewaltigsten Unternehmungen von selbst.

Wenn aber Gott wirklich Ironie äußert, dann ist sie doch gewiß nicht grausam, nicht herzlos und bitter. Es ist die feine, unendlich milde Ironie der Liebe. Sein Lächeln ist wie das Lächeln der Mutter, wenn die kleine, ungestüme und ungeduldige Kinderfaust an ihrem Kleide zerrt; sie gibt dem kleinen Dränger eine Weile nach, sie läßt sich ziehen und schieben, sie stellt sich schwach und hilflos, sie gönnt ihm einen vollen Triumph und — lächelt dazu.

Jene uralte Geschichte vom babylonischen Turmbau und dem ironischen Lächeln Gottes ist bis heute noch nicht zu Ende gekommen; sie wurde immer wieder gespielt, nur mit dem Unterschied, daß die Menschheit noch trotzigere Türme aufrichten wollte, und daß Gott nicht einmal mehr das wenige aufwenden wollte, das es brauchte, um jenen ersten törichten Bau zu zerstören; er ließ die Menschen immer mehr gewähren, er ließ sie hingehen auf den Wegen, die sie sich in den Kopf gesetzt; da wurden sie schon von selber uneins; er selbst aber hat sich immer schwächer und nachgiebiger gestellt — bis er endlich in einen engen Stall vor dem Tore eines orientalischen Städtchens und in die Krippe geduldiger Tiere gedrängt

wurde, bis er von einem schwachen und wehrlosen Kinde sich in nichts mehr unterschied. Gibt es wohl eine entzückendere und holdere Ironie als diese? Von der trotzigen Kinderfaust der eingebildeten Menschenwelt gedrängt, geht er auf den Kampf ein, als wäre es ein Spiel, und macht sich gleich selber zum Kind, denn, sagt er, als Erwachsener spielt es sich nicht so gut mit Kindern, und die kleinen großen Kinder der Erde sollen einen vollen Triumph haben. Ist dieses wundersame Spiel des Kindes von Bethlehem vielleicht der Sinn jenes alten dunklen Schriftwortes gewesen: daß die Weisheit Gottes ihre Lust daran finde, inmitten der Menschenkinder zu spielen vor dem Angesichte des Vaters?

Es ist aber doch nicht zum bloßen Zeitvertreib, wenn die Weisheit Gottes also spielt. Denn Gott braucht sich keine Zeit zu vertreiben, da ja „tausend Jahre vor ihm sind wie ein Tag". Wenn die Ironie Gottes mild ist wie ein Lächeln der Mutter, dann ist sie auch weise wie ein Wort aus dem Munde des Vaters. Daß wir aus dem Spiele lernen und vielleicht doch einmal hinter den ernsten Sinn desselben kommen, das ist seine Erwartung. Daß wir nicht kindisch stolz seien und allzu laut triumphieren, daß wir aber auch nicht allzu leicht verzagt seien und kindisch weinen, das möchte das holde Kinderspiel von Bethlehem uns lehren.

Daß wir nicht allzu laut triumphieren! Haben denn etwa die Wirte von Bethlehem und die Könige und Priester von Jerusalem ihn hinausgedrängt vor das Tor? Wer hätte ihn, den Starken, den Ratgeber, den Vater der Zukunft, zwingen können, wenn er nicht selber und aus Gründen erzieherischer Weisheit hinausgegangen wäre? Daß wir auch nicht zu laut triumphieren, wenn er einmal auch vor das Tor der Hauptstadt hinausgeschleift und ans Kreuz hinaufgedrängt wird, als wäre es gelungen, ihn von dem letzten Plätzchen auf Erden wegzustoßen. Niemand raubt ihm sein Leben wider seinen Willen; er selbst hat die Macht, es hinzugeben und es wieder an sich zu nehmen. Daß wir auch nicht allzu früh triumphieren, wenn wir im Leben und in der Geschichte unsere Menschengedanken durchgesetzt haben und unsere Hände siegreich geblieben sind, wenn unsere Macht und Kultur so hoch gestiegen sind, daß wir ohne Gott auszukommen scheinen! Wie hat es doch vor kurzem noch geheißen, als die Welt noch so recht behäbig sich sättigen konnte im Genuß ihrer Errungenschaften, als sie noch glückselig taumelte von dem schnellen Dahinsausen ihrer Fuhrwerke? Nun, so hieß es, ist keine Teuerung mehr

möglich, auch wenn der Himmel über einem Lande drei Jahre und sechs Monate verschlossen bleiben sollte wie zu Elias' Zeiten. Unsere Schiffe und Dampfwagen schleppen aus den fernsten Gefilden alle Fülle der Erde herbei, die wir nur wünschen und brauchen. Und wie hieß es weiter, noch eben vor dem Krieg? Als die Humanität und Weltbrüderlichkeit noch wie ein Zaubertrank in die Runde ging bei den Völkern, und Freudengesänge gesungen wurden, Lieder der Freude am Menschen und am Menschsein, an der Welt und Weltlichkeit, als noch Lieder der Anbetung gesungen wurden vor der Menschheit, der bezaubernden, heiligen, süßen Göttin, in der kein Arg ist, kein Falsch und kein Verrat, wenn sie nur erst mit wahrhaft freier Liebe geliebt wird um ihrer selbst willen, und vor der alten bösen Anklage in Schutz genommen wird, daß eine Erbsünde und eine heimliche Bestialität in ihr lauere? Wissen wir noch, wie wir damals uns gebrüstet haben? Aber freilich, es wäre kein Wunder, wenn wir es vergessen hätten; denn an unsern bittern Erlebnissen gemessen, liegt jene Zeit unabsehbar weit hinter uns, obzwar an den Sternen gemessen es erst drei Jahre werden.

Haben wir nicht allzu laut triumphiert, wir brauchten Gott und seine Weltregierung eigentlich kaum mehr, unsere Diplomaten verstünden es schier ebenso gut; wir brauchten kein Erntegebet und keinen Wettersegen, unsere Wissenschaft mache es ganz allein; wir brauchten auch keinen Himmel und kein jenseitiges besseres Leben, denn auch auf Erden lasse es sich ganz hübsch und wohnlich einrichten; selbst unsere Friedhöfe seien bereits künstlerische und zauberhafte Gärten der Wonne, Waldgärten von traumhafter Schönheit. Es gebe auch keine Folter mehr und keine Martern wie in alten finstern Glaubenszeiten, wo man die Menschenleiber zerstückte. Unsere fortgeschrittene Kultur lasse es auch nicht mehr zu so barbarischen Kriegen kommen, wie sie auf niederer Stufe möglich gewesen seien. Daß wir doch nicht allzu früh triumphiert hätten, wir seien nunmehr stark wie Gott und hätten schon die Lichter ausgelöscht, die er am Himmel entzündet; denn unser eigen Licht strahle nunmehr hell genug, um uns die Himmelslichter leicht entbehren und vergessen zu lassen!

Nun scheint es wahrhaftig, daß Gott dem Trotz der Kinder nachgegeben und die Himmelslichter habe verdunkeln lassen; denn die stolzen Kulturvölker gehen nunmehr alle im Dunkeln und fallen erbärmlich hin und wissen nicht, wie wieder aufstehen und dem Unheil ein Ende machen. Es scheint wahrhaftig, daß Gott vor uns zurückweicht und uns gewähren

läßt, gerade dann, wenn wir am meisten auf uns vertrauen und uns brüsten und auflehnen, wenn wir in unreifem Stolze und kindischer Ungeduld schwelgen; wenn wir meinen, Gott müsse uns zu Diensten stehen, wann und wie und wo wir es wünschen; wenn wir uns anmaßen, ihm Vorschriften zu machen und, wenn er uns nicht zu Willen ist, ihn ausschalten, ihn verdrängen und verleugnen zu wollen in unserem Denken und Handeln, in unserer Politik und unserem Erwerb, in unserem Gesellschaftsleben und unserer Häuslichkeit; wenn unsere Wortführer sprechen, wir ließen uns keine Satzungen von außen auferlegen, man solle uns nicht am Gängelband moralischer Gesetze führen, es könne Gottes Wille nicht sein, unsere Wünsche und Interessen, unsern Besitz und unsere Geltung zu schmälern.

Sind das nicht in der Tat kindische Reden und Ansprüche? Und ist es also nicht echt erzieherische Weisheit, wenn Gott uns für eine Weile dahinstürmen läßt, bis wir am Ende unserer Bahn doch wieder unsere Kinderohnmacht erfahren; wenn er von unsern kindischen Händen sich drängen und hinausdrängen läßt, bis wir merken, daß wir uns den eigenen Halt weggezogen haben? Warum sollte er auch nicht dem Geschlechte kleiner Wesen, die seine Erde bevölkern, so viel freien Spielraum gewähren, daß sie ihren Unmut und Übermut austoben können, bis die Erfahrung sie klüger macht und gewitzigt? Ja es ist die überraschendste Erzieherweisheit, wenn er vor unserem Übermenschentrotz, vor unserer Habsucht und Begehrlichkeit, vor unserer Ungerechtigkeit und Härte, vor unserer Verstellung und Lüge sich bis zur Kindesgestalt und Kindesschwäche zurückflüchtet. Jedes wiederkehrende Weihnachten mit seiner Krippe und seinem Gotteskind scheint uns ja zu sagen, daß Gott uns verlache und zu verstehen gebe, je höher wir hinaufwachsen wollten, um so kleiner und schwächer wolle er werden. Gott, dem Starken und Weltmächtigen, wird ein fürchterlicher Kampf auf Leben und Tod angesagt von den Titanen der Erde; das ist die Fabel und Einbildung des stolzen Heidentums. Und Gott nimmt den Kampf auf, aber es sieht aus, als tue er es nur spielend wie ein Kind, das ist die erstaunliche Botschaft des Christentums. Wie ein Kind, das sich leicht in jede Ecke drücken läßt. So sicher ist er seiner Sache, so wenig braucht es, um des Menschenstolzes Meister zu werden, daß er jahrtausendelang immer wieder als hilfloses Kind hinzutreten wagt vor die Armee der Titanen. Wann und wo ist das stolze Babylon so gedemütigt worden wie im Ereignis und Fest von Bethlehem?

Ja unsere Beschämung hat noch kein Ende. Den Allmächtigen im Himmel droben glaubten wir zu treffen mit unserem stolzen Streitruf, und siehe, wir haben ein armes Kind, in einer Krippe liegend und in Windeln gehüllt, verfolgt und geängstigt. Muß da nicht die Scham aufwachen in uns? Sollte uns da nicht eine Ahnung kommen, wie unsäglich klein und erbärmlich unsere Leidenschaftlichkeit ist, wie verächtlich unser sich breitmachender Größenwahn? Wie muß diese bescheidene Krippe unsere Erhabenheit niederdrücken, wie muß dieses schweigende Kind unser lautes Getue und Getöse beschämen! Und in der Tat, was die Allmacht des Schöpfers nicht vermochte, das hat die schwache Kindheit des Erlösers zuwege gebracht: sie hat immer mehr und mehr Menschen die Augen geöffnet, daß sie das Unkindliche und darum Kindische ihrer eingebildeten Größe einsahen und von sich taten, daß sie es über sich brachten, Kinder zu sein vor Gott, daß sie irre wurden an ihrer eigenen Vortrefflichkeit und Unfehlbarkeit, daß sie es endlich einmal peinlich empfanden, immer nur sich selbst in den Mittelpunkt zu stellen, immer nur die andern und sogar auch Gott an sich selber zu messen, immer nur sich bedienen zu lassen, statt andere zu bedienen.

Freilich, sooft auch schon Weihnachten gekommen ist, gibt es doch immer noch Stolze und Trotzige genug, die das Weihnachtskind mit seiner rührenden Stille und freiwilligen Schwäche erst noch verstehen müssen. Sie erheben auch jetzt noch selbstbewußte Forderungen vor Gott; ihr Bittgebet ist herrisch und ihr Vertrauen selbstgerecht; so feststehend und ausschlaggebend sind ihre Rechte, daß Gott sie unverzüglich wahrnehmen muß, ohne Säumen und sichtbarlich. Und wenn er nun doch mit seiner Hilfe zu warten scheint, welch ein unwirsches Zagen und welch ein kleinlautes Murren und Zweifeln in den Herzen so vieler! Wenn es einen Gott gäbe, wenn er vorsehend über uns waltete, wenn es noch Recht und Gerechtigkeit gäbe und Liebe und einen guten Sinn in der Welt ... dann könnte er nicht zusehen, nicht abwarten, nicht geschehen lassen. So schlägt der ungemessene Stolz, der Titanentrotz leicht um in Verzagtheit, wie denn überhaupt die Kinder vom Übermut leicht ins Weinen verfallen.

Und was tut nun Gott dawider? Er kommt als Kind zu den weinenden Kindern! Seltsame Weisheit seiner Erziehung! Das Kind von Bethlehem gibt ja dieser Verzagtheit anscheinend sogar recht, führt ihr neue Nahrung zu! Sieht es denn nun nicht gerade so aus, als hätte Gott das Feld geräumt vor den Hartherzigen Bethlehems, vor den Königen und Priestern

Jerusalems? Als hätte er flüchten und sich verstecken müssen vor so viel Haß und Heuchelei, vor so viel Sünde und Lüge? Wie soll er also andern helfen können in ihrer Not? Und jede erneute Wiederkehr des Weihnachtsfestes läßt uns die kindliche Schwäche des gottgesandten Retters um so tiefer und schmerzlicher empfinden, je dringender wir seine Hilfe bräuchten, je heißer und inniger wir aus unserer großen Tiefe rufen müssen. Sehen wir da nicht ganz deutlich, daß die Weltregierung in der Hand eines armen Kindes ruht? Scheint nicht Gott selbst ohnmächtig gegenüber dem unermeßlichen Leid seiner Geschöpfe? Daß wir so gar nicht deutlich und augenfällig die Hand Gottes sehen, so selten und so spät einen Sieg des Rechtes und der Wahrheit erleben, daß er gar nicht herabsteigt, um seine Sache zu führen, für sich und für uns! Wo ist unser Gott, und wo ist seine Rechte? so schreit es angstvoll auf in zahllosen Seelen. Daß doch die Wolken brächen und herabregneten den Gerechten, daß die Erde sich auftäte und hervorsproßte den Friedensbringer! Aber siehe, während wir so klagen, ist er schon gekommen und kommt immer wieder — aber als Kind! Was soll aber das Kind inmitten der Kriegsheere? Ist denn Gott angesichts der Weltverwirrung wirklich so schwach geworden wie ein Kind, teilnahmslos wie ein Kind, das von dem Ernst und den Schrecken der Lage nichts weiß und begreift?

Was hat also Bethlehem und das Kindlein in der Krippe uns zu bedeuten? Was kann uns diese neue, diese dritte Kriegsweihnacht noch sagen? Gerade dieses: Daß wir nicht allzuschnell und zu leicht verzagen sollen!

„So spielt die Hand Gottes doch nur eine Zeit", meinte einst eine heilige Dulderin des Schwabenlandes. Spielt! In dem Tiefsinn ihres einfältigen Glaubens hat sie das rechte Wort gefunden. Ja, ein lächelnd Spiel ist es, das der allmächtige und allweise Gott spielt, wie gegenüber dem andrängenden Frevel und Übermut, so auch gegenüber dem Hilferuf des Leids und der Verzagtheit, indem er vor beiden scheinbar zurückweicht und sich flüchtet in eine ohnmächtige, hilfsbedürftige Kindheit. Ist es aber nicht ein grausames Spiel, das da Gott treibt mit den Leidenden? Es ist uns doch wahrlich nicht scherzhaft zumute, am wenigsten in der gegenwärtigen Not. Ja seit wir die spielende Kindheit hinter uns ließen, hat es wohl keine Stunde mehr gegeben, wo es uns um Spiel und Kinderscherz zu tun gewesen wäre. Bitter ernst ist es uns mit unserem Leid. Wie mag sich also Gott in Kindsgestalt hüllen, als könnte er nichts verstehen

von unserer Not und nichts dazu tun, wie mag er sich auch noch unter die Hilflosen begeben, als gäbe es nicht ohnedies der Hilflosen schon genug?

Es war dem stolzen und frevelmütigen Menschen heilsam, daß er sehen mußte, wie seine Selbstüberschätzung und seine Auflehnung sich schließlich gegen das arme Kind von Bethlehem richtet: das hat ihn beschämt, seinen Größenwahn ernüchtert. Und so hat es die spielende Weisheit Gottes im Sinne, daß auch der murrende und klagende und verzagende Mensch auf dieses weinende und leidende Kind treffen und sich schämen soll, gegenüber einem solchen Kind gemurrt und gezürnt zu haben, das doch noch unendlich mehr der Hilfe wert ist und der Wartung, dessen Weinen und Händefalten doch viel rührender und herzbewegender ist als unser selbstsüchtiges Jammern. Diese Scham muß uns lehren, unsere eigenen Anliegen doch nicht gar so hoch einzuschätzen, und gerade darin wird unsere Hilfe und Heilung liegen. Das Leiden der Menschheit wird tatsächlich nirgends so gelindert und ihre Verzagtheit nirgends so aufgerichtet wie vor dieser Krippe mit dem weinenden Gotteskinde. Der Anblick dieses Kindes hat immer mehr und mehr Menschen das eigene Leid vergessen und überwinden lassen, indem sie lernten, sich mitfühlend und liebreich zu andern Leidenden zu neigen.

Der naive und unerleuchtete Mensch sucht die Wurzeln seiner Glücklosigkeit immer in der Außenwelt, immer wirft er die Schuld auf die Dinge, auf die Verhältnisse und die Ereignisse, auf die Menschen und auf Gott selber. Mit dem Glück ist es aber wie mit der Liebe, der echten wahren Karitas: sie beruhen beide nicht in äußeren Zuständen wie etwa das sonnige Wetter oder der Frühling. Glück und Liebe muß jeder in sich selber tragen und überallhin schon mitbringen; darum werden sie auch so selten recht verstanden. Sie sind beide nichts anderes als die rechte Einstellung unserer Seele. Eine aufgeschlossene, warme und nicht in sich selber erstarrte Seele strahlt ohne Unterlaß und fast unbewußt Liebe nach allen Seiten aus und bedarf nicht für jeden einzelnen Fall eines eigenen Motivs, um liebreich zu sein; und eine solche Seele überwindet auch das Leid, sie bewahrt auch inmitten von Schmerzen die Fassung und Stärke, sie birgt auf tiefem Grunde eine unzerstörbare Heiterkeit, wenn auch noch so wilde Stürme über die Oberfläche hinrasen; sie ist nämlich der einengenden und einschnürenden Selbstsucht entgangen, sie ist von sich selber losgekommen, hat so einen weiten, licht- und lufterfüllten Raum gewonnen, und das ist Glück. Erst da, wo der Blick der Seele sich öffnet, um

fremdes Glück und Leid aufzunehmen, erst da beginnt die Erlösung vom eigenen Leid sich zu vollziehen. Indem wir anderer Leid liebreich sehen und empfinden, wird unser eigenes Herz gestärkt; indem wir gar anderer Leid zu heben und zu heilen suchen, werden wir selbst innerlich erweitert und damit auch befreit. Und so beginnt wie ein sonniger heiterer Kinderreigen, den das Kind von Bethlehem eröffnet hat, jener wundersame Wettkampf, in dem die Mühseligen und Beladenen auch noch die Last der andern tragen und die Trauernden auch noch die Trauer der andern auf sich nehmen wollen, und siehe, da geschieht das Wunder: indem Trauer mit Trauer sich eint, wird sie zur ungeahnten Freude; indem Bürde auf Bürde sich häuft, wird sie leicht und süß. Diese wundervolle Entdeckung haben wir erst in Bethlehem gemacht: das Jesuskind gab sich den Menschen zur Wartung und Pflege, als hätten sie nicht schon ohnedies genug zu pflegen und zu betreuen, und siehe, unter so gesteigerten Ansprüchen wurden sie fröhlich und reich. Das Jesuskind kam und tat auch noch seine Kindertränen zu all den vielen Tränen, die schon die Erde benetzten, als wären ihrer nicht ohnedies genug. Aber siehe, um dieser rührendsten aller Kindertränen willen lernten immer mehr Menschen die Tränen anderer stillen, und dabei begannen ihre eigenen Tränen zu versiegen und zu trocknen. Unter Tränen lernten sie lächeln, und es gibt wahrlich kein seliger Lächeln als dieses, das wahre Kinderlächeln.

O du unbegreifliche Erziehungsweisheit des Christkindes, wie fein und mild hast du unser kindisches Prahlen beschämt, wie fein und klug hast du unser selbstsüchtiges Weinen gestillt! Den harten Stolz, der uns aufblähte, und der uns selbst am wehesten tat, hast du hinweggelächelt, und die Verzagtheit, die uns niederdrückte, hast du aus unsern Herzen hinweggeweint. So fein und mild sind wir noch nie zurechtgewiesen worden: das ist erst die neue wundervolle Erziehungsweisheit Jesu und seiner Religion. Früher hat Gott zürnende Propheten gesandt, jetzt ein liebes Kind; früher hat er in Donnersprache und Schrecken geredet, jetzt hat er einen schweigenden Mahner gesandt; durch die Weisheit der Ältesten und der heiligen Greise haben sich die Menschen nicht belehren lassen, so werden sie jetzt erzogen von einem Unmündigen, von einem Säugling, und sie können sich nicht einmal darob beklagen, so hold und lieb und rührend ist dieser Erzieher! Und ganz auf das Inwendige, auf das Allerinnerlichste geht seine Erziehung. Früher bedurfte es vieler Gebote und Verbote, die das äußere Leben der Heiligen Gottes absonderten von den

Unbeschnittenen, von den Ungerechten und Unreinen; der neue Erzieher aber ist ein Kind, und Kinder greifen nicht umwälzend ein in die äußeren Lebensumstände, Kinder greifen unmittelbar ans Herz; so gibt es also keinen Unterschied mehr zwischen reinen und unreinen, zwischen weltlichen und heiligen Orten und Berufen und Ständen und Völkern; denn es gilt, eine neue Gesinnung zu hegen, die allerorten und auf allen Wegen möglich ist. Und selbst wenn wir starrend von Waffen an den Grenzen der Heimat stehen müssen, um Feuer auf die Feinde zu werfen, selbst da kann das stille und sanfte Weihnachten in unsern Herzen wohnen. Denn es kommt nur darauf an, daß wir uns nicht in kindischem Wahn überheben und nicht in kindischem Jammer verzagen, daß unsere anmaßenden Begierden gezügelt und unsere Selbstgerechtigkeit vernichtet sei, daß unsere Herzen selbstlos und unsere Seelen aufgeschlossen und hingebend seien; dann sind wir alle fröhliche Weihnachtskinder, die im Kind von Bethlehem einander verstehen, und die Geschichte von Babels Turmbau und seiner Verwirrung ist zu Ende.

Peter Lippert S. J.

Die Klostergründungen des hl. Dominikus.

Zur siebenhundertjährigen Jubelfeier des Predigerordens.

Der 22. Dezember 1916 ist für den Predigerorden ein festlicher Gedenktag. Vollenden sich an diesem Tag doch sieben Jahrhunderte, seitdem Papst Honorius III. durch zwei feierliche Bullen an „seinen geliebten Sohn, den Bruder Dominikus, Prior von St. Romanus zu Toulouse, sowie an dessen Brüder" den von ihnen „nach Gott und den Regeln des hl. Augustinus gestifteten kanonischen Orden" bestätigte und samt allen Besitzungen und Rechten unter den apostolischen Schutz nahm. Er tat es in der Voraussicht, „daß die Brüder dieses Ordens treue Streiter für den wahren Glauben und für die wahre Erleuchtung der Welt sein werden".

Nur nach Überwindung starker Widerstände war Dominikus an dieses Ziel seines heißen Strebens gelangt. So zeitgemäß der besondere Zweck seines Ordens, die Predigt des wahren Glaubens und der guten Sitte und die Bekämpfung der Irrlehre, gerade dem von Papst Innozenz III. um Allerheiligen 1215 im Lateran versammelten allgemeinen Konzil erscheinen mußte, so manchen Bedenken begegnete er, als er nun mit seinem Freunde und Beschützer, Bischof Fulko von Toulouse, zu Rom die Anerkennung der Predigerbrüder betrieb. Denn das Predigtamt galt als ein vorzügliches Recht und eine besondere Pflicht der Bischöfe und der ihnen unterstellten Pfarrseelsorger. Sie mochten es fremden und unabhängigen Ordensleuten um so weniger zugestehen, als auch die Ketzer jener Zeit sich ohne jede kirchliche Sendung als Lehrer und Prediger aufzutreten vermaßen. Gegen solche Anmaßung war gleich das dritte Reformdekret des Laterankonzils gerichtet. Der dreizehnte Konzilsbeschluß aber verordnete einfachhin, daß künftig niemand mehr einen neuen Orden ersinnen dürfe. Und da bat Dominikus um die Bestätigung eines neuen Ordens, der obendrein wegen der durch seine rein apostolische Aufgabe geforderten möglichst großen Beweglichkeit der Mitglieder den Grundsatz der Stabilität zu verleugnen schien, der allen bisherigen Orden beinahe wesentlich war. Dürfen wir uns wundern, daß Papst Innozenz trotz des großen Rufes,

in welchem der erfolgreichste Bestreiter der Albigenserhäresie schon lange stand, sich zunächst nicht entschließen mochte, dem Gesuche zu willfahren?

Aber jetzt griff die Vorsehung ein. Wenigstens weiß schon der dritte Biograph unseres Heiligen, der Dominikanerbischof Konstantin von Orvieto († 1257) — ähnlich wie Biographen des hl. Franz von Assisi —, von einem wunderbaren Traume zu berichten, der den Sinn des Papstes geändert habe. Es schien ihm nämlich, als ob die Laterankirche, das Haupt und die Mutter aller übrigen Kirchen, den Einsturz drohe. Voll Entsetzen schaute er nach Hilfe um. Da sah er Dominikus herbeieilen und die schwankenden Mauern mit seinen Schultern stützen und aufrecht erhalten. Innozenz erkannte darin einen Wink des Himmels. Am folgenden Tage beschied er den Heiligen nochmals zu sich und gebot ihm, nach Hause zurückzukehren und mit seinen Brüdern eine der alten Ordensregeln auszuwählen. Darauf sollten sie die gewünschte Bestätigung erhalten.

Tatsächlich ist Dominikus gleich nach seiner Heimkehr in diesem Sinne vorangegangen. Er berief die ersten sechzehn Brüder, die sich ihm angeschlossen hatten, zu einer Versammlung nach Unserer Lieben Frau von Prouille. Man wählte die Augustinerregel, nach welcher Dominikus als Domherr von Osma früher gelebt hatte, und deren Mäßigung und Weite auch den genügenden Raum für die Einfügung der dem neuen Zwecke entsprechenden Satzungen bot. Schon im Sommer 1216 schenkte der seeleneifrige Fulko der jungen Genossenschaft die in seiner Bischofsstadt gelegene Kirche des heiligen Märtyrers Romanus, und während die übrigen sofort mit dem Bau eines Klosters begannen, eilte Dominikus nochmals über die Alpen nach Rom, um am Tage nach dem Feste des heiligen Apostels Thomas von dem Nachfolger Innozenz' III. die endliche Gewährung seiner Bitte zu empfangen.

Der Ordensstifter hat die päpstliche Bestätigung keine fünf Jahre überlebt. Aber die Tätigkeit, welche er in dieser kurzen Spanne Zeit entwickelte, ist so vielseitig und umfassend, die Art und Weise seines Vorangehens ist so außerordentlich, seine Erfolge sind so wunderbar, daß es sich dem Betrachter unwiderstehlich auf die Lippen drängt: Da wirkt mehr als bloßer Menschen Kraft, da waltet sichtbar und greifbar Gottes Hand! — Eine kurze Geschichte der Klostergründungen in dieser Zeit wird das erweisen.

Was hätte natürlicherweise näher gelegen, als daß der Ordensstifter, im Besitze der Bestätigungsbullen, nach Toulouse zurückgeeilt und an den

Ausbau der Ordensregel gegangen wäre? Aber das tat er keineswegs. Noch die Fastenzeit des Jahres 1217 sah man ihn in Rom. Er predigte in verschiedenen Kirchen und nach der Ordensüberlieferung auch im apostolischen Palaste selbst, wo er einem auserlesenen Hörerkreis die Paulusbriefe erklärte. Honorius III. habe ihm dafür das Amt eines Magister sacri palatii verliehen, das bekanntlich, kurze Unterbrechungen am Ende des 13. Jahrhunderts abgerechnet, bis zur Stunde von einem Dominikaner bekleidet wird. Er gewann die Freundschaft des ehrwürdigen Kardinalbischofs Hugolin von Ostia und lernte in dessen Hause den jungen Wilhelm von Monferrat kennen, den er so für die Sache des Gottesreiches begeisterte, daß Wilhelm versprach, nach zwei Jahren, wenn er zu Paris seine Studien und Dominikus die Einrichtung seines Ordens vollendet hätte, gemeinsam mit ihm zur Bekehrung der Heiden nach Norden zu ziehen.

Endlich nach Beendigung der Osterfeier verließ Dominikus die ewige Stadt. Anfang Mai war er in Toulouse, wo er drei Monate auf die Regelung innerer Angelegenheiten verwendet haben mag. Dann aber trat das Ereignis ein, das schon um 1240 Humbert von Romans und nach ihm Konstantin von Orvieto, Stephan von Salagnac und Dieterich von Apolda mit einem Gesichte zusammenbringen, dessen der Heilige vor seinem Abschied aus Rom gewürdigt worden war. Als er eines Nachts in St. Peter für die Erhaltung und Ausbreitung seines Ordens betete, erschienen ihm die Apostelfürsten Petrus und Paulus. Petrus überreichte ihm einen Stab, Paulus ein Buch; und er vernahm eine Stimme, die sprach: „Gehe hin und predige, denn dazu bist du auserwählt!“ Und zugleich sah er seine Jünger sich zwei und zwei durch die ganze Welt verbreiten und das Evangelium verkünden. — Diese Erscheinung sollte nun unerwartet früh verwirklicht werden.

Unter den sechzehn Erstlingsjüngern befanden sich acht Franzosen, sieben Spanier und ein Engländer. So groß ihre Freude beim Wiedersehen des gemeinsamen Vaters war, ebenso groß war ihr Erstaunen, als sie seinen Entschluß vernahmen, die kleine Herde alsbald nach allen Richtungen hin auszusenden. Denn wie leicht konnte durch eine vorzeitige Trennung die Einheit des zarten Körpers völlig zerrissen werden, und welchen Erfolg durfte man von einer Handvoll über alle Wege Europas zerstreuter, noch gänzlich unbekannter Männer hoffen? Johann von Navarra erzählte später als der einzig überlebende Zeuge im Heiligsprechungsprozeß zu Bologna, der Bischof von Toulouse, der Erzbischof von Narbonne, der Graf von Monfort und

andere angesehene Freunde und Gönner hätten gewarnt und gebeten, den Erfolg doch durch keinen übereilten Eifer in Frage zu stellen. Aber Dominikus blieb ruhig und unerschütterlich und hatte nur die Antwort: „Widerstrebt mir nicht, ich weiß wohl, was ich tue!" War er doch, wie Lacordaire bemerkt, auch aus natürlicher Überlegung der Ansicht, der Apostel bilde sich besser in der Tätigkeit als in der Beschauung, und das sicherste Mittel, seinen Orden zu kräftigen, sei, ihn mutig in die stürmische Dünung der streitenden Geister hineinzusetzen.

Rom, Paris und Bologna waren damals die Hauptsitze des europäischen Geisteslebens. Rom mit dem Apostolischen Stuhle, Paris und Bologna mit ihren Universitäten, welche aus allen Nationen die Blüte der studierenden Jugend an sich zogen. Dorthin richtete der Ordensstifter seinen Blick. Spanien, sein Vaterland, und Languedoc, obschon es die erwarteten Früchte nicht gezeitigt hatte, sollten darum nicht vergessen werden. Auf Mariä Himmelfahrt 1217 fand Unsere Liebe Frau von Prouille noch einmal die kleine Schar in ihren Mauern versammelt. Noch einmal verbanden sich die Jünger dem Meister durch das Gelübde des Gehorsams. Dann sprach dieser mit den Worten des Heilandes: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium allen Völkern!" und erklärte seine Absicht, alle, welche nicht zur Besorgung der Klöster von Prouille und St. Romanus nötig seien, zu neuen Gründungen auszuschicken. In Prouille blieben Noel und Wilhelm Claret, in Toulouse Thomas und Petrus Cellani. Für Spanien wurden Petrus von Madrid, Michael von Uzero, Dominikus von Segovia und Suero von Gomez bestimmt. Die stärkste, sieben Mann umfassende Gruppe, zu der unter andern Mannes von Guzman und Johann von Navarra gehörten, würde unter Führung des Matthäus von Frankreich Paris aufsuchen. Dominikus selbst wollte in Begleitung des Stephan von Metz nach Rom ziehen. Bologna sollte, wie wir sehen werden, von Rom aus versorgt werden.

Folgen wir zunächst dem heiligen Meister, der in den letzten Februartagen 1218 mit Stephan und vier neugeworbenen Ordensbrüdern wieder die ewige Stadt betrat. An der ehrwürdigen appischen Straße, gegenüber den gewaltigen Ruinen der Caracalla-Thermen lag eine alte, dem Märtyrerpapste Sixtus geweihte Kirche mit einigen dazugehörigen Gebäulichkeiten. Diese übergab Papst Honorius den Ankömmlingen. Außer seinem eigenen Ordenshause sollte Dominikus dort nach dem Muster von Prouille ein Frauenkloster gründen, von dem aus die teilweise zerfallene Zucht der

römischen Nonnenklöster verbessert werden könnte. Durch die liebenswürdige Erscheinung, die hinreißende Predigt und die aufsehenerregenden Wundertaten des Heiligen stieg die Zahl seiner Jünger schnell über vierzig, und viele hervorragende Männer waren darunter. Alle aber überragte an Bedeutung der Dekan des Kollegiatstiftes von Orleans, Doktor Reginald, der früher fünf Jahre lang an der Pariser Hochschule das kanonische Recht gelehrt hatte. Auf einer Pilgerfahrt ins Heilige Land war er nach Rom gekommen. Denn, so erzählt Humbert von Romans, Gott hatte ihm bereits das Verlangen eingegeben, auf Amt und Habe zu verzichten, um ungehindert das Evangelium zu verkünden. Er wußte noch nicht, daß der Predigerorden gestiftet war. Als er nun eines Tages einem Kardinal im vertrauten Gespräche sein Herz eröffnete und ihm gestand, wie er daran denke, alles zu verlassen, um in freigewählter Armut Christus den Herrn zu predigen, antwortete dieser voll Freude: „Da hat sich gerade ein Orden gebildet mit dem besondern Zweck, die Übung der Armut mit dem Predigtamte zu verbinden, und wir haben seinen Stifter in der Stadt, der selbst das Wort Gottes verkündet." Sofort eilt Reginald zu Dominikus. Der Anblick des Heiligen und die Anmut seiner Rede gewinnen ihn. Von diesem Augenblicke an war er entschlossen einzutreten. Bald werden wir ihn in Bologna wiederfinden.

Schon gleich nach Ostern 1218 hatte der Ordensstifter drei Brüder dorthin abgesandt. Der Papst hatte ihnen ein eindringliches Empfehlungsschreiben mitgegeben. Aber wenn sie auch in ihrer ersten Niederlassung bei Santa Maria von Mascarella bald Zuwachs erhielten, so lebten sie doch in größter Not und vermochten sich auch bei der recht weltlich gesinnten Bevölkerung nicht durchzusetzen. Da erschien am Thomasfest Bruder Reginald, der nach seiner Rückkehr aus Palästina in Rom das Ordenskleid genommen hatte. Sofort begann er zu predigen. „Seine Worte", schreibt Jordan von Sachsen, „glühten, seine Beredsamkeit entzündete gleich einer brennenden Fackel die Herzen der Zuhörer. Ganz Bologna war in Flammen. Ein neuer Elias schien aufgestanden zu sein." Sein Ruf als Rechtsgelehrter zog nicht nur die Studenten, sondern auch die Professoren an. Mehrere der angesehensten, wie Clarus Sesto, Paulus von Venedig, Guala u. a., vertauschten den Lehrstuhl mit einer armen Zelle in Mascarella. Das größte Aufsehen machte der Eintritt der Professoren Moneta und Roland von Cremona.

Magister Moneta lehrte die freien Künste und war hochberühmt in der ganzen Lombardei. Als er die vielen Bekehrungen und Berufungen

sah, erzählt um 1256 Gerhard von Frachet, begann er für sich selbst zu fürchten. Er ging dem Bruder Reginald aus dem Wege und hielt auch seine Studenten von ihm fern. Da kam St. Stephanstag, und seine Schüler baten ihn, mit zur Predigt zu gehen. Er suchte Ausflüchte: „Wir wollen zuerst in St. Proklus die Messe hören." Und statt einer hörte er drei. Er wollte Zeit gewinnen, bis die Predigt vorbei war. Endlich mußte er folgen. Die Predigt war nicht zu Ende, aber die Volksmenge war so groß, daß er an der Türe stehen bleiben mußte. Doch kaum hatte er die ersten Worte vernommen, als er auch überwunden war. „Ich sehe den Himmel offen!" rief der Redner. „Ja der Himmel ist geöffnet für jeden, der sehen und eintreten will! So verschließt doch nicht euer Herz und euern Mund und eure Hände, damit nicht euch der Himmel sich verschließe! Was zögert ihr? Die Himmel stehen offen!" Sobald Reginald die Kanzel verlassen hatte, suchte Moneta ihn auf, offenbarte ihm seinen Seelenzustand und legte in seine Hände das Gelübde des Gehorsams ab. Da er nicht sofort alle Verpflichtungen lösen konnte, blieb er mit Genehmigung Reginalds noch ein Jahr in der Welt, war aber mit allen Kräften bemüht, ihm Zuhörer und Jünger zuzuführen, bald diesen, bald jenen. Jedesmal aber, wenn er eine neue Eroberung gemacht hatte, schien er mit dem Eingekleideten auch sich selbst dem Orden zu weihen.

Der plötzliche Eintritt des Magisters Roland sollte die kleine Gemeinde aus großer Trübsal reißen. Vernehmen wir wieder den lebendigen Bericht des Bruders Gerhard. Die Not der ersten Zeit, so erzählt er, hatte eine solche Mutlosigkeit in Mascarella hervorgerufen, daß einige Brüder schon daran dachten, zu einem andern Orden überzutreten, und zwei sich wirklich die Erlaubnis verschafft hatten, Zisterzienser zu werden. Eben bemühte sich Bruder Reginald, den zum Kapitel versammelten Hausgenossen frischen Mut einzureden, als die Türe aufging und Meister Roland von Cremona erschien, ein berühmter Doktor der Universität, ein ausgezeichneter Philosoph und nachher der erste Dominikaner, der in Paris öffentlich Theologie vortrug. Ganz allein war er an die Klosterpforte gekommen. Man führte ihn ins Kapitel, und wie trunken vom Heiligen Geiste bat er ohne weiteres um das Ordenskleid. Tags vorher noch hatte er mit seinen Freunden ein lautes Fest gefeiert. Aber am gleichen Abend traf ihn der Gnadenstrahl. „Wo ist nun das Fest", hatte er sich gefragt, „das wir gefeiert haben? Was ist von dieser ganzen tollen Freude übriggeblieben?" So erschien er, Aufnahme suchend, vor Reginald. Der aber nahm sein

eigenes Skapulier und legte es ihm über die Schultern. Der Mesner läutete die Klosterglocke, und während die Brüder das Veni Creator sangen, strömte das Volk herbei und füllte die Kirche. Die ganze Stadt gerät bei der Kunde des Vorgefallenen in Bewegung. Im Kloster aber ist mit einem Schlage alle Mutlosigkeit verschwunden. Die beiden Brüder, die eben noch entschlossen waren, den Orden zu verlassen, verzichten auf die erhaltene apostolische Bewilligung und geloben, auszuharren bis zum Tode. Bald konnte Mascarella die Menge der Ordensleute nicht mehr fassen. Die neue Niederlassung bei St. Nikolaus im Weinberge aber wurde der Ausgangspunkt für zahlreiche weitere Gründungen in der Lombardei, in Toskana und bis an das Weichbild Roms.

Inzwischen hatte Dominikus die ihm vom Papst gestellte Aufgabe glänzend gelöst. Viele römische Nonnen waren zur Beobachtung ihrer Regeln zurückgekehrt, und bei St. Sixtus führte eine Schar eifriger Ordensfrauen unter Leitung der aus Prouille berufenen Oberin wieder ein Leben der Buße und des Gebetes. Der Heilige konnte sie getrost den zu ihrer Besorgung bestellten Brüdern überlassen, um selbst auf einer ersten großen Rundreise die andern Ordenshäuser aufzusuchen, und vor allem, um neue Gründungen zu bewirken. Nach dem von P. Balme O. P. herausgegebenen Ordenskartular weist Johannes Guiraud in seinem trefflichen Büchlein über St. Dominikus die Wege auf, die der seeleneifrige Pilgersmann gezogen ist.

Ende Oktober 1218 verließ Dominikus St. Sixtus, um das Allerheiligenfest bei den Brüdern in Bologna zu begehen. Keinen Monat später war er in Prouille, und schon in den ersten Tagen des Dezember sandte er von dort zwei Brüder nach Lyon, die mit Unterstützung des Erzbischofs Reginald von Forez den Grundstein des berühmten Klosters in Fourvières legten. Er selbst eilte nach Spanien weiter, dessen Boden er seit fünfzehn Jahren nicht mehr betreten hatte. Meist mit bloßen Füßen, den Wanderstab in der Hand, das kleine Bündel auf dem Rücken, schritt er fürbaß. Dabei war er so in Gott versammelt, daß er die Augen kaum vom Boden erhob. Kam er an einen Ort, so predigte er gewöhnlich in der Kirche oder auf einem öffentlichen Platze, und die Rede war so eindringlich, daß sie den Zuhörern Tränen entlockte. Oft wurden seine Worte durch Wunder bekräftigt. Über Pamplona und Burgos gelangte er um Weihnachten nach Segovia. Bereits im Februar 1219 konnte er hier ein Kloster eröffnen. Zu Madrid fand er Bruder Petrus in segens-

reicher Tätigkeit. Petrus hatte neue Mitglieder gewonnen und auch bei einer Reihe frommer Frauen das Verlangen nach dem Ordensleben geweckt. Dominikus vollendete das Werk und gründete sein drittes Nonnenkloster, dem er in einem Briefe, der an das herrliche Schreiben des großen Augustinus an die Nonnen von Hippo erinnert, überaus zweckmäßige Lebensregeln hinterließ. Die geistliche Leitung des Konvents übertrug er seinem Bruder Mannes. In Palencia, das den Heiligen so viele Jahre lang als Studenten beherbergt hatte, entstand ein Studienhaus der Predigtbrüder. Nach einem kurzen Besuch in Osma, wo er noch selbst das vierte Frauenkloster errichtet haben soll, überschritt der Rastlose Ende März 1219 von neuem die Pyrenäen. Das Osterfest feierte er mit den Brüdern von St. Romanus und mit seinem treuen Freunde Bischof Fulko zu Toulouse. Dann drängte es ihn, die Pariser Niederlassung aufzusuchen.

Auch den sieben Brüdern, die Ende September 1217 von Prouille nach Paris gekommen waren, war es in den ersten Monaten recht hart ergangen. So hart, daß zwei von ihnen, Johann von Navarra und Mannes von Guzman, wieder abgezogen und ihrem geistlichen Vater nach Rom gefolgt waren. Als jedoch einer der bedeutendsten Universitätslehrer, der Theologieprofessor Johann von Barastre, den Zurückgebliebenen das kürzlich von ihm erbaute St. Jakobsspital zum Kloster überwies, brach das Eis. Bald erweckte die Gnade auch neue Berufe, unter denen der des Bruders Heinrich von Marsberg, welcher nachher den heiligen König Ludwig auf dem sechsten Kreuzzug begleitete, und des Bruders Guerrich von Metz wegen ihrer merkwürdigen Umstände besonders genannt werden. Dominikus fand im Juni 1219 zu St. Jakob bereits dreißig Einwohner. Er gesellte ihnen noch Wilhelm von Monfort bei, den wir seinerzeit in Rom kennen lernten. Einem jungen Westfalen aus dem gräflichen Geschlechte von Eberstein oder Padberg riet er, vorerst die Diakonatsweihe zu empfangen und das weitere von der Gnade Gottes zu erwarten. Es war der sel. Jordanus von Sachsen, welcher schon im folgenden Februar das Ordenskleid nahm und zwei Jahre später der Nachfolger des Heiligen in der Gesamtleitung des Ordens werden sollte. Dann sandte der Ordensstifter fünf neue Schwärme zu Klostergründungen nach Limoges, Reims, Metz, Poitiers und Orleans. Mit Wilhelm von Monfort kehrte er nach Italien zurück.

Ende Juni finden wir ihn bereits in Mailand, wo er drei angesehene Rechtsgelehrte in den Orden aufnahm. Während seines viermonatigen

Aufenthaltes in Bologna gründete er Bergamo, Mailand, Asti, Verona, Florenz und Piacenza. Kaum hatte Papst Honorius III. Oktober 1219 seinen Sitz in Viterbo aufgeschlagen, als Dominikus mit fünf Brüdern vor ihm erschien und um die Erlaubnis bat, auch hier einen Konvent zu eröffnen. Der reiche Kardinal Reiner Capocci übergab ihm sofort die Muttergotteskirche, die er zu bauen begonnen hatte.

Zu Viterbo wurde auch wieder die Gründung einer spanischen Niederlassung beschlossen. Der Bischof Berengar von Barcelona, der auf der Reise an die päpstliche Kurie begriffen war, hatte in Bologna von seinem Landsmann, dem Kanonisten Raimund von Pennafort, soviel Rühmliches über den neuen Orden vernommen, daß er nun bei Dominikus vorsprach und um einige Brüder für seine Bischofsstadt bat. Er erhielt sie. Schon im Dezember konnten sie zugleich mit Raimund von Pennafort in Barcelona ihre Tätigkeit beginnen. Der hl. Raimund ist bekanntlich der zweite Generalmeister des Predigerordens geworden.

Endlich nach einer Abwesenheit von eineinviertel Jahren traf Dominikus zu Weihnachten 1219 wieder in Rom ein. Was er hier vorfand, mußte ihn mit großem Troste erfüllen. Seine beiden Klostergründungen hatten in der Zwischenzeit sowohl nach innen als nach außen eine so glückliche Entwicklung genommen, daß das Gebiet von St. Sixtus für die nötigen Gebäulichkeiten nicht mehr ausreichte. Man beschloß also, das Mannskloster an eine andere Stelle zu verlegen, und Papst Honorius schenkte zu diesem Zwecke die Kirche der hl. Sabina auf dem Aventin.

Dominikus war noch mit der Einrichtung des neuen Hauses beschäftigt, als sich ihm die Gelegenheit bot, seinen Orden auch im östlichen Europa anzusiedeln. Der auf den erzbischöflichen Stuhl von Gnesen erhobene Bischof Iwo von Krakau besuchte Anfang 1220 die ewige Stadt. In seiner Begleitung befanden sich seine Neffen Hyazinth und Ceslaus, Domherren von Krakau, und zwei Edelleute namens Hermann der Deutsche und Heinrich von Mähren. Dringend bat Iwo den Ordensstifter um Hilfe für das von Heiden und Schismatikern bedrohte Polen. Aber die vielen Gründungen des letzten Jahres hatten die Zahl der Brüder erschöpft. Da boten sich sowohl die beiden Domherren als auch die Edelleute dem Heiligen als geistliche Söhne an; er nahm sie mit Freuden auf und sandte sie nach den notwendigsten Unterweisungen als Predigerbrüder in die Heimat zurück. Hermann wurde noch im selben Jahre Prior von Friesach in Kärnthen. Der hl. Hyazinth gründete zu Krakau das erste

polnische, der sel. Ceslaus zu Prag das erste böhmische Kloster. Auf dem Fuße folgten die Niederlassungen in Sandomir und Plock an der Weichsel.

Auf Pfingsten 1220 berief Dominikus die Brüder zum ersten Generalkapitel nach Bologna. Mit innigem Dank gegen Gott sah er das schwache Reis, das er vor wenigen Jahren gepflanzt hatte, zu einem herrlichen Baum emporgewachsen, dessen kräftige Äste schon nach allen Himmelsgegenden reichten. Es kam ihm das Verlangen, die Leitung des Ordens niederzulegen und noch einmal, wie am Anfang seiner Laufbahn, an die Bekämpfung der auch in Oberitalien mächtig um sich greifenden Irrlehre zu gehen. Aber niemand wollte von seiner Abdankung hören. Da lud der seeleneifrige Mann die neue Bürde zu der alten auf seine Schultern. Während des ganzen Jahres durchzog er lehrend und predigend die Lombardei. Seinen Winteraufenthalt in Rom verklärte das Wiedersehen mit Bischof Fulko von Toulouse. Die Verhandlungen der beiden Freunde betrafen vor allem das fernere Wohlergehen von Dominikus' Erstlingsstiftungen in Prouille und bei St. Romanus. Ende Mai reiste er nach Bologna zum zweiten Generalkapitel, das sein letztes sein sollte.

Wenngleich die Akten dieser Tagung nicht im einzelnen auf uns gekommen sind, so wissen wir doch, daß dort auch Ungarn und England ihre Dominikaner erhielten. Zwölf Brüder, die der Heilige dem Erzbischof von Canterbury, Kardinal Stephan Langton, schickte, gründeten auf dessen Rat das St. Eduardskolleg an der Oxforder Universität. Nach Ungarn zog ein bisheriger Professor der Hochschule von Bologna, der Madjare Paul mit Bruder Sadok und drei weitere Gefährten, die in Vesprim einen Frauenkonvent und in Stuhlweißenburg ein Mannskloster gründeten, das seine Missionäre bald nach Siebenbürgen, Serbien, in die Walachei und bis zu den nomadischen Kumanen am Dnjeprfluß aussenden konnte. Der sel. Paul und der sel. Sadok zählen zu den ersten Blutzeugen des Ordens. Endlich erhielt Dänemark ein Kloster in Lund.

Die Aufgabe, welche die göttliche Vorsehung unserem Heiligen persönlich zugedacht hatte, war vollendet. In kurzer Zeit war ein ganz ungewöhnlich großes Werk vollbracht worden. Als sich Dominikus zwei Monate nach der Pfingstversammlung fieberkrank und bis aufs äußerste erschöpft in St. Nikolaus zum Sterben niederlegte, zählte der Predigerorden außer fünf Frauenklöstern nach der geringsten Schätzung über vierzig, wahrscheinlich aber schon an sechzig Mannsklöster mit über fünfhundert Mitgliedern, zu welchen eine außerordentlich große Reihe der bedeutendsten

durch Wissenschaft wie durch Tugend gleich hervorragenden Männer gehörten. In der Tat, Gottes Hand hatte den Ordensstifter geleitet und zu mehr als bloß natürlichen Erfolgen geführt.

* * *

Auch unter den nächsten Nachfolgern des hl. Dominikus nahm der Orden einen so glücklichen Fortgang, daß er zu Anfang des 14. Jahrhunderts in 21 Provinzen nicht weniger als 562 Niederlassungen zählte. Allein in Deutschland bestanden damals 49 Manns- und 64 Frauenklöster. Die außerordentlichen Leistungen seiner Mitglieder auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens führten ihn schon im Laufe des 13. Jahrhunderts auf einen Hochpunkt innerer und äußerer Entwicklung, wie er ihn später kaum wieder erreicht hat. Bald zierten Dominikaner die theologischen Lehrstühle der berühmtesten Universitäten. Die glänzenden Erfolge bei der Bekehrung der Irrenden und Befestigung der Gläubigen trugen dem Orden den Ehrentitel eines „ordo veritatis" ein. Seine zahlreichen Verdienste um die oft so schwierige und heikle Leitung der kirchlichen Inquisition können nicht bestritten werden. Er begann unter den Juden, Mauren und in den Heidenländern eine eifrige Missionstätigkeit, welche sich im Laufe der Zeiten über alle Weltteile ausdehnte. Selbst die kirchliche Kunst fand schon früh hervorragende Meister unter den Predigerbrüdern. Wenn auch der liebenswürdige Madonnenmaler Fra Angelico von Fiesole erst dem 15. Jahrhundert angehört, so beweisen doch die noch im 13. Jahrhundert entstandenen Kirchen Santa Maria Novella in Florenz und Santa Maria sopra Minerva in Rom, über welche Künstler der Orden schon damals verfügte.

Leider folgte nicht lange nach der ersten Jahrhundertfeier eine Reihe schwerer Prüfungen. Die Pest raffte viele Mitglieder hinweg und lockerte die Ordenszucht. Das große abendländische Schisma teilte auch die Predigerbrüder in zwei Obedienzen, die erst im Jahre 1418 unter dem Generalmeister Leonhard von Florenz wieder vereinigt wurden. Für die Ordensreform entwickelte der auf seiten von Papst Urban VI. stehende selige Raimund von Capua zunächst in Deutschland eine segensreiche Tätigkeit, die sich in kurzem auf die andern Länder übertrug. Als am Anfang des 16. Jahrhunderts die traurige Glaubensspaltung ausbrach, stand der Predigerorden wieder gefestigt und gewappnet da und konnte viele mutige Verteidiger der wahren Lehre ins Treffen führen. Auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Trient genossen die Dominikanertheologen ein bedeutendes Ansehen. Die sog. Reformatoren aber rächten sich

durch die Zerstörung der Ordensniederlassungen in England, Dänemark, Norwegen und Schweden und zum großen Teil auch in Deutschland. Neue Verluste brachten die Klosteraufhebungen Josephs II., die französische Revolution und die deutsche Säkularisation. Dem Sturme in Spanien fielen allein 1835 von 221 Niederlassungen 121 zum Opfer. Das geeinte Königreich Italien hob 1866 die meisten Klöster auf, und in der jüngsten Vergangenheit hat die freimaurerische französische Regierung wie andere Ordensleute so auch die Dominikaner aus dem Lande gejagt und ihre 25 Klöster geschlossen.

Wenn man sich dieser großen Heimsuchungen erinnert und dann in der neuesten Statistik liest, daß der Dominikanerorden gegenwärtig in 30 Provinzen und drei Kongregationen weit über 300 Niederlassungen mit rund vierundeinhalbtausend männlichen Mitgliedern zählt, daß es vom strengen zweiten Orden des hl. Dominikus auch heute noch etwa 80 Klöster mit 1500 Nonnen gibt, daß in weitern 900 Häusern vielleicht 18000 Dominikanerinnen verschiedener Schattierungen vom dritten Orden tätig sind, so muß man gestehen, daß der Geist des hl. Dominikus seine werbende Kraft nicht verloren hat. Das beweist auch die erst im Jahre 1895 wiedererstandene deutsche Provinz des ersten Ordens, die heute bereits auf fast 300 Brüder angewachsen ist. Der Geist des hl. Dominikus lebt weiter in den tausend und aber tausend männlichen und weiblichen Laientertiariern aller Stände und in der so anziehenden Rosenkranzbruderschaft, welche die Muttergottesverehrung nicht weniger in den glänzendsten Palast als in die geringste Hütte und über die ganze Welt getragen hat.

Am Himmel der theologischen Wissenschaft aber strahlt heute herrlicher denn je zuvor das sonnenhelle und reine Licht des größten Sohnes des hl. Dominikus, des hl. Thomas von Aquin, des Gottesgelehrten mit dem wunderbar klaren und scharfen Verstand, mit dem überraschend weit ausschauenden Blick und dem so liebevollen Herzen, des „englischen Lehrers" im umfassendsten Sinne des Wortes.

Möge der ehrwürdige Predigerorden in dem nun aufsteigenden achten Jahrhundert seines Bestehens durch die Fürbitte seiner Schutzherrin, der Rosenkranzkönigin, nach dem Geiste seiner glänzendsten Sterne, der heiligen Dominikus und Thomas, zum Wohle der gesamten Christenheit eine Blüte und Wirksamkeit erreichen, durch welche die glorreichen Zeiten des ersten Jahrhunderts womöglich noch übertroffen werden.

Konrad Kirch S. J.

Elternpflichten und Elternrechte.

Die Rechte der Eltern müssen jetzt wachsen und erstarken; denn die Last ihrer Pflichten drückt fast unerträglich schwer, um so schwerer, als manche der bestverbrieften Elternrechte angezweifelt werden. Pflichten lassen sich nur dann treu und gern erfüllen, wenn das Maß der Rechte klar umschrieben ist und ihre Ausübung auf keine allzu harten Hindernisse stößt.

Als der Weltkrieg ausbrach, waren wundervolle Bewegungen im Gang zur Pflege und zum Zusammenhalt der studierenden Jugend, allerdings erst Pläne und Vorschläge, aber auch greifbare und zukunftsfreudige Anläufe. Zum Unglück zertrat der Krieg diese junge Pflanzung. Die Eltern hätten es schöner und leichter gehabt, wenn hilfsbereite Mächte kräftig angezogen hätten, als die Kriegsväter auszogen.

Ein eigenes Mißgeschick war es auch, daß der Weltbrand in einem Zeitpunkt losbrach, da eine ungesunde Jugendbewegung, deren Leiter Frechheit mit Frische verwechselten, aus Knaben aufgedonnerte Meister der Schule und des Elternhauses machen wollte. Die Hintermänner dieses Fastnachtzuges entfremdeten den Eltern die Jugend, um sie selbst zu besitzen. Eine künstliche Familie sollte die natürliche ersetzen. Alles Geschrei: „Es ist ja gar keine Puppe, es ist eine Kunstfigur", konnte einsichtige Beobachter nicht täuschen. Ganz durchgefallen ist diese Komödie nicht. Man spielt sie auf Winkelbühnen weiter. Und die Kriegswirren nährten die Ungebundenheit und den abenteuerlichen Drang, der diesen Versuchen zugrunde lag. Man spottete der Theorie und genoß sie im Leben und in der Wirklichkeit.

Da ereignete sich etwas Merkwürdiges. In weiten Kreisen übersah man, daß die Heilung jener jugendlichen Übergriffe in der Erstarkung der Familie zu suchen sei, und sah alles Heil in einer Art Einziehung der Jugend und einer vollen Verstaatlichung, einem Einheitszwang der Erziehung und Bildung.

Zwei Gedankenreihen waren hier maßgebend. Eine möglichst früh einsetzende Selbständigkeit macht, so betonte man, die Kraft eines Volkes aus, besonders in schwierigen Lagen. Reiche Kriegserfahrungen boten

den Untergrund zu dieser Erwägung. Der junge Offizier im Feld, der eine weit über sein Alter hinausragende Selbständigkeit des Auftretens, des Herrschens, des Entschlusses besitzt, weist Leistungen auf, die zum guten Teil das Geheimnis unserer Erfolge enthüllen. Ein ähnlicher Grad jugendlicher Selbständigkeit, von oben gern gesehen und anerkannt, würde, meint man, unserer diplomatischen Vertretung im Ausland größere Beweglichkeit, tiefere und zeitigere Einsichten, greifbarere Vorteile und Gewinne sichern. Im wirtschaftlichen Kampf ums Dasein stürmt die selbstbewußte Eigenkraft des Jünglings von Sieg zu Sieg. Wissenschaftlicher Fortschritt und Entdeckungen endlich gedeihen nur auf dem Boden dieser früh einsetzenden Reife und Unabhängigkeit.

Das alles betont man scharf und baut darauf.

Unter der warmen, einhüllenden Pflege der Familie, in der fürsorglichen Umarmung eines alles lenkenden und ablenkenden Mutterarmes, unter dem festen Druck der rechtschaffenden Vaterhand soll jene frühreife Frucht der Selbständigkeit nicht recht gedeihen können. Schon der Knabe muß, so wird gesagt, aus den Bitterkeiten und dem harten Zwang der Selbsthilfe jenen Trotz des Eigenwillens, jene Lust zur Macht, jenen Geschmack am Herrschen lernen, die zum frühen selbständigen Denken und Handeln befähigen. Darum will man ihn aus dem Treibhaus der Familie in das Luft- und Lichtbad eines freien Kampfes ums Dasein stellen. Entschluß und Kraft müssen unter den wuchtigen Schlägen des Hammers vieler um den Vorrang ringenden Altersgenossen geformt werden.

Dabei dürfe man aber nicht vergessen, daß diese Selbständigkeit mit allen ihren Äußerungen in den Dienst des Vaterlandes, des Staates zu stellen ist. Sie habe sich darum in einer bestimmten Richtung, auf einer einheitlichen Linie, mit einer gewissen Gleichartigkeit zu entwickeln. Die schärfsten Eingriffe in das Bestimmungsrecht der Eltern über Schul- und Lehr- und Berufswahl der Kinder wurden aus jenen Reformplänen geboren.

Diese beiden Richtungen flossen zunächst aus ganz verschiedenen Anschauungen und Beweggründen. Sie widersprachen sogar einander in mancher Hinsicht. Denn die strengere Verstaatlichung der ganzen Erziehung und die Organisation der Fähigkeiten und der Lebenswege unserer Jugend greifen mächtig in die Freiheit und die selbständigen Entschließungen nicht bloß der Eltern, sondern auch der Kinder ein. Eine früh durchgreifende, sozusagen militärische Zucht scheint doch den Mechanismus des Traditionellen,

Angelernten und Nachgeahmten zu kräftigen und damit die Keime einer frühreifen Selbständigkeit zu ersticken.

Aber eben im Kampf der Gegensätze hoffte man den Ausgleich herzustellen. Das vorzeitige Herauswachsen aus der Familie soll so starke Elemente der Selbständigkeit auslösen, die rauhe Faust eines früh einstürmenden Lebenskampfes eine so erbitterte Abwehr aus dem Arsenal der jungen Seelen reißen, daß alles, was die lähmende Gewalt erzieherischer Gleichförmigkeit an Individualität totschlägt, nicht in Vergleich kommt zur Wucht jener Selbstverteidigung und Notwehr im Frühkampf mit der Umwelt. Man rechnet auch wohl mit der psychologischen Tatsache, daß eine aufgezwungene und ungern getragene Zucht feste Jungen nicht knickt, sondern zu jener Rücksichtslosigkeit und Selbstgewißheit erzieht, die im Ringen ums Dasein die höchsten Vorteile erzielt.

Ganz anders sind die Anschauungen, auf denen sich die Rechtsansprüche der Eltern aufbauen.

Das Naturgesetz der Familie spricht an erster Stelle. Was Eltern mit Kindern verbindet, die Autorität der Eltern und die Abhängigkeit der Kinder begründet, ist nichts geschichtlich Gewordenes, keine gesetzliche Willkür, sondern Kern und Wesen der Menschheit. Solche Verhältnisse ändern wollen hieße die Natur vergewaltigen. Für Gummi und Salatöl mag es Ersatz geben, für die Familie nicht. Wo immer Stammessitten oder gesetzliche Kunststücke diesen rohen Eingriff versuchten, ging ein wertvolles Stück Kultur verloren, ein guter Teil der Herzensbildung schwand.

Es ist das ein unveräußerliches Recht der Eltern, das Recht auf ihre Kinder, auf die Art der Erziehung, auf gewisse Richtungen und Richtlinien der jungen Jahre. Die Familie war vor dem Staat. Die Bande, welche ganz ursprünglich die Familienmitglieder vereinigten, die Autorität, die in den Eltern wurzelte und auf die Kinder drückte, war ein moralisches Eigentum des kleinen Gemeinwesens, ein Bündel von „Dürfen" und „Sollen", das mit der Familie selbst gegeben war und aus ihrem Wesen herauswuchs. Willkürliche Definitionen beweisen nichts. Man kann also die Rechtsidee mittels einer gezwungenen Begriffsbestimmung an das Wesen des Staates knüpfen und damit die vorstaatlichen Familienrechte leugnen. Aber es kommt hier nicht auf Worte an. Der Bestand eines vielgliedrigen Dürfens und Sollens innerhalb der vorstaatlichen Familie bleibt eine Tatsache. Auch das Bewußtsein des Besitzes dieses

moralischen Kapitals, alle daraus fließenden Befehle und der damit gegebene Gehorsam sind Tatsachen. Vorhanden war also ein bewußtes sittliches Eigentum, auch seine Anerkennung, auch die Macht, den Elternwillen durchzusetzen. Warum soll das nicht Recht und Pflicht heißen? Nur auf Grund dieser bestehenden Familienrechte und Pflichten konnten sich umfangreichere, verwickeltere Gemeinwesen bilden, wobei doch nur jene Rechte und Pflichten verschwanden, aufgegeben oder vernichtet wurden, welche mit dem Bestand des neuen höheren sozialen Gebildes unvereinbar waren. Die Gemeinde, der Staat verlieh dann den bestehenden Familienrechten eine neue Instanz, einen Zusatz von Festigkeit, eine gesetzliche Regelung, anders geartete Formen von Zwang und Freiheit. Aber der Staat konnte die Natur der Familie nicht aufheben, ohne sich selbst die Grundlagen zu entziehen, auf denen er errichtet war.

Das sind übrigens nicht die einzigen Stützen der Elternrechte. Die Eltern berufen sich noch auf andere Einsichten und Tatsachen.

Die konservative Kraft, die Überlieferungen der Familien und Familiengruppen sind erzieherische und staatsbürgerliche Hilfsgrößen von allerhöchstem Wert.

Wie in der Natur nicht die Atome, sondern Atomgruppen, die als wesentlich verschiedene Einheiten neue Kräfte und Eigenschaften aufweisen, den stofflichen Welthaushalt unterhalten und lenken, so geht es auch in der geistigen Ordnung. Die Individuen gehen ihren eigenen, selbstgebahnten Weg. Sie mögen erfinderisch und reich an Energien sein, sie mögen reden und schaffen, befehlen und ordnen, ihr Wirken trägt stets den Stempel des Plötzlichen und Vorübergehenden, man möchte sagen des Explosiven. In den Familiengruppen wohnt der Geist der Nation, ihr Kern und ihr Mark. Auf den besonnten Halden der Familiengüter reift und glüht der Wein, der dann durch die Adern des Volkes fließen soll. Alte Stämme, mit weit auslangenden Wurzeln, breitem Geäste und ehrwürdigen Kronen offenbaren erst die ganze Herrlichkeit der Art, die Kraft der Eiche und die geheimnisvolle Majestät der Buche.

Aus den Familien wachsen sie heraus, die politischen und religiösen Anschauungen, die Lebensformen und Lebensgewohnheiten, die Treue zu Reich und Kirche, die Anhänglichkeit an die Scholle, Kunstsinn und Geschmack, biedere Einfachheit und wohltätige Großmut.

Was jahrzehnte-, jahrhundertelang im Schoß der Familien gesät und gepflegt wurde, keimte und reifte, kommt nur zu voller Geltung, wenn

der einzelne als Glied seiner Familie und im Zusammenhang mit ihr die Frucht seinen Mitbürgern anbietet.

Man wende nicht ein, daß es verkommene Familien gibt wie verkommene Einzelmenschen, daß die Familien ebenso wie die Individuen Träger und Verbreiter eines verworfenen Geistes und schlechter Instinkte sein können. Das hieße denn doch den natürlichen Aufbau der Menschheit verkennen. Wie im einzelnen Menschen die Grundkraft der Selbsterhaltung lebt und arbeitet, das physische Leben schützt und das geistige treibt, so durchzieht auch den Familienkörper das Geäder eines ökonomisch waltenden, allbeherrschenden und unermüdlich tätigen Selbsterhaltungstriebes. Aber während dieser Trieb bei dem vereinsamten Einzelmenschen über den engen Kreis des rein Persönlichen nicht herausragt, kämpft er in der Familie für den Erwerb und den Geist vieler Geschlechter. Im Individuum jagt Leidenschaft und das Geheimnis des Bösen leider nur zu oft den Selbsterhaltungstrieb auf; um sich zu erhalten, ersinnt der Mensch auf abschüssiger Bahn neue Mittel und Kräfte der Sünde und des Verbrechens. Die Familie aber wird durch Verkommenheit ihrer Glieder aufgelöst und vernichtet. Um sich zu erhalten, muß der in ihr lebendige Selbsterhaltungstrieb das ererbte geistige Gut gegen die Verschwendungssucht einzelner Abtrünniger schützen. Gelingt ihm das nicht, so wird die Familie gespalten. Der entartete Ableger kämpft dann seine räuberischen Schlachten allein, nur dem Namen nach im Zusammenhang mit dem alten Stamm; er mag dann in fremdem Boden seine Wurzeln einwachsen lassen, seine verdorbenen Säfte durch einen neuen kranken Stamm führen, der dem Verderben unaufhaltsam entgegenstirbt. In der Familie ist also die zunehmende Verkommenheit ein Auflösungsprinzip, im Individuum sehr häufig ein erhaltendes. Das Individuum arbeitet eben nur mit einer kurzen Spanne Zeit und kann sich so durch die gewalttätige Macht des Bösen aufrecht halten, die Familie rechnet mit Generationen und vermag die Vergeudung des erworbenen sittlichen Vermögens nicht lange zu ertragen.

Die sittliche Zusammensetzung und der Geist der Familie kann aber nicht gewahrt bleiben, wenn der Nachwuchs dem Einfluß des Hauses zu stark entzogen wird, wenn fremde Hände das weiche Wachs nach Grundsätzen, die guten Familienüberlieferungen widersprechen, gewaltsam formen. Darum muß der Selbsterhaltungstrieb der Familien allen Maßnahmen widerstreben, die sich zwischen Stamm und Ableger einkeilen und die

wesentlichen Lebensrechte der Eltern schmälern wollen. Auch dieser Wille ist kein selbstsüchtiger Familientrieb, sondern eine geistige, ideale Naturkraft, die für Familienleben und Staatswohlfahrt gleich entschlossen arbeitet.

Zu diesen ursprünglichen, aus dem Wesen der Familie aufsteigenden Befugnissen und Abhängigkeiten gehören in erster Linie alle Einheiten, die Existenz und Zusammenhalt des Hauses sichern. Aufgelöst würde die Familie durch einen prinzipiellen, dem Entschluß der Eltern entzogenen Erziehungszwang, durch eine Aushebung der Kinder aus dem Schoß der häuslichen Gemeinschaft, durch eine Beschlagnahme der ganzen Zeit und des ganzen Willens des jungen Nachwuchses. Gegen solche Übergriffe müssen sich die Eltern stemmen. Nicht bloß eine radikale Einheitsschule, die religiöse Verschiedenheiten ausgleicht und alle Standesunterschiede aufhebt, würde die Familie zerstören. Auch ein Berechtigungssystem, das gar keine Rücksicht auf Familienüberlieferungen und Elternwünsche nimmt, eine Ausleseschule für Begabte, die das Privilegium zum Zwang versteinert, würde die Familie und damit auch die Grundlagen des Staates erschüttern.

Der Staat schreibt das Maß der Leistungen vor, die zu bestimmten Berufen und Stellungen berechtigen, und er untersucht, ob die geforderte Höhe erreicht ist. Er hat das Recht dazu, und die Eltern fügen sich. Sobald es sich aber um verschiedene Möglichkeiten auf dieser breiten Fläche handelt, bleibt das Recht des Entschlusses der Eltern und des Kindes unverkürzt. Die staatlichen Organe können aufklären und raten, nicht befehlen und aufzwingen. Gewiß ist ein Irrtum von seiten der Familie möglich und häufig genug. Aber auch andere sind nicht unfehlbar, zumal wenn sie nicht von Liebe und Opfersinn geleitet werden. Zudem liegt die Gefahr nahe, daß bureaukratische Anmaßung und Steifheit die vernünftig nachgiebige Weitherzigkeit der Elternseele ablöst, und dann — werden die Paragraphen zu Hyänen.

Es ist ohne Zweifel ein Unglück für den Staat, wenn gewisse Berechtigungsprivilegien so stark dem Stand und Wohlstand, so wenig der Begabung Rechnung tragen, daß die Mittelmäßigkeit immer wieder ans Ruder kommt, während große Talente verkümmern und verderben oder doch brach liegen bleiben. Immerhin darf man da auch nicht übertreiben und einen vollkommenen Ausgleich aller Berechtigungen anstreben. Höchstes Recht ist auch hier höchstes Unrecht. Es gibt Berechtigungen, Ausnahmestellungen auf Grund einer anerkannten Reife des Charakters und eines bestimmten Maßes von Wissen und Bildung. Auf diesem Feld darf die

gesellschaftliche Stellung und das Geld, wenn der Verstand fehlt, keine Privilegien fordern. Und wenn der Unbemittelte keine Möglichkeit hat, an den Berechtigungen teilzunehmen, auf die er nach Reife und Begabung Anspruch machen darf, so liegt dem Staat, der die Berechtigungen schuf und allen Bürgern zur Verfügung stellte, wenn nicht die strenge Pflicht, so doch die Ehrenschuld ob, Mittel flüssig zu machen, die einer grauen Theorie zur Wirklichkeit verhelfen. Eine Reform des Berechtigungswesens würde mit Nutzen hier eingreifen.

Es gibt aber doch auch ein Recht der Familien, ihre Kinder in einer Umgebung aufwachsen zu sehen, die den feinen, altererbten Ton, auserlesene gesellschaftliche Formen, einen durch nichts zu ersetzenden Takt und die anerzogene Feinheit des ganzen äußeren Wesens nicht den Rauheiten völlig unerzogener Wildlinge ausliefert. Man vergesse nicht, daß ein ganzes Volk allmählich eine Stufe tiefer in Anstand und feiner Sitte sinken kann, sehr zum Schaden der allgemeinen Bildung und der Weltstellung der Nation. Auch hier handelt es sich also nicht um eine bloße Familienangelegenheit, sondern um Volkswohl und Staatsinteresse. Soweit freilich dieses Recht in Widerstreit gerät mit dem eben erwähnten Berechtigungsproblem, darf es sich, allem Anschein nach, nicht einseitig durchsetzen, weil die geregelte Urbarmachung der Begabung und die ungestörte Ernte auf dem Feld der Talente von allgemeinerem Nutzen ist. Damit erwachsen aber auch dem Staat ganz andere Pflichten auf dem Gebiet der Erziehung als bisher. Man kann das eine Problem gar nicht in die Hand nehmen, ohne zugleich auch das andere praktisch zu ergreifen und beharrlich zu verfolgen. Das verwickelt die Frage ungemein und erschwert die Ausführung. Wie es nicht bloß eine Auslese des Verstandes gibt, sondern auch eine Auslese des Gemütes und der guten Sitte, so besteht neben einer Berechtigung zum Schutz und Ausbau der Begabung auch eine Berechtigung zur Wahrung und liebevollen Pflege des Herzens und erlesenen Anstandes. Diese Berechtigung ist nicht deshalb Luft, weil sie schwer greifbar erscheint. Solange also die Früchte der Staatsfürsorge auch auf diesem Gebiete nicht einigermaßen reif geworden sind, wird man den Eltern, die neben der Verstandesbildung auch großen Wert auf Herz und Takt und Wohlerzogenheit legen, keinen Zwang aufdrängen dürfen, der diese Wertschätzung kaltstellt.

Eine durchgreifende Besserung des Berechtigungswesens zu Gunsten der unbemittelten Begabten ist ja durchführbar, ohne daß man die Rechte der um vornehme Gesittung Besorgten schmälert. Kein ärgeres Armutszeugnis

ließe sich ersinnen als das Zugeständnis eines Widerspruchs dieser beiden Größen.

Man wird auf die praktische Unausführbarkeit hinweisen, man wird an die bereits bestehenden, eingebürgerten und immerhin erträglichen Verhältnisse erinnern. Das ändert die Frage nicht. Soweit nämlich der herrschende Zustand den Wünschen der Familien nach größerer Pflege des Herzens und der feinen Sitte zu wenig Rechnung trägt, kann jetzt noch der Einfluß des Elternhauses Ersatz bieten. Aber dieser Einfluß darf in keiner Weise unterbunden werden. Der Junge muß ganz heimisch bleiben im Schoß der Familie, er muß reifen unter den Ausstrahlungen des Familienherdes.

Die Eltern haben ein volles Recht auf die ohnehin ziemlich kurz bemessene freie Zeit des heranwachsenden Kindes. Sie werden dann die Gemütsbildung überwachen, sie werden nach Veranstaltungen suchen, die in ihrem Geist auf ideale Güter Nachdruck legen, sie werden die Einseitigkeiten einer rein körperlichen Ertüchtigung ergänzen. Denn so sicher es auch ist, daß Abhärtung, Mut, militärische Disziplin, Geschicklichkeit auf den Charakter günstig einwirken, so unzweifelhaft bleibt es, daß von hier aus nur mittelbare Einflüsse ausgehen, die mehr nachhelfend, stützend als gestaltend und formbildend wirken. Alle Veranstaltungen, die unmittelbar Herz und Gemüt ergreifen, werden, wenn man vom Religionsunterricht absieht, ihrer Natur nach immer ein familiäres und privates Gepräge tragen. Das Offizielle und Offiziöse reicht nicht ins Gemüt hinein. Darum muß hier den Eltern der weiteste Spielraum gelassen werden und alle ihre Bemühungen um die Wahrung und Übung idealer Bestrebungen, alle privaten Veranstaltungen, die auf Wunsch und im Sinne der Eltern die Pflege der sittlichen Vervollkommnung in die Hand nehmen, sollten sich der weitest gehenden Freiheit und Förderung erfreuen.

Anderseits darf man es den Eltern nicht verdenken, wenn sie mit aller Kraft darauf bestehen, daß der feine Ton des Hauses nicht gefährdet werde durch die Rauheiten und Roheiten einer unerzogenen Kameradschaft. Hier verschließt man nur zu oft die Augen, weil man den Verhältnissen hilflos gegenübersteht. Man leugnet oder entschuldigt, weil man nicht sehen will und nicht ändern kann.

Soll der sorgfältig und erlesen erzogene Fünfzehnjährige in Reih und Glied stehen mit dem robust rohen, moralisch und gesellschaftlich ungepflegten Jungen oder gar mit dem Verkommenen, dessen Seelendämmerung aus den

Augen dunkelt und Nacht legt über Fühlen und Reden, so muß ein eisernes Gesetz den Unverdorbenen schützen. Aber der Schutz muß wirksam sein. Da hilft kein ungeduldiges Achselzucken, kein oberflächliches „es wird ja alles getan", kein zynisches „es geht nicht anders, der Junge muß sich gewöhnen"; nur die Bevorzugung des Seelenadels, nur die verachtende Gebärde gegen allen Schmutz, nur die erbarmungslose Unterdrückung rohen Wesens und gemeiner Rede bietet den Schutz, den die Eltern fordern müssen.

Selbstverständlich darf kein Kasernenton die junge Seele beleidigen, kein grob beleidigendes Wort das Ehrgefühl des Feinempfindenden verletzen. Wo die Erziehung im Schimpfen besteht, bäumt sich ein gesunder Kerl zum Trotz auf oder erleichtert sich in innerem Spott; und was den fertigen jungen Mann vielleicht innerlich erlöst, das verärgert und verhärtet den Knaben.

Kann aber bei diesem strengen Schutz der Familienrechte, bei diesem Verzicht auf ein allzu ausgedehntes Zwangssystem, das Spiel und Erholung und freie Zeit eisern umklammert, jenes Ideal der früh einsetzenden Selbständigkeit und einer einheitlichen staatsbürgerlichen Erziehung erreicht werden?

Ganz zweifellos und weit besser.

Die Selbständigkeit, die wir im Leben brauchen, besteht in einem raschen Erfassen der gestellten Aufgabe und in energischer Durchführung der selbstgewählten Mittel; sie findet sich leicht zurecht in ungewohnten Verhältnissen und bahnt sich aus eigener Kraft den Weg durch das Dickicht. Sie denkt und spricht nicht bloß nach, sie kombiniert und erfindet; sie entdeckt neue Furten, wo die alten überflutet sind, und tieferes Wasser, wo die alte Schiffstraße versandete. Sie ist unabhängig im Urteil und fest in den Grundsätzen. Menschenfurcht und Menschengunst dienen ihr nie als Leitsterne. Sie weiß sich Achtung und Gehorsam zu erzwingen. Sie geht nie krumm aus Schwäche und pocht nicht auf ihre Autorität, weil sie stark genug ist, sich durchzusetzen.

Keines dieser Ziele ist zu fein, keine dieser Leistungen unerreichbar für die Familienerziehung.

Nur darf man nicht bloß durch Gewohnheiten zur Gewohnheit anleiten, sondern auch durch Überraschungen und unerwartete Forderungen zum Wollen und Schaffen des Guten aus plötzlichem Entschluß heraus. Mechanische Tagesordnungen sind gut, besser ist eine geordnete Reihe immer wieder frischer, neugeschaffener Tagesaufgaben.

Die Eltern sollen durch Vertrauen zur Selbständigkeit erziehen, kein Eintagsvertrauen, das zusammenbricht und sich in Ärger und Mißtrauen spaltet, wenn einmal jugendlicher Leichtsinn und Schwäche Güte und Weitherzigkeit mißbrauchen. Selbst häufige Enttäuschungen dürfen die Pädagogik des Vertrauens nicht erschüttern. Man erzieht doch eben zur Ehrlichkeit und Treue; man setzt sie nicht voraus. Der Junge soll vor Aufgaben und Ziele gestellt werden, die ihm einen gewissen Spielraum lassen zum selbständigen Nachdenken und persönlichen Entschluß. Die Erziehung zur Wahlfähigkeit, Wahlgeschicklichkeit und Beharrlichkeit bei Durchführung des Selbstgewählten birgt wertvollere Kräfte als die Anleitung zur bloßen Ausführung des Auferlegten und Anbefohlenen. Darum ist die freie Zeit dem Knaben eine ebenso gute Lehrmeisterin als die strenge Zucht der Pflichtstunde. Das Familienleben und alle freien Jugendfürsorgen, die den Jungen durch Gemütlichkeit und Mannigfaltigkeit, Güte und Schönheit anziehen, Phantasie und Herz ergreifen, so daß er selbst wählt und will, tragen deshalb zur Selbständigkeit weit mehr bei als ein organisierter Zwang der Erholungen, wie ihn eine allumfassende Verstaatlichung der Erziehung notwendig mit sich bringt. Der Gehorsam darf gewiß nicht einfach ausarten zur Einwilligung in einen Rat und Wunsch der Eltern; man sollte ihn aber doch auf Einsicht aufbauen, daß der Knabe mit Verständnis und Liebe das Befohlene vollbringe. Was er blind und knirschend tut, ist selten wohlgetan. Auch dieses Ideal des Gehorsams wird in der Familie leichter und vollkommener erreicht als unter dem harten Druck eines spartanischen Systems.

Und wenn es zur Selbständigkeit gehört, daß der Knabe neben dem Gehorchen auch verstehe, seine jugendliche Umgebung zu beeinflussen und mit vernünftiger Bescheidenheit zu beherrschen, so vermag die Familie am besten die Gefahren einer verfrühten und unreifen Befehlsucht zu beschwören.

Nur allzu leicht ist der jugendliche „Befehlshaber" verwegen, herrisch, rücksichtslos. Er ersetzt die mangelnde Erfahrung durch anmaßende Selbstgewißheit. Er befiehlt, was er will, und sein Wille gebietet nur zu oft der besseren Einsicht des Alters. Daß der Aufstieg zu abgeklärtem Befehl durch die Schlucht des Gehorsams führt, ist kein Hirngespinst. Wer die Nase parallel den Wolken trägt, stolpert nicht bloß selbst, er zertritt auch kostbares Gut zu seinen Füßen. Und junge Köpfe sitzen immer mehr im Nacken als alte, die mühsam Weg und Steg absuchen mußten, sich zurechtzufinden und andere zurechtzuweisen. Befehlen und Stehlen reimen sich

in der Jugend oft, im Alter selten. Der graue Klugerfahrene befiehlt aus dem Schatz des Erworbenen heraus, der junge Fant stiehlt die Einsicht aus der Schatzkammer des Alters und gibt sie aus wie eigen Gut. Jugendliche Herrschanlagen können sich vortrefflich entwickeln, wenn wachsame Eltern sie beobachten und leiten. Geschwister und Spielgenossen sind die Versuchsgegenstände und Opfer des kleinen Tyrannen; aus den Opfern müssen willige Freunde werden, die sich gern und freudig der Überlegenheit unterordnen. Die Eltern vermitteln.

Man wende nicht ein, daß Zucht und Zügel des Elternhauses oder im Notfall einer im Geist und Sinn der Eltern wirkenden Erziehungsanstalt vollauf ersetzt werden können durch ein System, das die Kinder der Familie entzieht und unter Massendisziplin stellt gegen den Willen der Eltern.

Dieses Erziehungsideal, das so die Elternrechte einschränkt, ist auf der Zweiteilung der Beherrschenden und Beherrschten aufgebaut. Angeborene Herrschgelüste, die in einer gewissen ursprünglichen Selbständigkeit des Charakters liegen, werden früh genährt und gepflegt, damit sich diese Eigenkraft schnell zur Überlegenheit auswachse. Unter Altersgenossen soll diese Kraft zur Überlegenheit geübt werden. Der Junge muß sich „fühlen" in dem Kreis der Aufgaben, die ihm zur selbständigen Lösung gestellt werden. Im Kampf ums Dasein unter Kameraden muß er sich eine beherrschende Stellung erringen. Diese Art von Pädagogik rechnet mit der Geschicklichkeit und dem Ehrgeiz, mit der Lust am frühreifen Kommandieren.

Es ist fast unausbleiblich, daß die Auslese unter den Knaben, die sich zu Führern eignen, hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt der Kraft und Rücksichtslosigkeit nach unten und der berechneten Unterwürfigkeit nach oben geschehe. Wie oft schadet die Sonderstellung dem so in die erste Reihe aufrückenden Jungen. Sein Charakter leidet; er wird hart und anmaßend, grausam und eigensinnig; er ist aber ein bequemer Vollstrecker von Befehlen und ein unerbittlicher Meister seiner Altersgenossen. Im privaten Kreis wird er nicht bloß geduckt und in Schranken gehalten; um die idealen Züge seines Charakters zu retten, dämmt man die materiellen Kräfte vorerst ein; um ihn Nachsicht und Rücksicht zu lehren, stellt man ihn in die zweite und dritte Reihe ein; erst lerne er sich beherrschen, später mag er herrschen. Die Schule zur Selbständigkeit kennt hundert andere Weisen als die des frühen Befehlens. Auf diesem ganzen Felde kann die Familie dem Staat weit bessere Dienste leisten als der Staat sich selbst.

Und wer dürfte die Behauptung wagen, daß die Einheit der staatsbürgerlichen Erziehung leidet, wenn die Familie in ihrer alten, vollen Stellung belassen wird?

Gerade die Familien, die am zähesten an den ererbten Rechten festhalten, zeichnen sich durch vaterländische Treue und echten staatsbürgerlichen Sinn aus. Eine volle Verstaatlichung der ganzen Erziehung fordern in erster Linie Männer, die zugleich eine Umformung des ganzen Staatswesens anstreben. Der einheitliche vaterländische Geist reift nicht aus einem einheitlichen Drill, nicht einmal aus einer einheitlichen Bildung. Über dasselbe Wissen kann man sehr verschieden denken und bei recht verschiedener, aber den Verhältnissen gut angepaßter Bildung sehr gleichartig fühlen. Dinge, die zu hart eingeprägt werden, liebt man nicht, zumal wenn es sich um Liebe und Begeisterung handelt. Die vaterländische Geschichte, die man auf der Schulbank lernt, erzieht weniger zum Patrioten als die von den Familien im Bund mit dem Vaterland erlebte Geschichte. Aus den Familien strömt die Kraft, die eine einheitliche Bildung zur Einheit der Gesinnung erhebt. Denn Art und Richtung des einzelnen wurzelt doch sehr stark in den Vererbungen und Überlieferungen der Familie. Hier liegen auch die tiefsten Fasern der Gesinnung, die sich mit der neu erworbenen Bildung zu harmonischer Einheit verschmelzen muß, um wohltätig wirken zu können. Der Staat vermittelt Kenntnisse dem einzelnen; da aber die Familie mit dem Staatsleben inniger zusammenhängt als das Individuum, müssen diese Kenntnisse, um dem Staat ganz dienstbar zu werden, in die Familien zurückströmen und sich dem geistigen Familienreichtum einverleiben. Das ist nur möglich, wenn die engsten Bande das Einzelglied mit dem Familienkörper verknüpfen. Die Familie erstarkt dann in ihren Rechten und lebt immer neu zu treuer Pflichterfüllung auf.

Stanislaus von Dunin-Borkowski S. J.

Ergebnisse der schweizerischen Konfessionszählung vom 1. Dezember 1910.

Die Schweiz ist vermöge ihrer historischen Entwicklung ebenso wie das Deutsche Reich ein konfessionell stark gemischtes Land. Das Mischungsverhältnis ist in beiden Ländern ein ähnliches. Die konfessionelle Entwicklung in dem stammverwandten Nachbarlande bietet daher für deutsche Leser ein besonderes Interesse. Aus dieser Erwägung heraus haben wir schon im Jahrgang 1905 dieser Zeitschrift[1] über die konfessionelle Bevölkerungsbewegung in der Schweiz von 1850 bis 1900 eine Übersicht gegeben, die durch die vorliegende Abhandlung weiter fortgesetzt werden soll.

Die Volkszählungen und die damit verbundenen Konfessionszählungen finden in der Schweiz nicht wie in Deutschland alle fünf, sondern nur alle zehn Jahre statt. Die Verarbeitung der Ergebnisse durch das statistische Bureau des schweizerischen Finanzdepartements ist sehr gründlich, so daß die Veröffentlichung erst im Jahre 1915 erfolgen konnte[2]. Ein Hauptvorzug dieser Veröffentlichung ist, daß dabei die für die Schweiz überhaupt und insbesondere für die konfessionellen Verhältnisse so wichtige Unterscheidung zwischen Schweizerbürgern und Ausländern konsequent durchgeführt wurde.

Die Hauptergebnisse der letzten Konfessionszählung für die Schweiz im ganzen und die einzelnen Kantone sind in Tabelle I wiedergegeben.

Tabelle I. Die Bevölkerung der Schweizer Kantone nach der Konfession vom 1. Dezember 1910 (s. Tabelle S. 275).

Die Zahlen der Tabelle beziehen sich nicht wie bei den deutschen Volkszählungen auf die am Zählungstage ortsanwesende Bevölkerung, sondern auf die Wohnbevölkerung, d. h. alle Personen, die im Zählgebiet ansässig sind. Für die Schweiz im ganzen macht das keinen erheblichen Unterschied, da die ortsanwesende Bevölkerung sich am 1. Dezember 1910 auf 3765123, die Wohnbevölkerung auf 3753293 Personen belief. Größer ist der Unterschied in einzelnen Kantonen. So kamen z. B. auf 1000 Ortsansässige im Kanton Graubünden 1022, in Waadt 1019, in Nidwalden

---

[1] 68 (1905) 144 ff. und 266 ff.

[2] Schweizerische Statistik. 195. Lieferung. Bümpliz-Bern 1915.

Tabelle I.

Kantone	Protestanten		Katholiken		Israeliten		Anderer od. unbek. Konfession	
	Grundzahl	%	Grundzahl	%	Grundzahl	%	Grundzahl	%
Zürich . . .	382527	75,9	109668	21,8	5518	1,1	6202	1,2
Bern	548003	84,9	91878	14,2	1966	0,3	4030	0,6
Luzern . . .	17116	10,2	148982	89,1	470	0,3	655	0,4
Uri	1252	5,7	20822	94,1	2	0,0	37	0,2
Schwyz . . .	2325	4,0	56043	95,9	9	0,0	51	0,1
Obwalden . .	512	3,0	16646	97,0	—	0,0	3	0,0
Nidwalden . .	236	1,7	13549	98,3	—	0,0	3	0,0
Glarus . . .	23999	72,0	9279	27,9	12	0,0	26	0,1
Zug	2554	9,1	25534	90,7	11	0,0	57	0,2
Freiburg . .	19149	13,7	120194	86,1	184	0,1	127	0,1
Solothurn . .	39006	33,3	77408	66,1	168	0,2	458	0,4
Basel-Stadt .	86611	63,7	45448	33,5	2452	1,8	1407	1,0
Basel-Land . .	57216	74,8	18866	24,7	233	0,3	173	0,2
Schaffhausen .	35883	77,8	10032	21,8	40	0,1	142	0,3
Appenzell A.-Rh.	50988	88,0	6853	11,8	52	0,1	80	0,1
Appenzell J.-Rh.	916	6,3	13738	93,7	1	0,0	4	0,0
St. Gallen . .	116169	38,3	184347	60,9	955	0,3	1425	0,5
Graubünden .	59709	51,0	56861	48,6	196	0,2	303	0,2
Aargau . . .	128476	55,7	100461	43,6	892	0,4	805	0,3
Thurgau . .	85496	63,4	48501	35,9	168	0,1	752	0,6
Tessin . . .	3748	2,4	146759	94,0	60	0,0	5599	3,6
Waadt . . .	260426	82,0	51850	16,3	1746	0,6	3435	1,1
Wallis . . .	2982	2,3	124508	97,0	58	0,0	833	0,7
Neuenburg . .	111990	84,2	18526	13,9	1033	0,8	1512	1,1
Genf	70525	45,5	76785	49,6	2236	1,4	5360	3,5
Schweiz . .	2107814	56,2	1593538	42,4	18462	0,5	33479	0,9

dagegen nur 991 Ortsanwesende. Für die Erkenntnis der konfessionellen Zusammensetzung ebenso wie für die Erforschung der sozialen Verhältnisse ist jedenfalls die Wohnbevölkerung eine geeignetere Grundlage, und man kann es daher nur begrüßen, daß die Konfessionszählung auf dieser Grundlage beruht.

Das verschiedenartige Mischungsverhältnis der Konfessionen in den Schweizer Kantonen, das aus Tabelle I ersichtlich ist, findet seine Erklärung in der historischen Entwicklung, die es mit sich brachte, daß im Reformationszeitalter in einigen Kantonen die gesamte Bevölkerung beim alten Glauben verblieb, in andern die gesamte Bevölkerung protestantisch wurde, während wieder andere Kantone aus verschiedenen ehemals voneinander unabhängigen Territorien zusammengesetzt sind, in denen teils das katholische, teils das protestantische Bekenntnis vorherrschte.

Ganz überwiegend (d. h. zu ungefähr neun Zehnteln oder darüber) katholisch sind daher die Urkantone Uri, Schwyz, Ob- und Nidwalden, ferner Appenzell J.-Rh., Wallis, Tessin, Zug und Luzern. Das katholische Bekenntnis ist vorherrschend außerdem in den Kantonen Freiburg (86,1 %), Solothurn (66,1 %), St. Gallen (60,9 %). Im Kanton Genf ist die katholische Konfession wohl stärker vertreten als die protestantische, macht aber nicht ganz die Hälfte der Gesamtbevölkerung aus (49,6 %), da die Zahl der Israeliten und insbesondere der Konfessionslosen in diesem Kanton außergewöhnlich hoch ist.

Unter den vorwiegend protestantischen Kantonen ist keiner zu neun Zehnteln protestantisch. Am höchsten ist die protestantische Bevölkerungsziffer in Appenzell-A.-Rh. (88 %). Dann folgen Bern (84,9 %), Neuenburg (84,2 %), Waadt (82,0 %), Schaffhausen (77,8 %), Zürich (75,9 %), Basel-Land (74,8 %), Glarus (72,0 %), Basel-Stadt (63,7 %) und Thurgau (63,4 %). Ganz schwache protestantische Majoritäten haben Aargau (55,7 %) und Graubünden (51,0 %).

Es haben also in 13 von den 25 Schweizer Kantonen die Katholiken, in 12 die Protestanten ein numerisches Übergewicht. Aber unter den katholischen Kantonen sind mehrere ganz kleine wie Appenzell-J.-Rh., Obwalden, Nidwalden, Uri und Zug, die zusammen noch nicht 100 000 Einwohner zählen. Schwyz, Solothurn, Wallis, Freiburg, Genf, Tessin und Luzern sind zu den Kantonen mittlerer Größe zu rechnen. Die Einwohnerzahl schwankt zwischen 58 428 bei Schwyz und 167 223 bei Luzern. Nur St. Gallen gehört zu den großen Kantonen. Aber von seinen 302 896 Einwohnern sind 116 169, also mehr als ein Drittel protestantisch. Dagegen sind die beiden größten Kantone, Bern und Zürich, die zusammen fast ein Drittel der schweizer Bevölkerung ausmachen, und außerdem noch Waadt mit 317 457 und Aargau mit 230 634 Einwohnern überwiegend protestantisch. Die übrigen vorherrschend protestantischen Kantone gehören alle zu den mittelgroßen, nur Schaffhausen und Glarus zu den kleinen, so daß das protestantische Element doch bei weitem das Übergewicht hat.

Auch innerhalb der Kantonsgrenzen ist das Mischungsverhältnis der Konfessionen ganz verschiedenartig. So wohnt z. B. im Kanton Bern die katholische Minderheit zum weitaus größten Teil in den Bezirken Delémont, Franches-Montagnes, Moutier und Porrentruy im französischen Jura und im Bezirk Laufen im deutschen Sprachgebiet, während im ganzen übrigen Kanton nur noch der Bezirk Bern mit der Bundeshauptstadt eine größere

Zahl katholischer Einwohner (10330) zählt. Umgekehrt hat der katholische Kanton Freiburg einen überwiegend protestantischen Bezirk (Lac)[1] und dadurch eine beträchtliche protestantische Minderheit. Dem protestantischen Kanton Thurgau wurden nach den Säkularisationen des Revolutionszeitalters die Obervogteien Arbon, Bischofszell, Gottlieben und Güttingen zugeteilt, die bis dahin zum Bistum Konstanz gehört hatten und daher eine überwiegend katholische Bevölkerung hatten. Der Kanton St. Gallen ist aus der Stadt und dem ehemaligen Stift St. Gallen mit der Grafschaft Toggenburg, den Landvogteien Rheinthal, Sargans, Gaster, Gams, Uznach und andern Territorien zusammengesetzt. So kommt es, daß die Bezirke Gaster, Gossau, Ober-Rheinthal, Rorschach, Sargans, Seebezirk, Tablat, Alt-Toggenburg und Wil ganz überwiegend katholisch, Werdenberg überwiegend protestantisch, Unter-Rheinthal, St. Gallen, Ober- und Neu-Toggenburg konfessionell stark gemischt sind, und zwar in der Weise, daß mit Ausnahme von Unter-Rheinthal die Protestanten das Übergewicht haben.

Schärfer als in St. Gallen und Thurgau sind im Kanton Aargau die katholischen und protestantischen Bestandteile voneinander geschieden. Es sind nämlich die Bezirke Muri und Bremgarten: die ehemaligen unteren und oberen freien Ämter nördlich vom Kanton Luzern, ferner die Bezirke Baden und Zurzach: die ehemalige Landvogtei Baden mit den bischöflich konstanzischen Ämtern Klingnau, Zurzach und Kaiserstuhl und dem Stift Wettingen, endlich die ehemals österreichischen Bezirke Laufenburg und Rheinfelden ganz überwiegend katholisch; dagegen die Bezirke Aarau, Brugg, Kulm, Lenzburg und Zofingen fast rein protestantisch.

Graubünden ist aus dem Oberen- oder Grauen-, dem Gotteshaus- und dem Zehngerichte-Bund zusammengesetzt, was die starke Mischung erklärlich macht. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei Genf infolge der Verbindung der Republik Genf mit Teilen des ehemaligen Bistums, wenn auch durch starke Einwanderung katholischer Italiener und Savoyarden eine Verschiebung zugunsten des Katholizismus herbeigeführt wurde. Im Kanton Solothurn ist der Bezirk Bucheggberg fast rein protestantisch. Die Bezirke Kriegstetten, Solothurn und Olten sind gemischt. Die übrigen Bezirke sind ganz überwiegend katholisch.

---

[1] Die ehemalige Landvogtei Murten, die von mehreren Kantonen als gemeinschaftlichen Oberherren besessen wurde.

Bei den übrigen Kantonen, die jetzt konfessionell stark gemischt sind, ist die Mischung der Hauptsache nach erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eingetreten. Es geht das ganz klar aus Tabelle II hervor.

Tabelle II. Verhältniszahlen der Protestanten und Katholiken in den Schweizer Kantonen in den Jahren 1850 und 1910.

Kantone	Von je 100 Einwohnern waren: Protestanten 1850	Protestanten 1910	Katholiken 1850	Katholiken 1910	Kantone	Von je 100 Einwohnern waren: Protestanten 1850	Protestanten 1910	Katholiken 1850	Katholiken 1910
Zürich . . .	97,3	75,9	2,7	21,8	Schaffhausen .	96,0	77,8	4,0	21,8
Bern	88,1	84,9	11,8	14,2	Appenzell A.-Rh.	98,0	88,0	2,0	11,8
Luzern . . .	1,2	10,2	98,8	89,1	Appenzell J.-Rh.	0,4	6,3	99,6	93,7
Uri	0,1	5,7	99,9	94,1	St. Gallen . .	37,9	38,3	62,1	60,9
Schwyz . . .	0,4	4,0	99,6	95,9	Graubünden .	57,7	51,0	42,3	48,6
Obwalden . .	0,1	3,0	99,9	97,0	Aargau . . .	53,6	55,7	45,6	43,6
Nidwalden . .	0,1	1,7	99,9	98,3	Thurgau . .	75,3	63,4	24,7	35,9
Glarus . . .	87,0	72,0	13,0	27,9	Tessin . . .	0,0	2,4	100,0	94,0
Zug	0,7	9,1	99,3	90,7	Waadt . . .	96,3	82,0	3,5	16,3
Freiburg . .	12,1	13,7	87,9	86,1	Wallis . . .	0,6	2,3	99,4	97,0
Solothurn . .	11,6	33,3	88,4	66,1	Neuenburg . .	91,8	84,2	7,9	13,9
Basel-Stadt .	81,1	63,7	18,5	33,5	Genf . . .	53,3	45,5	46,4	49,6
Basel-Land . .	81,1	74,8	18,9	24,7	Schweiz . .	59,3	56,2	40,6	42,4

Namentlich in Zürich, Basel-Stadt und Schaffhausen ist eine tiefgreifende Veränderung in der konfessionellen Zusammensetzung der Bevölkerung vor sich gegangen. Die Ursachen dieser Verschiebungen haben wir in der eingangs erwähnten Abhandlung eingehend untersucht. Es sei daher hier nur kurz darauf hingewiesen, daß in den Wanderungen, Binnenwanderungen und Zuwanderungen aus dem Auslande die Hauptursache zu suchen ist. So ist auch die starke Abnahme des Anteils der Katholiken im Kanton Solothurn zu erklären. Es hat offenbar zwischen den benachbarten Kantonen Solothurn und Basel in weitem Umfang ein Austausch der Bevölkerung stattgefunden, der in dem einen Kanton den Anteil der Protestanten, in dem andern jenen der Katholiken vermehrte, wenn sich auch der Zuzug von Katholiken nach Basel nicht auf die Einwanderung von Solothurnern beschränkte. Im Jahre 1850 gab es vierzehn Kantone in der Schweiz, welche zu mehr als neun Zehnteln einem bestimmten Bekenntnis angehörten, im Jahre 1910 nur mehr acht. Die letzteren waren sämtlich katholische Kantone; Kantone, in denen mehr als neun Zehntel der Bevölkerung protestantisch war, deren es im Jahre 1850 noch fünf gab, waren im Jahre 1910 nicht mehr vorhanden.

Wir müssen nun noch etwas eingehender untersuchen, wie sich die konfessionellen Verhältnisse in der Schweiz in dem letzten abgelaufenen Jahrzehnt entwickelt haben. Darüber gibt Tabelle III Auskunft.

Tabelle III. Konfessionelle Verschiebungen in den Schweizer Kantonen von 1901 bis 1910.

Kantone	Von je 100 Einwohnern waren:							
	Protestanten		Katholiken		Israeliten		Anderer od. unbek. Konfession	
	1900	1910	1900	1910	1900	1910	1900	1910
Zürich	80,2	75,9	18,7	21,8	0,7	1,1	0,4	1,2
Bern	86,0	84,9	13,6	14,2	0,3	0,3	0,1	0,6
Luzern	8,2	10,2	91,5	89,1	0,2	0,3	0,1	0,4
Uri	3,9	5,7	96,1	94,1	0,0	0,0	0,0	0,2
Schwyz	3,3	4,0	96,7	95,9	0,0	0,0	0,0	0,1
Obwalden . . .	1,6	3,0	98,4	97,0	—	0,0	0,0	0,0
Nidwalden . . .	1,3	1,7	98,7	98,3	—	0,0	0,0	0,0
Glarus	75,4	72,0	24,5	27,9	0,0	0,0	0,1	0,1
Zug	6,8	9,1	93,1	90,7	0,1	0,0	0,0	0,2
Freiburg	15,1	13,7	84,8	86,1	0,1	0,1	0,0	0,1
Solothurn . . .	30,8	33,3	68,9	66,1	0,2	0,2	0,1	0,4
Basel-Stadt . . .	65,1	63,7	33,1	33,5	1,7	1,8	0,1	1,0
Basel-Land . . .	77,0	74,8	22,7	24,7	0,2	0,3	0,1	0,2
Schaffhausen . .	82,0	77,8	17,8	21,8	0,1	0,1	0,1	0,3
Appenzell A.-Rh. .	90,1	88,0	9,8	11,8	0,0	0,1	0,1	0,1
Appenzell J.-Rh. .	6,2	6,3	93,8	93,7	—	0,0	0,0	0,0
St. Gallen . . .	39,6	38,3	60,1	60,9	0,2	0,3	0,1	0,5
Graubünden . . .	52,8	51,0	47,0	48,6	0,1	0,2	0,1	0,2
Aargau	55,3	55,7	44,1	43,6	0,5	0,4	0,1	0,3
Thurgau	68,2	63,4	31,6	35,9	0,1	0,1	0,1	0,6
Tessin	1,6	2,4	98,0	94,0	0,0	0,0	0,4	3,6
Waadt	86,3	82,0	13,1	16,3	0,4	0,6	0,2	1,1
Wallis	1,4	2,3	98,4	97,0	0,0	0,0	0,2	0,7
Neuenburg . . .	85,0	84,2	14,0	13,9	0,8	0,8	0,2	1,1
Genf	47,1	45,5	50,6	49,6	0,8	1,4	1,5	3,5
Schweiz . . .	57,8	56,2	41,6	42,4	0,4	0,5	0,2	0,9

Die Grundrichtung der konfessionellen Bevölkerungsbewegung in der Schweiz ist im letztabgelaufenen Jahrzehnt die gleiche geblieben wie in den vorhergehenden: die konfessionellen Minoritäten sind fast in allen Kantonen stärker gewachsen als die Mehrheit der Kantonsbevölkerung. Besonders stark war die Mehrung des Anteils der Katholiken in den Kantonen Zürich (3,1 %), Glarus (3,4 %), Schaffhausen (4,0 %), Thurgau (4,3 %) und Waadt (3,2 %). Da Zürich und Waadt zu den volkreichsten Kantonen der Schweiz gehören, fällt die starke Mehrzunahme der Katholiken gerade

in diesen Kantonen auch für die Gesamtziffer der Katholiken in der Schweiz sehr ins Gewicht. Umgekehrt ist der Anteil der Protestanten fast in allen überwiegend katholischen Kantonen gewachsen, am stärksten in Solothurn (2,5 %) und Luzern (2,0 %). Aber da einigermaßen erhebliche Steigerungen des Anteils der Protestanten nur in mittelgroßen und kleinen Kantonen vorkommen, während in den größeren und größten der Rückgang die Regel ist, hat die Gesamtziffer der Protestanten seit 1900 um 1,6 % abgenommen.

Die Regel der Mehrzunahme der konfessionellen Minoritäten erleidet einige bemerkenswerte Ausnahmen. In Freiburg und St. Gallen ist der Anteil der Katholiken, in Aargau jener der Protestanten trotz der Mehrheitsstellung gestiegen, und in Neuenburg und Genf sind beide Konfessionen zurückgegangen.

Der Anteil der Israeliten ist abgesehen von Zug und Aargau, wo eine ganz geringe Abnahme erfolgte, in allen Kantonen entweder konstant geblieben oder gestiegen, meist aber nur um einen kleinen Bruchteil eines Prozentes. Nur in Zürich (0,4 %) und in Genf (0,6 %) war die Zunahme etwas beträchtlicher. Im ganzen ist der Anteil der Israeliten seit der letzten Zählung um 0,1 % gestiegen.

Außerordentlich groß war seit der letzten Zählung die Zunahme der letzten Gruppe, die alle Einwohner umfaßt, die nicht protestantisch, katholisch oder israelitisch waren. Die genauere Abgrenzung der Gruppen erfolgt in der Schweiz in der Weise, daß zu den Protestanten sämtliche Christen gerechnet werden, die nicht katholisch sind. Diese Gruppe entspricht also nicht der Gruppe der Evangelischen bei den deutschen Konfessionszählungen. Sie umfaßt nicht nur Evangelische, Lutheraner und Reformierte, sondern auch Altlutheraner, Methodisten, Baptisten, Irvingianer, Adventisten, Anglikaner, Presbyterianer, Mennoniten und andere Dissidenten. Das hat etwas für sich, da eine richtige Abgrenzung der einzelnen protestantischen Gruppen mangels einer Gleichheit des Bekenntnisses und einer straffen Organisation sehr schwierig ist.

Gänzlich verfehlt aber ist die Verbindung der Katholiken mit den „Alt-“ oder „Christkatholiken“ und den griechischen, russischen und orientalischen Schismatikern. Darüber, wer zur katholischen Kirche gehört, besteht gar kein Zweifel. Die katholische Kirche ist eine festumgrenzte Organisation mit einem bestimmten einheitlichen Bekenntnis. Wenn das schweizerische amtliche Quellenwerk[1] von „unsern beiden katholischen Rich-

[1] A. a. O. 69*.

tungen" (gemeint sind Römisch-Katholische und „Christkatholiken") spricht, so setzt das eine völlige Verkennung der Eigenart der katholischen Kirche voraus, in der es in Bezug auf die Annahme oder Nichtannahme bestimmter Glaubenswahrheiten verschiedene Richtungen nicht gibt und nicht geben kann. Der Zusatz „römisch-", „griechisch-" oder „orientalisch-" zu dem Worte „katholisch" bezeichnet nur eine Verschiedenheit des gottesdienstlichen Ritus und der Sprache, nicht aber des Bekenntnisses und kommt daher bei einer Konfessionszählung nicht in Betracht. Die „Christkatholiken" aber haben sich ebenso wie die Griechisch-, Russisch-, Orientalisch-Orthodoxen und die Protestanten von der katholischen Kirche getrennt und dürfen daher bei einer korrekt durchgeführten Zählung nicht mit den Katholiken zu einer Gruppe vereinigt werden. Der Widerstand gegen eine Trennung dieser nichtzusammengehörigen Gruppen, die bereits bei der Zählung von 1900 von mehreren Kantonsregierungen und von der Bernischen statistisch-volkswirtschaftlichen Gesellschaft befürwortet war, geht von den „Christkatholiken" aus. Der christkatholische Synodalrat richtete damals eine Eingabe an die Volkszählungskommission, worin er um Beibehaltung der bisherigen Zählweise ohne Unterscheidung zwischen Römisch-Katholischen und „Christkatholiken" ersuchte [1]. Die Altkatholiken haben in der Schweiz ebenso wie in Deutschland eine merkwürdige Scheu vor einer genauen amtlichen Feststellung ihrer Anhängerzahl. In Deutschland hat die amtliche Statistik, geleitet von sachlichen Gesichtspunkten, gleichwohl eine solche Feststellung vornehmen lassen, die bei der Zählung von 1910 für das ganze Reich eine Gesamtzahl von 23 483 Altkatholiken ergab [2]. Das entspricht sehr wenig den übertriebenen Schätzungen, die man früher nach den Angaben der Altkatholiken gemacht hatte. In der Schweiz würde es geradeso gehen. Brachelli hat dort für 1877 die Zahl der Altkatholiken auf 73 000 veranschlagt. Juraschek, der Neuherausgeber des Brachellischen Werkes, schätzt sie für 1910 nur auf 40 000 [3]. Wahrscheinlich ist auch das noch viel zu hoch, und eine amtliche Feststellung würde wohl nicht viel mehr als in Deutschland ergeben. Aber die schweizerische amtliche Statistik hat den Wünschen der Altkatholiken abermals nachgegeben. Wenn in der amtlichen Veröffent-

---

[1] Schweizerische Statistik, 140. Lieferung: Die Ergebnisse der Eidgenössischen Volkszählung vom 1. Dez. 1900, I. Bd., Bern 1904, S. 10.

[2] Vgl. H. A. Krose, Kirchliches Handbuch für das katholische Deutschland, V. Bd., Freiburg 1916, 359 f.

[3] Brachelli, Die Staaten Europas, 5. Aufl. Herausgegeben von F. v. Juraschek, Leipzig, Brünn, Wien 1903, 143.

lichung gesagt wird, daß auch römisch-katholische Kreise sich gegen eine getrennte Erhebung verwahrt hätten[1], so kann das nur auf einem Mißverständnis beruhen. Die Begründung aber, „daß die Aufgabe der Staatsorgane nicht darin bestehe, durch Erforschung der innerhalb und außerhalb der bisherigen Kirchengemeinschaften aufgetretenen religiösen Richtungen . . . den Krieg zu schüren“, bekundet eine Verkennung des Wesens der amtlichen Statistik, deren Aufgabe es ist, bei der Volkszählung den Stand und die wichtigen Differenzierungen der Bevölkerung festzustellen, unbekümmert um Privatwünsche und Streitigkeiten. Eine objektive Feststellung der Tatsachen durch die unparteiische amtliche Statistik kann nur der Klärung und dem Frieden dienen auf religiösem wie auf sozialem Gebiete.

Ein Fortschritt in der Differenzierung der Konfessionsgemeinschaften ist aber bei der letzten schweizerischen Konfessionszählung doch gemacht worden, indem denjenigen, die sich nicht zu einer der drei Hauptgruppen der Protestanten, Katholiken und Israeliten rechneten, gestattet wurde, auf der Zählkarte ihre Konfessionszugehörigkeit näher zu bezeichnen. Es ergaben sich dabei für die verschiedenen Denominationen innerhalb der vierten Sammelgruppe folgende Zahlen:

Konfessionslose	28 908	Deisten	7
Freidenker	2 591	Zorvastrianer	6
Atheisten	309	Monisten	6
Mohammedaner	248	Pantheisten	4
Freireligiöse	227	Spiritisten	3
Mormonen	186	Rationalisten	3
Buddhisten	38	Agnostiker	3
Ungetaufte	26	Monotheisten	2
Theosophen	22	Ethische Kultur	2
Freichristliche	15	Tolstojaner	2

Brahmanisten, Hinduisten, Konfuzianer, Schintoisten, Naturreligiöse, Positivisten, Darwinisten je 1; ohne Angabe der Konfession 864.

Die vierte Sammelgrupe ist seit der Zählung von 1904 ganz außerordentlich gewachsen, von 7358 auf 33 479. Sie hat sich also mehr als vervierfacht. Auch der Anteil an der Gesamtbevölkerung ist damit von 0,2 auf 0,9 % gestiegen. Die überwiegende Mehrzahl innerhalb dieser Gruppe bilden die Konfessionslosen. Wie die amtliche Bearbeitung bemerkt[2], wurde vor der Zählung in der Schweiz durch öffentliche Propaganda darauf hingearbeitet, daß sich möglichst viele als konfessionslos angeben sollten.

---

[1] A. a. O. 69*. [2] A. a. O. 70*.

Daraus erklärt sich die große Zunahme. Die Hauptmasse kommt auf die protestantischen Kantone Zürich (6202), Bern (4030), Waadt (3435), Neuenburg (1512) und auf die konfessionell stark gemischten Genf (5360), St. Gallen (1425) und Basel-Stadt (1407). Von den katholischen Kantonen hat nur Tessin eine — allerdings außerordentlich hohe — Zahl von Konfessionslosen (5599), was vermutlich auf den Einfluß kirchenfeindlicher Elemente aus dem benachbarten Italien zurückzuführen ist. Unter den Konfessionslosen waren 13937, also mehr als 40 %, Ausländer.

Erfreulicherweise war die Zahl der Fälle, in denen die Frage nach dem Religionsbekenntnis, sei es absichtlich oder unabsichtlich, unbeantwortet blieb, nur gering (864). Ebenso wie in Deutschland hat auch in der Schweiz der gesunde Sinn der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung die Bedeutung und die Berechtigung der Frage nach dem Religionsbekenntnis richtig erfaßt und sie daher ähnlich wie die Fragen nach der Staatsangehörigkeit, der Muttersprache usw. bereitwillig beantwortet. Mit der Gewissensfreiheit hat eine derartige statistische Feststellung gar nichts zu tun; man kann daher die auf Verweigerung dieser Angabe gerichtete Agitation in Frankreich und Italien nur als ein kindisches Unterfangen bezeichnen.

Als Ursache der konfessionellen Verschiebungen seit der Zählung von 1900 bezeichnet das amtliche Quellenwerk die Zuwanderung aus dem Ausland. Innerhalb der Kantone kommt selbstverständlich auch die Binnenwanderung in Betracht. Für die Steigerung des Anteils der Israeliten ist diese Begründung unmittelbar einleuchtend. Denn von den 18462 Israeliten waren 12187, also ungefähr zwei Drittel, Ausländer, und auch von dem Zuwachs seit der vorletzten Zählung kamen 4895 (ungefähr vier Fünftel) auf ausländische Zuwanderer.

Auch die Verschiebungen in den Anteilziffern der Protestanten und Katholiken sind, soweit es sich um die Schweiz im ganzen handelt, zweifellos in erster Linie auf die Zuwanderung aus dem Ausland zurückzuführen. Denn die Katholiken haben seit 1900 um 213874 (15,3 %), die Protestanten nur um 191657 (10 %) zugenommen. Das gegenseitige Verhältnis der beiden Konfessionen unter den Schweizerbürgern aber hat sich nicht geändert. Die Anteilziffer ist bei den protestantischen Schweizerbürgern von 61,6 auf 61,4 %, bei den katholischen von 38,0 auf 37,8 %, also bei beiden Konfessionen gleichmäßig um 0,2 % zurückgegangen. Dagegen waren unter den seit 1900 neu hinzugekommenen 168587 Aus-

ländern 119136 Katholiken und nur 33263 Protestanten. Insgesamt waren von den 552011 Ausländern, die am 1. Dezember 1910 in der Schweiz gezählt wurden, 383424 (69,5 %) katholisch und 142463 (25,8 %) protestantisch.

Bei einer so starken Zuwanderung ist die Steigerung der Anteilziffer der Katholiken (seit 1900 um 0,8 %, im ganzen seit 1888 um 1,8 %) leicht zu begreifen. So erfreulich nun für eine Minderheit die Steigerung ihrer Anteilziffer im allgemeinen ist, als ein Vorteil für die Konfessionsgemeinschaft kann sie nur betrachtet werden, wenn sie durch stärkere Eigenvermehrung oder durch Angliederung von Andersgläubigen erfolgt. Das scheint aber bei den Katholiken der Schweiz durchaus nicht der Fall zu sein. Allerdings ist wie in Deutschland so auch in der Schweiz die eheliche Fruchtbarkeit bei den Katholiken höher als bei den Protestanten [1]. Aber da die uneheliche Fruchtbarkeit und die Heiratshäufigkeit geringer und anderseits die Sterblichkeit bei den Katholiken höher ist als bei den Protestanten, ist das Endergebnis der natürlichen Bevölkerungsbewegung in der Schweiz für die Katholiken numerisch ungünstig. Das läßt sich aus einem Vergleich der Zählungsergebnisse von 1900 und 1910 abnehmen. Wenn man nämlich bei beiden Konfessionen die Ausländer fortläßt, so ergibt sich für die Schweizerbürger im Jahrzehnt 1901—1910 bei den Protestanten eine Gesamtvermehrung um 8,8 %, bei den Katholiken um 8,5 %.

Mit Sicherheit kann man allerdings aus diesen Zahlen nicht schließen, daß die relativ geringere Zunahme der katholischen Schweizerbürger durch ein geringere natürliche Vermehrung verursacht worden sei, da ja auch die Auswanderung bei den Katholiken stärker als bei den Protestanten sein könnte. Auch die oben angeführten Berechnungen der natürlichen Vermehrung der Konfessionsgemeinschaften in den Jahren 1870—1890 sind nicht unbedingt zuverlässig, da sie nicht wie in Deutschland auf unmittelbarer Feststellung der Konfession der Gestorbenen und der Eltern der Geborenen beruhen, sondern durch eine Vergleichung vorwiegend katholischer und vorwiegend protestantischer Bezirke errechnet sind.

Insbesondere liegt die Vermutung nahe, daß die relativ geringere Zunahme der katholischen Schweizerbürger zum Teil auf Verluste durch ge-

[1] Nach Lieferung 112 der „Schweizerischen Statistik“ S. 22* kamen in den Jahren 1871—1890 in den katholischen Bezirken auf je 1000 verheiratete Frauen 261, in den protestantischen Bezirken 241.

mischte Ehen zurückzuführen sei, da ja auch in Deutschland die katholische Kirche durch gemischte Ehen so große Verluste erleidet. Es wäre für die schweizer Katholiken von der größten Wichtigkeit, über diesen Punkt Klarheit zu haben. Sie müßten genau wissen, wie viele rein katholische und gemischte Ehen in der Schweiz von Katholiken eingegangen und wie viele davon katholisch getraut wurden; wie viele Kinder aus rein katholischen und gemischten Ehen geboren und katholisch getauft werden; wie viele Katholiken in einem bestimmten Jahr gestorben und kirchlich beerdigt worden sind. Nur wenn man bestimmt weiß, wie groß die Verluste sind, und wo die Hauptsitze der Verluste sich befinden, kann man durch Vermehrung der Seelsorgskräfte, Errichtung von neuen Seelsorgestationen und Anstalten der Fürsorge in geeigneter Weise Abhilfe schaffen, wie es die so trefflich wirkende Inländische Mission in der Schweiz sich zum Ziel gesetzt hat. Da aber die schweizerische staatliche Statistik auf all diesen Gebieten völlig versagt, bleibt den Katholiken der Schweiz nur ein Mittel, um zur Klarheit über ihre konfessionelle Bevölkerungsbewegung zu gelangen, das ist die Einrichtung einer gut organisierten kirchlichen Statistik mit einem einheitlichen statistischen Fragebogen für sämtliche Seelsorgestationen und einer Zentralstelle für kirchliche Statistik, wie sie für die katholischen Diözesen Deutschlands in Köln besteht.

Hermann A. Krose S. J.

Edward von Steinle als Romantiker.

Auch im Geistesleben der Völker finden sich Kindheitsepochen mit all ihrem Licht und all ihrem Schatten. Die Zeit der Romantik des 19. Jahrhunderts, die als unwillkürliche Reaktion gegen die Internationalisierung des deutschen Geisteslebens im 18. Jahrhundert und gegen den Unglauben des enzyklopädistischen Zeitalters, später auch als wohlverdiente Stimmung der Ruhe gegenüber der Kampfstimmung der Freiheitskriege ins Leben trat, war wohl eine der auffälligsten Kindheitsepochen, die unser deutsches Volk durchgemacht hat, und fast möchte es scheinen, als ob unsere überreife Zeit mit ihrer kühlen Nüchternheit, ihrer Vorliebe für das Handgreifliche und Reale, ihren Industrie- und Kaufmannsinteressen wieder allmählich in ein neues Zeitalter der Jugend einlenken möchte. Zwar gibt es noch viele, denen die Ideale der Romantik als eitel Torheit gelten, aber es gibt auch viele, die gerne am sprudelnden Waldquell der Romantik ausruhen und den Märchenerzählungen fröhlicher Sonnenkinder lauschen. Schwind ist wieder lebendig geworden und Spitzweg, Eichendorff und Brentano; sie haben eine Gemeinde gefunden, die sich immer mehr ausweitet und dem Verismus und Naturalismus einen bald stillen bald offenen Kampf ansagt.

Das Kind hat Freude am Kleinen, fast noch mehr als am Großen. Ein bunter Falter ist ihm lieber als ein himmelragender Bau. Das Gefühl hat die Herrschaft über den Verstand, der Glaube über die Kritik, das Märchen über die nackte Tatsache. Die geringe Erfahrung im Reiche des Wirklichen ist noch nicht bis an dessen Grenzen gedrungen und hält darum mit beneidenswerter Naivetät das Unwirkliche und Unwahrscheinliche für wirklich und wahrscheinlich. So ist die Seele des Kindes für das Mystische und Geheimnisvolle abgestimmt, und es lauscht mit gruseliger Freude Geister- und Gespenstergeschichten, auch wenn es in nachwirkender Angst nachts kaum schlafen kann und zitternd die Decke über sich zieht. Am nächsten Morgen ist die Lust für solche Geschichten schon wieder neu erwacht. Das Kind sammelt Einzelheiten über Einzelheiten in buntem

Durcheinander, und erst später kommt es dazu, dieselben nach Gruppen zu ordnen; vorerst fehlt ihm die Kraft zur Systematik.

All diese kindlich liebenswürdigen Züge sind auch dem Zeitalter der Romantik aufgeprägt. Der Klassiker liebt das Große und Bedeutende, das Internationale, die absoluten Werte, der Romantiker das Kleine und Unscheinbare. Er steht nicht auf dem Berge und läßt seinen Blick in weiten Zügen über die Welt schweifen, er wandert durch Wiesen und lachende Auen, sieht die Blumen sprießen und die Würmlein kriechen, hört auf das Plätschern der Bächlein und auf das Säuseln der Linden, formt sich die Wolken zu phantastischen Gebilden und belebt die alten Burgen mit Zwergen, Elfen und Ritterfräulein. Diese Liebe fürs Kleine hat Brentano einmal in wunderschönen Versen wiedergegeben:

> Sonn' und Mond und Sterne bauen
> Hab' ich, Gott, dir zugesehn,
> Aber, Herr, ins Nest zu schauen
> Mit dem Kind, auch das ist schön!

Der Romantiker ist ein Gefühlswesen. Das Gefühl hat das erste Wort; der Verstand wird sorgsam an der Leine geführt, damit er die reiche Blumenpracht nicht zerstöre und zerwühle. Wiederum ist es Brentano, der einmal Steinle gegenüber sein typisch romantisches Wesen kurz und treffend folgendermaßen bezeichnete: „Ich bin ein sehr unglücklicher Mensch, denn ich kann kein Glas Wasser füllen, ohne daß das Wasser über den Tisch läuft.“ Der deutsche Wald mit seinem traulichen Dunkel und seinem geheimnisvollen Flüstern ist dem träumerischen Romantiker die liebste Herberge; dort kann er in seinen Gefühlen schwelgen. Der Kulturhistoriker W. H. Riehl hat einmal in einem Aufsatz über Ludwig Richter diese romantische Empfindungswelt ahnen lassen: „Ich unterschied früher zwischen Büchern, die man mit Lust im Walde lesen kann, und Büchern, die man im Walde nicht lesen mag, und hielt die ersteren für die besten.“ Die Romantik war aber auch eine glaubensfrohe Zeit, wenn auch nicht immer in vollem Einklang mit der Lehre der Kirche; Zweifel und Skepsis waren selten. Ein Schwind versicherte sogar, er glaube an das Dasein seiner Märchenwesen. Die vielen Konvertiten, die sich damals zur Kirche zurückwandten, hatten wenig apologetische Bedürfnisse; einer entzündete am andern sein Lichtlein, und es brannte. Der Zug zum Mystischen und Wunderbaren wurde lebhaft genährt durch die Betrachtungen einer Katharina Emmerich mit ihren minutiösen und phantasievollen Einzelschilderungen, und jeder Versuch, solche Erscheinungen kritisch zu prüfen und die etwa

vorhandenen natürlichen Grundlagen zu erforschen, wäre wohl als vorwitziges Eindringenwollen in Gottes Geheimnisse und als sträfliche Neugierde abgewiesen worden. Der Romantiker geht wie der Schmetterling von Blüte zu Blüte, er baut seine Dichtungen nicht architektonisch wie der Klassiker, sondern flicht seine Blumen zu farbenschillernden Gewinden zusammen. Eine Beethovensche Symphonie und eine Schumannsche Träumerei sind verschiedene Ausdruckswelten: dort Gebundenheit und straffe architektonische Gliederung, hier Freiheit und ungebundenes Schwelgen in Tönen. Richard Wagners Musik hat nur die letzte Konsequenz aus dem romantischen Ideal gezogen. Ein literarisches Musterbeispiel romantischer Ungebundenheit, ein phantastisches Schlinggewächs sind „Die mehreren Wehmüller“ von Brentano.

Das Wort Romantik ist eine Weiterbildung des Wortes Roman, nicht etwa eine Ableitung von „Rom“. Diesen Irrtum möchte man bei manchen Kunstschriftstellern vermuten, welche die Romantik mit jener Bewegung nach Rom einleiten, die den Nazarenerbund ins Dasein gerufen hatte. Aber weder Overbeck, der eigentliche Führer dieser Gruppe, war ein Romantiker im eigentlichen Sinn, noch auch Cornelius. Wenn darum Georg Fuchs in seinem Buch „Deutsche Form“ die Romantik als das große Übel der deutschen Kunst hinstellt und Cornelius in Rom zum Romantiker werden läßt, so sind eben die Voraussetzungen falsch. Zwar hat sich auch Cornelius in romantischen Stoffen versucht, aber er traf nicht das deutsche Gemüt und sah auch selbst bald ein, daß dieser Weg nicht sein Weg sein könnte. Wie hätte auch in Rom eine deutsch-nationale Empfindungskunst geboren werden können? Goethe wurde gerade in Rom ein Anhänger der absoluten klassischen Ästhetik Winckelmanns; aus seinem „Faust“, der den Dichter fast sein ganzes Leben lang beschäftigte, kann man heute noch die mehr deutsch empfundenen vorrömischen Bestandteile abscheiden. Was die von den romantischen Ideen eines Schlegel, Tieck und Wackenroder bereits erfüllten Künstler in Rom suchten, war eine Vermählung deutschen Geistes mit italienischer Form, eine freilich sehr heikle und gefährliche Aufgabe, der auch die meisten unterlagen. Nur ganz starke und bodenständige Talente vermochten dem lockenden Sirenengesang der italienischen Kunst zu widerstehen und ihre Freiheit und ihr angestammtes Erbe zu wahren.

Die psychologischen Grundlagen der Romantik sind noch immer nicht genügend erforscht, wie es uns auch an einer brauchbaren Definition

mangelt. Woher kam es, daß die von einigen Literaten gelegten Keime so schnell und üppig emporwuchsen? Man kann kein Feuer anzünden, wenn kein brennbarer Stoff vorhanden ist. Wie das stürmische Hervorbrechen eines lange unterdrückten Gefühls mutet uns die romantische Kunsterneuerung an. Und in der Tat hatte das ausgehende 18. Jahrhundert mit seinen neuheidnischen Bestrebungen, seinem Gallienkult und seinem Kosmopolitismus das deutsche Gemüt allzu rücksichtslos in die Ecke gedrückt. So konnte es nicht ausbleiben, daß die natürliche Gravitation das ausgebogene Pendel über kurz oder lang wieder in die Gleichgewichtslage bringen mußte.

Der deutschen Empfindungswelt entsprechend spalteten sich die romantischen Bestrebungen in drei Sonderrichtungen: in die religiöse, die ihre schärfste Ausprägung in Steinle und Führich fand, in die romantische im engsten Sinn, die uns die alten deutschen Sagen, Märchen und Legenden wieder erschloß, und in die bürgerlich-poetische, das Biedermeiertum, durch die Namen Richter und Spitzweg charakterisiert. Daneben blieb auch die klassisch-antike Richtung immer noch bestehen, die nicht dem Ausdruck von Empfindungen, sondern einem absoluten Schönheitsideal zustrebte, sowie die eigentliche Nazarenerkunst, deren Empfindungswelt eine mehr internationale Färbung aufwies. Vielleicht können wir, ohne allzusehr fehlzugreifen, die deutsche Romantik als deutsch-nationale Empfindungsdichtung und Empfindungskunst bezeichnen. Die historische Auffassung, die gerade das Zeitalter der Romantik gezeitigt hat, kann man dagegen nicht wohl geltend machen, denn sie läuft mit der romantischen Kunst parallel und geht auf dieselbe Wurzel zurück: auf den bewußten Sinn für die Einheit des Volkes in der Abfolge der Geschlechter.

Als Steinle im Alter von 18 Jahren nach Rom wandern durfte, war er in die Ideenwelt der dortigen „Sezessionisten", der St.-Lukasbruderschaft, durch Kupelwieser bereits eingeführt. Er wußte, daß man eine Wiederbelebung der kirchlichen Freskomalerei, eine Tempelreinigung der Kultuskunst anstrebte. Ein gewiß herrliches Ideal, das sich nur etwas schwer mit der subjektiv gearteten romantischen Empfindungswelt vereinen ließ, in der die deutschen Künstler jener Zeit bewußt oder unbewußt lebten. Es dürfte kein Zweifel sein, daß der Widerspruch zwischen den Forderungen kirchlicher Monumentalkunst und den Idealen der Romantik den tiefsten Untergrund bildet, warum so viele Bilder der Nazarenerzeit

so schwächlich wirken. Sie sind ein Kompromiß zwischen zwei ganz verschiedenen künstlerischen Anschauungen. Ihre Bilder erreichen weder die Kraft kirchlicher Wandbilder noch die gemütvolle Innerlichkeit intimer romantischer Dichtungen. Nur wenige auserlesene Naturen fühlten instinktiv das Zwitterhafte einer solchen Kunstgattung und rissen sich zeitig los: Cornelius, indem er der Romantik entsagte, Steinle und Führich, indem sie, sobald sie von Aufträgen monumentaler Art frei waren, ihren romantischen Neigungen keinerlei Zwang auferlegten und von ihrem römischen Schulgut nur die assimilierbaren Stoffe beibehielten.

Aber weder bei Führich noch bei Steinle hat sich dieser Künstlerinstinkt zur klaren Erkenntnis der Grenze ihrer Begabung durchgerungen, sie glaubten sich vielmehr zeitlebens für die große Kultuskunst berufen. Ihre Frömmigkeit und ihr fast priesterlicher Wille, durch ihre Kunst Gutes zu tun, hat sie in diesem Glauben bestärkt. Gerade bei Steinle ist es auffällig, wie er es fast als einen Diebstahl an den Gaben Gottes betrachtete, wenn er einmal seinem übermächtigen Drang, Ideen profaner Art von seiner Seele loszuringen, nachgab. So schrieb er z. B. an Rat Schlosser: „Ich kann nicht leugnen, daß mir das Erscheinen der ‚Märchenerzählerin' einige Skrupel macht, indem sich gerade jetzt die ernste Kunst am wenigsten mit derlei abgeben sollte. . . . Doch nun ist der Vogel aus dem Käfig, und die Reue zu spät." „Vielleicht könnte ich Besseres tun", schrieb er an Brentano, als er an die Bilder zum Rheinmärchen ging; und obwohl er von seinen Freunden zu solchen Bildern freierer Art ermuntert wurde, kamen ihm doch immer wieder die alten Bedenken und er scheute sich vor dem Urteil derer, die ihn nur als Heiligenmaler sehen wollten. Auch Overbeck mißkannte die innerste Natur seines Freundes und bedauerte, daß er nicht ganz seine Kunst in den Dienst der Kirche stellen könne. Aber „man kann nicht immer ernst sein", schrieb der Künstler einmal, „und ich würde mich gerne auf den hl. Johannes berufen, den der Jäger mit einem Rebhuhn spielend fand, wäre der Vergleich nicht ein zu hoher".

In unsern Kreisen legt man die Hauptbedeutung Steinles immer noch viel zu sehr auf seine Kultusbilder. Da müssen wir umlernen. So sehr Steinle auch im Kultusbild den Leistungen seiner Zeit ebenbürtig gegenübersteht, ja dieselben nicht selten weit überragt, wie etwa in dem herrlichen Madonnenbild in der Leonhardskirche zu Frankfurt, so hat er sein Bestes doch in romantischen Bildern niedergelegt. Nur hier konnte er auch seine musikalische Empfindungswelt — denn Steinle

war auch ein ausgezeichneter Musiker — und damit den ganzen Reichtum seiner Seele zur Geltung bringen. Diese Erkenntnis ist nicht neu; schon Dr. Brühl hat 1855 im „Hausbuch für christliche Unterhaltung" darauf hingewiesen, wie tief Steinle in die Intentionen der Romantik einzudringen wußte, so daß wir gerade in Bildern solcher Art „den Mittelpunkt seiner künstlerischen Eigentümlichkeit" fühlen müßten. Aber immer wieder wurde diese Erkenntnis verwischt und der Nachdruck auf die monumentalen Arbeiten gelegt. Selbst Reber läßt in seiner Geschichte der neueren deutschen Kunst die nötige Unterscheidung vermissen.

So stark war bei Steinle der Zug zur romantischen Innerlichkeit, daß er selbst in Kirchenbilder manche Motive einzuweben wußte, die sich dort wegen ihrer intimen Natur nicht recht heimisch fühlen. Sie lieben Stille und Einsamkeit, nicht die breiten Straßen der Öffentlichkeit. Was aber unser Künstler an freier religiöser Romantik geschaffen hat, gehört zum Schönsten und Eigenartigsten, was die Kunst auf diesem Gebiete überhaupt zu leisten vermag. Damit war auch die Brücke zur profanen Romantik geschlagen, worin der Künstler selbst einem Schwind in mancher Beziehung überlegen war.

Es war eine der glücklichsten Fügungen im Leben Steinles, daß er mit Klemens Brentano so innig befreundet wurde. Das ganze Wesen dieses seltenen Mannes, seine übersprudelnde Phantasie und sein reiches Gemüt waren dazu angetan, aus dem Freunde das Beste herauszuholen und ihn von Overbeckschen Traditionen, die der Entfaltung seiner Eigenart nur hinderlich waren, allmählich loszulösen. Brentano hielt auch, wo er es für nötig fand, nicht mit seiner Kritik zurück. „Es muß Sie interessieren", schreibt er einmal an den Künstler, „was Ihre Arbeiten für einen Eindruck auf mich machen. ... Ein großer Musiker und Sänger ist nicht alle Tage ein Orpheus; einmal dichtet und singt er begeistert, neu und vortrefflich, ein andermal dudelt er einen alten Gassenhauer. ..." Dann kritisiert der Dichter die Zeichnung zum Ave maris stella, die ihm zu herkömmlich scheint. „Am wenigsten gefällt darin die architektonische Anordnung, wo Gott Vater und Sohn zwischen den unbequemen Zinnen einer gotischen Mauer sitzen. Kaum hatte ich den oberen Teil der Zeichnung aufgerollt, da wußte ich schon alles, und nichts überraschte mich mehr; dann war ich auch nie ein Gönner jener kurios aufgesperrten Overbeckschen Engelsmäuler, die ebensogut Makkaroni äßen als sängen usw. ... Deutlich aber zu sprechen, mißfällt mir an der Zeichnung nur, was nicht

von Ihnen ist. Auch diese kirchlich stilisierten, typischen Darstellungen werden am Ende langweilig." Solche Urteile nahm sich Steinle sehr wohl zu Herzen, und sie trugen wesentlich dazu bei, daß er das Schulgut immer mehr abstreifte und in seine Schöpfungen immer klarer seine empfindungsreiche Seele hineinlegte.

Schon bei der ersten Begegnung trug Brentano dem Künstler auf, eine Zeichnung auf die Worte zu machen: „Da du geboren warst, hast du geweint und alles hat gelacht; als du starbst, hast du gelacht und alle haben geweint." Das war gewiß keine leichte Aufgabe für einen Künstler, wie überhaupt Brentano der bildenden Kunst gerne Dinge zumutete, die jenseits der Grenze des Darstellbaren waren. Wenn Steinle trotzdem in kürzester Zeit eine Zeichnung lieferte, die nicht nur den Beifall des Bestellers, sondern auch der etwas kritischen Emilie Linder, der sie zugedacht war, fand, so zeigt das die große Begabung des Künstlers, abstrakte Gedanken bildhaft auszudrücken. Die reife Kunst Steinles ist allerdings in diesem Blatt noch nicht zur Entfaltung gekommen. Selbst zu dem fast unverständlichen Brentano-Wort „O Stern und Blume, Geist und Kleid, Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit" wußte Steinle eine treffliche Erläuterung durch ein vierteiliges Aquarell zu geben. Neujahr 1838 sandte Steinle dem Dichter die gemütvolle Zeichnung „Sankt Franzisci Krippenfeier", die diesem um so mehr Freude machte, als er das Motiv selbst angegeben hatte. „Alles atmet Friede", so schreibt er zurück, „et in terra pax hominibus ist meisterhaft oder vielmehr gottesschülerhaft darin ausgedrückt; das Wort ‚meisterhaft' ist mir für Ihre Arbeiten etwas zu impertinent, Christenwerke sind nie meisterhaft, höchstens die von Cornelius, Kaulbach usw. Je n' en veux pas — auf den Meisterwerken ruht kein Duft des Herzens von innen heraus, sie haben kein Kindchen im Augapfel, sie sind kalt, korrekt, ihr Tau ist kalter Niederschlag des Kennerlobes auf der glatten Fläche."

Steinle hatte eine besondere Vorliebe für die christliche Legende und wir besitzen von ihm mehrere eigenartige Legendendarstellungen, bei denen nach mittelalterlicher epischer Art verschiedene Szenen aus demselben Leben in einem Bilde vereinigt sind, ein Beweis, wie wenig sich der Künstler durch die mit dem Anspruch auf Unfehlbarkeit vorgetragenen Lehren einer klassizistischen Ästhetik von seinen Wegen abbringen ließ. So entstanden das Leben des hl. Paulinus des Einsiedlers, der hl. Maria von Ägypten, der hl. Marina, von Brentano später durch eine prächtige

Dichtung verherrlicht, und das beste von allen, das Leben der hl. Euphrosyne. Besonders mit dem letzten Werk hat Steinle bewiesen, wie Veit Valentin (Zeitschrift für bildende Kunst 1887/88) mit Recht bemerkt, „daß die folgerichtige Theorie einseitig verurteilt, was das die strengen Schranken der Logik überspringende Genie trefflich zu lösen versteht". In der Tat wird die Illusion des Wunderbaren gerade durch ein solches Zusammenbinden verschiedener Begebenheiten auf die denkbar einfachste Weise erzielt. Später hat allerdings auch Steinle für ähnliche Aufgaben zu Bilderfolgen gegriffen, wie bereits in dem Leben der hl. Margarita von Cortona (1848). Diese epischen Darstellungen, reich mit idyllischen Zügen durchflochten, bilden die Durchgangsstufe zu seinen reinsten liedmäßig gefühlten religösen Schöpfungen.

Wie weit sich der Künstler bei diesen letzteren von der konventionellen Art der Darstellung entfernt hatte, wie originell er Themen anzugreifen wußte, wie empfindungsvoll er dieselben durchführte, zeigen Bilder wie „Die Schaukelengel", „Der Osterhase", „Der sterbende hl. Franziskus", „Franziskus in der Einöde", „Rückkehr der hl. Genoveva", „Mariä Heimsuchung" (das Aquarell von 1873), „Maria vor Bethlehem wartend", „Das Nachtgespräch des Herrn mit Nikodemus", „Aufnahme des reuigen Schächers ins Paradies", „Der Großpönitentiar", „Landpfarrer, die letzte Wegzehrung über das Gebirge tragend", „Christus und die Seele", ein ergreifender Gedanke, der auch in der gewaltigen allegorischen Konzeption „Die drei Reiche der Welt" wiederkehrt. Welch feiner Rosen- und Liliendust liegt nicht über der herrlichen Zeichnung „Hortus conclusus", einer modernen Madonna im Rosenhag, gebreitet! Liebreiz und Anmut der altschwäbischen Malerschule haben in Steinle — sein Name zeigt ja schon, daß er einem schwäbischen Geschlecht entstammt — den würdigsten Erben gefunden.

Die meisten dieser Bilder schlagen Töne an, die überhaupt noch nicht gehört wurden und den Künstler zu einer der eigenartigsten Sondererscheinungen der Kunstgeschichte machen. Wie reizvoll und tief poetisch ist in den „Schaukelengeln" (Tafel) der Gedanke wiedergegeben, daß das Christkind die ganze Engelwelt an innerem Wert überragt! Ein abstrakter dogmatischer Gedanke ist hier — der Künstler selbst nannte das Bildchen eine Versinnbildlichung der Menschwerdung — in reinste Empfindung ausgelöst. Ein Beispiel zugleich, mit wie wenig Mitteln Steinle die höchsten künstlerischen Wirkungen zu erzielen wußte. Nur die Umrißlinien sind

mit Bleistift gezogen und das Ganze dann leicht mit Sepia getuscht, eine Arbeit weniger Stunden und gerade darum so unmittelbar packend und ergreifend. Die Gruppe der Putti könnte nicht zierlicher sein in ihrem kindlichen Bemühen, den schwebenden Balken herabzudrücken. Das Bildchen ist so vollendet, daß eine spätere Fassung desselben Themas notwendig unter dieser höchsten Linie bleiben mußte. Welch überirdischer Zauber liegt ferner im „Tod des hl. Franziskus". Mit welchem Eifer spielt der an Fra Angelico erinnernde graziöse Engel seine süßen Melodien, die das Antlitz des Heiligen mit stiller Wonne übergießen und selbst in die leicht auseinandergelegten Hände hinüberrieseln! Und wie einfach ist auch hier die Komposition, wie sparsam die Mittel! Nur ein ganz großer Künstler vermag mit so wenigen Akkorden unsere Seele so tief zu ergreifen. Oder nehmen wir das Aquarell „Heimsuchung Mariä" (Tafel). Wir empfinden geradezu die ganze Wohligkeit des schattigen Plätzchens, wo sich Maria und Elisabeth niedergelassen haben, und die weit ausgebreitete Landschaft klingt wie sanfte Musik. Man möge das Bild vergleichen mit der großartigen „Heimsuchung Mariä", die der Künstler für die Karlsruher Kunsthalle gemalt hat, um den Unterschied zwischen romantischer und klassischer Auffassung inne zu werden. Und dabei ist die Klassizität dieses Karlsruher Bildes immerhin schon stark aufgelockert und weit entfernt von der Kühle eines Cornelius. Was diese religiöse Romantik Steinles so anziehend macht, ist, daß sie aus warmem Empfinden heraus gestaltet ist, nicht bloß aus dem trockenen Bejahen des Credo. Und Steinle fällt dabei nicht wie so viele andere in sentimentale Süßlichkeit und Weichlichkeit, die uns abstößt, er bleibt stets vornehm, so daß Ludwig Richter mit Recht von den adeligen Gaben Steinles sprechen konnte. Selbst ein Graf Schack, der doch der Weltanschauung des Künstlers ferne stand, mußte gestehen, daß alle seine Arbeiten eine große Anziehungskraft auf ihn ausübten: „es spricht aus ihnen eine tiefe Innigkeit des Gemütes, eine kindliche Naivetät und holdselige Anmut, welche, da sie doch mit Kraft verbunden ist, unwiderstehlich wirkt".

Religiöse Romantik und Mystik sind nahe verwandt; beide wollen die religiösen Wahrheiten nicht nur gläubig annehmen, sondern ihre beglückende Wärme empfinden. Auf diesem Wege baut sich freilich oft genug eine Vorstellungswelt auf, die rein subjektiv ist und darum auch jeder bindenden Kraft entbehrt. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn die mittelalterliche Mystik nicht auch auf die bildende Kunst ihrer Zeit befruchtend

gewirkt hätte, mochte auch die noch mangelhafte künstlerische Form nur selten zu so entzückenden Lösungen gelangen wie bei Lochners Madonna im Rosenhag. Die meisten dieser alten Bilder wirken auf uns mehr durch die rührende Ausdruckssehnsucht des Künstlers als durch die erreichte Form, wie z. B. in dem Paradiesgärtlein eines mittelrheinischen Künstlers. Steinle hatte dieselbe kindlich reine Vorstellungswelt, dazu aber auch eine jedem Wink gewärtige und gehorsame Formgewalt. So mußte Steinle ein wirklicher Klassiker der religiösen Romantik werden. Der Künstler kam aber auch mit den mystischen Strömungen in Berührung, die das 19. Jahrhundert durchzogen. Er war Freund Brentanos, und dieser ist mit der Geschichte der Anna Katharina Emmerich unzertrennlich verbunden. Nicht wenige Darstellungen Steinles zeigen denn auch den Einfluß der Nonne von Dülmen, so „Die Flucht nach Ägypten" mit dem aufspringenden Quell, „Maria vor Bethlehem rastend", der Kreuzweg in Münster, „Maria den Kreuzweg betend", „Jüdische Frauen beim Ballspiel". Er entwarf 22 Zeichnungen für Holzschnitte zu Brentanos Leben der seligsten Jungfrau Maria nach den Gesichten der Anna Katharina Emmerich und das Titelbild für das Leben der mystischen Nonne. Auch eine andere ekstatische Jungfrau, Maria von Mörl, hat er bei einem Besuch in Kaltern gezeichnet. Steinle war wie wohl alle treuen Katholiken seiner Zeit von dem übernatürlichen Charakter dieser Phänomene überzeugt; selbst ein so überragender Geist wie Görres ließ ja die nötige kritische Zurückhaltung vermissen.

Was Steinle in den ersten drei Jahrzehnten seines Lebens an profanen Arbeiten schuf, war äußerst spärlich. Erst nachdem er Brentano kennen gelernt hatte, begann er die künstlerischen Goldadern, die seine Natur barg, auch nach dieser Richtung hin auszubeuten. Es waren das für ihn die angenehmsten „Erholungsarbeiten" von der offiziellen Kunst. Das bekannte herrliche Blatt „Die Märchenerzählerin" war die vielversprechende Ouvertüre für die vielen Werke dieser Art, die der Künstler weiterhin schuf. Man muß immer wieder die Leistungen der damaligen Zeit in Vergleich ziehen, wenn man die ganze Genialität verstehen will, die ein solches Blatt bekundet. Eine solche seelische Durchdringung, ein so scharfes Erfassen der verschiedenen Grade von Aufmerksamkeit erheischte einen Ausdruckskünstler von ganz ungewöhnlichem Sinn für psychische Zuständlichkeiten. So konnte denn auch Graf Schack schreiben, er würde für dieses eine Blatt ganze Kunstausstellungen hingeben. Ähnliche kompositorische Züge finden sich in dem viel weniger bekannten, drei Jahre

später entstandenen Bildchen, das Steinle in der Freude über die Geburt seines ersten Sohnes zeichnete. Die sechs Töchterchen des Künstlers stehen bewundernd vor dem kleinen Weltbürger, den die Mutter ihnen auf einem Kissen entgegenhält. Ein Analogon aus der bildenden Kunst zum Wagnerschen Siegfriedidyll. Die Zeichnung ist zwar weniger ausgeführt als die „Märchenerzählerin", aber kaum weniger bedeutend. Es ist eine wahre Lust, die Gruppe der sechs Mädchen mit ihrem ganz verschieden individualisierten Ausdruck des Erstaunens und der Freude zu betrachten. Auch um dieses Bild schlingt sich wie um die Märchenerzählerin ein allegorisches Rankenornament, das uns verschiedene Zukunftsmöglichkeiten des kleinen Menschenkindes entrollt. Für die Kinderpsyche mit ihren unschuldigen Freuden hatte Steinle ein besonders scharfes Auge, was auch z. B. seine Zeichnung „Osterhase" so herzig und liebenswürdig macht. Er hatte aber auch in seiner zahlreichen Familie Gelegenheit genug zu vielseitigen Beobachtungen.

Die besten romantischen Werke hat Steinle in den Jahren 1850—1870 geschaffen. Sie spiegeln sein tiefes und reiches Gemüt am unmittelbarsten wider. Später macht sich mehr und mehr eine allzu starke Verwendung alter Motive geltend oder auch eine etwas blasse Glätte. Wer Schubert und Schumann von Mendelssohn zu unterscheiden weiß, wird es verstehen, wenn ich den Steinle der 50er und 60er Jahre mit Schumann, den späteren mit Mendelssohn vergleiche. Dort eine stets frisch sprudelnde Erfindung und warm pulsende Empfindung, hier eine gewisse Empfindungsschablone. Wer möchte es aber dem alternden Künstler verargen, daß der ursprüngliche Quell weniger ergiebig floß?

Wir wissen heute, welch ungeheuren Einfluß Shakespeare auf die deutsche Romantik ausübte. In der Tat ist ja auch Shakespeare ein wahrer Typus germanischer Romantik. Auch wo seine Stücke in südlichen Ländern spielen, sind es stets germanische Charaktere, die er bildet, und die Gnomen- und Elfenwelt muß es sich im „Sommernachtstraum" sogar gefallen lassen, bis nach Athen verschleppt zu werden. So faßte denn auch unser Künstler eine tiefe Neigung für die reiche Gestaltenwelt des englischen Dramatikers. Und da er in der Auswahl für seine Stoffe vollständig frei war, fand er mit der feinsten Treffsicherheit gerade solche Themen, die ihm am besten liegen mußten. Der „Historienmaler", wie er offiziell hieß, hat für seine Kunst nicht ein einziges historisches Stück des Dichters ausgewählt, sondern sich ganz in die romantisch gefärbten

Lustspiele eingelebt. Nur einmal — für das Frankfurter Opernhaus — hat er als Allegorie der Tragik zu „König Lear“ gegriffen. Zum bloßen Illustrator sank er nie herab, er faßte die Aufgabe der bildenden Kunst viel höher. Seine Shakespeare-Darstellungen sind nicht bloße Reflexe dessen, was er auf der Bühne geschaut, sondern vollkommene Neuschöpfungen, zumeist solcher Episoden, die in der Dichtung nur nebenher erwähnt werden. Wie den Künstler selbst ein einzelnes Wort aus Shakespeare zu einer ganz herrlichen Komposition begeistern konnte, bekundet die Zeichnung „Wer das Glück hat, führt die Braut heim“. Dieses Sprichwort findet sich in „Der Widerspenstigen Zähmung“ (1. Aufzug, 1. Szene). Was der Künstler daraus gemacht hat, bleibt für alle Zeiten eine der Meisterleistungen deutscher Romantik, inhaltlich vom Shakespeareschen Lustspiel völlig losgelöst und ganz eigene Erfindung, voll von Frieden und Märchenzauber. Selbst ein so impressionistisch gesinnter Kampfgeist wie Muther muß zugeben, daß in ähnlichen Werken unseres Künstlers „die romantischen Ideen vom deutschen Mittelalter in sehr ritterlicher Grazie sich spiegeln“. Auch der bereits erwähnte Georg Fuchs, der die Romantik als die große Verderberin der deutschen Kunst hinstellen möchte, zählt Steinle mit Schwind, Führich und Veit zu den Künstlern, die auch heute noch „mit unwiderstehlichem Zauber“ auf uns wirken.

Bei andern Shakespeare-Darstellungen hält sich Steinle mehr an den Geist des Stückes selbst, wie bei der Sepiazeichnung von 1848 zum „Kaufmann von Venedig“. Das Bild enthält jene Momente, welche die Schürzung des Knotens bilden, szenisch aber nicht zur Darstellung gelangen. 1855 schuf er die Gerichtsszene aus demselben Stück, eine ganze Galerie scharf individualisierter Köpfe, die ihm auf der Pariser Ausstellung das Offizierskreuz der Ehrenlegion einbrachte, 1872 sodann seinen Aquarellzyklus zum „Kaufmann von Venedig“, der aber nicht in allen Teilen gleich gut gelungen ist, wie auch die 1881 gemalte Szene „Shylock ermahnt seine Tochter Jessika“ gegenüber den Meisterleistungen stark abfällt. Zu diesen zählen ohne Zweifel der herrliche Karton zu „Was ihr wollt“, 1868 gemalt, sowie die zwei Jahre später entstandenen Bilder zur „Zähmung der Widerspenstigen“ und zum „Sommernachtstraum“[1].

[1] Die hier dargestellte Szene ist nicht Titanias Entzauberung, wie A. M. v. Steinle im Gesamtwerk des Meisters das Bild benennt, gegenüber der richtigen Titulierung in seinem früheren zweibändigen „Briefwechsel“, sondern Titanias Bezauberung.

Bei der „Zähmung der Widerspenstigen" ist ein Vergleich mit der ersten Vorstudie wichtig, um zu erkennen, wie der Künstler ein Thema allmählich geistig vertiefte. In der Studie ringt Käthchen die Hände vor Verzweiflung über das wilde Gebaren ihres Gemahls, aber keine Linie verrät, daß es sich um eine Widerspenstige handelt. Im fertigen Bild hat der Meister den Trotzkopf ganz unvergleichlich zur Erscheinung gebracht und lieber auf den Ausdruck der Angst verzichtet, der unter den gegebenen Umständen gewiß nur natürlich war. Die beiden psychischen Momente ließen sich bildhaft unmöglich darstellen, und so entschloß sich der Künstler auf Kosten der Naturwirklichkeit für die zu Grunde liegende Idee. Ein besonders feiner, humorvoller Zug fehlt noch auf der Skizze: über dem Büfett hat Steinle ein Bild angebracht, das uns zeigt, wie sich das trotzige Käthchen den Ehestand ungefähr vorgestellt haben mochte, bevor sie der Pädagogik oder besser Gynägogik ihres Gemahls anheimfiel: Eine elegante Dame reitet auf dem Rücken eines Mannes, der, von seiner holden Reiterin am Zügel geführt, keuchend auf allen Vieren vorankriecht. In das Tapetenmuster hat der Künstler das Hervorgehen Evas aus der Seite Adams eingewoben und so das Gehorsamsverhältnis zwischen Mann und Weib deutlicher gemacht als auf dem Entwurf, wo Adam und Eva nebeneinander unter dem Baume stehen. — Ein Aquarell aus dem Jahre 1878 aus Shakespeares „Sturm" schildert das Zusammentreffen des trunkenen Kellners Stephano mit Caliban und Trinkulo, die sich vor einem herannahenden Gewitter unter den Mantel verkrochen hatten; eine zehn Jahre früher entstandene Zeichnung zu den „Lustigen Weibern von Windsor" gibt die von Falstaff berichtete Szene wieder, wo er, in einem Korb voll schmutziger Wäsche versteckt, in die Themse geworfen wird. 1879 entwarf der Künstler für das Frankfurter Opernhaus unter anderem auch zwei Allegorien, die bereits erwähnte Allegorie der Tragik aus „König Lear" und die Allegorie der Komik, die er dem Lustspiel „Was ihr wollt" entnahm: Malvoglio liest den von Olivias Kammerzofe gefälschten Brief, belauscht von den Junkern Tobias und Christoph und der schelmischen Übeltäterin. Dieselbe Darstellung hat der Künstler für Reichensperger wiederholt, nur ein wenig variiert und in ein viereckiges Hochformat gebracht.

Man müßte diese Shakespeare-Bilder Steinles mit denen anderer neuerer Künstler vergleichen, etwa mit Chodowiecki, Cornelius, Theodor v. Hildebrand, Karl Sohn, Schrödter, Delacroix, Kaulbach, Grützner, um inne zu werden, wie Steinle besser als alle andern die Romantik des Stofflichen

in romantische Stimmungen zu übersetzen wußte, und wie fein sein Humor ist gegenüber der oft plumpen Witzmacherei anderer.

Außer Shakespeare war es besonders Dante, der Steinle zu mancherlei Kompositionen anregte, einmal auch Cervantes. Aber alle diese Bilder kommen an die besseren Shakespeare-Bilder nicht heran. Das Aquarell „Dante, der Beatrice und ihrer Familie vorlesend", das der Meister ein Jahr vor seinem Tode malte, ist zwar in der Gruppe der Zuhörer fein empfunden, ohne freilich viel Neues zu sagen, aber die Figur des Dante selbst entspricht in ihrer sanften Weichheit doch zu wenig unserer Vorstellung von dem gewaltigen Dichter, und die Landschaft ist merkwürdig kalt.

Aus dem Reich der Sage hat Steinle seine Anregungen verhältnismäßig selten geschöpft. Flüchtige Bleistiftskizzen zu Siegfried und Lohengrin, einige Zeichnungen zur Sage Rodenkorn und der Parzival-Zyklus ist alles, was der Meister in dieser Richtung geschaffen hat, wenn man nicht etwa die eine oder andere Zeichnung zu Bülaus „Geschichte der Deutschen in Bildern" hierher rechnen will. Die Parzival-Dichtung Wolframs hatte ihn schon lange gefesselt, aber erst gegen Ende seines Lebens kam er dazu, seine Ideen in Bildform zu übertragen. Nicht alle diese Bilder sind gleichwertig. Während z. B. das erste Bild, „Parzivals Beruf", in seiner Eleganz und Stimmungstiefe an die beste Zeit des Künstlers erinnert, greift der zackige Gralstempel kaum in die Seele.

Weit vielseitiger als auf dem Gebiete der Sage ist Steinles Tätigkeit im deutschen Märchen gewesen. „Das Märchen von der Nadel, der Spindel und dem Weberschiffchen" gefiel so sehr, daß er es wiederholen mußte; das Märchen „Schneeweißchen und Rosenrot" behandelte er in einer Folge von fünf Bildern, nachdem er früher schon zwei Darstellungen daraus in etwas weniger reifer Fassung gemalt hatte; ein anderes ganz köstliches Aquarellbild zeigt uns „Schneewittchen bei den Zwergen"; ganz besonders aber war es die Traumwelt Brentanos, die ihn immer wieder zu neuen Schöpfungen begeisterte. Die meisten dieser Bilder beziehen sich auf „das Märchen vom Rhein und dem Müller Radlauf", andere auf „die mehreren Wehmüller", „die Romanzen vom Rosenkranz", „die Chronik eines fahrenden Schülers", „Fanferlieschen und Schönefüßchen", „Gockel, Hinkel und Gackeleja". Auch die berühmte, für den Grafen Schack geschaffene „Lorelei" ist vom Rheinmärchen inspiriert. Obgleich nicht alle diese Dichtungen Brentanos gerade Märchen im eigentlichen Sinn sind, glaubte ich hier

doch alles zusammenfassen zu dürfen, was von den Schöpfungen Steinles auf die Werke des Dichters zurückgeht.

Über alle diese Bilder wäre nun freilich sehr viel zu sagen, zur Erklärung des Inhaltes sowohl wie zum Verständlichmachen der künstlerischen Form, zur Unterscheidung des Besten vom Guten und minder Guten, zur Vergleichung der Steinleschen Kunstform und Gemütsrichtung mit der anderer romantisch gearteten Künstler. Das alles würde aber weit über den Rahmen einer kurzen Skizze hinausgehen, die nur im allgemeinen über die romantische Ideenwelt des Künstlers Richtung geben möchte[1].

Eine ganz besondere Seite Steinlescher Kunst bilden seine romantischen Einzelfiguren. In dieser Beziehung hat er überhaupt keinen neben sich. Den andern Romantikern, Schwind nicht ausgenommen, fehlt die seelische Ausdruckskraft, um romantische Schwingungen in einzelne Figuren übergreifen zu lassen. Immer ist es die Umgebung, ein duftiger deutscher Wald oder dergleichen, der erst die romantische Stimmung erzeugt. Steinle dagegen hat in seinem „Türmer", in seinem „Violinspieler", im „Tod des hl. Franziskus", im „St. Christoph" von 1856, in der „Tiburtinischen Sibylle", im „Fahnenträger", in „Je länger je lieber", in den vier männlichen und vier weiblichen Figuren der „Jahreszeiten", im „Wolfram von Eschenbach", in dem liebenswürdigen Duett „Im Frühling" und manchen andern Bildern gerade durch psychische Intensität romantische Stimmungen hervorzurufen verstanden. Der „Violinspieler" ist geradezu der Repräsentant Steinlescher Innigkeit, ein Seelenbildnis des Künstlers. Nicht ein leidenschaftlicher Geiger mit glutvollen, verzehrenden Empfindungen ist hier am Werk, sondern ein stiller Träumer, der sich von den süßen Tönen umkosen läßt.

Selbst als Bildniszeichner findet Steinle immer wieder originelle romantische Motive. Wie packend ist der „Winter" mit seinem Selbstporträt, wie ausgezeichnet charakterisiert sind Overbeck, Veit und Cornelius,

---

[1] Zur Erklärung der Bilder, die Steinle nach Brentano geschaffen hat, verweise ich auf das Buch „Clemens Brentano und Edward von Steinle. Herausgegeben von A. v. Bernus und A. v. Steinle. Kempten 1910". Sehr ausführliche Besprechungen der Bilderfolgen: Schneeweißchen und Rosenrot, Kaufmann von Venedig, Parzival, und der Legendenbilder Steinles, von Dr. Ewalt Hofer, finden sich als Programme zu den Jahresberichten des k. k. Staatsgymnasiums in Mähr.-Weißkirchen 1911/12 und 1912/13. Die Arbeit enthält viele treffliche Beobachtungen, wenn man auch bei manchen Urteilen des Verfassers seine Vorbehalte machen möchte.

wie sie die Flucht nach Ägypten betrachten, ein Familienbildnis nennt der Künstler selbst „Luftschloß“, Klemens Brentano zeichnet er einmal, wie er die „Mehreren Wehmüller“ vorliest. Steinle konnte sich die Familie Brentano kaum unberührt vom romantischen Dichtergeist des Klemens vorstellen. Darum hat er auch wohl die Gedächtnisblätter an Antonie Brentano-Birkenstock und an Josephine Brentano nicht minder poetisch behandelt wie das Gedächtnisblatt an den Dichter selbst. In diese Reihe romantischer Bildnisse wäre auch das bereits erwähnte Blatt einzureihen, in das der Künstler seine Freude über die Geburt seines ersten Sohnes ausströmen ließ.

Fast unberührt blieb Steinle von den mittelalterlichen Tendenzen der älteren Romantik, obwohl deren Zweige noch weit in sein Leben hineinragten. Er konnte sich für die Nachahmung mittelalterlicher Künstler, in der andere das Heil für die deutsche Kunst erblicken wollten, nie erwärmen und hatte manchen Strauß mit den „Archaisten“, wie er sie nannte, auszufechten. In dieser Hinsicht blieb der sonst so leicht beeinflußbare Künstler fest wie ein Fels. Die Kunst war ihm etwas Lebendiges. „Die gefrorenen Ideen eines Antiquars aber auftauen zu wollen“, schrieb er einmal an Reichensperger, „das ist ein Unternehmen, das ich längst aufgegeben habe, und ich erinnere mich hier an den Spruch des Heilands: Lasset die Toten ihre Toten begraben.“

Was uns Steinles romantische Schöpfungen so lieb und teuer macht, ist, daß sie treueste Spiegelungen seiner Empfindungswelt sind, und daß Form und Inhalt restlos ineinander fließen. Bei den rein kirchlichen oder geschichtlichen Darstellungen blieb fast immer ein Teil der Steinleschen Seele, der nicht der geringste war, unausgesprochen, der nämlich, der ihn zum Musiker gemacht hat. Wer seine brieflichen Äußerungen verfolgt, wird immer wieder auf den Drangkünstler stoßen, den eine geheimnisvolle Macht zur Romantik treibt. Steinle war auch als Mensch eine sinnige, ruhig abgeklärte Natur, nicht so heftig und temperamentvoll wie Schwind und Führich. Diese Züge zeigt auch seine Kunst im Unterschied von der Kunst dieser beiden andern Meister. Auch als Künstler spricht er stets in gewählter, wohl abgewogener Rede, sein Gestus bleibt stets vornehm und gemessen. Der Zug seiner Linienführung berauscht darum nicht, aber er erquickt und beruhigt. Den Geiger beurteilt man nach seinem Strich, den Klavierspieler nach seinem Tastenanschlag. Steinle wirkt nicht durch

Tremolos, Bebungen und durch eine wild daherfahrende Dynamik, aber er weiß wie kein anderer seinem Linienspiel ein überaus süßes Melos zu entringen. Seine Bäume sind nicht knorrig, seine Felsen nicht kantig, ein ebnender aristokratischer Zug geht auch durch diese Gebilde, aber wie weiß der Künstler dem Eindruck der Einförmigkeit durch das anmutigste Liniengeriesel zu begegnen!

Was Steinle sodann vor den Romantikern seiner Zeit voraus hat, ist sein Sinn für das Individuum. Man durchgehe einmal seine Werke einzig nach dieser Rücksicht hin und man wird erstaunt sein über den großen Reichtum von Gesichtsformen, der uns allenthalben entgegentritt. Schwind sowohl wie Führich haben allzusehr dem Typus gehuldigt. Immer wieder müssen wir finden, daß sie nicht so sehr romantisch gestimmte Seelen geschaffen haben, als romantisch gestimmte Szenen. Steinle dagegen wußte gerade das Antlitz zum Träger der Stimmung zu machen. Vergleichen wir nur einmal Schwinds sieben Gnomen vor der Zehe der Bavaria mit Steinles Schneewittchen und den sieben Zwergen, und wir werden keinen Augenblick im Zweifel darüber sein, wer von beiden an psychologischer Ausdruckskraft dem andern überlegen ist. Steinle hatte nun freilich auch ein ganz ungewöhnliches Gedächtnis für Physiognomien. Versichert er doch selbst, daß er seine besten Bildnisse aus dem Gedächtnis gemacht habe. Seine inneren Gesichte waren so stark, daß er sie nur abzuschreiben brauchte. Um so auffälliger bleiben die Ungeschicklichkeiten, die er sich in Tierdarstellungen zuschulden kommen ließ. Welch drollige Geschöpfe sind z. B. die Katze bei der „Märchenerzählerin“ oder die beiden Schwäne auf dem Bild „Ameleyas Rückkehr“. Auf ein anderes Beispiel macht Hofer aufmerksam: das Lamm auf dem letzten Bild des Schneeweißchen-Zyklus könnte man fast ebensogut für ein Hündchen halten. Ich habe mir mehr als zwanzig Beispiele verunglückter Tierformen aus dem Werk des Künstlers notiert. Solche Verzeichnungen sind allerdings eine Eigentümlichkeit der Malerpoeten überhaupt. Wenn trotzdem bei Steinle meines Wissens außer Hofer noch niemand auf diesen Punkt aufmerksam gemacht hat, so dürfte das nur beweisen, daß die Fülle des Wertvollen solche Kleinigkeiten einfachhin dem Auge des Beschauers entrückt.

Auch in der Farbe ist Steinle den meisten Künstlern seiner Zeit überlegen. Zwar arbeitet auch er nach dem Prinzip der Lokalfarbe nicht nach aufgelösten Tönen, aber innerhalb dieses Prinzips weiß er meist eine sehr

feine Tonigkeit zu erzielen, die in ihren Stimmungsnuancen dem Gegenstand angepaßt ist. Das Dämonische der Lorelei z. B. spiegelt sich auch in der düsteren Farbe. Wie ätherisch hingehaucht ist dagegen das Kolorit seiner Märchenaquarelle.

Steinle hat in der Kunstgeschichte noch keinen definitiven Platz gefunden. Man kann heute Kollegien über die Kunst des 19. Jahrhunderts hören, wo man über den französischen Karikaturenzeichner Daumier Stunden lang spricht, wo man auch Schwind und Spitzweg entsprechend hervorhebt, aber Steinle nicht einmal erwähnt. Weil er keine Rauschkunst geschaffen hat, geht man an ihm vorbei. Er ist freilich kein Nervenaufpeitscher, sondern ein Nervenberuhiger; er erstürmt nicht die Seele, aber gewinnt sie; er lockt sie an, aber kettet sie nicht. Seine Kunst bildet auch keinen Knotenpunkt in dem vielverschlungenen Netz der Kunstentwicklung, so wenig wie die Kunst eines Schwind, Spitzweg und Richter. Aber sind es denn gerade immer die größten Künstler, bei denen die Fäden zusammenlaufen, sind nicht gerade oft die größten Künstler ganz einsame Pfade gewandelt, die niemand vor ihnen und nach ihnen gegangen ist? Merkwürdig! So ganz werden die Modernen den Namen Steinle doch nicht los. So oft sie ihn nennen — und nicht immer kommen sie daran vorbei —, geschieht es mit einer respektvollen Verbeugung. Wer die Unterströmungen verfolgt, die unser Kunstleben durchfluten, wer den für steigende Werte mit besonders feiner Witterung begabten Kunsthandel nach Steinleschen Werken fahnden sieht und beobachtet, wie bei Versteigerungen für ganz kleine Blätter aus der Hand unseres Künstlers mehr als gewöhnliche Preise bezahlt werden, kann sich der Überzeugung nicht verschließen, daß auch für Steinle bald die Stunde der Wiedererweckung schlagen und der Ruf erschallen wird: „Freund, rücke weiter hinauf!"

Josef Kreitmaier S. J.

Besprechungen.

Tierbiologie.

1. Richard Hesse und Franz Doflein, Tierbau und Tierleben in ihrem Zusammenhang betrachtet. Zweiter Band: F. Doflein, Das Tier als Glied des Naturganzen. Lex.-8°. (XV u. 960) Mit 740 Abbildungen im Text und 20 Tafeln in Schwarz- und Buntdruck. Leipzig 1914, Teubner. *M* 20.—; geb. *M* 22.—

Unter den neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Tierbiologie nimmt dieses großzügig angelegte Werk einen ganz hervorragenden Platz ein. Den von Dr. Richard Hesse bearbeiteten ersten Band: „Der Tierkörper als selbständiger Organismus" (Leipzig und Berlin 1910, Teubner) haben wir bereits in dieser Zeitschrift 82 (1912) 565—567 einer Besprechung unterzogen und seine Geistesrichtung kritisch beleuchtet. Nun liegt endlich der zweite Band aus der Hand von Weismanns Nachfolger auf dem Lehrstuhl der Zoologie zu Freiburg i. B. fertig vor.

Der Gegenstand dieses Bandes ist von noch höherem biologischen Interesse als der des ersten Bandes, da er die Biologie im eigentlichen Sinne, nämlich die Wechselbeziehungen zwischen dem Tiere und den übrigen Gliedern der belebten und unbelebten Natur, behandelt. Eine bewundernswerte Fülle von Tatsachen der modernen Forschung ist hier übersichtlich geordnet und reich illustriert zusammengestellt, in anziehender Form und gemeinverständlicher Sprache geschildert. Wir wollen zuerst den Inhalt des Werkes kurz skizzieren und einige Bemerkungen beifügen. Zum Schluß soll die Stellungnahme des Verfassers zur Teleologie und Tierpsychologie geprüft werden, die allerdings nicht befriedigend ist.

Die Einleitung (S. 1—9) zeichnet in kurzen Zügen das Verhältnis des Tieres zu seiner gesamten Umgebung, die man früher sein „Milieu" nannte. Doflein führt statt dessen das deutsche Wort Lebensraum des Tieres ein. Die mannigfaltigen Einrichtungen, durch welche das Tier in seinen Lebensraum „hineinpaßt", sind die Anpassungen, die in organisatorische (festgegebene) und in regulatorische (abänderungsfähige) unterschieden werden. Beide umfassen wiederum morphologische, physiologische und psychologische Anpassungen. Wie das Angepaßtsein und seine Regulationen zusammenwirken, um die Erhaltung des Individuums und der Art zu sichern, das bildet den Inhalt des vorliegenden Buches. Für die psychologischen Anpassungen eine „Tierseele" anzunehmen, entspricht, wie der Verfasser schon hier verrät, nach seiner Ansicht nicht den „Forderungen exakter Wissenschaft"; aber erst am Schlusse des Werkes sollen wir erfahren, wie er diese Ablehnung begründet. Einstweilen will er sich der gewöhnlichen Ausdrücke be-

dienen, mit denen wir die Handlungen der Tiere beschreiben, auch wenn sie ursprünglich aus dem Menschenleben entlehnt sind. Von dieser an sich selbstverständlichen Erlaubnis macht er jedoch später bei den Schilderungen des „Liebeslebens“ der Tiere einen allzu freien Gebrauch, den er seinem exakt wissenschaftlichen Standpunkt gemäß besser eingeschränkt hätte.

Weitaus den größten Teil des Werkes nimmt das erste Buch ein, welches die Beziehungen des Tieres zu den belebten Elementen seines Lebensraumes behandelt (13—759). Das zweite Buch erörtert das Verhältnis des Tieres zu einem unbelebten Lebensraum (763—899). Den Schluß (drittes Buch) bilden endlich naturphilosophische Erwägungen über die Zweckmäßigkeit im Tierbau und Tierleben und deren Erklärung (903—929).

Das erste Kapitel des ersten Buches (13—21) führt uns die Lebensgemeinschaften (Biozönosen) der Tiere vor, die von den an bestimmten Örtlichkeiten gemeinsam vorkommenden Tierarten gebildet werden. Ein klassisches Beispiel hierfür sind die Biozönosen der norddeutschen Austernbänke. Wie der Mensch das Gleichgewicht zwischen den Mitgliedern einer solchen Lebensgemeinschaft durch Einführung neuer Tierarten vollständig stören kann, zeigt die Änderung der Tierwelt auf St. Helena seit Einführung der Ziegen und jener von Jamaika seit Einführung eines zu den Schleichkatzen gehörigen marderähnlichen Raubtieres (Herpestes mungo). Letzteres beseitigte zwar die Rattenplage in den Zuckerrohrfeldern, wurde aber schließlich durch Ausrottung zahlreicher einheimischer Nutztiere zu einer Landplage.

Ein außerordentlich reichhaltiger Abschnitt ist das zweite Kapitel über die Ernährungsbiologie der Tiere (21—326), das den Nahrungserwerb im Tierreich in seinen mannigfaltigen Formen behandelt und 17 Unterabteilungen umfaßt. Zu den Schutzeinrichtungen der Pflanzen gegen Tierfraß sei hier noch bemerkt, daß die Ansichten von Stahl, denen der Verfasser hauptsächlich folgt (45 ff.), neuerdings durch Heikertinger im Biologischen Zentralblatt (1915, Nr. 6—7) eine scharfe Kritik erfahren haben. Die Pilzzucht der Ameisen und der Termiten und der Ambrosiafresser unter den Borkenkäfern ist bei Doflein sehr eingehend und sehr gut besprochen, ebenso auch die blütenbesuchenden Insekten und ihre verschiedenen Anpassungen an die Blüten. Bezüglich des Pollensammelapparates der Honigbiene (113) sei verwiesen auf die neueren Untersuchungen von Casteel bei Buttel-Reepen (Leben und Wesen der Biene, 1915, S. 146 ff.). Bei den Fruchtbohrern, welche ihre Eier in Früchte legen (89 f.), wären auch manche Rhynchites-Arten (Pflaumenstecher, Apfelstecher usw.) zu erwähnen gewesen.

Unter dem großen Heere der tierfressenden Tiere (124—152) sei bei den Schneckenfressern (131) noch auf den schlanken Kopf und das schmale Halsschild von Cychrus und manchen Carabus aufmerksam gemacht, welche die Schnecken aus ihren Gehäusen herausfressen, was auch einige Silpha-Arten tun. Die Larven von Drilus machen ihre ganze Entwicklung in den von ihnen befallenen Gehäuseschnecken durch. Für den Nahrungswechsel im Tierreich bieten die Vampyre unter den Fledermäusen (204) ein vortreffliches Beispiel, da sie aus Pflanzensaugern zu Blutsaugern geworden sind. Auch auf den ähnlichen Nahrungswechsel bei

blutsaugenden Insekten wird (205) hingewiesen. Unter die „Ernährungssonderlinge" (247—249) möchten wir auch die in der entomologischen Literatur oftmals erwähnten Tabakfresser unter den Käfern (Lasioderma usw.) aufgenommen sehen, welche in Zigarrenlagern wiederholt Schaden angerichtet haben. Welch hohes Interesse die Biologie auch den verachtetsten Gliedern der Insektenwelt abzugewinnen weiß, zeigen die Abschnitte über Aasfresser und Leichenwürmer (249—257) und über Kot- und Fäulnisbewohner (257—261). Die Kurzflügler der Gattung Philonthus und ihre Larven werden hier (258) jedoch irrtümlich zu den Mistfressern gezählt, da sie als Räuber von den Larven der Fliegen und Aphodien in jenen Abfällen sich nähren.

In den Abschnitten über Symbiose und Synöcie im Tierreich (261 bis 280), welche das Zusammenleben von verschiedenartigen Organismen behandeln, finden wir eine reiche Fülle von klassischen Beispielen, namentlich aus der Meeresfauna, angeführt. Aber wir vermissen vollständig die Gäste der Ameisen und der Termiten und die gemischten Kolonien der Ameisen, obwohl sie großenteils hierher gehören. Reichensperger hat im neuen Handwörterbuch der Naturwissenschaften von Korschelt (IX. Bd., 1913, 926 ff.) diesen Erscheinungen ihren richtigen Platz unter „Symbiose" angewiesen. Im vorliegenden Werk werden sie erst viel später bei den Insektenstaaten (im 8. Kapitel) behandelt. Ganz vortrefflich ist dagegen der Abschnitt über Parasitismus (280—311) gelungen, der die außerordentlich große Mannigfaltigkeit und Höhe der Anpassungen bei Schmarotzertieren der verschiedensten Klassen und Ordnungen vorführt. Ganz unglaublich abenteuerliche Formen werden uns beispielsweise bei den Sacculinen unter den Wurzelkrebsen (301) und bei Diplozoon und Wedlia unter den Saugwürmern (308) in Wort und Bild gezeigt. Sehr merkwürdig ist auch die parasitische Entstehung der echten Perlen (319). Ein Bandwurm (Tetrarhynchus unionifactor) lebt als erwachsenes Tier in Möwen; die zufällig mit den Exkrementen ins Meer fallenden Bandwurmeier werden von einer Muschel verschluckt, in welcher das Finnenstadium des Parasiten sich entwickelt; die Muschel muß sodann von einem Meerfisch und dieser wiederum von einer Möwe gefressen werden, damit der Entwicklungskreislauf des Schmarotzers vollständig werde. Gelingt es aber der Muschel, die Bandwurmfinne ringsum einzukapseln und zu erwürgen, so wölbt sich in der Muschel die prachtvolle edle Perle empor als Grabmonument ihres toten Feindes. Sehr lehrreich ist auch der Kampf zwischen Parasit und Wirt (321—326) und zwischen ihren gegenseitigen Toxinen und Antitoxinen. Diese Forschungsergebnisse stehen jenen der modernen Bakteriologie würdig zur Seite.

Das dritte Kapitel, Organismen als Feinde der Tiere (326—429), zeigt uns in einer Reihe von Unterabteilungen das Tier im Kampf gegen seine Verfolger. Daß Tiere aus reiner Mordlust töten, hält der Verfasser (327) für unrichtig und deshalb auch die Parallele mit dem menschlichen „Blutdurst" für verfehlt. Sehr verschiedenartig sind die körperlichen Schutzanpassungen der Tiere, teils äußere, teils innere, teils mechanische, teils chemische, teils Abwehrbewegungen, Lautäußerungen usw. Daß nicht nur bei gewissen ausländischen Schmetterlingen,

wie (363) angegeben wird, sondern auch bei manchen einheimischen Spinnern (Prozessionsspinner, Kupferglucke u. a.), deren Raupen mit Brennhaaren versehen sind, die Gespinste und Kokons ebenfalls empfindliche Hautentzündungen hervorrufen können, ist den Schmetterlingszüchtern genugsam bekannt, und auch der Referent hat es in seiner Jugend wiederholt erfahren müssen. Eine besonders eingehende Besprechung wird den Warn- und Schreckfarben, der schützenden Ähnlichkeit und der Mimikry gewidmet (373—408). In den „Mimikryringen" Fritz Müllers, welche geschützte Schmetterlingsarten und deren Nachahmer umfassen — vgl. die schönen Farbentafeln IX und X —, sieht der Verfasser „Versicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit", dem Standpunkte der Selektionstheorie entsprechend. Die Einwendungen von Eimer, Piepers, Werner u. a. werden nicht erwähnt; im übrigen ist die Behandlung der Mimikryfrage ziemlich gründlich. Daß es eine auf Nachahmung von geschützten Vorbildern beruhende schützende Ähnlichkeit in vielen Fällen gibt, dürfte unseres Erachtens von den Gegnern der Mimikrytheorie vergebens geleugnet werden. Eine andere Frage ist jedoch, ob die Entstehung der Mimikry durch bloße Naturauslese erklärlich sei; Formen wie Mimanomma können schwerlich auf diese Weise entstanden sein [1]. Zu der durch ihre Schutzgestalt bekannten, häufig gezüchteten indischen Stabheuschrecke Dixippus morosus (387) sei noch bemerkt, daß sie nach den Nomenklaturgesetzen Prisomera amaurops Westw. heißen muß.

Das Geschlechtsleben der Tiere (429—512) bildet den Gegenstand des vierten Kapitels. Hier hätte sich der Verfasser eine größere Zurückhaltung im Gebrauch vermenschlichender Ausdrücke auferlegen sollen, wie bereits oben bemerkt wurde. Die Schilderungen der tierischen Fortpflanzungsverhältnisse sind zwar an sich naturgetreu und schreiben den Tieren keine höheren psychischen Fähigkeiten zu. An einer Stelle wird sogar ausdrücklich bemerkt, daß wir „natürlich an einen vollkommen unbewußten Vorgang" zu denken haben (511) Dann wäre es aber auch folgerichtig gewesen, unzweideutige Ausdrücke, die dem zoologischen Sprachgebrauch keineswegs fremd sind, zu verwenden statt der vulgärpsychologischen, die durch Büchner und Brehm leider in die Tierbiologie eingeschmuggelt worden sind. Wozu soll man vom „Liebesleben der Tiere" reden, von der „Ehe im Tierreich", von „Liebesspielen" und „Liebesgewohnheiten" (429, 433, 466, 511 usw.), da diese Ausdrücke doch zoologisch nichts weiter bedeuten sollen als die Paarungsvorgänge, die Paarungsverbände, die Paarungswerbungen, die Paarungsgewohnheiten usf.? Und wenn im ganzen Kapitel das edle Wort „Liebe" für die Brunsterregung wiederkehrt, so ist dies eine psychologisch irreführende Bezeichnung. Daß hier ein allzu freier und für viele Leser verwirrender Gebrauch von Wörtern gemacht wird, die aus dem Menschenleben auf das Tierleben übertragen werden und dem Anthropomorphismus dienen, liegt auf der Hand. Auch im sechsten Kapitel (Brutpflege) begegnen uns wieder ähnliche Stilblüten.

---

[1] Vgl. Wasmann, Mimanomma spectrum, ein neuer Dorylinengast des extremsten Mimikrytypus (Zoolog. Anzeiger XXXIX [1912], Nr. 5—6, 473—481).

Es sei noch bemerkt, daß bei Insekten die mehrmalige Paarung unter denselben Individuen nicht so allgemein ein „abnormes Vorkommnis" genannt werden kann, wie der Verfasser (471) meint. Bei Käfern ist sie vielmehr eine häufige Erscheinung, die insbesondere bei Lomechusa und Atemeles vom Referenten häufig beobachtet worden ist. Ferner erleidet das Gesetz, daß im Imagozustande ein Insekt nicht mehr wächst (481), bei der imaginalen Entwicklung der Termitoxeniiden und mancher Stethopathiden eine bemerkenswerte Ausnahme. Daß bei den Säugetieren im allgemeinen „kein hochstehender Typus des Ehelebens" sich findet, obwohl man denselben „eigentlich erwarten sollte" (470), ist wohl ein Zeichen, daß der zwischen organischer und psychischer Entwicklung theoretisch geforderte Parallelismus wenigstens für die höheren psychischen Fähigkeiten nicht zutrifft. Gegen die geschlechtliche Zuchtwahl Darwins (502) verhält sich der Verfasser ablehnend und spricht sich für die Auffassung von Wallace aus, der die betreffenden Erscheinungen durch Naturzüchtung zu erklären sucht.

Das fünfte Kapitel umfaßt die Tierwanderungen (513—554). Die große Mannigfaltigkeit der einschlägigen Tatsachen wäre besser in mehrere Unterabteilungen gegliedert worden; überdies hätte durch Sperrdruck an jenen Stellen, wo ein neues Thema beginnt, eine größere Übersichtlichkeit erzielt werden können. Das vierzig Seiten lange Kapitel hätte dadurch bedeutend gewonnen. Von besonderem Interesse ist die hier gegebene Schilderung der „Vogel-Mietskasernen" mitten im Indischen Ozean auf Layson (532) und der lange Abschnitt über die Zugvögel und ihre Wanderungen (535—554), der jedenfalls einen eigenen Untertitel hätte erhalten sollen. Das Problem des Vogelzuges ist gründlich und allseitig behandelt. Die Richtung der Zugstraßen sucht der Verfasser mit der Eiszeit ursächlich in Verbindung zu bringen. Obwohl er das Orientierungsvermögen der Wandervögel im allgemeinen auf ihre Sinnesfähigkeiten zurückführt, gesteht er doch zu, daß die Sicherheit, mit welcher die richtige Bahn eingeschlagen und beibehalten wird, einstweilen nur unvollständig erklärlich ist (554). Der „zwingende Einfluß von der Art der Tropismen", den er zur Lösung dieses Rätsels herbeiziehen möchte, ist allerdings nichts als ein Wort für etwas Unbekanntes.

Die Versorgung der Nachkommenschaft, die im sechsten Kapitel (555—679) besprochen wird, enthält zwölf inhaltreiche Unterabteilungen, denen wir nur einige wenige Bemerkungen widmen können. Die männliche Brutpflege bei Fischen ist gut geschildert. Wenn wir jedoch (507) beim Sonnenbarsch lesen: „An seine Pflichten wird er (der Vater) immer wieder von der Mutter erinnert, die ihn direkt zum Nestplatz hintreibt", so gilt von derartigen Nachahmungen des Brehmschen Stils dasselbe, was wir bereits oben über die „Liebe" im Tierreich sagten. Sie sind ein mißbräuchliches Spiel mit Wörtern, um so mehr, da der Verfasser seiner eigenen Überzeugung nach nicht einmal eine Tierseele annimmt, geschweige denn eine „Tierethik". Bei den Adoptionsinstinkten im Tierreich finden wir viele hübsche Beispiele angeführt, so (665) die Photographie der Hündin aus dem Berliner Zoologischen Garten, welche junge Löwen

und Leoparden säugt. Auf den innigen Zusammenhang der Adoptionsinstinkte mit dem später behandelten Brutparasitismus (671 ff.) hätte übrigens hingewiesen werden müssen, da letzterer vielfach nur auf Grund der ersteren sich entwickeln konnte. Bei der „Erziehung" der Tiere (666 ff.) vermißt man eine klare psychologische Analyse dieses Begriffs. Die Bedeutung des Nachahmungstriebes für das „Lernen" bei jungen Tieren wird zwar hervorgehoben, aber ohne psychologische Unterscheidung der verschiedenen, sehr ungleichwertigen Formen des Lernens. Daher bleibt auch die „vergeistigte Form der Brutpflege", die sich in der Erziehung der höheren Tiere bekunden soll, ein unklarer Begriff. An guten Anhaltspunkten zur Klärung hätte es nicht gefehlt. So wird z. B. das Spielen der jungen Tiere als „Probierbewegungen" gedeutet, als „ein Instinkt, der sie dazu antreibt, Bewegungen auszuführen, die sie in ihrem späteren Leben mit großer Gewandtheit und Präzision ausführen müssen" (670); dieser Instinkt bildet auch großenteils die Grundlage für das Lernen durch Sinneserfahrung. Die psychologisch so wichtigen Verirrungen des Brutpflegeinstinktes werden vom Verfasser nur kurz gestreift.

Unter den Insekten kommt in diesem Kapitel auch der Trichterwickler und sein Kunstsinn zu Ehren (575). Daß der allbekannte Schafmistkäfer (Minotaurus typhoeus) „südeuropäisch" sein soll, ist ein Irrtum; denn er wurde auch auf der Heide von Holländisch-Limburg vom Referenten häufig beobachtet. Bei dem so merkwürdigen Nestbau der Großfußhühner Australiens (608), die wegen der Temperaturregulierung in ihren Nesthaufen den Namen „Thermometervögel" erhielten, wäre ein Vergleich mit ähnlichen Erscheinnngen am Platze gewesen, die man bei unsern haufenbauenden einheimischen Ameisenarten, besonders bei Formica rufa, beobachtet hat. Die Viviparität bei den Käfern (623) ist wohl etwas zu kurz behandelt; wenigstens die klassischen Gattungen (Corotoca, Orina usw.) hätten Erwähnung verdient.

Das siebte Kapitel bringt eine Übersicht über die Gesellschaftsbildung im Tierreich (679—702). Von den Massenversammlungen einzellebender Tiere leitet es uns über zu den geselligen Tieren und zur Bildung von Familie und Herde. Bei den Herden der höheren Tiere wird zwischen „Familienherde" und „sozialer Herde" unterschieden (697). Erstere ist nur eine einzige, herangewachsene Familie, letztere eine Verbindung von Mitgliedern aus verschiedenen Familien. In den sozialen Herden dauert es oft wochenlang, bis ein fremdes Tier in ihren Verband wirklich aufgenommen und als Freund behandelt wird; in dieser „Prüfungszeit" wird den Neulingen mit Mißtrauen begegnet. Es sei bemerkt, daß wir ähnliche Erscheinungen auch bei der Aufnahme von fremden echten Gästen in Ameisenkolonien finden. Ein Käfer der Gattung Atemeles, der von Myrmica zu Formica oder umgekehrt übergeht, muß nach den Beobachtungen des Referenten ebenfalls eine kürzere oder längere, manchmal wochenlange „Quarantäne" durchmachen, bis er bei seinen neuen Wirten vollkommen aufgenommen ist und von ihnen beleckt und gefüttert wird. Die Arbeitsteilung und das „organisierte Handeln" in den sozialen Herden und die auf Geruchsinn,

Gesichtsinn und verschiedenen Lautäußerungen beruhenden „Verständigungsmittel" bei sozialen Tieren sind im vorliegenden Kapitel recht gut behandelt (698 ff.). Mit Recht nimmt der Verfasser an, „daß speziell die geselligen Tiere über ein Mitteilungsvermögen, über eine ‚Sprache' verfügen" (702), die er auch den staatenbildenden Insekten zuerkennt. Aber die Verschiedenheit dieser tierischen Laut- und Zeichensprachen von der menschlichen, auf Begriffsbildung beruhenden Sprache wird nicht klar genug hervorgehoben; überhaupt vermissen wir auch hier eine tiefere psychologische Analyse. Ohne diese wird auch das Studium der Affensprache, über die bisher nur „bizarre Meldungen" (Garner!) vorliegen (701), nicht mit Erfolg gekrönt sein.

Die staatenbildenden Insekten werden von Doflein im achten Kapitel behandelt (703—759). Deren wahrscheinlichen Ursprung erörtert er an den solitären Bienen, hauptsächlich an Buttel-Reepens Gedankengang sich anschließend. Es folgen der Hummelstaat, die Staaten der Wespen und der Meliponen, der Honigbienenstaat und endlich der Ameisenstaat und die Termitenstaaten.

Der Ameisenstaat (724—750) ist seiner hohen und mannigfaltigen Entwicklung entsprechend besonders eingehend und im ganzen recht gut besprochen, sowohl die einfachen Ameisenkolonien als auch die zusammengesetzten Nester und die gemischten Kolonien mit ihrer „Sklaverei". Manche berichtigende und ergänzende Bemerkungen wären hier allerdings beizufügen. Daß eine befruchtete Königin „so gut wie niemals" in ihr Heimatnest zurückkehrt (730), gilt bei manchen Formica-Arten sicher nicht. Die Zahl der in einer starken Kolonie der Waldameise (Formica rufa) befindlichen alten Weibchen ist nicht nur vermutungsweise (732) manchmal eine hohe, sondern es sind bereits an hundert in einem großen Haufen vom Referenten gezählt worden. Ferner ist es dem Verfasser entgangen, daß nach Janets Untersuchungen die Königinnen der Ameisen während der Zeit ihrer Isolierung, bevor sie die erste Brut aufgezogen haben (731), großenteils von der umgewandelten Substanz ihrer Flügelmuskeln sich ernähren, die nach dem Abwerfen der Flügel entbehrlich geworden sind. Daß die Larven der Ameisen ausschließlich mit flüssiger Nahrung gefüttert werden (732), ist irrtümlich; bei manchen Arten ist neuerdings beobachtet worden, daß die Arbeiterinnen den Larven auch zerstückelte Insekten als Beute vorlegen, ja sogar gegenseitiges Auffressen der jungen Larven (Kannibalismus) kommt vor. Die Angaben über bedeckte und kokonlose Puppen (723) bedürfen wohl einer schärferen Umgrenzung, da bei bestimmten Unterfamilien (z. B. den Ponerinen) die Puppen stets von einem Kokon umhüllt sind, bei andern (z. B. den Myrmicinen) niemals, während bei manchen Formicinen bedeckte und unbedeckte Puppen sogar in demselben Nest vorkommen können. Die hohe, gleichmäßige Temperatur im Innern der Haufen der Waldameisen ist nicht bloß „vielleicht" (736), sondern sicher großenteils durch die Gärung der zusammengeschleppten Pflanzenteile erzeugt, da selbst mitten im Waldesschatten gelegene Nester jene hohe Innentemperatur zeigen, die zur Entwicklung der Brut erforderlich ist. Die Sklavenjagden der Amazonen (Polyergus) richten sich gewöhnlich gegen die Kolonien

von Formica fusca und rufibarbis (nicht fusca und pratensis, S. 745). Besonders bemerkenswert sind die eigenen Untersuchungen des Verfassers über die Weberameisen (Oecophylla) und die Spinndrüsen ihrer Larven (738 ff.).

Die Ameisengäste (746 ff.) sind ziemlich gut gelungen, ebenso auch die meisten der beigefügten Abbildungen. Die von der ursprünglichen Originalzeichnung des Referenten zu sehr abweichende Fig. 640 (S. 749) würde besser ersetzt durch die Fütterung von Atemeles pratensoides aus dem Munde seiner Wirtsameisen (Wasmann, Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen, [2]1909, Taf. IV, Fig. 1). Der größte Schaden, den Lomechusa und Atemeles ihren Wirten zufügen, besteht darin, daß ihre Larven (nicht die Käfer selbst, S. 750) die Brut der Ameisen auffressen. Die Entwicklung der krüppelhaften Pseudogynen bei Formica infolge der Erziehung jener Adoptivlarven hätte wohl auch kurz erwähnt werden können, da sie zum Untergang der Wirtskolonien führt. Im großen und ganzen ist jedoch die Schilderung des echten Gastverhältnisses (Symphilie) zutreffend. Kürzer als die Ameisenstaaten sind die Termitenstaaten behandelt (756—758); die Termitengäste (758) wohl etwas zu kurz und ohne Abbildungen. Zudem sind die Exsudatorgane der echten Termitengäste von jenen der Ameisengäste großenteils verschieden (siehe Wasmann im Biologischen Zentralblatt 1903, Nr. 2—8). Den Schluß dieses Kapitels bildet ein recht guter Vergleich zwischen den sozialen Wechselbeziehungen in den Insektenstaaten und im übrigen Tierreich. Da wird auch richtig bemerkt, daß die früher (im zweiten Kapitel) erwähnten Erscheinungen der Symbiose hier noch weit übertroffen werden. Auch die psychischen Fähigkeiten der sozialen Insekten, besonders jene der Ameisen und Termiten, sowie ihr Mitteilungsvermögen sind gebührend hervorgehoben.

Das Tier und die unbelebten Elemente seines Lebensraumes sind der Gegenstand des weit kürzeren zweiten Buches. Die kosmischen Einflüsse und die periodischen Erscheinungen führt das neunte Kapitel vor (763—767). Die zwischen dem rhythmischen Ablauf organischer Entwicklungsprozesse und den Gedächtnisvorgängen gezogene Parallele (766) halten wir für verfehlt, da zwischen beiden nur eine entfernte Analogie besteht. Vererbung und Gedächtnis sind voneinander grundverschieden und dürfen nicht in den unklaren Begriff der „Mneme“ Semons zusammengeschweißt werden. Das Verhältnis der Tiere zu ihrem Medium — Land, Wasser, Luft — ist im zehnten Kapitel (767—796) gut dargelegt. In dem dreißig Seiten langen Kapitel wären jedoch Unterabteilungen dringend erwünscht gewesen. Gegen die Hypothese von der Übertragung des Lebens durch Meteore von einem Weltkörper zum andern verhält sich der Verfasser (780) mit Recht ablehnend, weil die Lebenskeime durch die Gluthitze zerstört werden müßten. Es sei noch beigefügt, daß die hier nicht erwähnte neuere Theorie von Svante Arrhenius, welche durch Strahlendruck die Verbreitung von feinsten Lebensstäubchen im Weltraume erklären will, ebenfalls sehr unwahrscheinlich ist, zumal nach Paul Becquerel (Comptes rendus 1910) die ultravioletten Strahlen im Weltenraume unbedingt tödlich für die

Lebenskeime sein müßten. Für die Wasserhymenopteren (788) sei auf August Thienemanns Arbeit (Zeitschr. f. wissenschaftl. Insektenbiologie 1916, Heft 3—4) verwiesen, wo festgestellt wird, daß die kleine, schwimmende Zehrwespe Caraphractus (Polynema) ihre Eier nicht in die von Libellen (Calopteryx), sondern von Schwimmkäfern (Dytiscus) ablegt. Den Einfluß der Schwerkraft auf die Tierwelt zeigt uns das elfte Kapitel (796—810). Bei den Anpassungen an das Baumleben in den Wäldern Südamerikas (808) wäre wohl auch der bekannte Langarmbock (Acrocinus longimanus) zu erwähnen gewesen. Daß es „Stereotropismus" sein soll, was die Ameisenköniginnen nach dem Paarungsfluge veranlaßt, sich in Erdlöcher zu verkriechen (810), wird kein Ameisenkenner glauben; der Instinkt des Tieres, sich einen verborgenen Brutplatz aufzusuchen, ist hier mit einem bloßen Tropismus verwechselt. Das zwölfte Kapitel (811—844) schildert sonstige Einflüsse des Mediums. Unter den vier Unterabteilungen ist die chemische Zusammensetzung des Mediums (823 bis 844) die wichtigste und umfangreichste. Der Einfluß von Quantität und Qualität der Nahrung (845—849) bildet das sehr kurze dreizehnte Kapitel. Daß hier die Schmetterlingsraupen zu den „Insektenfressern" gezählt werden (847), ist wahrscheinlich ein Druckfehler; es soll wohl heißen „Insektenlarven". Der Einfluß der veränderten Nahrung auf die Erzeugung neuer Varietäten ist übrigens gut dargestellt.

Weit umfangreicher ist das vierzehnte Kapitel: Temperatur und Klima (849—877). Der Saisondimorphismus und die künstlichen Temperaturabänderungen bei Schmetterlingen, mit zwei schönen Farbentafeln illustriert, ferner die Versuche von Tower über Leptinotarsa, jene von Kammerer über verschiedene Amphibien usw. begegnen uns hier. Dieses Kapitel ist jedoch, ebenso wie das folgende, wegen seiner Länge zu wenig übersichtlich und hätte in mehrere Unterabteilungen gegliedert werden sollen. Im fünfzehnten Kapitel: Das Licht in seinem Einfluß auf die Tierwelt (877—899), sind die merkwürdigen Anpassungen der Höhlentiere und der Tiefseebewohner besonders gut berücksichtigt. Zu den Angaben über den Schlaf der Ameisen (893) ist zu bemerken, daß er bei unsern Formica-Arten hauptsächlich in die Morgenstunden vor Sonnenaufgang fällt, wie Referent beobachtet hat. Als klassisches Beispiel für bei Tage fliegende Nachtfalter wäre auch die Spanische Fahne (Callimorpha hera) unter den Bärenspinnern zu erwähnen gewesen, da dieser prachtvolle Schmetterling mit seinen smaragdgrünen, gelbgestreiften Vorderflügeln und den brennendroten Hinterflügeln eine Charakterform der sonnendurchfluteten Mittagslandschaft im südlichen Mitteleuropa darstellt.

Nun stehen wir endlich vor dem dritten und letzten Buch des Werkes: Die Zweckmäßigkeit im Tierbau und Tierleben und ihre Erklärung. Es umfaßt zwei Kapitel mit philosophischen Erwägungen. Hier zeigt sich die Geistesrichtung des Verfassers, die mit der des Verfassers des ersten Bandes übereinstimmt, welche wir in dieser Zeitschrift 82 (1912) 566 f. besprochen haben; beide, Hesse und Doflein, erklären sich bezüglich ihrer Stellungnahme zu jenen Problemen solidarisch.

Das sechzehnte Kapitel befaßt sich mit den zweckmäßigen Eigenschaften im Tierreich und ihrer Entstehung (903—919), das siebzehnte mit den zweckmäßigen Handlungen der Tiere und ihrer Erklärung (919 bis 929). Die nochmalige gedrängte Zusammenfassung der tatsächlichen Ergebnisse, die in diesen Kapiteln geboten wird, ist recht schätzenswert; aber in philosophischer Beziehung sind sie durchaus verfehlt. Sie stehen auf dem Standpunkt eines empirisch-skeptischen Mechanismus, der sich einerseits für berechtigt hält, jede nicht rein mechanistische Erklärung von vornherein als „übernatürlich" abzulehnen, während er anderseits zugesteht, daß die Erscheinungen trotzdem „einstweilen" nicht befriedigend auf mechanistischer Grundlage erklärt werden können.

Wie weit dieser Standpunkt von wirklicher Voraussetzungslosigkeit entfernt ist, bekundet sich schon in den Einleitungsworten des betreffenden Kapitels. Die Begriffe „natürlich" und „mechanisch" werden einfachhin als gleichbedeutend behandelt, als ob das selbstverständlich wäre. Der Vitalismus, der die Fähigkeit, zweckmäßig zu reagieren, als Grundeigenschaft der lebenden Substanz auffaßt, wird daher rundweg abgelehnt, obwohl „weder der Vitalismus noch der Mechanismus auf Grund unserer heutigen Kenntnisse bewiesen oder widerlegt werden kann". Wenn wir die vitalistische Erklärung des Lebens annähmen, so wird weiter behauptet, dann müßte entweder das Leben auf unserer Erde von Ewigkeit her bestehen oder es müßte von einem andern Weltkörper her von außen eingeführt sein; beides sei aber sehr unwahrscheinlich. Die dritte Möglichkeit, daß nämlich das Leben auf einem eigenen Lebensprinzip beruht, das zwar nicht durch Schöpfung im eigentlichen Sinne, wohl aber auf Grnnd der vorhandenen materiellen Dispositionen entstand (eductio formae e potentia materiae), wird hier vollständig übergangen. Sie ist ja bereits als „Einwirkung einer andern Welt auf das natürliche Geschehen" (!) kurzerhand abgefertigt worden, was man wohl nicht als philosophische Widerlegung anerkennen kann.

Für die Entstehung der zweckmäßigen Anpassungen (904), welche das Grundproblem in allen Abstammungslehren bildet, zieht der Verfasser die mechanistische Erklärung deshalb der vitalistischen vor, weil sie sich bisher als „fruchtbarer" erwiesen habe. Uns scheint das Gegenteil der Fall zu sein, wie namentlich Hans Driesch gezeigt hat. Es folgt nun eine kritische Zusammenstellung der bisherigen Versuche, den Ursprung der zweckmäßigen Anpassungen zu erklären. Im Lamarckismus wird die Wirkung des Gebrauchs und Nichtgebrauchs der Organe anerkannt, aber die Nichterblichkeit der durch Übung erworbenen Abänderungen hervorgehoben. Erbliche Anpassungen an den Lebensraum der Tiere sind nur durch Beeinflussung der Keimzellen möglich (907). Damit eine Abänderung aber wirklich erblich werde, sei wahrscheinlich die Wiederholung des Reizes während längerer Zeiträume erforderlich, ein Gedanke, den auch J. Reinke[1] in die Hypothese der „säkularen Reizwirkungen" gekleidet hat. Eingehend wird sodann die

[1] Bemerkungen zur Vererbungs- und Abstammungslehre (1916) 63 (Berichte der Deutschen Botan. Gesellschaft XXXIV, Heft 2).

Selektionstheorie besprochen. Namentlich die Mimikryerscheinungen werden für diese Theorie verwertet, wobei auch des Referenten Forschungen über die Mimikry bei Ameisengästen ausgiebig zitiert werden (912 f.). Daß letzterer jedoch wiederholt die Naturzüchtung als unzureichend zur Erklärung dieser Tatsachen bezeichnet hat, finden wir nicht erwähnt. Nach Doflein (917) ist die Selektionslehre „die einzige existierende Theorie, welche uns die Entstehung der Zweckmäßigkeit im Bau und in den Funktionen bei den Tierarten mit Hilfe der bekannten Naturkräfte (!) verständlich macht". Nach den Gründen für diese Theorie werden übrigens auch die gegen sie von seiten der neueren Vererbungsforschung erhobenen Einwände kurz behandelt (918); Johannsens „reine Linien" werden allerdings nicht genannt. Den Ergebnissen des Mendelismus und der Mutationsforschung schreibt Doflein mit Recht eine große Bedeutung für unsere Vorstellungen über die Entstehung der Arten zu. Das durch Kreuzungen und Mutationen gelieferte Material biete erst die Anhaltspunkte für das Eingreifen der natürlichen Zuchtwahl. Hiermit scheint uns jedoch zugestanden, daß die Naturzüchtung die Entstehung der zweckmäßigen Abänderungen nicht zu erklären vermag und daß ihr deshalb nur ein untergeordneter Wert zukommt.

Im siebzehnten Kapitel folgen schließlich die zweckmäßigen Handlungen der Tiere und ihre Erklärung. Hier betritt der Verfasser das Gebiet der Psychologie, aber nur, um die psychologischen Elemente durch rein mechanische zu ersetzen. Die Seele gilt ihm von vornherein als „übernatürlicher Faktor" (919); die psychologische Auffassungsweise lasse sich daher „wissenschaftlich (!) weder beweisen noch widerlegen". Die mechanistische Betrachtungsweise dagegen habe zahlreiche Erfolge aufzuzeigen und biete die Möglichkeit einer Analyse der Vorgänge; deshalb halte er sie für aussichtsvoller und mache sie zur Grundlage seiner folgenden Darstellung. Daß die psychologische Erklärung ebensogut wie die mechanistische nach natürlichen Ursachen der Erscheinungen sucht und ebenfalls ihre Methoden der Analyse hat; daß ferner beide Forschungsrichtungen, die psychologische und die mechanistische, sich gegenseitig ergänzen müssen zu einer befriedigenden wissenschaftlichen Deutung der Tatsachen, das scheint dem Verfasser leider völlig verborgen geblieben zu sein. Wohin der Standpunkt Dofleins folgerichtig führt, zeigt sich klar, wenn wir seine soeben entwickelten Grundsätze auf den Menschen anwenden. Nach ihnen hat auch die menschliche Psychologie jedes Anrecht auf „wissenschaftliche" Erklärung des Seelenlebens verloren, soweit sie sich nicht auf rein mechanische Faktoren zurückführen läßt. Das Ideal dieser Forschungsrichtung ist einfachhin l'homme machine. Das kommt von der Verwechslung der Begriffe „natürlich" und „mechanisch".

Es ist lehrreich, im Laufe dieses Kapitels zu verfolgen, wie der Verfasser sich bemüht, nach dem Vorgange Otto zur Strassens alle psychischen Elemente aus dem Seelenleben der Tiere auszuschalten, um dann schließlich doch gestehen zu müssen, daß dieser Versuch einstweilen nicht gelinge. Bei den Tropismen der einzelligen Tiere und ihren Reflexoiden (923) geht es noch einigermaßen, wenn auch nicht gerade glatt; manche Versuche von Jennings und andern Forschern erregen ge-

wichtige Bedenken gegen diese Auffassung. Übrigens müssen wir ausdrücklich betonen, daß auch die vitalen Faktoren niederer Ordnung, die bei den einfachsten Reizbewegungen sich betätigen, keineswegs rein mechanisch sind, wie hier stillschweigend angenommen wird. Auch sie setzen ein Lebensprinzip voraus, wenngleich kein Prinzip des Erkenntnislebens, d. h. des psychischen Lebens im engeren Sinne. Bei den Reflexen der vielzelligen Tiere wird die mechanistische Erklärung um so schwieriger, je mehr die Komplikation der drei Systeme: Sinnesorgane, Zentralnervensystem und effektorische Organe, wächst. Die Instinkte sollen sich nur durch verwickeltere Zusammensetzung von den Reflexen unterscheiden, und werden als „Kettenreflexe" aufgefaßt; daß sie im Gegensatz zu den Reflexen von Sinneswahrnehmung geleitet werden, wird hier nicht berücksichtigt, obwohl der Verfasser zugesteht: „nicht immer ist der Instinkt absolut blind". Aber das durch zahlreiche Tatsachen bestätigte Modifikationsvermögen, das die Ausübung der Instinkte auf Grund der Sinneserfahrung in mannigfacher Weise abzuändern vermag, konnte er nicht übersehen; und dieses Vermögen muß er einstweilen als unvereinbar mit seiner mechanistischen Theorie anerkennen (926): „Die Fähigkeit, die Handlungen je nach den Umständen zu modifizieren, welche wir bei so vielen Tieren beobachten können, bietet einer natürlichen (!) Erklärung sehr große Schwierigkeiten. . . . Wir können ruhig zugeben, daß bis heute noch keine plausible natürliche (!) Erklärung für die oft so komplizierten Handlungen der Tiere, soweit sie nicht unter den Begriff des Instinkts (im engeren Sinne) einzuordnen sind, existiert." Die Hoffnung, daß diese Erklärung künftig möglich sein werde, versucht der Verfasser im folgenden durch eine vermeintlich mechanistische Deutung des Modifikationsvermögens auf Grund der „Probierbewegungen" und der „Reiznachwirkungen", welche auf die günstig verlaufenen Bewegungen sich einstellen sollen, seinen Lesern vorzutäuschen. Auf diesem Wege soll das schon bei Arthropoden vorkommende Gedächtnis und überhaupt die psychische Regulationsfähigkeit der Tiere sich entwickelt haben.

Die sozialen Insekten und höheren Wirbeltiere sind auch imstande, „Assoziationen zu bilden" (928). Es sei bemerkt, daß für das Assoziationsvermögen der Ameisen besonders die Versuche des Referenten über die Aufnahme neuer echter Gäste (z. B. Atemeles) in fremden Ameisenkolonien sprechen, auf die hier nicht hingewiesen wird. Wie der Verfasser derartige Erscheinungen rein mechanistisch begreiflich machen will, ist uns unerfindlich. Die höchste Stufe der psychischen Fähigkeiten soll endlich bei den Wirbeltieren, und zwar bei den Vögeln und Säugetieren, erreicht sein. Hier wird dem Assoziationsvermögen zugemutet, daß es auch bestimmte Begriffe mit bestimmten Lauten verbinde, was auf einer Verwechslung der Begriffe mit sinnlichen Vorstellungen beruht. Überhaupt fehlt die psychologische Analyse nur allzusehr bei diesem ganzen kühnen psychologisch-mechanistischen Brückenbau. Vom Assoziationsvermögen soll nur „ein kleiner Schritt" mehr sein „bis zur Anerkennung einer mehr oder minder selbständigen (!) Intelligenz bei Vögeln und Säugetieren".

So muß sich denn der Leser mit dem unklaren Schlußresultat zufrieden geben (929): „Ich traue den höheren Tieren alle möglichen geistigen Fähigkeiten zu;

ich glaube aber kaum, daß diese sich aus der Sphäre erheben werden, welche von den Lebensbedingungen der betreffenden Arten umschrieben wird." Im letzten Satze steckt ein Körnchen Wahrheit. Auf die „dressierten Pferde und Hunde" — gemeint sind die Elberfelder Pferde und der Mannheimer Hund [1] — und ihre „scheinbar überwältigenden Leistungen" ist nämlich Doflein schlecht zu sprechen. Die sogenannten Gedanken dieser denkenden Tiere seien „so phantastisch, daß man ohne weiteres die Mitarbeit eines in dieser Richtung begabten menschlichen Gehirns dabei herausmerkt". Wir stimmen ganz mit ihm überein, wenn er vom Krallismus keinen Fortschritt in der Tierpsychologie erwartet. Im übrigen haben wir in diesem ganzen Kapitel eigentlich nur erfahren, daß der Verfasser das psychische Leben der Tiere rein mechanisch erklären möchte, obwohl er zugestehen muß, daß es zurzeit nicht gelingt. Was Intelligenz ist, haben wir ebenfalls nicht erfahren, sondern nur, daß er sie den höheren Tieren zutrauen möchte. Noch viel weniger ist es uns klar geworden, wie der psychologische Begriff der Intelligenz als eines geistigen Abstraktionsvermögens auf mechanistischer Basis aufgebaut werden kann. Summa summarum — ein gänzliches Versagen des neuen, vielverheißenden Psychomechanismus. Der wissenschaftliche Wert des schönen biologischen Werkes hätte nur gewonnen, wenn dieser Versuch ganz unterblieben wäre. Daher kann das ganze Werk auch nur solchen zum Studium empfohlen werden, die hinreichend philosophisch vorgebildet sind.

Den Schluß bildet ein gutes alphabetisches Sachregister (930—960), das stellenweise etwas vollständiger sein könnte. So fehlt unter „Ameisengäste" der Hinweis auf S. 745 ff., wo das Thema eigentlich behandelt wird; die zitierte Seite 912 bezieht sich nur auf die Mimikry bei Ameisengästen. Ein Literaturverzeichnis findet sich am Anfang des Buches nach dem Inhaltsverzeichnis. Es ist anzuerkennen, daß hier auch einige Werke katholischer Autoren angeführt worden sind. Die Zahl der Druckfehler ist im Verhältnis zum Umfang des Werkes nicht groß; es wäre immerhin gut gewesen, ein Verzeichnis der Druckfehler beizufügen, da manche sinnstörend sind. Der Druck ist im allgemeinen recht gut. S. 55 sind jedoch in zwei Sätzen einige Buchstaben ganz ausgefallen. Der größeren Übersichtlichkeit halber hätte an manchen Stellen mehr Sperrdruck Verwendung finden können; auch daß einige Kapitel allzulang sind und in Unterabteilungen hätten gegliedert werden müssen, wurde bereits mehrfach erwähnt. Die Sprache ist durchschnittlich klar, ungekünstelt und allgemeinverständlich. Hier und da hätten minder geläufige zoologische Fachausdrücke mit Nutzen in Klammern verdeutscht werden können; Worte wie „moniliaähnliche Zellen" (69) wären überhaupt besser durch deutsche Bezeichnungen (perlschnurförmige Zellen) ersetzt worden.

Die Ausstattung des Bandes mit Tafeln und Textabbildungen ist zweckentsprechend und reichhaltig. Unter den Schwarzdrucktafeln finden sich manche ganz vorzügliche, z. B. Taf. XIII. Auch die Farbendrucktafeln sind meist gut zusammengestellt und schön ausgeführt; besonders die Tafeln II, III, IV und XIII B verdienen Anerkennung. Das nämliche gilt im allgemeinen auch für die Abbildungen im Text. Viele sind geradezu klassisch, z. B. Abb. 218 auf S. 267. Einige weniger gelungene sollten durch bessere ersetzt werden; so Abb. 91 auf S. 150, Abb. 130 auf S. 186 und die bereits oben erwähnte Abb. 640 auf S. 749.

---

[1] Siehe diese Zeitschrift 90 (1915) 288 ff.

2. Alfred Brehms Tierleben.

Große Ausgabe. Vierte, vollständig neubearbeitete Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. Otto zur Strassen[1]. Lex. 8°, Leipzig 1913—1915, Bibliographisches Institut. Jeder Band geb. *M* 12.—

II. Band. Die Vielfüßler, Insekten und Spinnenkerfe. Neubearbeitet von Richard Heymons, unter Mitarbeit von Helene Heymons. Mit 367 Abbildungen im Text, 20 farbigen und 15 schwarzen Tafeln, 7 Doppeltafeln und 4 einseitigen Tafeln nach Photographien und 1 Kartenbeilage. (XLII u. 716.)

III. Band. Die Fische. Unter Mitwirkung von Viktor Franz neubearbeitet von Otto Steche. Mit 59 Abbildungen nach Photographien auf 10 Doppeltafeln, 172 Abbildungen im Text, 19 farbigen und 34 schwarzen Tafeln und 1 Kartenbeilage. (XXIV u. 590.)

V. Band. Lurche und Kriechtiere, 2. Band. Neubearbeitet von Franz Werner. Mit 113 Abbildungen im Text, 19 farbigen und 18 schwarzen Tafeln, 28 Doppeltafeln nach Photographien und 2 Kartenbeilagen. (XVI u. 598.)

XI. Band. Säugetiere, 2. Band. Neubearbeitet von Ludwig Heck und Max Hilzheimer. Mit 94 Abbildungen nach Photographien auf 20 Doppeltafeln, 30 Abbildungen im Text, 15 farbigen und 4 schwarzen Tafeln. (XVIII u. 654.)

XII. Band. Säugetiere, 3. Band. Neubearbeitet von Ludwig Heck und Max Hilzheimer. Mit 146 Abbildungen nach Photographien auf 25 Doppeltafeln, 52 Abbildungen im Text, 17 farbigen und 4 schwarzen Tafeln. (XVIII u. 722.)

Kleine Ausgabe für Volk und Schule. Dritte Auflage. Nach der von Prof. Dr. Otto zur Strassen herausgegebenen vierten Auflage des Hauptwerkes vollständig neu bearbeitet von Dr. Walther Kahle. Lex. 8°, Leipzig 1915, Bibliographisches Institut.

II. Band. Die Fische, Lurche und Kriechtiere. Mit 114 Abbildungen im Text und 29 Tafeln, sowie 10 Tafeln nach Photographien. (XXII u. 593.) Geb. *M* 10.—.

Brehms Tierbilder. Leipzig 1913—1915, Bibliographisches Institut.

II. Teil. Die Vögel. 60 farbige Tafeln aus Brehms Tierleben von Wilhelm Kuhnert und Walther Neubach. Mit Text von Viktor Franz. In Leinenmappe *M* 12.—

III. Teil. Die Säugetiere. 60 farbige Tafeln aus Brehms Tierleben von W. Kuhnert, R. Friese, K. L. Hartig, W. Neubach, G. Mützel, C. Rungius, A. Specht und W. Watagin. Mit Text von Viktor Franz. In Leinenmappe *M* 10.—

Bezüglich der großen Ausgabe von Brehms Tierleben wurde bereits in unsern früheren Besprechungen[1] hervorgehoben, daß der Herausgeber der vierten Auflage, O. zur Strassen, die Tierpsychologie des alten Brehm gründlich reformieren wollte; die Vermenschlichung des Tierlebens sollte durch eine kritischere Auffassung der tierischen Handlungen ersetzt werden. Daß die Durchführung dieser guten Absicht in den die Vögel enthaltenden Bänden keine folge-

[1] Vgl. 82 (1912) 311—314, u. 85 (1913) 458—460.

richtige war, wurde bereits damals bemerkt. Auf diesen Punkt werden wir daher auch in unserer heutigen Übersicht über die neueren Bände besonders zu achten haben.

Beginnen wir mit dem zweiten Band, der die Insekten und außerdem die Vielfüßler und Spinnentiere behandelt. Der Bearbeiter, Richard Heymons, ist ein rühmlichst bekannter Entomologe. Dieser Band ist wohl von allen der großen Ausgabe am durchgreifendsten neu bearbeitet. Trotz der Vermehrung des Textumfanges und der Abbildungen war es selbstverständlich nicht möglich, auch nur einen erheblichen Teil der über 384000 Insektenarten, die bisher wissenschaftlich bekannt sind, zu erwähnen. Die Auswahl des Materials mußte sich daher auf die Beschreibung und Lebensweise der Hauptvertreter in den verschiedenen Gruppen dieser Tierklasse beschränken, wobei jene bevorzugt wurden, die dem Menschen irgendwie nähergetreten sind, sei es nun durch ihre Nützlichkeit oder ihre Schädlichkeit. Die systematische Anordnung ist eine ganz moderne, auf den neuesten Systemen beruhende.

Mit der Auffassung der psychischen Fähigkeiten der Insekten, Tausendfüßler und Spinnen, wie sie im allgemeinen Teil (10 f.) geboten wird, kann man zufrieden sein. Sie ist eine durchaus korrekte und hält die richtige Mitte zwischen der mechanischen Reflextheorie und der Vermenschlichung des Tierlebens, die der Bearbeiter beide gleichmäßig ablehnt. Von „Intelligenz" der Insekten ist überhaupt keine Rede, sondern bloß von ihren mannigfaltigen, oft hochkomplizierten Instinkthandlungen und von der Fähigkeit, durch individuelle Erfahrung die instinktiven Tätigkeiten innerhalb gewisser Grenzen abzuändern. Lernvermögen und Mitteilungsvermögen wird insbesondere den sozialen Insekten und unter diesen vorzugsweise den Ameisen zugestanden (622 ff.), deren psychische Fähigkeiten richtig eingeschätzt werden. Wenn bei den Kämpfen der Ameisen auch von „Willenskraft" die Rede ist, so dürfen wir dieses Wort wohl nicht zu streng nehmen.

In der Auswahl des biologischen Materials ist anzuerkennen, daß bei verschiedenen Familien der Insekten in dieser neuen Auflage auch die Ameisengäste und Termitengäste einigermaßen zu ihrem Rechte kommen. Die Lebensweise von Lomechusa und Atemeles ist gut geschildert (395 ff.), allerdings mit einer völlig verfehlten Abbildung der Fütterung von Lomechusa strumosa durch Formica sanguinea. Nicht bloß die Körpergestalt des Käfers ist falsch, es fehlen nicht bloß die Haarbüschel der Hinterleibsseiten und die Gruben des Halsschildes, sondern der Käfer streichelt auch mit seinen erhobenen Vorderfüßen die Wangen der Ameise; das tut keine Lomechusa, sondern nur Atemeles bei der Aufforderung zur Fütterung. Diese Abbildung müßte deshalb ersetzt werden durch die Fütterung von Atemeles pratensoides aus dem Munde von Formica pratensis (Wasmann, Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen, [2]1909, Taf. IV, Fig. 1). Bei den Paussiden (392) sind die Gattungen mit zehngliedrigen und fünfgliedrigen Fühlern (Arthropterus, Pleuropterus, Pentaplatartherus usw.) ganz übersehen; die Angabe, daß mit Ausnahme von Protopaussus, der elf Fühlerglieder hat, sämtliche Käfer dieser Familie zweigliedrige Fühler besitzen, ist ein Irrtum. Unter den Zweiflüglern finden wir auch die termitophilen Gattungen Termitoxenia und Thaumatoxena erwähnt (329). Die myrmekophilen Raupen der Lycäniden (297 ff.) sind gut behandelt. Zur Gattung Atractocerus (418) sei bemerkt, daß es auch Arten von über 6 cm

Länge gibt, und daß diese Käfer, welche sehr kurze Flügeldecken haben, im Fluge täuschend geflügelten Termiten gleichen, deren Nester sie nachts umschwärmen; wahrscheinlich leben ihre Larven darin. Die Biologie der Ameisen (615 ff.) ist im ganzen gut gelungen. Bei den räuberischen Dorylinen (629), den Wander- und Treiberameisen, fehlt jedoch jeglicher Hinweis auf die außerordentlich zahlreichen und interessanten Gäste, welche diese Räuberhorden begleiten. Nur einer, Doryloxenus Lujae ist an einer früheren Stelle (397) genannt, und auch die Umwandlung von ostindischen Wanderameisengästen in Termitengäste hat daselbst Erwähnung gefunden.

Die Abbildungen im Text sind meist gut, einige nur mittelmäßig, z. B. Ephippiger (88), völlig mißglückt ist das erwähnte Fütterungsbild von Lomechusa. Der „Blick in die Königszelle der kriegerischen Termite" (113) enthält eine bedeutende Zutat künstlerischer Phantasie. Unter den photographischen Tafeln ist jene des Trichterwicklers und seiner Blattrollen (493) vortrefflich. Auf den Farbentafeln dürften wohl die Käfer, Heuschrecken und Wanzen besser gelungen sein als die „tropischen Tagschmetterlinge" (304); dagegen sind die Farbentafeln „Seidenspinner" (277), „europäische Nachtfalter" (260) und „europäische Tagfalter" (292) recht gut, ebenso auch die „indischen Prachtwespen" (538). Die Gespenstheuschrecke „Teufelsblume" (80) ist sehr farbenprächtig ausgeführt. Die so häufig gezüchtete indische Stabheuschrecke Carausius (Dixippus) morosus Brunn. (Prisomera amaurops Westw.) hätte wohl auch erwähnt und abgebildet werden können.

Der dritte Band, betitelt Die Fische, umfaßt den Tierkreis der Chordatiere und als Unterkreise die Manteltiere, Lanzettfische und Wirbeltiere. Von den letzteren sind der erste Stamm, die Rundmäuler, und der zweite Stamm, die Quermäuler, hier behandelt. Die erste Klasse der Quermäuler bilden die Fische, und diesen ist tatsächlich fast der ganze Band (von S. 39 an) gewidmet. Daß die Manteltiere hier in die nächste Gesellschaft der Wirbeltiere geraten sind, wird kaum allgemeine Zustimmung finden, da es auf Überschätzung eines einzigen Merkmals beruht, das mehr deszendenztheoretischer Natur ist. Ob nämlich die Entwicklung eines Chordastranges bei den Larven dieser Tiere wirklich gleichwertig ist mit dem der Wirbeltiere, ist eine vielumstrittene Frage. Richard Hertwig stellte die Manteltiere wegen der großen Verschiedenheit ihrer Organisation von der der Vertebraten noch in den neuesten Auflagen seines Lehrbuches der Zoologie wohl richtiger an den Schluß des Kreises der Würmer.

Die Zahl der beschriebenen Fischarten ist im Vergleich zur dritten Auflage fast auf das Doppelte gestiegen. Das neue System von Boulenger-Goodrich ist ihrer Reihenfolge zugrunde gelegt. Die einheimischen Arten sind am vollständigsten behandelt, besonders die Süßwasserfische. Die Anatomie ist bei den Hauptvertretern der einzelnen Gruppen mehr berücksichtigt als früher. Für die Bearbeitung der Lebensgeschichte der Aale wurden die neuesten Forschungsergebnisse benutzt. Besonders interessant sind die Schilderungen des Fanges der Schwertfische und anderer Arten.

Die psychischen Fähigkeiten der Fische sind theoretisch recht mäßig eingeschätzt (65), da bei ihnen der von Edinger als Neencephalon bezeichnete Hinterteil nur wenig entwickelt ist. Bloß ein manchmal gut ausgebildetes Lern-

vermögen auf Grund von Sinneserfahrungen wird ihnen zuerkannt. Dagegen findet sich im Laufe der Einzelschilderungen hier und da noch die alte Brehmsche Vermenschlichung des Tierlebens vor. So wird das Paarungsspiel der Großflosser nach Benecke (391), wo die Fische sich gegenseitig die Oberlippe zerfleischen, „als ein Küssen von besonderer Innigkeit" angesehen!

Die Textabbildungen sind meist gut; der Kaimanfisch (147) mit seinem vorsintflutlichen Gepräge und die Fetzenfische mit ihren seetang-ähnlichen Anhängen (365) sind vortrefflich gelungen. Auch die Schwarztafeln, unter denen wir die beiden Aaltafeln (334) hervorheben möchten, sind meist recht naturgetreu. Bei den Aufnahmen der im Wasser befindlichen Objekte waren für die photographische Abbildung große Schwierigkeiten zu überwinden. Trotzdem sind auch die photographischen Tafeln durchschnittlich gut, besonders die Tafeln „Welse und Hechtartige", „Barsche und Sonnenbarsche", „Westindische Korallenfische" und „Stachelflosser". Die Farbentafeln verdienen gleichfalls Lob. Doch ist dem Künstler die Nachahmung des Goldglanzes der Goldmakrele (522) nur sehr unvollkommen geglückt.

Der fünfte Band, Lurche und Kriechtiere, zweiter Band, ist gleich dem ersten von dem vortrefflichen Kenner dieser Tierklassen, Franz Werner, bearbeitet und umfaßt die Schuppenkriechtiere, d. h. die Eidechsen, Chamäleone und Schlangen. Wie reich die neue Auflage dieses Abschnittes von Brehms Tierleben vermehrt ist, ergibt sich schon daraus, daß aus dem einen Amphibien-Reptilien-Bande der dritten Auflage mit 826 Seiten jetzt zwei Bände mit zusammen 1170 Seiten geworden sind. Die Zahl der im zweiten Band beschriebenen Eidechsen ist von 55 auf 187 gewachsen; jene der Chamäleons von 1 auf 20, jene der Schlangen von 88 auf 234. Manche unzuverlässige Angaben älterer Schriftsteller sind durch neue Beobachtungen ersetzt, worunter auch viele vom Bearbeiter selbst stammende sich befinden. Die „geistigen Eigenschaften" sind sehr zurückhaltend behandelt. Bei den Eidechsen (5) und den Schlangen (233 u. 273) ist nicht von der Intelligenz dieser Tiere, sondern nur von ihrer „höheren Gehirntätigkeit" die Rede und von ihrer Fähigkeit, Erfahrungen zu sammeln. Dagegen ist die Paarung der Wasserotter (541) im alten Brehmschen Stile gehalten. Die Tafeln sind bedeutend vermehrt worden. Namentlich die photographischen Tafeln verdienen Anerkennung, unter denen viele von ausgezeichneter Naturtreue sich finden, wie die Schlangentafeln I, V, VI, X u. XI. Minder natürlich muten einige Photographien auf der Eidechsentafel I an. Die Farbentafeln sind schön, so der Madagaskar-Tagecko (27), der Bindenwaran (129) und manche Schlangentafeln. Die Felsenagame (45) dürfte fast zu grell gefärbt sein. Besonders eingehend und interessant sind die älteren und neueren Berichte über die mannigfaltigen Giftschlangen.

Der elfte und zwölfte Band, der zweite und dritte der Säugetiere, von L. Heck und M. Hilzheimer bearbeitet, sind bedeutend bereichert, den neueren Forschungen entsprechend. Der zweite Band enthält die Ordnungen der Nagetiere und der Robben, deren erstere ungemein artenreich ist. Es sind hier beinahe fünfmal soviel Formen von Nagern beschrieben als in der dritten Auflage, darunter 44 Formen von echten Hasen und weit über 200 aus der Familie der

Mausartigen. Der dritte Band behandelt die Ordnungen der Raubtiere, Wale, Rüsseltiere, Sirenen, Klippschliefer und Unpaarhufer. Zwei Drittel dieses Bandes nehmen die Raubtiere ein. Aus der Familie der Katzen sind 60 Formen beschrieben. Eine völlige Umarbeitung erfuhr die Systematik der Hunde, insbesondere der Abschnitt über die Abstammung der Haushunde.

Die Tierpsychologie weist in diesen beiden Bänden wenigstens einen Versuch zu einem erheblichen Fortschritt gegenüber der früheren Darstellung auf, der allerdings nicht konsequent durchgeführt wurde. Das „prächtige Stück Tierpsychologie", in welchem K. Th. Liebe „mit genialem Verständnis für die Tierseele" das Benehmen des Wildkaninchens beschreibt (XI 43 ff.), weiß nichts von höheren geistigen Fähigkeiten seines Pfleglings zu berichten, sondern nur von verschiedenen sinnlichen Affekten und dem Lernen durch Sinneserfahrung. Der Beobachter fügt sogar ausdrücklich und ganz richtig bei: „Liebe bedeutet hier soviel als Sorge um die Jungen." Weiterhin (97) werden die vermeintlichen Intelligenzleistungen des Hasen einer Kritik unterzogen und als instinktive Fähigkeiten erklärt. In noch höherem Maße ist die Tierpsychologie des XII. Bandes, insbesondere jene der Raubtiere, umgestaltet. Schon im Vorwort wird anerkannt, daß hier in tierpsychologischer Hinsicht „weitgehende Neugestaltungen" nötig waren. Leider beschränken sie sich fast nur auf die theoretischen Ausführungen; dagegen ist die alte Brehmsche Vermenschlichung des Tierlebens in den Einzelschilderungen viel zu wenig beschnitten worden. Über die psychischen Fähigkeiten der Raubtiere wird (3) richtig bemerkt: „Instinktive Begabung und Lernfähigkeit stehen mit den leiblichen Anlagen im Einklang, worauf schon die gut entwickelten, stark gefurchten Großhirnhemisphären hindeuten." Die „geistigen Fähigkeiten" der Schleichkatzen (Viverridae) sind maßvoll eingeschätzt (7). Die vorgebliche List der Manguste, durch bestimmte Laute ihre Beute anzulocken, wird (33) richtig als ein „angeborener Instinkt" erklärt. Auch die allgemeine psychologische Charakteristik der katzenartigen Raubtiere (51 ff.) ist zutreffend. Dagegen finden wir in den Einzelschilderungen besonders des sog. Liebes- und Familienlebens dieser Tiere großenteils den alten Brehmschen Stil unverändert (77, 80, 119 usw.). Der Hauskatze wird beispielsweise „alle Zärtlichkeit, alle Hingebung einer Mutter" nach wie vor angedichtet (122). Das „Ehr- und Schamgefühl" des Luchses (144) erhält allerdings eine wohlverdiente, vom Bearbeiter beigefügte Berichtigung, die aber den nicht beseitigten Widerspruch zwischen der alten und der neuen Tierpsychologie des „Brehm" nur um so klarer zutage treten läßt. Etwas gründlicher sind die seelischen Eigenschaften der Hunde umgearbeitet (236).

Die Farbentafeln sind meist sehr gut. Unter den photographischen Tafeln leiden manche unter dem Nachteil, daß sie nur in Gefangenschaft gehaltene Tiere darstellen konnten. Die Löwentafel (46) und die Tigertafel (78) sind immerhin ziemlich gut. Viel besser sind die photographischen Tafeln „Deutsche Hunderassen" und „Deutsche Pferderassen der Gegenwart"; namentlich die letzteren sind vortrefflich. Ausgezeichnet naturgetreu ist die photographische Tafel „Schwimmender Eisbär", auf der schwedischen Polarexpedition von Axel Hamberg aufgenommen.

Die Volksausgabe von Brehms Tierleben, der „kleine Brehm", liegt jetzt im zweiten Bande der dritten Auflage vor, die Fische, Lurche und Kriechtiere umfassend. Der früher erschienene dritte Band (Vögel) wurde hier 85 (1913) 459 angezeigt. Da diese Volksausgabe nur einen Auszug aus der vierten Auflage der großen Ausgabe darstellt, ist die Anordnung des Stoffes die nämliche. Auch die Ausführungen über die psychischen Fähigkeiten sind wenigstens, wo diese zusammenfassend behandelt werden, recht gemäßigt wie im Hauptwerke. So wird S. 199 bemerkt, die Hirntätigkeit der Lurche sei früher meist überschätzt worden und ihre vermeintlichen bewußten und verstandesmäßigen Handlungen hätten sich durch sorgfältige Untersuchung als reine Reflexwirkungen erwiesen; immerhin bliebe noch Spielraum genug für die Annahme komplizierterer Leistungen in den individuellen Anpassungen dieser Tiere. Die Abbildungen sowie auch die Farbentafeln sind meist recht gut. Unter den photographischen Tafeln ist jene der Schildkröten (336) besonders bemerkenswert.

Ein künstlerischer Auszug aus Brehms Tierleben sind Brehms Tierbilder, ausgewählte Farbentafeln aus den Bänden der neuen großen Ausgabe. Bisher sind der zweite und dritte Teil erschienen mit je 60 Bildern, ersterer die Vögel, letzterer die Säugetiere darstellend. Die Haltung der Tiere und die Charakteristik ihrer Umgebung ist meist gut und naturgetreu gelungen. Unter den Säugetieren sind der Jaguar, der afrikanische Leopard und der Orang-Utang wahre Prachtbilder, unter den Vögeln der graue Fischreiher, der Steinadler und der große Paradiesvogel. Minder gut ist das Hochzeitskleid des Buchfinken gelungen. Bei den roten Flamingos fällt auf, daß nur einer der Vögel auf einem Beine steht. Einige der Vogeltafeln sind am Rande zu stark beschnitten. Der Preis dieser Kunsttafeln ist verhältnismäßig billig, zumal da auch jeder Tafel ein erklärender Text beiliegt.

Erich Wasmann S. J.

Deutsche Literatur.

Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisches und bibliographisches Handbuch mit Motivübersichten und Quellennachweisen. Von Herm. Anders Krüger. 8° (VIII u. 484) München 1914, Beck. *M* 6.50; geb. *M* 7.50

Wilhelm Lindemanns Geschichte der deutschen Literatur. Neunte und zehnte Auflage, herausgegeben und teilweise neu bearbeitet von Dr. Max Ettlinger. Zwei Bände. 8° (XXVIII u. 1376; vierzig Bildertafeln) Freiburg i. B. 1915, Herder. *M* 13.50; geb. *M* 17.—

Geschichte des deutschen Romans bis 1800. Von Dr. Hubert Rausse. [Sammlung Kösel 78] kl. 8° (VIII u. 172) Kempten 1914, Kösel. Geb. *M* 1.—

Die deutsche Romantik. Ein Vortrag aus dem Jahre 1912. Von Christoph Flaskamp. kl. 8° (60) Warendorf o. J. (1916), Schnell. *M* 1.—

Karl Domanig. Ein Beitrag zur Erkenntnis seiner Dichterpersönlichkeit und die tyrolische Literatur ab 1800. Von Anton Dörrer. Dritte, verbesserte und erweiterte Auflage. kl. 8° (248) Kempten 1914, Kösel. *M* 2.80; geb. *M* 3.80

Wenn sich in der Dichtung eines Volkes am klarsten zeigt, bis zu welchem Grade es ihm gelungen ist, alle Verzweigungen seines Denkens und Strebens mit der Sonderart seines Menschentums einheitlich zu beseelen, dann ist heute, wo wir um eine neue Zukunft kämpfen, die Beschäftigung mit unserer literarischen Vergangenheit von nicht geringem Werte. Wilhelm Scherer sagt am Schlusse seiner „Geschichte der deutschen Literatur": „Nur aus der ganzen Folge der Epochen unserer Geschichte erkennen wir die Anlagen, die in uns ruhen; und nur in der gleichmäßigen Ausbildung aller würde die Vollendung unseres Wesens bestehen. Sie wäre wohl erreichbar, wenn es gelänge, die verhängnisvolle Einseitigkeit, die uns so leicht entstellt, zu überwinden, die natürlichen Neigungen durch bewußte Arbeit zu beschränken und den Geist der ablaufenden Epoche in die kommende hinüberzuretten." Deshalb ist es erfreulich, daß sich die für weitere Kreise bestimmten Hilfsmittel zur Ausnutzung unseres dichterischen Besitzes auch in den Kriegsjahren vermehrt haben.

Krüger hat das 1882 in Leipzig erschienene „Lexikon der deutschen Nationalliteratur" von Adolf Stern vollständig umgearbeitet. Er schreibt „vornehmlich" für die „jüngeren Kollegen, Bibliothekare, Studenten, Lehrer, Buchhändler, Journalisten und Bücherfreunde". Außer den deutschen Dichtern der Vergangenheit und Gegenwart werden sowohl ältere Dichter des Auslandes wie Vertreter der Wissenschaft so weit behandelt, als es ihre Bedeutung für die deutsche Literatur zu fordern schien. Überall werden die wichtigsten Linien des Lebensganges eingetragen, die Werke mit den nötigsten bibliographischen Angaben aufgeführt, die Erläuterungsschriften verzeichnet und zuletzt noch die Dichtungen namhaft gemacht, die den gerade behandelten Schriftsteller oder seine Werke irgendwie zum Gegenstand haben. Ferner bietet das Lexikon besondere Artikel über dichterische Gestalten, Motive und Stoffe, über die wichtigsten literarischen Begriffe und über die literarischen Beziehungen von Städten, Landschaften und geschichtlichen Persönlichkeiten.

Das Werk gibt also denen, für die es zunächst berechnet ist, aber auch den eigentlichen Fachleuten, eine Fülle von Aufschlüssen, die sonst an weit zerstreuten Stellen zu suchen wären. Daß trotz der großen, dankenswerten Arbeit des Verfassers noch manche Ungenauigkeiten und Lücken übriggeblieben sind, versteht sich von selbst. Die können, wie bei allen Büchern solcher Art, nur allmählich verschwinden, vorausgesetzt daß der Bitte des Vorwortes, die Benutzer möchten dazu mithelfen, reichlich entsprochen werde. Einige Wünsche für die Behandlung der noch zu wenig berücksichtigten katholischen Literatur hat P. v. Dunin-Borkowski hier schon geäußert (87 [1914] 565). Es wird gut sein, daß auch ältere katholische Schriftsteller sich denen anschließen, die der Verfasser im Vorwort einlädt, „das nötige Material" zur Prüfung für die Aufnahme vorzulegen.

Neben Ergänzungen und Einzelberichtigungen dürften indes einige grundsätzliche Änderungen in Erwägung zu ziehen sein. Der Verfasser erklärt, der Schwer-

punkt seiner „mehr mühsamen als selbständigen Arbeit“ liege „nicht im Urteil“, sondern „in der knappen Auskunft“. Richtiger wäre es wohl, das eigene Urteil soviel wie nur möglich durch allseitige Auskunft über fremde Urteile zu ersetzen. Dem Benutzer des Werkes ist ohne Zweifel mehr gedient, wenn er in den Charakteristiken der einzelnen Dichter möglichst genau den Durchschnitt der einschlägigen Sonderuntersuchungen findet, als wenn er die Meinung Krügers kennen lernt. Für die älteren Schriftsteller hat Krüger dieses Verfahren einzuhalten gesucht. Doch wäre die Grundlage etwas breiter zu nehmen gewesen. Ein Vergleich auch nur der Gesamtdarstellungen der deutschen Literaturgeschichte zeigt ja ohne weiteres den starken Einfluß der Weltanschauung auf das literarische Urteil. Deshalb hätte Krüger, wenn er „die Bewertung der jetzigen Forschung“ geben wollte, auch die besten unter den katholischen Darstellungen sorgfältiger benützen müssen.

Der für diese Umgestaltung nötige Raum ließe sich leicht dadurch gewinnen, daß unter den lebenden Dichtern eine strengere Auswahl getroffen würde. Nur die sollten aufgenommen werden, über die bereits eine ansehnliche Literatur besteht; diese Literatur wäre dann selbstverständlich anzuführen. Bei allen andern Dichtern reichen die Literaturkalender (der allgemeine von Kürschner und der nicht zu übersehende katholische von Keiter-Menne) vollständig aus. Damit verlöre sich von selbst die von Krüger beklagte Schwierigkeit eines eigenen Urteils über die Dichtung der Gegenwart; die ganze Kraft könnte der wahrlich nicht geringen Aufgabe genauester und allseitiger Berichterstattung gewidmet werden, und so entstände allmählich ein Hilfsmittel, das bisher fehlt.

Ein Beispiel für das langsame, siegreiche Wachsen eines guten Buches bietet Lindemanns Literaturgeschichte. Auf Anregung Benjamin Herders entstanden und 1866 zum ersten Male erschienen, hat sie nun 50 Jahre lang zahllosen jungen und alten Lesern eine Wertung des deutschen Schrifttums nach katholischen Grundsätzen geboten. Im Feuer der Kritik und im Reifen neuer Erkenntnisse ist sie immer gediegener geworden, und schließlich hat sie auch bei Fachleuten anderer Richtung hohe Anerkennung gefunden. Max Ettlinger, der schon die vorige Auflage bearbeitet hatte, ist diesmal unter Wahrung der Lindemannschen Grundlagen doch so weit gegangen, daß „nur wenige Seiten“ unberührt geblieben sind. So ist im ganzen überall der Anschluß an die heutige Forschung hergestellt.

Nach dem Vorworte scheint der Kriegsbeginn die Arbeit am letzten Teile des Werkes gestört zu haben. Jedenfalls fehlen nach 1850 die Meister der wissenschaftlichen und rednerischen Prosa, denen in den übrigen Abschnitten ein besonderes Kapitel eingeräumt und in der Einleitung eine entsprechende Berücksichtigung zugesichert wird. In das Register wären wohl noch mehr Schlagwörter aufzunehmen, z. B. Juden, Märchen, Naturalismus, Neuklassizismus. Die der Hauptsache nach von Karl Goedeke übernommene Einteilung des Stoffes hat den großen Vorteil, daß sie durch literarische Wandlungen und nicht zunächst durch Ereignisse der übrigen Geschichte bestimmt wird. Doch wären die jeder Gruppe eigenen Merkmale wohl noch klarer herauszustellen und namentlich im Inhaltsverzeichnis zu schärfer charakterisierenden Überschriften zu verdichten. Durch

Beigabe von Annalen oder durch einen die Entwicklung hervorhebenden Ausbau des Inhaltsverzeichnisses könnte vielleicht die Linienführung des Werkes heilsam geregelt, sicher aber ein sehr nützlicher Gesamtüberblick geboten werden.

Hoffentlich wird bei der Neuauflage keine Ungunst der Verhältnisse den Bearbeiter hindern, der Vollendung so nahe zu kommen, wie er selber es wünscht. Schon jetzt hat durch seine geschickte und fleißige Hand der neue Lindemann vor dem Jugend- und Volksbuch von Brugier ein weiteres Wachstum an wissenschaftlicher Vertiefung, vor dem umfangreichen Prachtwerk von Salzer die vielen und genauen bibliographischen Nachweise voraus. Dabei ist das Buch in einer kraftvoll lebendigen, dem jeweiligen Stoffe glücklich angepaßten und oft aus ihm schöpfenden Sprache geschrieben.

Auf ein bisher mit ungenügendem Erfolg bebautes Teilgebiet der deutschen Literaturgeschichte wagt sich Hubert Rausse. Durch geschätzte Untersuchungen über die deutschen Nachwirkungen des spanischen Schelmenromans war er mit der erzählenden Dichtung unseres 17. und 18. Jahrhunderts näher vertraut geworden. Für den Roman von Wieland bis Goethe machten gute Vorarbeiten anderer eine Zusammenfassung nicht eben schwer, während für die Jahre vor dem Dreißigjährigen Kriege, namentlich für die an den Anfängen des Prosaromans stehenden Volksbücher, die Forschung seit langem nicht mehr die Teilnahme zeigt, die einst die Romantik geweckt hat.

Wenn sich nun auch aus diesen Vorbedingungen naturgemäß eine gewisse Ungleichheit in Rausses neuer Arbeit ergibt, so verrät sich doch überall das sichere Zugreifen des geschulten Fachmannes. Die Lebensschicksale der Dichter werden nur ausnahmsweise erzählt. In erster Linie ist der Blick auf die Werke, besonders ihre Beziehungen zueinander und zum Ausland, eingestellt. Dadurch kommt es dann von selbst zu einer Charakteristik des Inhalts und der Darstellung, und so entsteht auf engem Raum ein reiches Bild. Doch ist die Ausführung nicht überall so deutlich, wie die Einleitung sie vorzeichnet. Wie z. B. der Amadis und Richardson, so erfahren auch manche Vertreter des deutschen Romans zunächst eine zu geschlossene Behandlung, weshalb bei ihrer Einordnung in den Gesamtbau Wiederholungen unvermeidlich werden. In fremden Wörtern zeigen sich manche Ungenauigkeiten. Da die „Sammlung Kösel“ auch von jüngeren Lesern benutzt wird, so hätte sich der sittliche Ernst, den der Verfasser durchaus nicht verleugnet, hier und da wohl noch bestimmter ausprägen und dadurch der literarischen Würdigung einen volleren Gehalt geben dürfen.

Wo Rausse endet, beginnt Flaskamp. Sein gedankentiefer und sprachlich schöner, aber etwas schwerflüssiger Vortrag versucht eine Geschichtsphilosophie der Romantik. Aus dem von allen Kennern zugegebenen Universalismus des romantischen Grundgedankens leitet er die von den romantischen Theoretikern selber reichlich bestätigte Folgerung ab, daß die deutsche Romantik im Gegensatz zum wirklichkeitsscheuen, geschichtlich und philosophisch kurzsichtigen Klassizismus die einheitliche Durchdringung alles göttlichen und menschlichen Seins verlangt, deshalb den vollen Zusammenhang mit unserer Vergangenheit wahrt und die volle Herrlichkeit

unserer Zukunft anbahnt. Dieser Universalismus läßt die deutsche Romantik notwendig zu einer katholischen Bewegung werden; denn nur in der katholischen Religion schien den führenden Denkern der Romantik die einheitliche Erfassung aller Wirklichkeit vollzogen.

Nach diesen Anschauungen, für die auch ich vor fünf Jahren hier eingetreten bin (81, 171—179), ist die Erkenntnis unabweisbar, daß im katholischen Deutschland die von der Romantik ersehnte Bildungshöhe auch heute noch nicht allgemein so gewertet wird, wie es unserer Behauptung im öffentlichen Leben frommen würde. „Was die Romantik schließlich erstrebte und forderte", sagt Flaskamp mit Recht, „das müßte auch das katholische Deutschtum tun, an seine frühere organische Kultur wieder anknüpfen und die neueuropäische liberale Bildung nicht einfach in sich aufnehmen und so ständig in vielfältigem Kompromiß seiner Bildung mit seinen religiösen Überzeugungen und geschichtlichen und alltäglichen Erfahrungen leben, sondern, wie die ersten christlichen, dann die romanisch- und deutsch-mittelalterlichen Jahrhunderte die antike, diese neueuropäische Bildung umformen, in die höhere Ordnung des Lebens wieder einformen, aus den Gesetzen dieser höheren Ordnung erneuern, das ganze Leben mit ihrem Geiste durchsäuern" (55).

Auf die Wiederkehr einer solchen „gesunden, geläuterten Romantik" hat auch der bedeutende Dichter und bedeutende Mensch seine Hoffnung gesetzt, dem Anton Dörrer auf das kaum geschlossene Grab eine stattliche Werbeschrift legt. Als dritte Auflage bezeichnet sie sich insofern, als ihr in den schweizerischen „Monatrosen" und in den „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren" zwei ganz kurze Fassungen vorausgegangen sind. Diesmal gibt Dörrer zunächst auf 24 Seiten einen knappen Abriß der Tiroler Literatur „ab" 1800. Er beleuchtet darin gut das Mißverhältnis zwischen dem Reichtum an Tiroler Dichtern und der Armut an Tiroler Lesern sowie das weitere, daß außerhalb Tirols gerade die Dichter am meisten Anklang gefunden haben, in deren Werken echte Tiroler am wenigsten von ihrer angestammten Art sehen. Das ist zum Teil leider das Schicksal Domanigs und daher eine Rechtfertigung für die Aufnahme dieses Abschnittes. Der auch sonst nicht glücklich geformte Buchtitel läßt freilich die Aufdeckung engerer Beziehungen zwischen Domanig und der tirolischen Literatur erwarten.

Der Hauptteil des Werkes (25—195) beschreibt Domanigs Leben und Dichtung. Wir hören von seiner alten Familie, seinen fröhlichen akademischen Jahren in der Innsbrucker „Austria" und in Straßburg, seinen philosophischen Studien in Rom, seinem Amtsleben und seinem schönen, kinderreichen Heim in Wien. Der edle, warme Ernst seiner Persönlichkeit wird fühlbar, die Ziele seines Strebens, seine Erfolge und Mißerfolge werden festgestellt, und dann werden der Reihe nach seine Werke mit ausführlicher Benutzung der zeitgenössischen Beurteiler gewürdigt. Den Schluß des Buches bilden ein Verzeichnis der Arbeiten von und über Domanig und eine Auswahl von literarischen Huldigungen, die ihm in verschiedenen Zeiten seines Lebens gewidmet wurden.

Obwohl unmittelbar nach dem Tode des Dichters von seinem jugendlich begeisterten Freunde selbstverständlich keine ruhig wissenschaftliche Untersuchung ge-

fordert werden darf, sind doch die Grenzen von Domanigs Begabung nicht verwischt. Und wenn es Dörrer noch nicht gelungen ist, seinem Buche das Vorläufige einer Stoffsammlung ganz zu nehmen, so sprüht es doch von Leben und eigenem, treffendem Urteil. Sein Hauptwert liegt darin, daß es die Kraft und Schönheit einer Dichtung anschaulich macht, die im Volkstum und in der Religion wurzelt, und daß es uns deutschen Katholiken den nicht nach Gebühr geschätzten Dichter nahe bringt, der uns mahnend gesagt hat: „Jährlich viermal in den Quatemberzeiten betet die katholische Kirche eigens um gute Priester: begreife man darunter nur auch jene vates, die man einst im weiteren Sinne so genannt hat, und die nicht selten das Werk des eifrigsten Priesterlebens überdauern, es ergänzen oder zerstören" (21). Jakob Overmans S. J.

Deutsche Gebete. Wie unsere Vorfahren Gott suchten. Ausgewählt und herausgegeben von Br. Bardo. Mit einem Vorwort von Universitäts-Professor Dr. Engelbert Krebs in Freiburg i. Br. kl. 12° (XIV u. 208; 1 Titelbild) Freiburg 1916, Herder. Kartoniert *M* 1.50; geb. *M* 2.40 und *M* 4.60

Von einem doppelten Standpunkt aus betrachtet verdient das kleine Buch Beachtung: vom literarisch-wissenschaftlichen und vom religiös-aszetischen. Br. Bardo hat hier unter den Gebeten und frommen Gesängen des ausgehenden Mittelalters die schönsten und ansprechendsten ausgewählt, die einzelnen Stücke zu Gruppen gereiht und das Ganze in geschmackvoller Beschränkung auf das Wesentliche und bleibend Wertvolle zu einem handlichen Büchlein zusammengestellt. Die einzelnen Beiträge sind zum Teil ausgezeichnet durch den Hauch echter Poesie. Begeisterte Mystiker, einfache Männer und Frauen aus dem Volke, hochsinnige Dichter und von der Kirche anerkannte Heilige sind in dieser Sammlung mit ihren frommen Geisteserzeugnissen vertreten. Wie schlicht und markig zugleich liest sich „Kriegers Morgengebet" von Walter von der Vogelweide! Wie rührend kindlich mutet das „Abendgebet der Mutter" von Heinrich von Laufenberg an! Wie demütig und gottergeben erscheinen die Gebete für Kranke aus alten aszetischen Handschriften und Erbauungsbüchern! wie trostreich jene für Sterbende!

Der Herausgeber legt Wert auf die wissenschaftliche Zuverlässigkeit seines Werkes und versäumt daher auch nicht, immer die Quellen anzugeben, denen die Stücke entnommen sind. Es „ist der wissenschaftliche Charakter insofern geblieben, als nur aus gesicherten Ausgaben der Texte oder aus den ersten Quellen selbst geschöpft wurde" (Aus der Verlagsanzeige). Unter dem literarischen Gesichtspunkt darf man daher diese Veröffentlichung mit ungeteilter Freude begrüßen.

Nach dem Vorwort und auch nach der ganzen Anlage des Büchleins zu schließen, verfolgt indes Br. Bardo mit seiner Arbeit höhere Ziele als lediglich die Befriedigung ästhetischer Wünsche und Forderungen; er wendet sich nicht an ein Publikum von Kunstfreunden, sondern an gläubige Beter. Dieser praktische Zweck zeigt sich schon im Inhaltsverzeichnis recht deutlich: Morgengebete, Abendgebete, Meßgebete, Beichtandacht, Kommunionandacht, Zum Leiden Christi, Marien-

gebete, Verschiedene Gebete und Anliegen, Gebete für Kranke und Sterbende. Die kirchliche Druckerlaubnis bürgt dafür, daß es sich um eine katholische Ausgabe handelt. Es bleibt also lediglich zu erwägen, ob diese Zusammenstellung alter echt katholischer Gebete die Kreise, an die sie sich wendet, zum vertrauten Verkehr mit Gott und zur treuen Erfüllung ihrer Christenpflichten anzuregen geeignet ist. Der Verfasser wählte den Titel: Deutsche Gebete, und die Auswahl der Beiträge beweist, daß es ihm darauf ankam, jene gediegenen Schriftwerke einer glaubensstarken Vergangenheit zu bevorzugen, in denen die charakteristischen guten Seiten des deutschen Wesens deutlich und unverfälscht zur Geltung kommen. Dieses Streben geht aber nicht so weit, daß damit einer Art Sonderstellung der deutschen Katholiken oder gar einer Nationalreligion Vorschub geleistet würde. Wenn auch Br. Bardo einige fromme Lieder und Sprüche von nicht eben heiligen Dichtern und Schriftstellern aufnahm, so handelt es sich hier um durchaus einwandfreie Beiträge, die zwar den Wert des Gebetbuches als solchen nicht erhöhen, aber als freundliche Arabesken das streng aszetische Schriftchen für den literarisch gebildeten Leser vielleicht etwas schmackhafter machen.

Ohne Zweifel wird gar mancher Leser, dem das schmucke Büchlein zur Hand kommt, diese Gebete lang entschwundener Zeit nicht nur als interessante Dokumente deutscher Vergangenheit lesen, sondern sich angeregt fühlen, sie sich mitbetend anzueignen. Hiervon dürfte auch kaum der nicht geringe Wandel des äußeren Ausdrucks der religiösen Stimmung und Gesinnung zurückhalten, welchen vier bis fünf Jahrhunderte vollzogen haben, zumal da der Herausgeber bestrebt war, nach Möglichkeit die Sprache der längst vergangenen Zeit, bei aller sachlichen Treue gegen den alten Text, dem heutigen Empfinden anzupassen. Anderseits wird auch mancher sein schlichtes neuzeitliches Gebetbuch, das ihm die Mutter mit auf den Weg gab, noch immer mit größerem geistlichen Nutzen gebrauchen als diese gewiß sehr verdienstliche Sammlung von ehrwürdigen Zeugnissen aus früheren Jahrhunderten. In der Wahl der persönlichen Erbauungsliteratur spielen eben die Imponderabilien des Geschmackes und der Angewöhnung eine fast bestimmende Rolle.

Wird sich also auch unser Büchlein nicht die Alleinherrschaft erringen, so wird es doch viel Gutes wirken, wofern es nur die weite Verbreitung findet, die es schon wegen seines wissenschaftlichen Wertes verdient.

Alois Stockmann S. J.

Unsere lehrhafte Dichtung im Laufe der Jahrhunderte. Überblick und Proben für Schule und Haus. Von Schwester Scholastica. 12° (247) Münster i. W. 1915, Aschendorffsche Verlagshandlung. (Aschendorffs Sammlung auserlesener Werke der Literatur.) *M* 1.50

Es ist für Bücheraufschriften, besonders in Sammelwerken, beinahe zur stehenden Mode geworden, die Formel „für Schule und Haus“ als Empfehlung mitanzubringen. Daß mit der breiten Doppelanpreisung leicht Mißbrauch getrieben werden kann, leuchtet ein. Ja streng gedeutet liegt in der so geläufig

gewordenen Zusammenbindung ein innerer Widerspruch. „Für die Schule“, allein genommen, soll doch bezeichnen, daß das damit eingeführte Werk in fachwissenschaftlichem Geiste gehalten sei und zu Lern- und Lehrzwecken sich eigne, während die beigefügte Ergänzung „für das Haus“ nur ausdrücken will, daß Inhalt und Form des so angepriesenen Buches mehr gemeinverständlich und für die Durchschnittsbildung berechnet sei. Demnach werden jene Veröffentlichungen, in denen beide Zwecke, der wissenschaftlich-lehrhafte und der mehr unterhaltend-volkstümliche, zugleich ganz erfüllt werden, zu den Seltenheiten im Buchvertrieb gehören. Bei den sog. Klassikerausgaben beispielsweise mag es angehen, sie „für Schule und Haus“ in gleicher Weise einführen zu wollen, weil die eigentliche Empfehlung in den Werken selbst liegt. In ähnlicher Weise läßt sich der Vermerk „für Schule und Haus“ manchmal auch bei einzelnen Büchern rechtfertigen; vielfach aber dient er dem widerlichen marktschreierischen Anzeigeschwindel, der es nur auf Kundenfang abgesehen hat. Deshalb muß damit, wie mit ähnlichen Unehrlichkeiten in unserem Schrifttum, jetzt bei der allgemeinen literarischen Säuberung gründlich aufgeräumt werden, und es darf der Beisatz „für Schule und Haus“ nur noch da unbeanstandet in Geltung bleiben, wo Inhalt und Form beiden Anforderungen genügen. So ist vor einiger Zeit ein kleines Büchlein über unsere lehrhafte Dichtung erschienen, das eigentlich zwar nur den Schulzwecken zu dienen scheint, aber eine glückliche Darstellung mit den trefflich gewählten Proben so geschickt verbindet, daß es die doppelte Anpreisung „für Schule und Haus“ vollauf rechtfertigt, ja in dem Betracht geradezu als Muster dienen kann.

Unsere lehrhafte Dichtung — die Verfasserin des Büchleins hat in der Einleitung eine Würdigung derselben sogar gegen den Altmeister von Weimar nicht ungeschickt versucht — hatte in den paar Jahrzehnten der sog. „Moderne“ kaum noch ein Plätzchen gefunden, wo sie sich heimisch machen durfte; höchstens als bissiges Spottgedicht mit seinen Unterarten fand sie vereinzelt im Geist der entarteten Zeit eine zweifelhafte Pflege. Und doch stellt das Lehrgedicht, in schöner Form und mit seiner reichen Abwechslung dargeboten, ein gut Teil unserer Volksdichtung dar. Volksdichtung aber veraltet nicht und darf nicht untergehen, muß vielmehr der Gesundbrunnen für jede gedeihliche Kunstdichtung bleiben, soll die heilige Quelle nicht versiegen. Was der Gelehrte in breiten Darlegungen zu zeigen sich abmüht, das weiß der Volksmund mit dem kürzesten und packendsten Ausdruck klar und anschaulich zugleich auszudrücken, dabei so kindlich und nicht selten so schalkhaft, und doch meistens so tief und erregt, daß jedem Denkenden wie mit blitzartiger Erleuchtung eine Lebenswahrheit in strahlender Schönheit erscheint und Herz und Gemüt mit Wonne erfüllt. Und diese volkstümliche Dichtung versteht es obendrein, sich den Zeitläuften mit ihren vielgestaltigen Ereignissen anzuschmiegen und deshalb immer zeitgemäß, d. h. ewig jung, zu bleiben.

Daß es sich demnach lohnt, unsere ganze lehrhafte Dichtung in ihren Hauptgruppen durch die Jahrhunderte mit der Aufzeichnung ihrer Entwicklung genauer zu verfolgen, begreift sich. Diese Entfaltungsgeschichte kann, wenn von strenger

Vollständigkeit und peinlicher Genauigkeit des Fachgelehrten abgesehen wird, dem Stoffe entsprechend recht volkstümlich gehalten sein, so daß Inhalt und Form sich decken, dem Schüler dadurch reiches und richtiges Wissen vermittelt und zugleich dem christlichen Haus die Spruchweisheit im weitesten Sinne des Wortes erhalten wird.

Schwester Scholastica, Direktorin in Saarbrücken, hat ihren weitausschauenden Stoff übersichtlich in mittelbare und unmittelbare Lehrdichtung mit den entsprechenden Untergruppen eingeteilt. Bei den einzelnen Abteilungen gibt die Verfasserin einleitungsweise eine kurze Entwicklungsgeschichte mit genauer Begriffsbestimmung der Gattung und Art und läßt darauf Musterbeispiele in reicher Fülle folgen. Offenbar sollen diese Belege die Hauptsache bilden, dem alten Schulgrundsatz entsprechend: exempla multa, praecepta pauca. Eben dadurch mutet das Büchlein selbst so volkstümlich an und empfiehlt sich nicht bloß der „Schule“, sondern auch dem „Hause“, dem es zu einem wahren Schatzkästlein von der Lebensweisheit der Jahrhunderte werden will. Zu dem Zwecke wurde den Proben aus der altdeutschen Zeit die Übertragung gegenübergestellt; für die Schule müßte wohl die Urschrift genügen. Ob jedoch diese Übersetzung den volkstümlichen Ton der Vorlage überall treu gewahrt hat, mag billigerweise etwas bezweifelt werden. Mustergültiger wäre wohl eine Nachahmung Uhlands geworden; diese hätte den Volkston besser gerettet und vor kleineren Irrungen leichter bewahrt. Doch von dieser winzigen Bedenklichkeit hängt die Brauchbarkeit des hübschen Schriftchens nicht ab, noch wird der erhoffte Nutzen dadurch beeinträchtigt.

Zur Hebung des Werkes und gerade seiner volkstümlichen Eigenart tragen einige wahrhaft schöpferische Zeichnungen bei: sie sind von „einer lieben Mitschwester“ der Verfasserin sehr innig und mit Geschmack entworfen, so daß der Künstlerin „der herzlich ausgesprochene Dank“ vollauf gebührt. Schon das erste Bild zur Fabel, Fuchs und Rabe, macht sich ganz reizend; ebenso anschaulich wirkt bei der Parabel die Zeichnung von den Kornähren, und die Versinnbildung der Paramythie: Das Kind der Sorge, gefällt besonders wegen ihrer Eigenartigkeit. Der Tod in der allegorischen Darstellung als Schnitter paßt trefflich zu dem Schnitterlied; das Rätsel läßt sich wohl kaum wirksamer im Bilde wiedergeben, als durch die Sphinx, vor der ein Vorhang gelüftet wird. Als Bilderschmuck zum Sprichwort erscheint ein schwanker Krug, der auf wackeligen Beinen zum Brunnen geht. Das Flügelroß steigt mit einem Dichter himmelan, muß aber dazu gepeitscht werden: sicherlich ein guter Ausdruck für die Satire. Schwieriger muß für die Malerei die Veranschaulichung der Parodie und Travestie geworden sein; aber die Lösung ist geglückt: ein hochtrabender Sprecher wird von zwei Zwergen hinter seinem Rücken nachgeahmt. Vor einer unterweisenden Mutter, die von Büchern und andern gelehrten Dingen umgeben ist, liegt der horchende Knabe lang und gemächlich hingestreckt: offenbar ein wohlgetroffenes Sinnbild der Lehrdichtung. Tintenfäßchen mit Gänsefedern, Briefpapier mit Umschlag und ähnliches Zubehör

erinnert an die Lehrdichtung in Briefform. Zu guter Letzt erscheint ein schwer beladener Fruchtbaum mit dem Spruchband: „Goldene Früchte sind Sprüche der Weisheit.“

„Für Schule und Haus“ im vollsten Umfang der Bezeichnung empfiehlt sich dieses Büchlein durch seinen reichen Inhalt, seine angenehme Darstellung und seinen ganz eigenartigen, geschmackvollen Bilderschmuck.

Nikolaus Scheib S. J.

Seine Vielgetreuen. Die Frauen aus der Zeit Christi. Erzählungen. Von Anna Freiin von Krane. kl. 8° (279) Köln (o. J.) Bachem. *M* 4.40; geb. *M* 5.50.

Wieder ein Werk unserer Christusdichterin, das sich diesmal mit den Frauen des Neuen Testamentes beschäftigt, von Elisabeth, des Täufers Mutter, beginnend, bis es den Abschluß mit der gebenedeiten Mutter des Herrn findet. Es ist eine Reihe von Stimmungsbildern. Wie immer schildert uns Freiin von Krane nicht soviel den Heiland selber, als die Wirkung, die seine gottmenschliche Persönlichkeit auf die verschiedenst gearteten Seelen ausübt. Und dies mit vollem Recht; denn wer vermöchte die Sonne zu malen? wohingegen die Wirkung ihrer Strahlen auf die Umwelt das eigentliche Gebiet des schaffenden Künstlers bildet. So hat die Dichterin auch in diesem Werke darauf verzichtet, Christus anders auftreten und reden zu lassen, als es uns in den Evangelien überliefert ist, und in weiser Mäßigung sich auf die Ausführung der seelischen Vorgänge beschränkt, die jene Frauen zu des Herrn Füßen brachten, sei es als geheilte Kranke, als bekehrte Sünderinnen oder sonstwie von der Gnade Betroffene. Daß aller Frauen Krone, die Muttergottes, den Schluß bilden mußte, ist selbstverständlich, und in feinsinniger Weise hat die Dichterin alle Vielgetreuen sich um die Gebenedeite versammeln lassen, in einem duftig geschilderten Gesicht, das eine Huldigung der Frauen an die Mutter des Herrn vor deren Tode zeigt.

Durch ihre Beschränkung in der Christusschilderung unterscheidet sich Krane von andern Dichtern, die wesentlich freier mit der Person des Heilandes umgesprungen sind; dadurch zog sie sich ein gewisses Mißtrauen seitens solcher Leser zu, die nur von künstlerischem Standpunkte urteilen. Man fürchtete „Andachtsbücher“ bei ihr zu finden oder „erbauliche Sachen“, weil man die Freiheit im Maßhalten nicht auf den ersten Blick einsah. Das hat sich jetzt gebessert, wenigstens auf katholischer Seite; denn im andern Lager wußte man längst, daß Anna v. Krane keine Kalenderschreiberin ist, keine wohlwollende Seele, die zu den hunderttausend schwächlichen Erbauungsschriften noch ein paar gutgemeinte Sächelchen hinzufügen möchte. Da sah man ein, daß es eine künstlerische Kraft war, die als Dichterin wohl mit der höchsten Ehrfurcht vor ihrem Gegenstande befangen war, allein deshalb die Ehrfurcht vor der Kunst nicht aus den Augen verlor. So nahm Maximilian Harden ihre Golgathaschilderung aus dem Roman Magna Peccatrix in seine „Zukunft“ auf und fügte die Worte bei: „Hier ist echtes Christenempfinden und Weihrauch, nicht ohne Feuer.“ Später brachte er

noch zu zweien Malen Legenden der Dichterin und bemerkte anläßlich einer Anzeige ihres Legendenwerkes „Das Licht und die Finsternis“: „Eine große katholische Literatur lebt in Deutschland, und wir wissen fast nichts davon. So darf's nicht bleiben; die einem Volk Angehörigen müssen mindestens eine Vorstellung haben von den Gefühlsinhalten derer, die dicht neben ihnen atmen und wirken“ („Zukunft“, 28. Okt. 1911). Wenn ein Harden seinen Lesern katholischen Lesestoff bietet, so muß er nicht schlecht sein und darf vor allem der künstlerischen Eigenschaften nicht entbehren, sonst würde er achselzuckend abgelehnt.

Doch auch bei uns Katholiken beginnt die Dichterin nach und nach in die vordersten Reihen aufzusteigen, wie sich ja auch ihr Können in aufsteigender Linie bewegt. Sie hat nicht mit Legenden und christlichen Stoffen angefangen, sondern ihre ersten Werke, so der Roman „Sibylle“, der in zweiter Auflage bei Fredebeul und Koenen erschien, spielen in Künstler- oder Hofkreisen, als den der Dichterin bekanntesten Zirkeln. Gerade bei „Sibylle“, dem Erstlingsroman, fällt es aber auf, mit welch sicherer Hand und feiner Charakterbeobachtung diese Geschichte eines genialen Malers und seiner Jugendliebe geschildert ist. Das nachfolgende Werk, „Starke Liebe“, bei Bachem in Köln erschienen, fand seines eigenartigen Stoffes wegen viel Widerspruch, so daß die Dichterin sich veranlaßt fühlte, in „Über den Wassern“ (3. Jahrgang 602 ff.) als Erklärung die Jugendeindrücke zu erzählen, aus denen das Buch entstand. Dr. P. Expeditus Schmidt sagt in seiner warmherzigen Würdigung der Dichterin zu ihrem sechzigsten Geburtstag über diesen Aufsatz: „Wer Anna v. Krane kennen lernen will, darf an diesem ehrlichen, klaren Rechenschaftsbericht nicht vorübergehen“ („Köln. Volkszeitung“ 1913, Nr. 70, 26. Jan.).

Doch diese „weltlichen“ Sachen sind weniger das ureigentliche Gebiet der Dichterin, so viel und so Gutes sie auch darin geleistet hat. Ihr volles Empfinden und dichterisches Schauen hat sie in den Christuserzählungen und im Schildern religiöser Konflikte niedergelegt. Da ist es eine lange Reihe von Werken, die vom ersten Legendenbuch, „Vom Menschensohn“, an bis zu „Seine Vielgetreuen“ führt. Immer ist Christus die Sonne, deren Strahlenwirkung das dichterische Leben durchglüht, deren Verfinsterung so tiefe Schmerzen und bange Kämpfe nach sich zieht, wie in dem „Schweigen Christi“, jenem Roman aus dem 13. Jahrhundert, den die Verfasserin selbst als ihr Lebenswerk betrachtet. Hier hat sie alles niedergelegt, was sie an kühnem Ergründen des schwersten Seelenproblems versuchte. Allerdings ist dieser Roman kein Lesefutter für oberflächliche Leser. Er beansprucht Nachdenken und Mitempfinden. Wer nie seelische Kämpfe und Nächte der geistigen Verlassenheit erlitten hat, der wird verständnislos daran vorübergehen, wenn auch die reichgegliederte Handlung spannend genug ist, um Leute, die lediglich nach „der Geschichte“ sehen, zu fesseln und zu beschäftigen [1].

---

[1] Eben hat die Dichterin in der vom Unterzeichneten herausgegebenen Soldatenzeitschrift „Am Lagerfeuer“ (Paderborn, Bonifatiusdruckerei) der Person des Heilandes ein eigenes Heft (Nr. 17) gewidmet, das den Titel führt: „Soldaten, euer Kamerad“.

Alles in allem haben wir in Krane eine Dichterin, die unsere Beachtung in größerem Maße verdient, als sie ihr bisher geschenkt wurde; denn sie vereinigt glaubenstreues Wesen, gründliche Sachkenntnis und wahrhaft katholisches Empfinden mit dichterischem Können und künstlerischer Kraft in der Schilderung und Personenzeichnung.

Darum weisen wir nochmals auf ihr neuestes Werk hin, das besonders der Frauenwelt viel zu sagen hat, wie sie selber in den einleitenden Worten betont. Gerade jetzt, in unsern ernsten Zeiten, müssen es viele warm begrüßen, ein Buch zu besitzen, in dem sie wieder und wieder lesen können, zu dem sie in stillen Stunden greifen können, um sich an den Frauen stärken und erheben zu können, die unserm Herrn in seinem Erdenleben nahe standen. Niemand wird es bereuen, sich mit empfänglichem Herzen in den Stimmungszauber der „Vielgetreuen" versenkt zu haben.

Hermann Acker S. J.

Umschau.

Die christlich-nationale Arbeiterbewegung im neuen Deutschland. — Die deutsche Sozialdemokratie in und nach dem Weltkriege.

Als die Kiegstrompete erstmals seit vierzig Jahren wieder durch Deutschland scholl, da stand es dem deutschen Volke klar vor Augen, daß für seinen jüngsten, aber auch zahlreichsten Stand ein entscheidender Tag angebrochen war. Die lange Zeit des Kampfes läßt uns allmählich wieder zu uns selbst kommen, veranlaßt prüfende Rückblicke, weitschauende Ausblicke, Selbstprüfungen und Messungen.

Zwei eigenartige Zeugnisse dieser Art aus der deutschen Arbeiterbewegung seien aus der Fülle herausgehoben. Steht die deutsche Arbeiterbewegung an einem gewissen Wendepunkt, so ist die christlich-nationale Arbeiterbewegung gleichsam der Angelpunkt der Schwenkung. In unserem Aufsatz „Der große Krieg die Reifeprüfung des Arbeiterstandes" (88 [1915] 28 ff.) hatten wir darauf hingewiesen, wie sich die christlich-nationalen Grundsätze gleich bei Kriegsbeginn glänzend bewährten, wie sie unverändert ohne den geringsten Mißton hineinklangen in den gewaltigen Chor vaterländischer Begeisterung. Dies wird von neuem bestätigt in der programmatischen Schrift: Die christlich-nationale Arbeiterbewegung im neuen Deutschland, herausgegeben vom Ausschuß der christlich-nationalen Arbeiterbewegung (Köln 1916, Christlicher Gewerkschaftsverlag). Zwar bietet die Schrift zunächst nur einen Entwurf, der noch der endgültigen Annahme durch einen künftigen Arbeiterkongreß harrt. Doch sind Grundlagen und Grundanschauungen als gesicherte Bestände zu betrachten. Mit Freude verfolgt man die abgeklärten, sichern Gedankengänge. Man fühlt hindurch, wie die Erfahrungen des Krieges das ruhige Bewußtsein gaben und geben, auf dem rechten Weg zu sein. Es ist deshalb nicht überraschend, daß gerade die positiven Momente noch klarer herausgearbeitet sind als vordem. Besonders seien genannt das klare Bekenntnis zur Monarchie, zur Interessengemeinschaft von Unternehmer und Arbeiter, zur Zusammenarbeit mit andern Ständen, zur Notwendigkeit fortgesetzter sittlicher Erzieherarbeit in christlichem Geist auf dem Boden der Konfessionen. In den großen grundsätzlichen Rahmen eingespannt liegt eine Fülle von Einzelwünschen und Zielen. Hier wird natürlich der einzelne diesen oder jenen Abstrich oder Zusatz wünschen, besonders wird manches mit der Zeit noch mehr auf die Kriegsfolgen eingestellt werden, mit denen wir ja wenigstens für eine ganze Generation zu rechnen haben. Von der Programmschrift als Ganzes genommen darf man wohl sagen: Es ist nicht das Jugendfeuer erster flammender Begeisterung, das aus ihr spricht, sondern klarer Manneswille, in zielbewußter, zäher Arbeit das Errungene zu erhalten, zu ver-

tiefen, nach Kräften zu erweitern. Es spricht aus ihr der ernste Wille zum Festhalten und Siegen, wie er in den Schützengräben des dritten Kriegsjahres lebt.

Hohen Reiz bietet es, diesem Programm die für weitere Kreise des deutschen Volkes bestimmte Schrift: Die deutsche Sozialdemokratie in und nach dem Weltkriege, von Konrad Haenisch, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses (2. Aufl., Berlin 1916), gegenüberzustellen. Hier fühlen, ja erleben wir die gewaltigen Umwälzungen, die der Krieg in einem andern großen Teil der deutschen Arbeiterschaft hervorrief. Fast aus jeder Zeile spricht der gewaltige innere Kampf, wie er vor sich geht nicht nur in der Partei und ihren Arbeiterscharen, sondern auch im einzelnen, im Schreiber selbst, zwischen alten liebgewordenen Formeln einerseits und anderseits den Forderungen gesunden, klaren Urteils, das die Welt sieht, wie sie ist, verbunden mit jener stillen tiefen Liebe zum Vaterland, die der Verfasser mit den bekannten Worten seines Parteigenossen Karl Bröger nennt: „Immer haben wir eine Liebe zu dir gekannt, doch haben wir sie nie mit Namen genannt." Besser als mit den Worten Haenischs kann die Stimmung seiner Freunde in den ersten Kriegstagen wohl kaum gegegeben werden: „Wie das Erwachen aus einem langen wüsten Traum war es in jenen Augusttagen. Wir schlugen die Augen auf, und siehe da: wir hatten plötzlich aus tiefster Not und aus höchster Gefahr geboren ein deutsches Vaterland! Und dieses deutsche Vaterland hatte uns" (S. 97). Nicht weniger treffend schildert er unmittelbar darauf die Wirkungen der in den ersten ruhigen Tagen notwendig einsetzenden Reflexion: „Diese plötzlich mit elementarer Gewalt hervorbrechende Liebe zu Deutschland hat manchen deutschen Sozialdemokraten in der Stunde, als er sich ihrer bewußt wurde — sagen wir es ganz offen —, mit jähem Schrecken erfüllt. Man kam . . . in einen Wirbel des furchtbarsten Stimmungswiderstreits, ja noch mehr: man kam in das Höllenfeuer der schwersten Gewissenskonflikte hinein. Ja — durfte man denn überhaupt deutsch empfinden, durfte man so deutsch empfinden, durfte man mit den Klassenfeinden von gestern Schulter an Schulter zusammenstehen, zu Blutsbrüderschaft geeint im Leben und im Sterben — zusammenstehen gegen die Klassen- und Kampfgenossen jenseits der Grenze, denen man vor drei Tagen noch das Gelöbnis der Treue erneut hatte?" Es war, wie wenn ein vulkanisches Zittern durch jene Massen ginge. Auf den ersten gewaltigen Stoß mußte notwendig ein Zurückwanken folgen. Es splitterten sich Teile ab, nach links und rechts. Noch schwankt die große Masse hin und her, noch ist es unmöglich, ihre künftige Ruhestellung zu umgrenzen. Wir wissen nicht, ob der erste Stoß vom 4. August 1914 stark genug war, das Tor, das bis dahin weite Kreise des deutschen Volkes vom Vaterland trennte, dauernd aufzustoßen, oder ob es schließlich nicht doch wieder krachend ins Schloß schlägt. Noch sind manche Gebiete, die in der erstgenannten Schrift klare, tiefe Würdigung erfahren, selbst in der Schrift Haenischs kaum berührt oder werden, wie z. B. die Stellung zur Monarchie, nur mit zurückhaltender Scheu behandelt.

Haenischs Schrift ist ein sprechender Beweis von der gewaltigen Wucht der Augusttage 1914 wie der Widerstandskraft der durch Jahrzehnte zwischen so

vielen Arbeiterscharen und ihrem Vaterland aufgetürmten Barrikaden. Sie kann uns noch nicht sagen, was die deutsche Sozialdemokratie nach dem Weltkriege sein wird. Auch Haenisch spricht auf der einen Seite von der „großen innern Neuorientierung der deutschen Sozialdemokratie“ und will doch eine Seite vorher von einem „Abschwören“ nichts wissen. Aber es ist ein ehrliches Buch und leitet zum Mitfühlen der schweren Kämpfe weiter Kreise unseres Volkes an.

Constantin Noppel S. J.

Der Platonismus im Mittelalter.

Die unter dem Namen der „Scholastik“ gehende Denkarbeit des Mittelalters ist für manche Historiker, welche die Vielheit und Mannigfaltigkeit lebendiger, seelischer Betätigung unter einer alles einschließenden Formel zu fassen belieben, Bearbeitung gegebener theologischer Dogmen vermittelst der Aristotelischen Philosophie. Aristoteles erscheint so für das mittelalterliche Denken als die alles beherrschende Autorität. War diese Anschauung bis in die jüngste Zeit selbst in der Fachwissenschaft geltend, so behauptet sich die Formel heutzutage noch hartnäckig in der populären Vorstellung und macht sich vor allem da wirksam bemerkbar, wo außerhalb der zünftigen philosophiegeschichtlichen Forschung Berührungsflächen mit andern Wissenschaften oder allgemeinen Werturteilen sich ergeben. Und doch ist trotz eines gesunden Kernes, der in jener Vergewaltigungsformel steckt, das abendländisch-lateinische Mittelalter — nur dieses fällt in den Rahmen vorwürfiger Betrachtung — Leben, Eigenbewegung, Selbstentfaltung, Mannigfaltigkeit, Eigenart.

War in den letzten Jahren schon wiederholt von maßgebender Seite das Recht der nunmehr auch in den weitesten Kreisen des wissenschaftlichen Deutschlands wieder zu Ehren gekommenen Scholastik vertreten worden — ich erinnere bloß an die feinsinnigen Ausführungen v. Hertlings: „Wissenschaftliche Richtungen und philosophische Strömungen im 13. Jahrhundert“ und an die reiche Ausbeute der jüngsten Untersuchungsergebnisse in Baumgartners Bearbeitung der Überwegschen Geschichte der mittelalterlichen Philosophie —, so stellt neuerdings einer der berufensten Führer der Wissenschaft, Clemens Baeumker, in einer großzügigen Synthese einer bislang wenig beachteten Richtung diesem geschichtlich erworbenen Recht eine neue Urkunde aus.

Zwei Ströme der Bildung vor allem sind es, die im Mittelalter neben der spezifisch theologischen Bewegung einhergehen: der erste ist, wie man schon früher wußte, der humanistische, der literarisch-ästhetische; der zweite ist, wie vor allem die Forschung der letzten Zeit glänzend gezeigt hat, der naturwissenschaftliche. Wie nun diese beiden Ströme vornehmlich vom Platonismus gespeist werden, wie mithin dies starke Platonische Element fermentartig das mittelalterliche Denken durchsetzt, es kühn verarbeitet, zeitweise hemmt, zu gewaltigen Spannungen, Kämpfen, kritischen Auseinandersetzungen, zu wechselvollen Antagonismen führt, kurz, wie der mittelalterliche Platonismus ein Zeuge der scholastischen Selbständigkeit ist: diese bedeutsame, in den großen Zusammenhängen zum erstenmal behandelte

Frage ist der Gegenstand der Festrede, die Clemens Baeumker im März 1916 in der öffentlichen Sitzung der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu München gehalten hat und nunmehr nebst einem reichen, Fachleuten hochwillkommenen kritischen Quellennachweis der Öffentlichkeit übergibt.

Die anerkannten Vorzüge der Baeumkerschen Art, wie sie vor allem seiner „Geschichte der patristischen und christlichen Philosophie des Mittelalters" in Hinnebergs „Kultur der Gegenwart" (1. Teil, 5. Abteilung, 2. Aufl., 264—300 u. 338—431) ihren durchschlagenden Erfolg gesichert haben, empfehlen auch vorliegenden gedrängten Überblick: die umfassendste Erudition und peinlich genaue Quellenkenntnis, das besonnen kritische Urteil und maßvolle Abwägen, die kraftvolle Synthese des induktiv gewonnenen Materials und das wuchtige Herausarbeiten der großen Richtlinien und Zusammenhänge mit den weit sich öffnenden Ausblicken, die geistvolle Gegenüberstellung und Vergleichung der antik-mittelalterlichen und der modernen Problemstellung, endlich der übersichtliche Aufbau, die sachgemäße Anlage des Ganzen und die lichtvolle, farbenreiche Durchführung des Einzelnen. Platonismus nimmt Baeumker nicht bloß, wie er auf der Schaffenshöhe des Künstlerphilosophen, etwa im Symposion oder Phädrus, seine intellektuell und ästhetisch bezaubernde Ideenschau hält und bis zur Idee des absoluten Guten vordringt, oder wie er das künstlerische, streng mathematisch aufgebaute Weltbild entwirft; auch die aszetisch entsagende Weltflucht, die Inneneinkehr, das ergreifende Erlösungsbedürfnis, das tiefe religiöse Jenseitsheimweh, wie dies alles so mächtig und tiefsinnig in andern Dialogen arbeitet, so nachhaltig in der heidnischen Philosophie vor und nach Christus weiterwirkt, wie dies alles Augustins große Seele erfaßt und aus seinen schriftlich niedergelegten Erlebnissen und Schauungen in die Früh- und Hochscholastik befruchtend hinüberflutet: alles das ist bodenständiger Platonismus. Platonismus ist weiterhin die Umbiegung Platonischer Gedanken durch stoischen Naturalismus und stoische Dialektik. Von Platonischen Gedankengängen geht weiterhin der Neuplatonismus aus, namentlich in seinem spekulativen Schöpfer Plotin und seinem schulgerechten Darsteller Proklus, und läßt aus der höchsten Idee, dem unendlichen, unfaßbaren, unnennbaren Prinzip alles Seins, aus seiner überquellenden Fülle eine Kraft ausgehen, nicht durch substantiale Entfaltung seines Wesens, sondern durch dynamische Ausstrahlung. In stufenförmiger Abfolge emaniert aus dem Einen die Hierarchie der Intelligenzen, der Weltgeist, die Weltseele, bis dieser die Seele aus sich hervorgehen läßt, die ihrerseits der Quell der bildenden und schaffenden Natur ist. In Augustins Gedankenwelt endlich, nicht bloß in seiner Gotteslehre von der Einheit, Güte und Mitteilung des höchsten Wesens und in seiner Seelenlehre vom Entstehen der geistigen Erkenntnis, von dem Verlauf der Sinneswahrnehmungen, von dem Verhältnis von Leib und Seele, sondern auch in seiner Wahrheitstheorie, wonach die Erkenntnis die ideelle Abbildung einer objektiv gegebenen Seinswelt und eine Anteilnahme an Gottes Gedanken ist, erkennt man unschwer das Weiterwirken bedeutsamer Platonischer Motive.

An diesem so charakterisierten Platonismus, führt Baeumker aus, wächst jene humanistische Bewegung innerhalb der mittelalterlichen Philosophie

heran, die im 12. Jahrhundert ihre höchste Blüte erlebt und noch in das 13. hineinreicht. Dem humanistischen Philosophenkreis des früheren Mittelalters boten vor allem der Platonische Timäus in der Übersetzung und mit den Erläuterungen des Chalcidius, der neuplatonische Kommentar des Makrobius zu Ciceros Somnium Scipionis und die Werke des letzten römischen Platonikers Boethius Anregung. Hier schöpfte man die Beweglichkeit des Geistes und der Phantasie, durch die jener Kreis so lebensvoll von der trockenen Scholien- und Kompendienliteratur anderer frühmittelalterlicher Wissenschaftsrichtungen absticht. Zur Blüte gelangt dieser humanistische Platonismus in der Schule von Chartres. Da steigt vor uns auf das poetisch verklärte Bild des gottentstammten, von Geistesgewalt durchfluteten Universums. Vor uns tritt die zum göttlichen Nus aufschauende Natur, die nach dem Vorbild der göttlichen Ideen sinnvoll schafft und gestaltet. Wir sehen die in Einheit und Mannigfaltigkeit zur Schönheit sich entfaltende Welt; da ist der Mensch ein Spiegel des Universums. Aber auch der Erforschung dieser Sinnenwelt ist, wie der zweite Teil des Platonischen Timäus, die Schule von Chartres zugewandt. Mit Plato sucht sie den Aufbau der Elementarwelt und deren mathematische Verhältnisse zu bestimmen und ebenso des Leibes Gefüge und Funktion. Damit kommt sie denn auch der naturwissenschaftlichen Bewegung, die inzwischen im Zusammenhang mit der arabischen Wissenschaft ihren ersten Aufschwung zu nehmen begann, mit eigenem Antrieb entgegen.

Diese naturwissenschaftliche Bewegung ist die zweite selbständige Bewegung innerhalb der philosophisch denkenden Welt. Nach den eben erwähnten Anfängen erstarkt sie mächtig in der Hochscholastik, zieht sich in mancherlei Gestalt durch das spätere Mittelalter hindurch, bis sie in Nikolaus von Kues mit der Renaissance verschmilzt. Zuerst sind es besonders anatomisch-physiologische Fragen, namentlich solche der Sinnesphysiologie, auf die im Wetteifer mit den Medizinern naturwissenschaftlich arbeitende Philosophen eingehen. So schon um die zwölfte Jahrhundertwende verschiedene Engländer, später Albert d. Gr., Roger Bacon, Witelo und viele andere. Fragen der mathematischen Physik, besonders der Optik, folgen, so bei den Oxfordern Grosseteste und Roger Bacon, bei dem Schlesier Witelo, dem Süddeuschen Dietrich von Freiberg, bei Bertold von Mosburg und vielen andern. Zoologische und botanische Forschung pflegt Albert d. Gr., mathematische und physikalische Probleme beschäftigen einen großen Pariser Kreis. Es waren die Männer, welche die anthropomorphistische Vorstellung des Aristoteles und der Araber von höheren Geistwesen als Bewegern der himmlischen Sphären durch eine physikalische Theorie des Kraftantriebes zu ersetzen suchten und auch sonst viele neue Gedanken brachten, in denen ein Physiker wie Duhem den Weg zu Lionardo da Vinci und Galilei nachzuweisen suchte.

Diese Bewegung steht aber durchweg in engerer oder entfernterer Beziehung zum Platonismus. Ein so verdienstvoller Führer auch Aristoteles in der Biologie ist, der Mann der mathematisch-physikalischen Forschung ist er nicht. Dagegen war unter den Philosophen Plato der Vorkämpfer, der keinen der Mathematik Unkundigen in seine Akademie eingehen lassen wollte und dessen mathematischer Richtung auch der spätere Platonismus folgte. Mächtig schwoll dieser

Platonische Strom an, als seit dem Ausgang des 12. Jahrhunderts die spätplatonische Gedankenwelt des Plotin und Proklus in Fülle auf das Abendland eindrang. Dieser Neuplatonismus, in dessen Lichte und Umgestaltung das lateinische Mittelalter nicht minder als die byzantinische Wissenschaft und Kultur der Renaissance den wahren Plato kannte, bot nun trotz aller Transzendenz seiner verstiegenen Metaphysik und trotz seiner mystisch-religiösen Grundstimmung gerade der Naturforschung jener Zeit gar vieles, was mit ihrem inneren Geisteszuge sich berührt. Durch die Aufnahme der stoischen Naturphilosophie hatte ja dieser Neuplatonismus zu dem Transzendenzgedanken ein naturalistisches Gebiet hinzugefügt und mit seiner Emanationslehre auch die intelligible Welt in einen Fluß naturhaften Werdens verwandelt.

Was jene der Naturforschung zugewandten philosophischen Denker dem Neuplatonismus entnehmen, sind vor allem drei Grundgedanken: die Emanationslehre, die Vorstellung von einem den Kosmos durchwaltenden Zusammenklang und die Lichtmetaphysik. Von der Stufenfolge der emanatistischen Entwicklung war bereits die Rede; es sind das uns seltsam anmutende Gedankengänge vom ineinandergreifenden, fließenden Leben der Natur, wie sie analog bei Schelling und Hegel wiederkehren. Hat auch keiner der mittelalterlichen Denker diese Lehren als Ganzes übernommen, so finden sich doch vielfach bei einzelnen mehr oder minder starke Anklänge. Das zweite Lehrstück war ein längst vom humanistischen Platonismus herübergenommenes Erbgut; verstärkt aber wird diese Anschauung jetzt durch manche neue Quellen, insbesondere durch arabische Vermittlung; hatten sich doch selbst die bedeutendsten Aristoteliker unter den Arabern, ein Alfarabi, Avicenna und nicht einmal der devoteste Aristoteliker unter ihnen, Averroes, vom Neuplatonismus frei gehalten. Am meisten jedoch tritt in jenem Kreis die eigentümliche, reich durchgebildete Anschauung vom Lichte hervor, die im Gegensatz zur physikalischen Theorie von Baeumker treffend als Lichtmetaphysik benannt wird. Uralte Vorstellungen treten in dieser Lichtmetaphysik uns entgegen, welche jene Dreiheit des weltdurchstrahlenden Lichtes, des gestaltenden und bildenden Lebens, der unserer Vernunft entgegenleuchtenden Wahrheit hypostasiert und ins Metaphysische überträgt. Orientalischen Ursprungs, wird sie voll ausgebildet bei Plotin und dem späteren Platonismus. Von da kommt sie zu den Arabern und zur jüdischen Kabbala; Augustin gibt das Vorspiel zu ihrer mittelalterlichen Blüte; die anonyme Schrift „Über die Intelligenzen" zeigt sie schon in ihrer vollen Durchbildung. Grosseteste und Witelo vertreten sie, bei Bacon klingt manches deutlich an sie an. Bei Albert d. Gr. und Bonaventura begegnet sie uns an zahlreichen Stellen. Ganz steht Dante unter ihrem Einfluß. Noch auf lange Zeit läßt sie sich verfolgen, bis Nikolaus von Kues sie in die Renaissance einführt, wo Giordano Bruno ihr begeisterter Herold wird.

So sind gar mannigfach die Platonischen Gedanken, die in der naturwissenschaftlichen Bewegung der Zeit sich regen und von hier in andere Kreise übergreifen. Nicht alle sind von gleichem Werte. Manches ist Phantastik, anderes Verirrung. Aber bedeutungsvoll bleiben doch zwei Grundmotive: der ästhetische

Sinn für die Natur und die Vorstellung von einem die ganze Natur durchziehenden Zusammenhang.

Bauen sich die großen theologischen Systeme der Hochscholastik, die architektonisch imponierenden Summen eines hl. Thomas und seiner Erklärer auch vorwiegend in die Aristotelischen Begriffe und Prinzipien ein, so ist trotzdem die Gefolgschaft des Aristoteles durchaus keine einseitige, ausschließliche. Jeder nur mittelmäßige Kenner der scholastischen Theologie weiß, daß z. B. Thomas die geniale Synthese von Augustin und Aristoteles ist. Augustin nun ist als Philosoph durchaus Platonisch gerichtet, und damit ist bereits der Beweis erbracht, daß zahlreiche Platonische Motive auch bei ihm wirksam sind. Baeumker weist das sehr feinsinnig in Bezug auf die Thomistische Gotteslehre nach; daß z. B. alle Mitteilung Gottes ein Werk seiner Güte sei, ja daß die charakteristische Eigenschaft der Güte darin bestehe, sich mitzuteilen, dieser bei Thomas so oft wiederkehrende Gedanke ist gänzlich unaristotelisch, wohl aber tritt er schon im Platonischen Timäus bedeutsam hervor, um dann im Neuplatonismus Plotins zu einem Grundelement der metaphysischen Weltanschauung zu werden. Ähnlich ist die philosophische Begründung des Schöpfungsgedankens aus der Erwägung, daß das allen Dingen Innerlichste, das Sein, von Gott herstammen müsse, dem Aristotelischen Gedankenkreis durchaus fremd, es ist ein echt neuplatonischer Gedanke. Auch auf die mannigfache Anwendung des Platonischen Prinzips, daß überall die Einheit vor der Vielheit stehe, könnte hingewiesen werden. Die Thomistische Erkenntnislehre und Metaphysik sodann ruht auf der bedeutungsvollen Grundvoraussetzung, daß die Einzelerkenntnisse und Einzelwerte nur Teilnahme an absoluten Wahrheiten und absoluten Werten sind. Diese objektive Einheit des Geisteslebens im göttlichen Verstand und Wesen aber liegt dem Aristotelischen Gottesbegriff ganz fern. Man erkennt in dieser ebenso tiefsinnigen wie fruchtbaren Auffassung ohne weiteres die Umbildung der Platonischen Ideenlehre durch Augustin. Wenn also selbst der entschiedenste und folgerichtigste Aristoteliker des Mittelalters Platon seine tatsächliche Anerkennung zollt, dann bedarf es kaum noch des Hinweises, daß die Vertreter des alten Augustinismus und der Hochscholastik, vorab die Franziskanerschule mit St. Bonaventura als Führer, und die lieblichen Mystiker des Dominikanerordens, insbesondere der geistesgewaltigste unter ihnen, Meister Eckhart, daß der kühne dichterische Verklärer scholastischer Philosophie und Theologie, Dante, sich mächtig von Platonischen Intuitionen und Ideen, von Platonischer Naturverklärung, Gottesverklärung und Jenseitssehnsucht angezogen fühlten. So schließt denn Baeumker seinen überaus belehrenden und anregenden Rundgang durch die das Mittelalter befruchtende Platonische Gedankenwelt: ein Strom des Geistes, der aus dem Born in Platos Akademie entsprang, aus Plotins und Augustins Schacht Zufluß erhielt, der im Hochmittelalter zwar mehr von der Oberfläche verschwindet, aber als kräftige Unterströmung fortzieht, um in der künstlerisch gestimmten Renaissance mit Macht wieder hervorzubrechen, verbindet sie miteinander und geht auch weiter, unversiegend, durch die Zeiten.

Das prinzipiell Hochbedeutsame aber dieser Tatsache liegt darin: sie zeigt an einem greifbaren Beispiel unter vielen, daß die scholastische Philosophie

eine der scholastischen Theologie gegenüber durchaus selbständige Wissenschaft ist mit ihr eigentümlichen Forschungsobjekten, ihr eigentümlichen Untersuchungsmethoden, ihr eigentümlichen Wahrheitsprinzipien, ihr eigentümlichen Erkenntnisquellen. Zweitens zeigt sie, daß das mittelalterliche Philosophieren Eigenleben, individuelles Leben mit allen seinen Bewegungen, Spannungen, Gegensätzlichkeiten und Kämpfen ist, daß die dem Stagiriten geleistete Gefolgschaft keine blinde, keine absolute, keine kritiklose, keine ausschließliche ist. Diese Stellungnahme zur theologischen und Aristotelischen Autorität wirft nun ein ganz eigenes, für manchen vielleicht ganz unbekanntes Licht auf die scholastische Stellungnahme zur wissenschaftlichen Autorität schlechthin. Etwas anderes ist es, der Autorität um der Autorität willen und unabhängig von der inneren Einsicht in die Wahrheitsmöglichkeit und Wahrheitswirklichkeit der in Rede stehenden Annahme folgen; so nimmt der Theologe die Geheimnisse ohne weiteres an auf das Zeugnis des allwissenden, wahrhaftigen Gottes hin; etwas ganz anderes ist es, die Aussage einer menschlichen Autorität zum Ausgangspunkt seiner Problemstellung machen und dann selbständig nach dem Gewicht der immanenten Gründe auf die persönlichste Einsicht in den Sachverhalt hin ja und nein sagen. Dieses Ja und Nein sagt prinzipiell die scholastische Philosophie unabhängig oder gar im Gegensatz zum Ja und Nein ihrer Autorität, z. B. eines Aristoteles. Zeuge dafür ist ihre ganze fein durchgeführte Disputationstechnik, Beweis dafür ihre Sic-et-non-Methode, kurzer Ausdruck dessen die bekannte Formel: Tantum valet auctoritas, quantum valent rationes, d. h. das Ansehen der äußeren Bezeugung mißt sich an dem Gewicht der inneren Sachgründe, wird durch sie bestimmt, folgt ihnen und geht ihnen nicht voran. Ich sage: prinzipiell; denn wenn gelegentlich auch mancher Kopf sich von der Autorität auf Kosten der Sache blenden ließ, so war das in diesem Einzelfall persönliche, höchst individuelle Schwäche; und wenn je ganze Richtungen sich auf den Buchstaben ihres Führers festgelegt und ihre ganze philosophische Tätigkeit in kleinlicher Exegese über den Sinn ihres Meisters hätten aufgehen lassen, so wäre das unfruchtbarer Konservativismus gewesen. Jedenfalls wäre dies Verleugnung des scholastischen Prinzips gewesen, vollständige Verkennung des innersten, aktenmäßig erwiesenen Geistes der Bahnbrecher, eines Plato, Aristoteles, Augustinus, Thomas, Skotus, die alle unter den schärfsten, langwierigsten, oft peinlichsten Kämpfen ihrer Nachwelt philosophisches Neuland erobert haben. Diese bequeme Art, zu philosophieren, wäre menschlich; aber allzu menschlich wär's, Kenner oder Mitsprecher in der Geschichte der Scholastik sein wollen und nur diese Nachtseiten erhellen, durchwühlen, erforschen und darstellen oder gar in diesen Schatten das ganze strahlende Licht und die volle Wirklichkeit selbst sehen und andern zeigen wollen.

Hat nun auch die eingehendste Forschung dem mittelalterlichen Philosophieren den hohen wissenschaftlichen Ruhm der Selbstbetätigung und des persönlichen Durchlebens der philosophischen Fragen zurückerobert, so ist doch nicht zu verkennen, daß ihm nicht das ungestüme, zweifelnde Fragen, das individuelle Aufrollen von Problemen eigen ist, wie der neueren, durchaus erkenntnistheoretisch eingestellten Philosophie. Diese jähen Wechsel, diese Revolutionen, wie sich ihrer

Kant rühmt, dieses schroffe Absagen an die Vergangenheit, wie es nach dem Vorbild ihrer Begründer, eines Descartes und Bacon, fast zum standesgemäßen, zünftigen Philosophieren zu gehören scheint, diese fast kaleidoskopischen Überraschungen von einem Jahrzehnt zum andern verraten unvergleichlich mehr „Problemstellungs"-Gabe, als es der bedächtig und langsam voranschreitende Gang, die auf den gesicherten Ergebnissen seiner Vorgänger aufbauende Arbeit des mittelalterlichen Denkers tut, macht darum fraglos das Studium der neueren Philosophie kurzweiliger — und, so paradox es klingt — schwieriger und ermüdender; ob auch immer aufgeklärter und abgeklärter, fruchtbarer und urteilssicherer?

Bernhard Jansen S. J.

Neue Forschungen über Raymundus Lullus.

Raymundus Lullus (Ramón Lull, geb. um 1235 auf der Insel Majorka) ist eine der merkwürdigsten und in mancher Hinsicht rätselhaftesten Gestalten des Mittelalters. Scholastiker und Mystiker, Dichter und Politiker, Eremit und Mohammedanermissionär, Apologet und Alchimist, Heiliger, Irrlehrer, Förderer des Aberglaubens und Erfinder einer Denkmaschine: zwischen allen diesen Bezeichnungen und Farben schwankt sein Bild heute noch in der Geschichte und der Vorstellung der Gebildeten. Kein Wunder, daß solches Halbdunkel, das über der Gestalt des rätselhaften Mannes ruht, immer wieder gelehrte Forscher reizt, sich mit ihm zu befassen. Die von Professor Baeumker herausgegebenen „Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters" (Münster i. W., Aschendorff) enthalten zwei Arbeiten über Lull. Dr. P. Otto Keicher O. F. M. ließ 1909 (VII, 4—5) seine schöne und verdienstliche Arbeit „R. Lullus und seine Stellung zur arabischen Philosophie" erscheinen, in der auch die wichtigsten und zuverlässigeren Angaben über die Grundzüge seiner Lehre geboten werden. Im Jahr 1914 folgte in derselben Sammlung die französisch geschriebene Untersuchung über die Mystik des Lull und sein Büchlein Kunst der Betrachtung von Dr. J. H. Probst (XIII, 2—3)[1], Professor der spanischen Literatur an der Universität Algier. Jede dieser beiden Schriften bringt im Anhang ein bisher ungedrucktes Werk von Lull. Keicher veröffentlicht auf Grund von fünf Handschriften die Declaratio Raymundi per modum dialogi edita contra aliquorum philosophorum opiniones . . ., die sich mit dem Averroismus beschäftigt. In ähnlicher Weise macht Probst aus einer Handschrift der Münchener Staatsbibliothek den katalanischen Text der Schrift Raymunds: Art de Contemplació bekannt, aus der wir eine gute Vorstellung seiner Theologie und Mystik gewinnen. Will es uns heute schon fremdartig anmuten, daß ein französischer Forscher seine Studien über Lull als Mystiker kurz vor dem Krieg in den deutschen „Beiträgen" und in einem deutschen Verlag veröffentlichen konnte, so bereitet ein drittes Buch über Lull dem deutschen Leser eine noch größere Überraschung. Mitten im Krieg erschien in Barcelona ein Beitrag zur Lullusforschung von einem deutschen Gelehrten in katalanischer Sprache. Es ist eine Monographie über „Die Mainzer

[1] La Mystique de R. Lull et l'art de Contemplació par Dr. J. H. Probst.

Ausgabe der Werke von R. Lull nebst einem bibliographischen Anhang über handschriftliche und gedruckte Schriften Lulls in Mainz" von Dr. Adam Gottron [1]. Gleich den beiden vorgenannten Werken ist auch diese Schrift geeignet, ein Bedeutendes zur Klärung des über Lull und seinen Schriften lagernden Dunkels beizutragen. Die Ursache der Dunkelheit rührt nämlich vor allem daher, daß die zahlreichen Schriften, welche unter Lulls Namen gehen, nur zum geringeren Teil gedruckt sind, daß ihm viele Erzeugnisse fremder Federn unterschoben wurden, während bei andern die Verfasserschaft zweifelhaft ist, und daß bei manchen Stücken der richtige und genaue Wortlaut nicht feststeht. Erst wenn diese kritischen und bibliographischen Vorfragen besser erledigt sind, wird man ein sicheres Urteil über die wahre Bedeutung des Mannes fällen können. In Erkenntnis dieser Sachlage hat das Institut für katalanische Studien von Barcelona es unternommen, vorerst die Frage nach den echten Lullusschriften zu lösen und zu diesem Zwecke eine Reihe von Monographien zur Bibliographie seiner Werke herauszugeben. Die erste Nummer dieser Estudis de Bibliografía Luliana bildet Dr. Gottrons Schrift.

Der fleißige und gelehrte Verfasser verbreitet darin neues Licht über eine großartig angelegte Prachtausgabe der Werke des Doctor Illuminatus, die in Mainz im Jahre 1721 ihren Anfang nahm, die aber, nachdem bis 1742 acht mächtige Foliobände erschienen waren, ohne Fortsetzung geblieben ist. Heutzutage ist diese Ausgabe sehr selten (rarissima), wie Hurters Nomenclator sagt. Die Geschichte des Unternehmens hat viel Merkwürdiges und Geheimnisvolles an sich, und allerlei Legenden wollten sich schon an sie anhängen. Zunächst erhalten wir von Dr. Gottron zum erstenmal sichern Aufschluß über die Person des Gelehrten, der die Ausgabe bearbeitet hat.

Ivo [2] Salzinger, geboren den 28. November 1669 zu Gunzing in Oberösterreich, ist dieser Herausgeber. In jungen Jahren trat Ivo in das berühmte Augustinerstift Reichersberg ein und machte als Kanoniker seine philosophischen und theologischen Studien an den Universitäten Dillingen und Ingolstadt. Nach seiner Priesterweihe 1699 in Passau kehrte er zunächst nach Reichersberg zurück. Nach einigen Jahren verließ er mit päpstlicher Ermächtigung sein Kloster, und kurze Zeit später finden wir ihn am Hofe des Kurfürsten Johann Wilhelm (1690 bis 1716) von Pfalz-Neuburg in Düsseldorf eifrig mit dem Studium der Schriften Raymund Lulls beschäftigt, für den der Kurfürst eine besondere Vorliebe gefaßt hatte. Dieser Fürst war gleich andern hohen Herren seiner Zeit alchimistischen Liebhabereien ergeben, und weil er in den Werken des geheimnisvollen Katalanen neue Aufschlüsse über die schwarze Kunst zu finden hoffte, ließ er durch seinen reisenden Bibliothekar Johannes Büchels in aller Herren Ländern möglichst viele Lullusschriften aufsuchen, kaufen oder abschreiben [3]. Diese Schätze mußte dann

[1] L'Edició Maguntina de Ramón Lull amb un Appèndix Bibliogràfic dels Manuscrits i Impresos Lulians de Maguncia pel Dr. Adam Gottron. 8° (104 S. und sechs photographische Tafeln.) Barcelona 1915, Institut d'Estudis Catalans.

[2] Unrichtig von andern Johannes genannt.

[3] Was davon noch erhalten ist befindet sich jetzt in der Hof- und Staatsbibliothek in München (Reicher 46).

sein Kaplan Salzinger für eine Gesamtausgabe der Werke Raymunds studieren und ordnen. Während Salzinger an der Arbeit war, erschien zu Antwerpen 1708 der fünfte Juni-Band der Acta Sanctorum, worin der Bollandist Joh. Bapt. Sollier S. J. unter Beihilfe seines Ordensbruders Jakob Custurer aus der katalanischen Provinz eine noch heute für die Lullusforschung grundlegende Arbeit über den großen Katalanen veröffentlichte. Nun setzte Salzinger sich mit den beiden Jesuiten in Verbindung, und es entwickelte sich in den Jahren 1710 bis 1713 ein Briefwechsel zwischen Düsseldorf, Belgien und Spanien, der, soweit er noch aufzufinden war, hier von Gottron (S. 41—78) zum erstenmal veröffentlicht wird. Man erfährt daraus, daß Salzinger es gleich seinem kurfürstlichen Herrn vornehmlich auf den Alchimisten Lullus abgesehen hatte, während die beiden Jesuiten ihn umsonst zu überzeugen suchten, daß die unter Raymunds Namen gehenden chemischen Traktate nicht von unserem Lullus herrühren. Salzinger ließ sich nicht überzeugen, und der Briefwechsel schlief ein. Diese Unbelehrbarkeit hat seiner Ausgabe viel geschadet.

Zunächst aber hatte er andere Schwierigkeiten zu überwinden. Als die Arbeit so weit gefördert war, daß der Druck des ersten Bandes beginnen sollte, starb der Kurfürst Johann Wilhelm 1716. Da war es der Kurfürst von Mainz, Lothar Franz v. Schönborn, der sich erbot, für die Kosten aufzukommen, und Salzinger siedelte mit seinem Apparat nach Mainz über. Endlich konnte 1721 der erste Band erscheinen, und im folgenden Jahre folgten auch der zweite und der dritte. Dann stockte die Fortsetzung, und Salzinger starb den 30. April 1728. Doch dem Kurfürsten lag daran, daß das Werk fortgesetzt würde, und er beauftragte den Regens des Priesterseminars Wolff und den Pfarrer Kurhummel von St. Christoph, die von Salzinger druckfertig hinterlassenen Bände zu veröffentlichen. So erschienen in den folgenden Jahren zwei weitere Bände. 1729 starb auch der Kurfürst, und erst 1737 erschien auf Anregung des Kurfürsten Philipp Karl v. Eltz der sechste und in den Jahren 1740 und 1742 auch noch ein neunter und zehnter Band. Das Schicksal des siebten und achten Bandes, die nirgendwo zu finden waren, blieb lange in tiefes Dunkel gehüllt. Jetzt steht fest, daß sie überhaupt nie erschienen sind. Auch die acht gedruckten Bände fanden so geringen Absatz, daß 1790, als Joh. Peter Schunk seine Beiträge zur Mainzer Geschichte herausgab, der größte Teil der 500 Exemplare starken Auflage noch im Mainzer Seminar lagerte. Während der Wirren und Verwüstungen der Revolutionszeit ist der ganze Vorrat wahrscheinlich durch Brand verloren gegangen.

Der handschriftliche Nachlaß Salzingers, der sehr groß gewesen sein muß, da er aus dem druckfertigen Text für eine Reihe weiterer Bände bestand, hatte kein besseres Schicksal. Was davon in der Seminarbibliothek und in der städtischen Bibliothek von Mainz noch aufbewahrt wird, ist von Gottron am Schluß seiner Arbeit sorgfältig verzeichnet, ebenso eine Anzahl gedruckter Werke lullistischen Inhalts, die auf anderem Wege in diese Bibliotheken gelangten.

Es ist sehr zu bedauern, daß Salzinger sich bei seiner Arbeit nicht von besseren kritischen Grundsätzen leiten ließ, und noch mehr, daß der Ertrag seiner

mühsamen Lebensarbeit so jämmerlich verloren ging. Dr. Gottron aber hat durch seine gewissenhafte Zusammenstellung aller noch erreichbaren Angaben über Salzingers Person und Werk auch aus den Archiven von Reichersberg, Palma auf Majorka usw. der Wissenschaft einen bleibenden Dienst geleistet.

Steht auch die Lullusforschung in diesen und andern Arbeiten erst am Anfang ihrer Aufgabe, so kann man doch jetzt schon im großen ganzen die Richtung erkennen, in der die Ergebnisse sich zu entwickeln versprechen. Ramón Lullus war ein edler, frommer, von brennendem Eifer für Gottes Ehre, die Ausbreitung der christlichen Religion und das Beste der katholischen Kirche verzehrter Laie, der in seiner Jugend keine gelehrte Bildung genossen hatte. Bis über sein dreißigstes Lebensjahr weilte er als weltlicher Ritter und hoher Beamter am katalanischen Königshofe, war reich, glücklich verheiratet und Vater mehrerer Kinder, als eine plötzliche Sinnesänderung ihn bewog, allem zu entsagen, ein strenges Asketenleben zu beginnen und sich ganz der Verteidigung des christlichen Glaubens gegen den Islam zu weihen. Da seine schulmäßige Kenntnis des Lateins immer mangelhaft blieb, so schrieb er seine Werke alle entweder in der katalanischen Muttersprache oder in einigen Fällen in Arabisch und ließ sie durch andere ins Latein übersetzen. Dabei brachte es seine Vorliebe für eine dichterische, bilderreiche, mystisch-kontemplative Redeweise mit sich, daß er zuweilen Ausdrücke wählte, die besonders dann, wenn sie ohne Rücksicht auf den Zusammenhang betrachtet wurden, untheologisch, irrig oder anstößig lauten konnten. Es soll auch nicht behauptet werden, daß sich in seinen echten Schriften, deren Zahl einige Hundert beträgt, gar keine theologischen und philosophischen Irrtümer finden, aber ein Irrlehrer im eigentlichen Sinne, der trotz genügender Zurechtweisung an seinen Sondermeinungen festgehalten hätte, war er nicht, das scheint aus seinem persönlichen Verhalten und aus Keichers und Probsts oben erwähnten Untersuchungen mit größter Wahrscheinlichkeit hervorzugehen. Daß er auch kein abergläubischer oder betrügerischer Alchimist war, dafür ist die Geschichte Salzingers und seines mißratenen Unternehmens Beweis genug.

Als Hofmann hatte Lull sich mit Erfolg in der weltlichen Dichtkunst geübt und auch diese Kraft stellte er jetzt in den Dienst der Religion. So wurde er in Prosa und Poesie einer der ersten Klassiker der katalanischen Nationalliteratur[1]. Diese Verdienste um seine werdende Muttersprache hat ihm wohl in erster Linie die warme Teilnahme seiner heutigen Landsleute zugezogen, die keine Mühen und Kosten scheuen, um Raymunds Namen und Werke zu Ehren zu bringen.

Es wäre noch ein Wort zu sagen über Lulls neue Logik oder „Denkmaschine", mit der er alles, auch die Geheimnisse des Glaubens, zu beweisen unternahm. P. Keicher hat es in besonnener Prüfung des Fragepunktes zum mindesten wahrscheinlich gemacht, daß es sich für Lull bei seiner neuen Kunst nicht um einen Ersatz der Aristotelischen Logik und überhaupt nicht um einen streng wissenschaftlichen Beweisgang handelt, sondern daß er bloß einen praktischen Kunstgriff für eine popu-

[1] Otto Denk, Einführung in die Geschichte der altcatalanischen Litteratur (München 1893) 38 ff. 198 ff. 211 ff.; Probst, La Mystique de R. Lull 54.

läre Apologetik, ein „heuristisches Prinzip" aufstellen wollte, um rasch die zur Verteidigung einer Wahrheit oder zur Entkräftung eines Einwandes dienlichen Gedanken zu finden, etwa nach Art der aphthonianischen Chrie oder eines verbesserten Quis, quid, ubi? Also statt eines grundstürzenden Irrtums eine harmlose Spielerei!

Man begegnet zuweilen der Behauptung, Papst Gregor XI. habe durch eine Bulle vom 25. Januar 1376 eine große Anzahl Lullischer Sätze als Irrlehren verworfen. Aber die Echtheit dieser Bulle ist bestritten und zweifelhaft[1]. Dagegen ist es Tatsache, daß Raymund in seiner Heimat Majorka und im Franziskanerorden, dem er als Tertiarier nahe stand, mit kirchlicher Gutheißung den Kult eines seligen Märtyrers genießt, weil er auf seiner letzten Missionsreise in Afrika von den Mohammedanern gesteinigt wurde (1315).

Möge es nach dem Kriege den einträchtig vereinten Arbeiten spanischer, deutscher und, so Gott will, auch französischer und römischer Gelehrten gegeben sein, die so schön begonnene Lullusforschung durch eine gute Gesamtausgabe zum Abschluß zu bringen. Zunächst aber hat Dr. Gottron dafür gesorgt, daß das Wesentliche aus seinen Studien, die ja in der Gestalt des katalanischen Büchleins bei uns auf keinen weiten Leserkreis rechnen können, in deutscher Sprache zugänglich sei. Im 3. Jahrgang der Franziskanischen Studien ([1916] 3. u. 4. Heft, 214 ff. 319 ff.) hat er die Geschichte Salzingers und seines Unternehmens mit neuen Ergänzungen dargestellt. Matthias Reichmann S. J.

Cook am Nordpol?

In der wissenschaftlichen Beilage zum Jahresbericht des Hamburger Katholischen Lyzeums Ostern 1916 behandelt Dr. Maximilian Lewels den „Fall Cook": Ob Dr. Cook den Nordpol erreicht habe und nur ein Opfer gehässiger Verleumdung geworden, oder ob er ein Lügner sei, der in der Geschichte der Erdkunde mit dem Beinamen Lying Cook gebrandmarkt bleiben soll.

Am 2. September 1909 berichtete der New York Herald, der amerikanische Polarforscher Dr. Frederick Cook habe den Nordpol erreicht und die amerikanische Flagge „auf dem Gipfel der Welt" aufgepflanzt. Darob unbändiger Jubel in den Vereinigten Staaten. Dem heimkehrenden Dr. Cook wurde ein wahrer Triumphzug bereitet. Aber bald sollten diese Ehrungen in ungeheure Schmähungen übergehen. Aus dem hohen Norden kam plötzlich Nachricht von dem Polarforscher Peary, der behauptete, er habe den Nordpol erreicht, und wenn Cook den gleichen Anspruch erhebe, so sei er ein Lügner. Es entspann sich nun der bekannte häßliche und leidenschaftliche Streit zwischen diesen beiden Männern und ihren Anhängern. Auch die Komik kommt dabei zu ihrem Recht, so wenn Peary gegen Cook den Vorwurf erhebt, er habe gegen die „Polarethik" verstoßen, da er seine Polarfahrt nicht vorher öffentlich angekündigt habe.

In seinem Hauptwerke My attainment of the Pole[2], das im Jahre 1914 schon die 60. Auflage erlebt hat, verteidigt Cook seine Ansprüche nachdrücklichst.

[1] Denifle und Ehrle, Archiv f. Literatur und Kirchengesch. d. M.-A. IV 352 ff.

[2] Ins Deutsche übersetzt von Erwin Volkmann, im Verlage von Alfred Janssen in Hamburg.

Die packende Schilderung der arktischen Welt, die Beschreibung der aufregenden Schlittenfahrten und Jagden, des traurigen Polarwinters, die Abschrift der Reiseaufzeichnungen, die Darlegung der Beweise für die Erreichung des Zieles, die Aufdeckung der Ränke seiner Feinde, der wilde Schrei nach Anerkennung, der aus dem Buche dringt, mögen wohl auf die meisten Leser nicht ohne nachhaltigen Eindruck gewesen sein. Aber ein solcher Durchschnittsleser, der über schwierige, unklare und widerspruchsvolle Stellen hinweggleitet, ist Dr. Lewels nicht. Mit fachmännischer Klarheit erörtert er, wie ein Forscher zunächst selbst erkennen und dann der Welt beweisen könne, daß er am Nordpol gewesen sei, und prüft danach mit kritischer Schärfe die Beweise Cooks und seine Glaubwürdigkeit, um schließlich zu einem für Cook vernichtenden Urteil zu gelangen. Ein Reisender kann nur dadurch die Überzeugung erlangen, sich am Nordpol zu befinden, daß er seinen Standort als in 90° nördlicher Breite gelegen berechnet. Es gibt dafür drei Möglichkeiten: Es kann erstens auf terrestrischem Wege geschehen. Die geographische Breite wird durch Feststellung des in nördlicher Richtung zurückgelegten Weges bestimmt. Zwischen dem 80. und 90.° nördlicher Breite sind 111,65 bis 111,68 km für den Breitengrad anzusetzen. Aber es ist klar, daß der voraneilende Polarreisende sich nicht mit der äußerst schwierigen genauen Messung seines Weges und der Festlegung von Änderungen der Wegrichtung aufhalten kann. Er begnügt sich damit, sie annähernd mittelst Schrittmessers zu schätzen.

Am genauesten ließe sich zweitens die geographische Breite auf Grund astronomischer Beobachtungen bestimmen. Aber leider sind diese nirgends schwieriger als am Pol, wo der Polarforscher überhaupt keine Sterne zu Gesicht bekommt, da er ja nicht während der Polarnacht über das Eismeer jagen kann, sondern den Nordpol im Sommerhalbjahr, wo die Sonne dauernd über dem Horizonte steht, zu erreichen bestrebt sein muß. Der Forscher ist also auf Sonnenbeobachtungen angewiesen, zu denen im günstigsten Falle Mondbeobachtungen als Kontrolle hinzukommen können. Aber auch die gewöhnlichen Methoden der Ortsbestimmung aus Sonnenbeobachtungen versagen an den Polen, und Dr. Lewels zeigt, unter welchen Voraussetzungen nur man zu einem annähernd sichern Ergebnis gelangen kann. Man muß nämlich aus Sonnendeklination, Azimut- und Stundenwinkeldifferenzen in umständlicher Weise seinen Standpunkt errechnen. Also nur ein in astronomischen Beobachtungen durchaus geübter Reisender kann sich an solche astronomische Ortsbestimmungen heranwagen; er muß dazu wenigstens mit einem guten Sextanten ausgerüstet sein. Sowohl Cook als Peary bedienten sich dieser Art der Ortsbestimmung.

Die dritte Möglichkeit ist die der Schattenmessung. Denn an den Polen bleiben zur Zeit der Sonnenwende die Schatten eines senkrecht stehenden Gegenstandes während eines ganzen Tages gleich lang. Cook nennt die Schattenmessung eine Methode, „die jedes Kind begreift". Er deutet sie aber nur oberflächlich an, indem er etwa so schließt: An den Polen steht die Sonne während eines Tages gleich oder doch fast gleich. Infolgedessen sind auch die Schatten, die ein Gegenstand an den Polen wirft, während eines ganzen Tages einander gleich oder fast gleich. Er hebt also nicht hervor, daß diese Gleichheit der Schatten-

länge nur an den Polen und dort auch nur zur Zeit der Sonnenwende stattfindet. Wie sie dagegen mit der örtlichen Entfernung vom Pol und mit dem zeitlichen Abstand von der Sonnenwende innerhalb 24 Stunden recht ansehnliche Unterschiede aufweisen, zeigen die Tabellen, die Dr. Lewels nach dem Berliner Astronomischen Jahrbuch mitteilt bzw. berechnet. Also nur am Pol und zur Zeit der Sonnenwende könnte ein Reisender aus der fast gleichen Schattenlänge eines Gegenstandes seinen Standpunkt erschließen.

Aber eine neue Schwierigkeit. Der Nordpol erhält bekanntlich am 21. Juni trotz der geringen Mittagshöhe der Sonne über 20 % mehr Wärme zugeführt durch die Strahlung der Sonne als selbst ein Ort des Äquators am 20. März, seinem heißesten Tage, so groß ist der Einfluß der größten Tageslänge. Der Sommer des Nordpols mit ähnlich starker Strahlung dauert etwa 56 Tage. Diese große Wärmemenge wird verbraucht zum Schmelzen des Eises, das um diese Zeit im Polarmeer in zahllose Schollen zerbricht. Eine Hinreise zu Schlitten wäre dann also im höchsten Grade erschwert, eine Rückreise geradezu unmöglich Der Polarforscher muß darum lange vor der Sonnenwende am Pol ankommen, und tatsächlich wollen ja Cook und Peary am 21. bzw. 6. April den Nordpol erreicht haben.

Im April aber kann am Nordpol ebensowenig wie sonst irgendwo von Gleichheit des Schattens eines Gegenstandes während eines vollen Tages von 24 Stunden die Rede sein. Der Reisende muß also im April aus andern Eigentümlichkeiten der Schattenlängen, wie sie aus den Tabellen Dr. Lewels ersichtlich sind, sich die Frage beantworten, ob er sich am Pol befindet.

Wie kann nun der Forscher die Welt davon überzeugen, daß er wirklich am Nordpol gewesen ist? Da sich mit dem Anspruch, als Erster den Nordpol betreten zu haben, ein Geschäft machen läßt, so genügt der mißtrauischen Welt keine wie immer nachdrückliche Behauptung, sie will Beweise. Der Reisende zeigt seine Instrumente, seine Aufzeichnungen und Berechnungen, vielleicht Photographien vom Nordpol. Aber diese Photographie zeigt eine weite Schnee- und Eisfläche; eine solche kann man auch viele hundert Meilen vom Nordpol entfernt aufnehmen Zur Vorweisung der Instrumente muß der Nachweis kommen, daß er diese auch wirklich am Nordpol bei sich hatte; er muß vor Fachleuten dartun, daß er sie zu benutzen versteht, daß er mit den Methoden der Längen- und Breitenbestimmung in Theorie und Praxis durchaus vertraut war schon vor Antritt seiner Polarfahrt. Endlich hat er seine Aufzeichnungen und Berechnungen vorzuweisen. Diese sind verdächtig, wenn sie „zu sauber“ aussehen und gar keinen Irrtum enthalten. Wenig Zweck hätte eine Beschreibung eines Weges zum Nordpol und die Zurücklassung eines Zeichens am Ziele. Denn das Nordpolargebiet ist größtenteils ein ungeheures, von wechselnden Wassergassen durchzogenes Eisfeld, und nach bisheriger Annahme ist gerade um den Pol weit und breit kein Land. Weg und Ziel schwimmen also fort, das Aussehen der Gegend ist weithin das gleiche.

Damit die Welt also Cooks Behauptung glauben kann, muß er den Nachweis liefern, daß er imstande war, genaue Ortsbestimmungen vorzunehmen. Er müßte zunächst seine Instrumente vorzeigen. Aber diese befinden sich in Grön-

land. Dort hat Cook sie auf seiner Rückreise Harry Whitney übergeben. Ob sie zuverlässig waren, kann erst beantwortet werden, wenn sie herbeigeschafft sind und ihre Identität nachgewiesen ist. Aber setzen wir einmal voraus, daß Cook zuverlässige Instrumente hatte und die von ihm mitgeteilten Ortsbestimmungen in der Tat vorgenommen hat, dann fragt es sich: sind die mitgeteilten Ortsbestimmungen richtig? Zur Nachprüfung wären da Cooks ursprüngliche Aufzeichnungen und Berechnungen von großem Werte. Aber diese Originalnotizen sind, wie Cook versichert, bei den Instrumenten in Grönland geblieben. Nur wenige Berechnungen wurden als „Kuriosa" mitgenommen. Man muß sich also ausschließlich an die Mitteilungen halten, die Cook in seinem später veröffentlichten Buche über seine Ortsbestimmungen macht. Und aus diesen weist Dr. Lewels überzeugend nach, daß Cook überhaupt „im Gebrauch des Sextanten ein Stümper war, der sich bei seinen Beobachtungen eigentlich immer irren mußte". Die wenigen Sextantenaufzeichnungen, die Cook nach Hause brachte, hat er gewiß aufs genaueste durchgesehen, bevor er sie in den Druck gab, und trotzdem hat er die groben Fehler, die Dr. Lewels ihm nachweist, nicht bemerkt. Er kannte eben die Prinzipien der Sextantenbeobachtuug über einem künstlichen Horizonte nicht.

Aber Cook hat zum Zwecke der Breitenbestimmung auch Schattenmessungen vorgenommen. Wieder weist ihm Dr. Lewels nach, daß seine Darlegungen über die Schattenverhältnisse im höchsten Grade laienhaft sind. Cook will von der Mitternacht des 21. auf den 22. bis zur Mitternacht des 22. auf den 23. April 1908 jede Stunde, also im ganzen 25mal, das Ende des Schattens eines seiner Eskimos, der jedesmal an derselben Stelle stand, im Eis bezeichnet und nach Ablauf der 24 Stunden die Endpunkte sämtlicher Schatten durch eine Kreislinie verbunden haben. Seine Bemerkungen darüber sind aber nur zutreffend für die Zeit der Sonnenwende. „Er scheint keine Ahnung davon zu haben, daß die Schattenverhältnisse zwei Monate vor der Sonnenwende doch ein klein wenig anders sind . . ., und diese Wissenschaft war ihm auch noch bei Verfassung seines Buches nicht bekannt."

Cook hat trotzdem in Edwin Swift Balch einen warmen Verteidiger gefunden; mit dem setzt sich nun Dr. Lewels auseinander und weist ihm den Mangel an Logik in seinem Schlußverfahren nach. Die Widerlegung der Ehrenrettung Cooks durch Balch gibt dem Verfasser zugleich Gelegenheit zu zeigen, daß die von Balch vertretene Hypothese, Cooks Polbeschreibung beruhe auf dem Augenschein, überaus schwach begründet sei. Cooks Beschreibung paßt vielmehr auf sehr viele Stellen des Eismeeres zwischen dem nordamerikanischen Archipel und dem Nordpol.

Aber vielleicht hat Cook eben aus *Irrtum* einen vom Pol mehr oder weniger weit entfernten Ort für den Nordpol gehalten? Das ließe wenigstens seinen guten Glauben unangetastet, trüge seiner mangelhaften Fertigkeit in der Ortsbestimmung Rechnung und erklärte Cooks Beobachtung hinsichtlich der Sonnenhöhe an seinem nördlichsten Punkte. Dagegen aber spricht die Aussage der Eskimos, daß Cook sich nur wenige Tagereisen von der Küste entfernt habe.

Es besteht aber auch noch die mögliche Annahme, daß Cook auf *bloße Vermutungen* hin eine Beschreibung des Nordpols gab und zufällig das Richtige

traf. Denn er durfte hoffen, für seine beiden wichtigsten Behauptungen, er habe am Nordpol kein Land, sondern ein endloses, purpurfarbenes Schnee- und Eisfeld angetroffen, überall Glauben zu finden. Die Mehrzahl der Geographen waren vor Cooks Abreise überzeugt, daß sich am Nordpol kein Land befinde, und Cook wußte das. Und warum sollte es am Nordpol nicht gewaltig ausgedehnte Schneefelder geben, da andere Polarforscher weit nach Süden ebenfalls solche angetroffen hatten? Es fragt sich also nur, ist Cook eines so groben Schwindels für fähig zu halten? Dr. Lewels muß somit zuletzt die Glaubwürdigkeit Cooks einer Prüfung unterziehen. Auffallend ist zunächst, daß Cook bisher nicht den geringsten Versuch gemacht hat, die in Grönland zurückgebliebenen Instrumente und Aufzeichnungen wieder zu erlangen. Aber Dr. Lewels kann davon absehen, da er die mala fides Cooks in drei Fällen unzweifelhaft nachzuweisen imstande ist: 1. In der Art und Weise, wie Cook seine fatale Äußerung über die Sonnenhöhe am Nordpol zu beschönigen sucht und dabei die Tatsachen wissentlich falsch darstellt. 2. Cooks Bericht über die Herstellung jenes Schattenkreises am Nordpol wird als frei erfunden nachgewiesen. 3. Endlich hat Cook die oben erwähnten unrichtigen Sextantenbeobachtungen im Laufe der Zeit natürlich als gegen ihn sprechend erkannt. Aber er weiß dem Übelstande abzuhelfen. Er änderte die Zahlenwerte der 1. Auflage seines Buches in den Auflagen von 1912 an, so daß der Fehler annähernd beseitigt ist.

Dr. Lewels faßt das Ergebnis seiner Untersuchung in die drei Sätze zusammen:

1. Cook ist nicht am Nordpol gewesen.

2. Um seinen Anspruch, am Nordpol gewesen zu sein, zu stützen, hat Cook wiederholt zur Lüge gegriffen.

3. Wie weit Cook nach Norden vorgedrungen ist, läßt sich heute noch nicht entscheiden.

Die verdienstvolle Schrift Dr. Lewels bietet für jeden Gebildeten eine anregende Lesung, für den Geographen aber und für Studierende der Erdkunde ist sie auch wegen der methodischen Vortrefflichkeit überaus lehrreich und bildend. In Buchform herausgegeben, würde sie ohne Zweifel noch größern Absatz finden.

Alfred Gökel S. J.

Vom deutschen Gemüt im Weltkriege.

Bücher tiefernsten, gewichtigen Inhalts hat uns der Krieg in reicher Fülle gebracht. Mit all den wuchtenden Fragen der Zeit hat deutsche Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit sich auseinandergesetzt. Und gleichzeitig lohte in der deutschen Dichtung ein gewaltiges Feuer himmelhoch empor. Aus der mächtig erschütterten Tiefe eines übervollen Herzens strömten donnernde Kriegsgesänge.

Ein erstaunliches, herzerquickendes Zeichen für die Weite des deutschen Geistes aber ist es, daß in dieser selben Zeit blutigen Ringens alte Schätze deutscher Romantik ihre Auferstehung feierten. Unsere Feldgrauen selbst, vom Geschützdonner umtost, sind es gewesen, die den Wunsch in die Heimat sandten: „Schickt

uns unsere deutschen Dichter und unsere deutsche Kunst in den Schützengraben!" Die Münchener Universität hat den Ruf gehört, und in gemeinsamer Arbeit schufen ihre ersten Kräfte eine Kunstmappe, die wohl imstande ist, umflorte Augen zu erhellen und gedrückte Herzen weit zu machen. „Moritz v. Schwind und Karl Spitzweg, Bilder der Heimat", steht auf dem Titel. Das erste Blatt trägt die Widmung: „Unsern Brüdern in fernen Landen und in den Lazaretten." Als eine Liebesgabe deutscher Hochschüler entsendet das Heft der Furcheverlag Berlin. Geheimrat Dr. Grauert als Rektor der Münchener Universität gibt ihm ein warm empfundenes Geleitwort mit auf den Weg, aus dem wir die nachstehenden Sätze herausheben:

„Aus den Bildern dieser Mappe spricht heimatliches Empfinden, Freude an der Natur und ihrem geheimnisvollen Weben und echter Humor in jenen köstlichen Formen zu uns, in welche gottbegnadete Künstler mit Meisterhänden sie zu kleiden verstanden. Moritz v. Schwind und Karl Spitzweg sind solche gottbegnadete Künstler, welche, der Menschheit geschenkt, doch vornehmlich zu unseren Herzen, zu unserer Seele sich den Eingang öffnen. Über unser Gemüt verbreiten ihre Schöpfungen harmonische Ruhe und sonnigen Glanz."

„Wir in der Heimat und Ihr dort draußen in fernen Landen, wir fühlen uns im Anschauen dieser unvergleichlich poesievollen Bilder wie durch einen magischen Strom miteinander verbunden. Die Mappe übermittelt euch unsere heißesten Grüße und besten Wünsche."

Zu jedem der 16 Bilder, wovon 12 farbig, schrieb Geheimrat Dr. Wölfflin in seiner feinen, vielsagenden Art eine kurze Erläuterung: Andeutungen sind es, die zum Weitersinnen und eigenen Finden einladen.

Führen uns Schwind und Spitzweg zurück in die Romantik vergangener Tage, so springt ein anderes poesiedurchhauchtes Büchlein mutig in die kriegerische Gegenwart. „Märchen in Feldgrau" nennt es sich und ist erschienen bei L. Schwann in Düsseldorf. Zwei deutsche Frauen, Julie Ermler und Martha Ebeling, bieten hier eine ganz eigenartige Gabe. In der duftigen Form des Märchens treten die furchtbaren Geschehnisse des Krieges vor den Leser; das Erschreckende und Gewaltige ist mit echt dichterischer Kraft umgesetzt in reine Poesie. Überschriften wie „Das Kriegsteufelchen", „Nikitas Töchter", „Der neutrale Topf", „Die Dampfwalze", „Die drei Möwen", lassen den zauberischen Inhalt ahnen. Wahre Kabinettstückchen in ihrer feinsinnigen, zarten Art sind „Brüderchen und Schwesterchen" („I. Als sie sich nicht vertrugen. — II. Wie sie zusammenhielten") und „Die Kriegsfee" (= die Kriegsfürsorge).

Prof. Dr. Friedr. zur Bonsen sagt nicht zuviel, wenn er im Geleitwort bemerkt: „Allegorische Märchen, poetisch eingekleidete Geschichte möchten wir den ganzen Märchenkranz nennen. Aus der Geschichte holt die Dichterin den Stoff, aus der Phantasie die Gestaltung, aus dem Verschmelzen beider die hohe, reizvolle Wirkung. Der Gegensatz zu dem rein phantastischen Wesen des eigentlichen Volksmärchens ergibt sich von selbst; aber auch die Grimms würden, wenn sie noch lebten, ihre Freude haben an diesen prächtigen Märchenbildern. So unendlich viele dichterische Töne das gewaltige Erleben unserer Zeit auch hat er-

klingen lassen: eine Form wie diese „Märchen in Feldgrau“ ist nirgends sonst ersonnen. Das ist echte Poesie; sie meistert Dinge, die der poetischen Behandlung scheinbar ganz und gar widerstreben.“

Einen ganz eigenen, neuen Wert gibt dem Buche der künstlerische Bildschmuck. Nicht die abgegriffenen, farb- und ausdruckslosen Schemen anderer Märchenbücher, sondern Schattenrisse von schlagender Kraft und vollendeter Sicherheit, die sich ebenbürtig neben die besten Leistungen Konewkas stellen. Sie zu betrachten ist ein Genuß für sich. An einer Vignette wie dem Anfangs-E der „Drei Möwen“ oder an der Versöhnung von „Brüderchen und Schwesterchen“ muß jeder Kunstfreund seine Freude haben.

Und wenn wir von der Dichterin noch erfahren möchten, an wen die feldgrauen Kinder ihrer Muse denn gesandt seien, so gibt sie uns die Antwort in der einleitenden Erzählung:

„Es war einmal eine trübe, schwere Zeit auf der Erde. Die glänzende Freudensonne war erloschen, und die Sternlein der Liebe und des Mitleids verblaßten immer mehr. . . . Wie schneidender Hagel fielen Schmerz und Leid auf die Erde, die mit kostbarem Herzblut gerötet war. Das war der große Krieg.

„Freudlos und kummerschwer zogen die Menschenkinder ihre rauhe Straße. Jeder hatte sein Notsäcklein auf dem Rücken und quälte sich hoffnungslos durch den Staub der Alltagssorgen. Das Lächeln, das sonst wie eine leuchtende Brunnenfee am Rande der Menschenaugen gesessen, war tief hinabgestiegen in den dunklen Schacht. Dafür zogen gleich Perlen zitternde Wasserbläschen herauf und fielen als Tränlein über den Rand. . . .“

Am Wegrand standen die Märchenkinder. Aber von den kummerbeladenen Menschen wollte keiner sie mehr kennen und anreden. Da aber die Märchenkinder die Menschen lieb haben, waren sie betrübt und wollten ihnen in der Not helfend und tröstend zur Seite stehen. Aber keines wußte Rat. Die Menschen wollten ja auch gar nichts mehr von ihnen wissen.

„Aschenbrödel hatte inzwischen immer noch die müden Wanderer gemustert. Da sagte es plötzlich: ‚Seht ihr auch, wieviele Menschen jetzt ein graues Kleid anhaben? Und das scheinen sogar die Vornehmen zu sein. Die andern Menschen machen ihnen Platz und rücken sogar den Hut. Und die meisten Grauen haben Kinderlein und Blumen bei sich.‘ ‚Ah‘, rief da der kluge Hänsel, ‚ich hab’s! Wißt ihr was? Wir hängen uns auch ein graues Mäntelchen um und laufen mit ihnen. Vielleicht grüßen sie uns dann auch und rücken den Hut. Und wenn sie uns erst mal wieder hören, dann behalten sie uns schon.‘ Gesagt, getan! Flugs legte jeder ein feldgraues Mäntelchen über, und trab, trab ging’s hinter den Menschenkindern drein. Aschenbrödel, das ja meist ein graues Röcklein getragen, war’s am schnellsten gewohnt und ging voraus, und die andern taten’s ihm nach. Verwundert sahen die Menschen sie an und fragten sie zweifelnd: ‚Zu wem kommt ihr denn eigentlich, zu den Kleinen oder zu den Großen?‘ ‚Zu beiden‘, kicherten die kleinen Schmuggler in Feldgrau, ‚aber die Kleinen dürfen uns das graue Mäntelchen abziehen.‘ Und bald waren sie in den vordersten Reihen, sprangen über den Berg und liefen sogar bis zum undurchdring-

lichen Walde, durch Stechpalmen und Brombeeren, hinein in die Schützengräben. Mir nichts, dir nichts krochen sie in den Unterstand, setzten sich auf Kisten und Fässer und manchmal auch auf ein Fußschemelchen. Sie lachten den verdutzten Soldaten ins Gesicht und riefen ihnen vergnügt zu: ‚Grüß Gott, Kameraden, nehmt's nicht übel. Wir leben auch noch und haben jetzt auch des Königs Rock angezogen. Wir sind ja Königskinder, und grau ist jetzt vornehm.'"

Mögen sie recht viele Freunde finden, die kleinen Feldgrauen, im Schützengraben und im Lazarett, in Familie und Schule, überall, wo Kindessinn und deutsches Gemüt noch nicht gestorben sind! Wilhelm Leblanc S. J.

Grundsätzliches zu Molos Schillerroman.

„Als Dichter liebe ich den Mann, aber als Mensch ist mir Schiller noch unendlich viel lieber", schreibt der jüngere H. Voß in einem seiner Briefe aus Weimar, und er hat diese Wertschätzung in den begeistertsten Wendungen wiederholt ausgesprochen. Voß kannte als Hausfreund der Schillerschen Familie aus vertrautem Umgange den edlen Dichter, und seine feinen Beobachtungen und die freundlichsten Eindrücke finden ohne jede Nebenabsicht in den vertraulichen Schreiben lebhaften Widerhall. So zeichnet er die äußere Erscheinung des so aufrichtig verehrten väterlichen Freundes mit dem „wirklich majestätischen Wuchs, dem schönen, freien, aber etwas eingefallenen und bleichen Antlitz, der, solange man ihn ruhig sieht, finster und ernst scheint, dessen Gesicht aber, durch eine freundliche Rede in Tätigkeit gesetzt, durchaus herzlich und liebevoll ist". Ein andermal schildert er den „liebenswürdigen Hausvater" im Kreise der Seinen, wie er mit der zärtlichsten Vaterliebe an seinen Kindern hängt und mit der vorsorglichsten Anhänglichkeit seine so treu ergebene Gattin geradezu verehrt. Auch im geselligen Verkehr mit seinen Freunden stellt er gelegentlich den Dichter bei den verschiedensten Veranlassungen dar; da habe der sonst so ernst gesetzte Denker ganz „unbefangen, offen, teilnehmend, heiter, ja ausgelassen fröhlich" sein können. Am eindrucksvollsten aber berichtet Voß über den leidenden Schiller, an dessen Krankenbett er etlichemal wachen durfte. „Goethe", schreibt er vergleichend, „ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftmut und Milde selber. Nie war sein Mut gebeugt, nicht einmal war er launisch und unwillig."

All diese gelegentlichen Äußerungen stammen aus den Jahren 1804 und 1805, also aus der letzten Zeit vor Schillers Lebensende. Daß der Dichter sich erst allmählich zu dieser wohltuenden Abgeklärtheit emporgerungen hat, bezeugt kein anderer als er selbst in einem Schreiben an seinen Freund Körner, das man die kürzeste Lebensschilderung aus Schillers eigener Feder nennen könnte:

„Mit welcher Beschämung, die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft, sah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichste Verschwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schicksals, die zweite und größere aber durch mich selber zernichtet. Tief, bester Freund, habe ich das empfunden, und in der allgemeinen feurigen Gärung meiner Gefühle haben sich Kopf

und Herz zu dem herkulischen Gelübde vereinigt — die Vergangenheit nachzuholen und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen."

Der Brief ist am 3. Juli 1785 geschrieben. Friedrich Hebbel richtet bei Besprechung dieser Briefstelle einen warmen Mahnruf an das nachkommende Geschlecht: „Hierher schau, deutsche Jugend, das tu deinem Lieblingsdichter nach! Es ist gewiß, daß die bedeutendere Kraft sich leichter verirrt als die geringere, weil sie länger als diese mit sich selbst in Zwiespalt bleibt, weil sie der niederen Sphäre, in der sich Tausende mit Behagen bewegen, oft schon entwachsen ist, ohne für die höhere noch völlig reif zu sein." Was Schiller unter dem „edlen Wettlauf zum höchsten Ziele" verstanden hat, spricht er in einem Brief an Baggesen aus: „Dasjenige zu leisten und zu sein, was ich nach dem mir gefallenen Maß von Kräften leisten und sein kann, ist mir die höchste und unerläßlichste aller Pflichten."

Das Charakterbild Schillers mag damit in seinen wesentlichen Zügen als abgeschlossen gelten, wenn noch hinzugefügt wird, daß er, wie Goethe an Beispielen zeigt, „ein entschiedener Feind aller hohlen Ehrenbezeigungen und aller faden Vergötterung war, die man mit ihm trieb oder treiben wollte. Als Kotzebue vorhatte, eine öffentliche Demonstration zu seinem Ruhme zu veranstalten, war es ihm so zuwider, daß er vor innerem Ekel darüber fast krank wurde". Das höchste Lob, das Goethe je einem Menschen gespendet hat, galt seinem Freunde Schiller: „Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein."

Daß sich ein so wahres und edles Leben in seiner aufsteigenden Linie für eine warme geschichtliche Darstellung eignet, leuchtet ein. Indessen scheint das vermeintlich lohnende Unterfangen nicht ganz leicht durchführbar zu sein, wie Versuche beweisen. Ist doch selbst einem J. Minor die Arbeit unter den Händen zerbrochen; seine zwei Bände reichen nur bis zum „Don Karlos". Ähnlich erging es dem Direktor des Lessingtheaters in Berlin, O. Brahm: seine beiden Bände bleiben vor dem Höhepunkt in Schillers Leben und Wirken stecken, während R. Weltrich mit seinem umfangreichen Anfangsband schon mit Schillers Flucht abbricht. Erst die letzte große Schillerfeier hat die wichtige Aufgabe ziemlich glücklich gelöst mit den bekannten Schillerbüchern von Eug. Kühnemann und K. Berger. Beide sind, jenes in vornehmer Wissenschaftlichkeit, dieses mehr volkstümlich, von edler Schillerbegeisterung durchglüht, freilich nicht von unserer philosophischen und religiösen Anschauung getragen.

Auch zu romanhaften Versuchen hat Schillers Lebenskampf gereizt. Allerdings erheben sich von vornherein gegen solche Künstlerromane naheliegende Bedenken. Der Schillerkenner verzichtet gerne auf luftige Ausgeburten einer schwärmerischen Erfindungsgabe, schon der Sache wegen, am meisten aber aus Verehrung und Hochachtung vor dem Dichter. Und der sog. Durchschnittsgebildete, für den ja die leichtere Ware des Romans gerade in seiner höheren Gattung berechnet scheint, wird daraus schwerlich ein richtiges und getreues Bild von dem Menschen und Dichter Schiller gewinnen. Die bisher gemachten Proben bestätigen die Befürchtung. „Die Karlsschüler" von Laube sind zwar der Form nach kein Roman, aber die Rolle, die Schiller dabei spielt, geht noch über das Romanhafte. Ein eigentlicher Roman sollten „Schillers Heimatjahre" von H. Kurz sein; jedoch kommt Schiller nur als „Episodenfigur" darin zur Geltung.

Da begann vor drei Jahren Walter v. Molo ein Romanwerk über Schiller, das nunmehr in vier Bänden abgeschlossen vorliegt[1]. Den einzelnen Bänden mit zusammen annähernd 1200 Seiten sind der herrschenden Unsitte gemäß buchhändlerische Lorbeerblätter beigefügt, jene Waschzettel, die allzuoft auf literarischen Gimpelfang oder auf stimmungmachende Urteilsfälschung berechnet werden. Danach scheint das ganze Werk weniger auf eine hohe Verherrlichung Schillers, als vielmehr auf eine mächtig aufwirbelnde Beräucherung seines Verfassers, des „Dichters" W. v. Molo, abzielen zu sollen.

Bedenklicher ist solche hohle Lobhudelei, wenn sie sich in wissenschaftlich gemeinte Schriften einzuschleichen droht. So gab beispielsweise Schnaß in seinem stark aufgeschwellten Buche „Schiller als Dramatiker" folgende Stilprobe: „Molo läßt uns durch seine kraftvoll vergegenwärtigende, sprachgewaltige Kunst der Seelenschilderung den Kampf des Willenshelden mit dem Leben miterleben. Seine nachempfindende Phantasie und feinspürende Seelendeutung befähigen ihn, Schillers unablässiges Ringen ums Menschentum und um die geliebte Kunst bis zu dem jähen Zusammenbruch vor der höchsten Entfaltung gleich gewaltigen, farbechten Fresken an dem Beschauer vorüberziehen zu lassen. Die erschütternde Tragödie, die Schiller lebte, hat Molo kongenial gedichtet." Doch darf man bei den „farbechten Fresken" vielleicht an die Schöpfungen des Freskomalers Fludribus in Scheffels „Trompeter" denken und das „kongenial" mit dem bekannten Schillerspruch deuten: „Wie er räuspert, und wie er spuckt . . ."

Aber am verwegensten wird das tönende Lobgelärme, wenn es sich an die Jugend wendet zur Empfehlung eines Buches, das „einfach klar und edel an den heiligsten Schlummer in jeder Menschenbrust klopft, und das darum besonders unserer Jugend als würdigster Beispielgeber in die Hand gereicht werden soll". Nein, dagegen muß doch der lauteste Einspruch erhoben werden! Molos Wälzer taugt für die Jugend ganz und gar nicht. Gewiß, es wird dem Verfasser des Romans eine gute Schillerkenntnis nachgerühmt; allein eine zwar kleine, aber nicht unbedeutende Schrift unseres großen Idealisten scheint er vollständig übersehen zu haben: die „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst". Da sagt Schiller unter anderem folgendes: „In dem Leben des größten Mannes kommen niedrige Verrichtungen vor, aber nur ein niedriger Geschmack wird sie herausheben und ausmalen", und an einer andern Stelle: „Ein Dichter behandelt seinen Stoff gemein, wenn er unwichtige Dinge ausführt und über wichtige flüchtig hinweggeht." Wie Molo gerade in dieser gerügten Afterkunst den Meister stellt, läßt sich mit vielen Belegen nachweisen. Nur ein oder der andere Hinweis sei gestattet.

Im letzten Band, der die Glanzzeit Schillers mit seinen Meisterwerken behandeln soll, erfährt der Leser von all diesen Schöpfungen nicht viel mehr als gelegentliche Erwähnungen — man hat wohl deshalb diesen vierten Band „fragmentarisch" genannt. Dagegen wird eine ganz unwahrscheinliche Handlung Schillers auf sechzehn

[1] 1. Band: „Ums Menschentum", 12. Auflage. 8° (299). — 2. Band: „Im Titanenkampf", 10. Aufl. (314). — 3. Band: „Die Freiheit", 10. Aufl. (304). — 4. Band: „Den Sternen zu", 1.—10. Aufl. (264). Berlin, Schuster und Loeffler. Jeder Band *M* 4.— ; geb. *M* 5.—

langen Seiten in allen Gedankenentwicklungen ausgesponnen. „Es schlug zwölf Uhr (nachts natürlich). Schiller erhob sich; er nahm die Pistole aus der Schreibtischlade. Pfanne und Hahn prüfte er. Dann schüttete er frisches Pulver auf ...“ Es folgen sodann die schrecklichen sechzehn Seiten, bis die Pistole, die schon früher einigemal erwähnt wurde, vergessen wird. Daß der ganze dritte Band fast ausschließlich von Schillers Siechtum und seinem Kampf ums tägliche Brot ausgefüllt wird, ohne wahrhaft Erhebendes, nur mit ziemlich fragwürdigen philosophischen Erörterungen durchsetzt, geben selbst Molos sonstige Lobredner zu. Ekelhaft indes wirkt im „Titanenkampf“ die farbensatte Ausmalung von dem Verhältnis Schillers zu Charlotte von Kalb; und daß die Schilderung aus Unkenntnis der rechten Quellen obendrein auch noch verzeichnet ist, haben schon andere nachgewiesen. Eine ziemlich lange Liste kleinerer Nichtswürdigkeiten läßt sich mühelos anfertigen.

Molos Roman gehört, um es kurz zu sagen, noch zum guten Teil in jene Zeit, die Friedrich Lienhard in seinem neuesten Heftchen über Schillers Gedankenentwurf „Deutsche Größe“ als „die brünstige Literatur der letzten Jahrzehnte“ gebrandmarkt hat. Von „der Auferstehungsluft, die vom künftigen Frieden her für unser Volk weht“, wie es der hochbetagte V. Blüthgen jüngst („Der Tag“, 23. Mai) in einem gehaltvollen Aufsatz „Von der Schamhaftigkeit“ ausgeführt hat, wird bei Molo leider kaum ein Hauch verspürt, und schon aus diesem Grunde eignet sich sein Schillerroman durchaus nicht für unsere Jugend. Außerdem bleibt es allgemein wahr, was ein ruhig denkender Beurteiler — L. v. Heemstede („Bücherwelt“ XI 182) — bei Besprechung des dritten Teiles über derlei Romane gemeint hat, daß, wer die Dichter in ihrem Leben und Wirken kennen lernen will, immer sicherer aus ernsten biographischen Werken schöpfe als aus einem Roman, wo Phantasie und Wirklichkeit in unzuverlässiger Weise durcheinandergemengt erscheinen. Denselben grundsätzlichen Standpunkt vertritt mit ebenso viel Freimut als Sicherheit des Urteils Fl. Frhr. v. Biedermann („Der Zeitgeist“ Nr. 25, 19. 6. 16); eine spätere Erwiderung von Fr. Droop („Berl. Tagebl.“ Nr. 321, 25. 7. 16) vermag Biedermanns Bedenken nicht zu entkräften, muß vielmehr den Eindruck bestärken.

Am allerwenigsten darf gerade Schillers Leben den zügellosen Eingebungen romanhafter Willkür preisgegeben werden. Der Kampf des Dichters mit dem Leben ist zu herb und ernst, und sein stahlharter Wille zu edel, als daß die Schilderung beider lustige Hinzudichtungen vertrüge. E. Kühnemann hat als Schlußergebnis seines trefflichen Schillerbuches schön und kurz gesagt: „Der Geist des Schillerschen Lebens ist die höchste Anspannung des Willens, der die eigene Vollendung rastlos sucht.“ Schillers Spruchweisheit hat aus harterprobter Lebenserfahrung ähnliches ausgesprochen:

> „Rastlos vorwärts mußt du streben,
> Nie ermüdet stille stehn,
> Willst du die Vollendung sehn.“

In dem Sinne mag dies Kämpferleben für manche Künstlernatur unserer Zeit als Vorbild zur Höhe dienen, wie es schon der „schottische Prophet“ Thomas Carlyle in einem Aufsatz über Schiller verkündigt hat: „Große Männer sind die Feuersäulen auf der dunklen Pilgerfahrt der Menschheit, sie stehen als himmlische

Zeichen da, als ewig lebende Beweise dessen, was sein wird, die geoffenbarten, verkörperten Möglichkeiten der menschlichen Natur. Wer diese Größe niemals gesehen, niemals mit seinem Verstande aufgefaßt, niemals mit seinem ganzen Herzen leidenschaftlich geliebt und verehrt hat, der ist auf immer verurteilt, klein zu bleiben."

Nikolaus Scheid S. J.

Theologisches zu Hermann Bahrs Schauspiel „Die Stimme".

Wie vor kurzem hier (Oktober 1916, 49 f.) dargelegt worden ist, hat der Graf Franz Flayn, den Bahr in seinem Roman „Himmelfahrt" zeichnet, mit dem Leben und seinen ernsten Fragen immer nur gespielt. Als ihm der Domherr das vorhält und ihm geradezu sagt, wenn er wirklich zum Glauben seiner Kindheit zurückkehren wolle, dann solle er beichten und zur heiligen Kommunion gehen, da schweigt er (S. 256). Er antwortet nicht, das sei unmöglich, weil er an Beicht und Kommunion nicht glaube. Im ganzen Buche macht er den Eindruck eines Mannes, dem nicht Beweise für die Wahrheit der katholischen Religion not tun, sondern dem nur der entschiedene Wille fehlt, nach den Forderungen des eigentlich nie ganz verlorenen Glaubens zu leben. Daher ist es begreiflich, daß Erlebnisse, die hauptsächlich auf den Willen wirken, vollkommen genügen, Franz in den Beichtstuhl zu führen.

Anders ist es mit dem Helden des neuen Schauspiels, das wiederum zur Zerfahrenheit und Ausgelassenheit früherer Dichtungen Bahrs in erfreulichem Gegensatze steht [1]. Dieser Hans von Ule ist Schüler Ostwalds gewesen und selber Hochschullehrer geworden. Der aus dem Roman herübergenommene Domherr Zingerl nennt ihn einen „Mann von Geist, hoher Bildung, redlichem Willen"; er sei „ein ungewöhnlicher, vielleicht seinen Gaben nach sogar bedeutender Mann", wenn er sich auch geistig wohl etwas übernehme und sich einbilde, er könne nicht bloß viel, sondern alles (104). Wie sehr seine junge Frau ihm den katholischen Glauben von neuem lieb gemacht, wie innig sie ihn angefleht hat, seinem Unglauben zu entsagen, er behauptet immer wieder, nicht glauben zu können, weil ihm der Beweis für die Wahrheit der katholischen Religion fehle. Seine Frau hat sich von Gott den Tod erbeten, damit der Schmerz die Seele ihres Mannes rette. Es ist umsonst. Nachts hört er oft die Stimme der Toten, die ihn zu sich ruft. Auf einer Eisenbahnfahrt weckt sie ihn im Schlafwagen und zwingt ihn auszusteigen. Einige Minuten später ist der Zug entgleist und der Schlafwagen zertrümmert. Als Ules Nerven nach Monaten die Folgen dieser ihm unerklärlichen Rettung einigermaßen überstanden haben, schildert er seine Lage so:

„Da ich etwas erlebt habe, das nach meiner Weltanschauung unmöglich ist, bleibt mir nur die Wahl, entweder an der Richtigkeit meines Erlebnisses oder aber an der Richtigkeit meiner Weltanschauung zu zweifeln. Da ich jenes nicht kann, muß ich dieses, ich muß mir eine neue Weltanschauung suchen, eine, die Platz für mein Erlebnis hat, in der es untergebracht werden kann. Ich, wie ich nun einmal bin,

[1] Die Stimme. Schauspiel in drei Aufzügen. Von Hermann Bahr. kl. 8° (142) Berlin 1916, S. Fischer. *M* 2.50; geb. *M* 3.50

finde keine als die katholische, in die mich übrigens ja schon meine Geburt gestellt hat, und die mir durch Agnes lieb geworden ist, wenn auch nur sozusagen von außen her. Mein Erlebnis nötigt mich, von ihr Gebrauch zu machen. Es bleibt mir gewissermaßen geistig nichts anderes übrig" (114 f.).

„Es steht mit mir ganz klar: ich habe mich aus guten Gründen entschieden zu glauben, ich werde genötigt zu glauben, ich bin entschlossen zu glauben, ich will glauben, ich muß glauben und — ich glaube nicht, weil ich nicht glauben kann (Zingerl fast ins Gesicht schreiend), nicht kann, nicht kann!" (116).

Hans gesteht mit wahrhaftigem Ernst, daß er Gott brauchen könnte, aber sein Verstand will „nun doch den Glauben erst auch noch bewiesen haben" (117). Der Domherr aber läßt sich darauf nicht ein, sondern erwidert mit dem schon im Roman (168—170) entwickelten Gedanken: ein Kranker, der alle Mittel vergebens angewandt habe und nun erfahre, das Radium habe Tausenden geholfen, nehme es, ohne vorher eine Erklärung seiner Heilkraft zu verlangen; der Gebrauch werde ja zeigen, ob es auch diesmal helfe. Ein solches Radium sei der Glaube. Genau so hat Ules Schwiegermutter, die als etwas ungeschickt eifrige, sonst aber geistig hochstehende Katholikin geschildert wird, dem Privatdozenten Sohm gesagt, es sei falsch, zuerst Sicherheit zu fordern und dann zu glauben; die gesuchte Sicherheit sei nicht Voraussetzung, sondern Wirkung des Glaubens (57).

Ules unablässiges Verlangen nach Beweisen wird also von keiner Seite erfüllt. Zum Glauben kommt er schließlich durch die von neuem geheimnisvoll ertönende Stimme seiner toten Frau. Der strenge Verstand scheint ausgeschaltet zu sein. Nach den Berichten über die gleichzeitigen Uraufführungen in mehreren deutschen Städten macht der Domherr einen vorzüglichen Eindruck. Das Abendblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 19. Oktober 1916 (Nr. 290) behauptet sogar, „qualvoll" seien „alle Figuren, ausgenommen der prächtige vornehme Vertreter der ecclesia militans". Die im Roman mehrmals wiederkehrende Erklärung, mancher Ausdruck sei notgedrungen ungenau, aber alles solle im Geiste der katholischen Kirche verstanden sein, findet sich im Schauspiel nirgends. Wenn also der Domherr es ablehnt, Beweise für den Glauben vorzulegen, dann ist anzunehmen, das Stück werde die ohnehin weit verbreitete Meinung bestärken, daß der Katholik grundsätzlich auf Beweise für seinen Glauben verzichte und sich in einem Gefühl der Hilflosigkeit mit halb oder ganz geschlossenen Augen an das Bekenntnis der Kirche klammere. Besonders werden Übertritte aus irgendwelcher Freigeisterei zu uns gern so aufgefaßt; die „Frankfurter Zeitung" sieht da „verbrühte Nervenstränge, die, von Skepsis und Schwäche zernagt, sich ins Katholische retten".

Diese Anschauung ist aber durchaus falsch. Auf der einen Seite täuscht sich Hans über die Natur der Beweise für die Wahrheit des Glaubens; auf der andern Seite irrt der Domherr, wenn er so spricht, als wäre das Verlangen nach solchen Beweisen überhaupt unberechtigt.

Glauben ist nicht, wie Bahr den Domherrn sagen läßt, „ein Willensakt" (116). Glauben ist nach der katholischen Lehre ein Verstandesakt, der mit vollster Gewißheit dem Glaubensinhalt zustimmt, weil Gott dessen Wahrheit verbürgt. Eine

solche Zustimmung ist, wie jeder sieht, unmöglich, wenn ich nicht gewiß bin, ob Gott das verbürgt, was ich glauben soll. Hans von Ule nennt sich vor seiner Bekehrung nur in dem Sinne „gläubig", daß er „Neigung zu den Geheimnissen" habe; er wolle sie aber auf seine „eigene Art verehren" und wisse „mit den hergebrachten Dogmen nichts anzufangen" (25). Um sich von da aus zum katholischen Glauben zu erheben, kann er allerdings nicht für jedes der „hergebrachten Dogmen" einen unmittelbaren Beweis fordern: es genügt selbstverständlich der mittelbare Beweis, daß es einen Gott gibt, der wahrhaftig ist und dieses Dogma geoffenbart hat; denn es ist klar, daß es dann nicht falsch sein kann. Auch dieser mittelbare Beweis braucht nicht für jede Glaubenslehre besonders erbracht zu werden, sondern wenn z. B. bewiesen ist, daß die katholische Kirche unfehlbar lehrt, was Gott geoffenbart hat, dann ergibt sich ohne weiteres der Schluß, daß alle Glaubenslehren der katholischen Kirche wahr sind.

Die so verstandene Gewißheit von der Wahrheit aller katholischen Glaubenslehren kann durch streng wissenschaftliche Beweise gewonnen werden, und obschon eine Dichtung kein günstiger Platz zur Entwicklung von Beweisen ist, darf sie doch nicht den Schein erwecken, als ob der eigentlichen Sicherheit des Glaubens nicht schon eine Sicherheit über die Wahrheit des Glaubensinhaltes vorausginge. Der Domherr macht die Bemerkung, daß vermeintlich freie Geister unschwer bereit sind, es mit jeder beliebigen Weltanschauung zu versuchen, obwohl sie schon Dutzende von Malen enttäuscht worden sind, daß sie dagegen nicht den Mut haben, auch einmal mit der katholischen Religion eine Probe zu machen (119). Darin liegt ein Mangel an Folgerichtigkeit, aber es darf doch nicht übersehen werden, daß so zu leben, als ob die katholische Lehre wahr wäre, etwas ganz anderes ist, als sie wirklich für wahr zu halten. Es wird allerdings leicht geschehen, daß durch ein nach katholischen Grundsätzen sittlich geordnetes Leben der Verstand zur Einsicht kommt, die katholische Lehre müsse wahr sein. Bevor jedoch diese Einsicht der Seele aufgeht, ist nach der oben gegebenen katholischen Begriffsbestimmung der Glaube weder psychologisch möglich noch sittlich erlaubt. Erst wenn ich sicher bin, daß die Glaubenslehren wahr sind, kann ich sie unter dem Einfluß des Willens und der Gnade mit jener über alles festen Zustimmung bejahen, die der unendlich festen Bürgschaft Gottes gebührt. Und wie sehr diese höchste innere Sicherheit durch weiteres Eindringen in die Glaubenslehren und durch die seelischen Erfahrungen eines nach dem Glauben eingerichteten Lebens wachsen mag, immer bleibt ihre unentbehrliche Rechtfertigung gegenüber jedem fragenden Verstande jene andere, vor dem Glauben liegende Gewißheit, daß der Glaubensinhalt wahr ist.

Obgleich es nun, wie gesagt, nicht an wissenschaftlichen Beweisen für diese Gewißheit fehlt, leuchtet doch ein, daß es für die Glaubensmöglichkeit des einzelnen gleichgültig ist, wie er diese Gewißheit erworben hat. Wer sicher ist — einerlei, weshalb —, daß Gott eine Lehre geoffenbart hat und Glauben verlangt, der kann selbstverständlich glauben und ist verpflichtet zu glauben. Bahrs Domherr hat sich gegen Hans von Ule nicht als ganz sattelfesten Theologen erwiesen. Er muß denn auch ohne Erfolg das Schloß verlassen. Seine kühle Über-

legenheit weckt in Hans um so größere Sehnsucht nach dem liebenden Verstehen, das seine tote Frau für ihn hatte. Dieses Verlangen erhält einen stark geschlechtlichen Einschlag, den der Kritiker der liberalen „Kölnischen Zeitung“ (Nr. 1067) „ein hier häßlich berührendes Sinnenbegehren“ nennt. Als aber Hans, während seine Schwiegermutter in der Schloßkapelle betet, die Tote zu sehen glaubt, vernimmt er ihre ernsten Worte: „Bereite dich auf die Gnade, — bete, bete!“ Dann entschwindet sie, und er sagt erschüttert leise vor sich hin: „Mein Gott, hilf mir!“ und bald darauf zur eintretenden Schwiegermutter: „Die Gnade! — Mutter! — Ich glaube.“ Wenn dieser Glaube echt sein soll, so muß angenommen werden, Hans habe durch das Gebet der beiden Frauen und sein eigenes auf einmal die Gewißheit erhalten, die katholische Religion sei wahr. Eine solche die Seele plötzlich überwältigende Erkenntnis ist an sich ebensowenig unmöglich wie die augenblickliche Umwandlung des Christenverfolgers Saulus auf dem Wege nach Damaskus. Bahr hat auch manches getan, um glaubhaft zu machen, daß Hans eines raschen Verzichtes auf die vorher hartnäckig geforderten Beweise fähig sei, abgesehen davon, daß die göttliche Gnade ja imstande ist, auch den stärksten Widerstand sofort zu brechen, ohne daß sie deshalb dem Willen die Freiheit nehmen müßte. Allein so völlig klar, wie es in einer Dichtung wünschenswert ist, scheint mir die psychologische Wahrscheinlichkeit des Herganges doch nicht herausgearbeitet zu sein.

Im Oktoberheft (1916) der Monatschrift „Hochland“ erzählt Bahr von dem großen Bischof Rudigier, zu dem er in seiner oberösterreichischen Heimatstadt Linz als Sohn eines streitbaren Altliberalen voll scheuer Verehrung aufgeblickt hat. Wo er von der hohen inneren Sicherheit dieses unerschrockenen Verteidigers der Kirche spricht, bekennt er von sich selber: „Solche Sicherheit wünschte sich das Kind sehr, und dieser Wunsch wich nie mehr von ihm, sein ganzes Leben nicht. Was es auch seitdem begann, immer hat es eigentlich bloß diese letzte Sicherheit gesucht, unter vielen Namen“ (53). Vielleicht ist Bahr ihr endlich nahe gekommen; denn auf dem Widmungsblatt des neuen Schauspiels stehen die Worte: „Dem hochwürdigen Herrn Pater Heribert Holzapfel O. F. M. in herzlicher Dankbarkeit. Salzburg, Fronleichnam 1916.“

Jakob Overmans S. J.



Begründet 1865 von deutschen Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: z. Z. Franz Ehrle S. J., München, Giselastraße 31 (Fernsprecher: 32 749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Krose S. J., R. v. Nostitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Eingesandte Schriften

(Ein Urteil bleibt vorbehalten; Besprechung folgt nach Tunlichkeit)

Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Hrsg. von C. Baeumker. gr. 8°

XV. Bd.: Stadler, H., Albertus Magnus, De animalibus libri XXVI. Nach der Cölner Urschrift. I. Bd. Buch I—XII enthaltend. (XXVI u. 892 S.) 1916. *M* 28.75

XVIII. Bd., 1. Hft.: Michel, K., Der liber de consonancia nature et gracie des Raphael von Pornaxio. (VIII u. 62 S.) 1915. *M* 2.40

XIX. Bd., 1. Hft.: Müller, W., Der Staat in seinen Beziehungen zur sittlichen Ordnung bei Thomas von Aquin. (XI u. 98 S.) 1916. *M* 3.50. 2. Hft.: Hessen, J., Die Begründung der Erkenntnis nach dem hl. Augustinus. (XII u. 118 S.) 1916. *M* 4.20. 3. Hft.: Baeumker, C., Alfarabi, Über den Ursprung der Wissenschaften (De ortu scientiarum). (31 S.) 1916. *M* 1.20

Berger, R., Fraktionsspaltung und Parteikrisis in der deutschen Sozialdemokratie. gr. 8° (104 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein. *M* 1.40

Beringer, F., Die Ablässe, ihr Wesen und Gebrauch. 14 Aufl., bearb. von J. Hilgers. 2 Bde. 8° (XXXIV u. 675 S.; XXI u. 567 S.) Paderborn 1915/16, Schöningh. *M* 6.80; geb. *M* 8.—

Bensch, P., Wanderungen und Stadtkultur. Eine bevölkerungspolitische und sozialethische Studie. gr. 8° (112 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein. *M* 1.90

Blümelhuber, M., Weltenwende. Stimmungen, Visionen und Wirklichkeit; Eindrücke aus dem Weltkrieg. 8° (133 S.) Wien 1916, Reißer. *K* 4.—

Bone, K., Von guter Erziehung. Ein neues Büchlein aus alter Zeit. 12° (298 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein. *M* 2.40

Brander, V., Die Seherin von Schippach. gr. 8° (VIII u. 86 S.) Mainz 1916, Kirchheim. *M* 1.60

Bukowski, A., Die russisch-orthodoxe Lehre von der Erbsünde. [Sonderabdruck aus der Zeitschrift für katholische Theologie 1916, Hft. 1—3.] 8° (108 S.) Innsbruck 1916, Rauch. *M* 1.50

Buol, M. v., Das Weib des Verschollenen. Erzählung aus dem Volksleben. 8° (111 S.) Trier 1916, Petrus-Verlag. *M* 1.—

Busch, P. J., Das Stabfechten. 8° (38 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein. 45 *Pf.*

Cladder, H. J., S. J., u. K. Haggeney S. J., In der Schule des Evangeliums. Betrachtungen für Priester. 4. Bdchn.: Die Scheidung zwischen Volk und Jüngern. 12° (X u. 234 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 2.—; geb. *M* 2.80

Clemen, P., Die romanische Monumentmalerei in den Rheinlanden. Mit 42 Tafeln. Folio. (XXIII u. 833 S.) Düsseldorf 1916, Schwann. *M* 50.—

Cohen, H., Deutschtum und Judentum. 9. u. 10. Tausend. Durchgesehen und ergänzt. 8° (59 S.) Gießen 1916, Töpelmann. *M* 1.30

Conscience, H., Jakob von Artevelde. Aus dem Flämischen übersetzt von O. v. Schaching. 12° (604 S.) Regensburg 1916, Pustet. *M* 3.60; geb. *M* 4.80

Contzen, R. P. H., Lovania. Zwanzig Jahre deutschsprechenden Studententums in Belgien. 12° (62 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein. 40 *Pf.*

Das große Wecken. Eine Feldgabe für unsere Kommilitonen. 10. u. 11. Tsd. kl. 8° (64 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein. 60 *Pf.*

Dekker, H., Heilen und Helfen. 8° (87 S.) Stuttgart 1916, Franckh. *M* 1.—; geb. *M* 1.80

Doering, O., Kunst und Krieg. 8° (117 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein. *M* 1.20

Domanig, M., Heilandsworte. kl. 12° (VII u. 183 S.) Innsbruck, Tyrolia. *M* 1.30; geb. *M* 2.80

Dörfler, P., Dämmerstunden. Erzählungen. 1.—5. Tsd. 8° (VI u. 202 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 2.60; in Pappband *M* 3.40

Drerup, E., Aus einer alten Advokatenrepublik. (Demosthenes und seine Zeit.) Mit einem Anhange: Der Krieg als Erwecker liter. Kunstformen. gr. 8° (VIII u. 211 S.) Paderborn 1916, Schöningh. *M* 6.—

Ecker, J., Neues Testament. 16° Trier 1916, Mosella.

Taschenausgabe D: Die vier Evangelien, die Apostelgeschichte, die apostolischen Briefe und die Geheime Offenbarung. (677 S.) In biegsamem Leinen *M* 1.20

Taschenausgabe C: Die apostolischen Briefe und die Geheime Offenbarung. (293 S.) Kart. 60 *Pf.*

Eckert, E., Ein deutsches Weihnachts-Mysterienspiel in 4 Bildern und 1 Vorspiel. 8° (37 S.) Essen, Fredebeul & Koenen. 50 *Pf.*

Eckert, E, Das Heil der Welt. Ein deutsches Mysterienspiel zur Ehre unsres Erlösers. 8° (75 S.) Ebenda. 60 *Pf.*

Engert, J., Der Deismus in der Religions- und Offenbarungskritik des H. S. Reimarus. [Theologische Studien der Österreichischen Leo-Gesellschaft, 22.] gr. 8° (XII u. 123 S.) Wien 1916, Österr. Leo-Gesellschaft. *K* 3.60

Falkenhahn, V., Der große Freudentag der Armenseelen. 16° (64 S.) Wiesbaden 1915, Rauch. 25 *Pf.*; geb. 50 *Pf.*

Fendrich, A., An Bord. Kriegserlebnisse bei der schwimmenden und fliegenden Wehrmacht Deutschlands. 41.—42. Tsd. 12° (140 S.) Stuttgart 1916, Franckh. *M* 1.—; geb. *M* 1.60

Festschrift des Münchener Altertumsvereins zur Erinnerung an das 50jährige Jubiläum. 4° (180 S.) München 1914, Stobbe. *M* 20.—

Feuchtwanger, S., Die Judenfrage als wissenschaftliches und politisches Problem. gr. 8° (VIII u. 78 S.) Berlin 1916, Heymann. *M* 2.—

Firmenich-Richarz, E., Die Brüder Boisserée. I. Bd.: Sulpiz und Melchior Boisserée als Kunstsammler. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. 4° (V u. 546 S.) Jena 1916, Diederichs. *M* 16.—; geb. *M* 20.—

Fzm. Franz Freiherr v. John. 1815—1876. gr. 8° (50 S.) Graz 1915, Styria.

Gasteiger, M., Die Arbeiterwohnungsfrage in Deutschland. Mit besonderer Berücksichtigung der Baugenossenschaften. gr. 8° (XII u. 196 S.) München 1916, Leohaus. *M* 6.—

Gnirs, A., Osterreichs Kampf für sein Südland am Isonzo 1615—1617. Mit 49 Abbildungen. gr. 8° (168 S.) Wien 1916, Seidel. *K* 5.—

Görres-Gesellschaft. Vereinsschriften. 8° Köln, Bachem.

1915. Nr. 3: Rademacher, A., Die Vaterlandsliebe nach Wesen, Recht und Würde. (80 S.) *M* 1.50

1916. Nr. 1: Dyroff, A., Carl Jos. Windischmann und sein Kreis. (123 S.) *M* 1.80

Grabinski, B., Neuere Mystik. Der Weltkrieg im Aberglauben und im Lichte der Prophetie. gr. 8° (VIII u. 471 S.) Hildesheim 1916, Borgmeyer. *M* 6.—

Greiffenstein, M. v., Kriegsbüchlein. 12° (91 S.) Innsbruck, Tyrolia. *M* 1.30 (*K* 1.60)

Greißl, G., Otto Willmann als Pädagog und seine Entwicklung. [Pädagogische Forschungen und Fragen, hrsg. von Dr. R. Stölzle, Hft. 1.] 8° (XI u. 243 S.) Paderborn 1916, Schöningh. *M* 5.—

Griese, F., Psalmenklänge. kl. 12° (VIII u. 114 S.) Paderborn, Schöningh. *M* 1.50

Grisar, J., Schwester M. Iniga, Maria Grisar, Assunta Nagl, Josephine Grau, Charakterbilder aus den Anfängen der abendländischen Kultur. Eingeleitet von Prof. Dr. Schnürer. [Charakterbilder der katholischen Frauenwelt.] 12° (XVI u. 212 S.) Paderborn 1916, Schöningh. *M* 2.—

Habermann, W., Åland. Schwedische Stimmen über die militärische Bedeutung der finnischen Inselgruppe. 8° (92 S.) München 1916, Duncker & Humblot. *M* 2.—

Haggeney, K, S. J., Im Heerbann des Priesterkönigs. 3. Tl.: Meister und Jünger (Pfingstfestkreis), 2. Hälfte. 12° (XIV u. 620 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 4.60; geb. *M* 5.50

Handel-Mazzetti, E. v., Der Blumenteufel. Bilder aus dem Reservespital Staatsgymnasium in Linz. 8° (94 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein. *M* 1.60

Hättenschwiller, J., Die Herz-Jesu-Stiftung in Hall. 8° (70 S.) Innsbruck 1916, Rauch.

Heinrichs, R., Der Heliand und Haimo von Halberstadt. 8° (V u. 43 S.) Cleve 1916, Boß. *M* 1.50

Hellmann, O., Das ist Altöstreichs Siegesschritt. 8° (43 S.) Glogau 1916. *M* 1.20 (*K* 1.80)

Höfer, F., Leichtfaßliche Modulationslehre. 8° (183 S.) Regensburg 1916, Pustet. Geb. *M* 2.60

— **O., Jesus vermehre uns den Glauben!** Einführung in den apostolischen Geist des Rosenkranzes. kl. 12° (89 S.) Augsburg, Huttler.

Jauell, W., Kriegspädagogik. gr. 8° (VIII u. 416 S.) Leipzig 1916, Akademische Verlagsgesellschaft.

Kehrer, J., Die Kunst des Präludierens. Mit einem Separatheft „Notenbeispiele". 12° (136 S.) Regensburg 1916, Pustet. Geb. *M* 1.20

Keller, F., Die Ethik der Geschäftsreklame. [Sonderabdruck aus „Soziale Kultur" August—September 1916.] 8° (24 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein. 50 *Pf.*

Klimsch, U., Feldpostbriefe eines Fahnenjunkers. 2. Aufl. 12° (92 S.) Berlin, Cassirer.

Der Thronwechsel in Österreich-Ungarn.

Die Geschichte des österreichischen Erzhauses berichtet nur ausnahmsweise von Thronwechseln, die in ruhige Zeiten tiefen Friedens fielen. Das geschah beim Tode des Kaisers Franz, des Großvaters von weiland Kaiser Franz Josef, im Jahre 1835. Da waren 20 Friedensjahre vorangegangen und mehr als zehn weitere folgten. Als geschichtliche Regel stellt sich indes das Gegenteil dar, daß nämlich der Thronwechsel in bedrohlich gearteter, in sorgenschwer lastender, in stürmisch bewegter Reichslage eintritt.

Der erste Begründer der Weltstellung des Hauses Österreich, der edle „letzte Ritter", beendigte zwar kurz vor seinem Hintritt achtjährigen Krieg, allein schwerere Schicksale waren im Anzug. Es muß freilich dahingestellt werden, ob er ihre Tragweite noch zu ermessen vermochte. Aus seinem Wort: „Mir ist auf der Welt keine Freude mehr, armes deutsches Land!" spricht Trauer über gescheiterte Pläne mehr als Sorge wegen drohender Gefahren. Wenn er wenige Monate vor seinem Tod dem Papst die Zusicherung gab (1518 August 5), daß er alle Schritte gegen Luther unterstützen werde, möchte es doch gewagt sein, daraus abzunehmen, daß er voraussah, was sich vorbereitete. Allein für die weltgeschichtliche Betrachtung haben Kaiser Maximilians I. Ausgänge und Kaiser Karls V. Anfänge katastrophale Wucht, wie ja noch *vor* Kaiser Maximilians Tod Luther schon schreiben konnte, alle Welt wolle „den Herostrat sehen, der solchen Brand zu entzünden vermochte". Wie *Karls* V. Antritt erschütterten auch seinen Abgang schwere Stürme. Von herrschender Höhe siegreichen Erfolgs durch Moritzens Reichsverrat jäh herabgestürzt, sah er im Frieden von 1555 bittre Kränkung und nahm ihn zum Anlaß, der Herrschermacht zu entsagen. *Rudolfs* II. Ende steht in den tiefen Schatten des Bruderzwistes, und schon mehren sich die Anzeichen des nahenden Unheils. In den Tagen des Kaisers *Matthias* meldete ein feindlicher Kundschafter seinen Auftraggebern, nach dem Tod des alten Kaisers gehe zweifellos der ganze Länderverband in die Brüche, und bereits zeichnete sich die widerhabsburgische Liga ab, die von England über Holland, Niederdeutschland, Böhmen, Ungarn bis Konstantinopel reichen sollte. Kaiser Matthias starb

neun Monate nach dem Prager Fenstersturz, im ersten Jahr des Dreißigjährigen Krieges; in dessen zwanzigstem sein Nachfolger Kaiser Ferdinand II., wie am Beginn des folgenden Jahrhunderts Leopold I. im fünften Jahr des Krieges um die spanische Erbfolge, Josef I., erst 31 Jahre alt, in dessen elftem gestorben ist. Der frühe Tod des jungen Herrschers erschien den Zeitgenossen als unerhörter Glücksfall für dessen Gegner, und das genügt, um zu zeigen, wie schwierig die Anfänge Karls VI. gewesen sind. Nach einer Regierung, der es an großen Erfolgen nicht gebrach, schied er in Trauer und Sorge. Im Jahre des Belgrader Friedens (1739) schrieb er an Bartenstein: „Dieses Jahr nimmt viele Jahre meines Lebens weg, an welchen jedoch nur wenig gelegen ist. Gottes Wille geschehe! Er gebe mir die Kraft, es zu ertragen, damit ich dadurch meine großen Sünden abbüße. . . .“ Und als Kaiser Karl VI. im darauffolgenden Jahr das Zeitliche segnete, sprach der preußische Gesandte Borcke die Ansicht vieler aus: „Er hat alle die Schmerzen seiner letzten Lebensjahre in sich selbst hinabgeschlungen, ohne sich jemals zu beklagen; sie aber brachen ihm das Herz.“ Das Ableben Kaiser Karls VI. war zudem das erwartete Signal für den Losbruch der Kriege, die Maria Theresias erste Jahre so arg umdräuten. Soviel die erhabene Herrscherin, von deren landesmütterlichem Walten noch heute ein Abglanz auf Österreich ruht, in ihrer vierzigjährigen Regierung auch zu dulden und zu leiden hatte, nicht zumindest auch dadurch, daß ihre lebenswarme Fürsorge die echt mütterliche Begleiterscheinung quälender Sorge zu haben pflegte, am Ausgang jedoch waren ihr Lichtblicke beschieden. Nach dem Frieden von Teschen schrieb sie am Tage des Dankgottesdienstes bei St. Stephan an Kaunitz: „Ich habe heute glorios mit einem Te Deum meine Laufbahn beschlossen und das, was ich wegen der Ruhe meiner Länder mit Freuden übernommen, so schwere Opfer es mich gekostet hat, mit Gottes Hilfe beendigt.“ Düster dagegen, ja tragisch war Josefs II. Ausgang. Jedermann kennt die Grabschrift, die er wählen wollte: „Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen.“ Mit tiefer Ergriffenheit liest man in den letzten Briefen an seinen Nachfolger die trostlosen Worte des hochgesinnten Kaisers: „Versunken in mein eigenes Mißgeschick und in das des Staates . . . bin ich gegenwärtig der Unglücklichste unter den Lebenden. . . .“ Schwer war das Erbe, das Leopold II. antrat. Das habsburgische Reich „wankte in seinen Grundvesten“; seine Zustände waren „chaotisch geworden“, schreibt

ein namhafter österreichischer Historiker. Zu den Unruhen in Ungarn, zum Abfall Belgiens, zu der Fortsetzung des Türkenkrieges, zur Ungewißheit des Verhältnisses zu Preußen kam bald die wilde Kriegsbegierde der französischen Revolution. Wie bei Kaiser Maximilian I. kann man auch betreffs Leopolds II. zweifeln, ob er ahnte, was Europa bevorstand. Er erlebte nicht den Ausbruch des großen Revolutionskrieges; kurz vor seinem Ableben stand man aber mitten in der Krise. Am 21. Dezember 1791 richtete er eine drohende Note nach Frankreich, welche erklärte, daß Grenzverletzungen im Trierischen mit Waffenmacht begegnet werden würde. Diese Note verlas man im Pariser Parlament am Todestag des Kaisers Leopold, am 1. März 1792. Schon vorher aber war von dort ein Ultimatum nach Österreich abgegangen.

* * *

In einer Reichskrise, in der es um Tod und Leben ging, begann die Regierung Kaiser Franz Josefs I.; in einer eben solchen schied er von hinnen.

Flucht vor der Revolution hatte Kaiser Ferdinand und den Hof nach Olmütz geführt, wo am 2. Dezember 1848 der Thronwechsel sich vollzog. Im benachbarten Kremsier tagte der Reichstag, der an die Spitze der Volksgrundrechte den Satz stellte: „Alle Staatsgewalten gehen vom Volk aus", der sonach seinem Verfassungsentwurf eine republikanische Grundlage gab und das Monarchenrecht als Luft behandelte. Dieser Entwurf erschien 20 Tage nach dem Thronwechsel in einem Extrablatt der Wiener Zeitung! Diese Tatsache beweist, daß mit dem Thronwechsel allein die Schwierigkeiten der Lage nicht behoben waren. Der Kremsierer Reichstag mußte aufgelöst werden (1849 März 7). Gleichzeitig brach von neuem der Krieg in Oberitalien aus, von neuem die Revolution in Ungarn. Was der Kremsierer Reichstag zwar nur theoretisch, aber wie unter den Augen des Kaisers zu beschließen gewagt hatte, die grundsätzliche Bevorzugung der republikanischen Staatsform, das sollte in Ungarn tatsächlich durchgeführt werden; in Debreczin sprach man zudem die Absetzung der Dynastie aus. In solcher Lage begann die Regierung weiland des Kaisers.

Als Kaiser Franz Josef im Alter von 86 Jahren und im 68. Regierungsjahr heimging, stand sein Heer vom Ortler bis zur Bukowina im feindlichen Feuer, und Österreichs Fahnen wehten in Feindesland. Fünf feindliche benachbarte Mächte und ihre westlichen Bundesgenossen wollten das Existenzrecht der Monarchie nicht bloß in Frage stellen, sondern verneinten es geradezu und hielten die Stunde der Aufteilung für gekommen,

die Giuseppe Mazzini schon vor dem Regierungsantritt des Kaisers Franz Josef schlagen zu hören glaubte, später selbst schlagen lassen zu können vermeinte.

Im Sturm der Revolution von 1848/1849 stand der hohe Sinn des jungen Kaisers nicht darauf, eine Zwingherrschaft zu errichten; er verhieß dem Reich ein Wiedererstehen in alter Größe und in verjüngter Kraft und rief deshalb alle auf, daß sie ihre Kräfte der Reichsgröße dienstbar machen: viribus unitis[1]. Und da nun nach bald siebzigjähriger Regierung die Furien des Weltkrieges an den Reichsgrenzen toben und die feindliche Weltverschwörung darauf ausgeht, die eine von den zwei Zerstörungen des mazzinistischen Programms durchzuführen[2], die Vernichtung Österreich-Ungarns, und darum nur von der Trennung und Teilung des habsburgischen Länderverbandes redet, fügte der greise Herrscher, selbstsicher und gelassen, aus dem Erbe des großen Ahnherrn, aus Kaiser Karls VI. Pragmatischer Sanktion, die weitere Devise hinzu: indivisibiliter et inseparabiliter. Als Kaiser Franz Josef die Regierung antrat, hieß es von der k. k. Armee: „In deinem Lager ist Österreich." Und als „der ehrwürdige Nestor unter den Herrschern dieser Welt" von uns ging (Generalfeldmarschall von Mackensen an Se. Majestät Kaiser Karl), hielt seit mehr als zwei Jahren rasendem Ansturm feindlicher Übermacht ein Wall stand, ein undurchdringlicher. Aus Leib und Leben aller Wehrkraft, aller Mannschaft der Monarchie ist er gefügt und bewährt sich in Not und Tod, in Kampf und Sieg. Es ist das Volksheer vieler Völker, die k. u. k. Armee und ihre zwei Landwehren, diese Schöpfung Kaiser Franz Josefs. In ihrem Lager ist der Geist und das Herz Franz Josefs, des Kaisers von Österreich und Apostolischen Königs von Ungarn.

* * *

Zwischen jenem Anfang und diesem Ausgang hat der Fortgang der Weltgeschichte Ereignisreihen zu Bergketten aufgetürmt. Selten war ein Herrscherleben so reich an weltgeschichtlichem Inhalt. Kaum jemals brauste ein solcher Strom wirtschaftlicher und technischer Fortschritte an einem Regenten vorüber. Selten oder nie hat eine Großmacht innerhalb einer Regierung so tiefgehenden Wandel in den Richtlinien der auswärtigen wie

[1] Allerhöchste Entschließung vom 12. Februar 1849: Reichsgesetzblatt 1849 (Nr. 126) 124.

[2] „Il Papato e l' Impero d'Austria son destinati a perire." Gius. Mazzini Scritti ed. ed ined. [Note autobiografiche 1862] 5, 43 [Milano 1863].

in den Grundlagen der inneren Politik erfahren. Vom Pariser Kongreß bis zum Berliner Kongreß; vom Verlust des lombardisch-venezianischen Königreichs bis zur Erwerbung Bosniens und der Herzegowina; von Felix Schwarzenberg bis zu Andrássy und Aehrenthal; vom Frankfurter Fürstentag (1863), bei dem Preußen fehlte, bis zur Beglückwünschung durch die deutschen Bundesfürsten (1908), an ihrer Spitze Se. Majestät der Deutsche Kaiser und König von Preußen; vom Prager Frieden bis zum Bündnis mit dem Deutschen Reich, von da bis zum letzten Besuch König Eduards in Ischl und zur bosnischen Krise; und wiederum vom Absolutismus bis zur Repräsentativverfassung und innerhalb dieser bis zum allgemeinen und gleichen Wahlrecht, näherhin von der Märzverfassung 1849 bis zu deren Aufhebung, von da bis zum Oktoberdiplom 1860, zum Februarpatent 1861, zur Sistierung der Februarverfassung und zur Sistierung der Sistierung, zur ungarischen Krönung und der Dezemberverfassung von 1867; dann, nachdem der sog. Ausgleich geschlossen war, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt erneute Schwierigkeiten bei der Ausgleichserneuerung, wachsende Spannungen von 1878 zu 1888, zu 1898, zu 1908; Irrungen und Mißverhältnisse zwischen den beiden Reichsstaaten; dabei der Niedergang und die Ausartung des parlamentarischen Lebens, das eben erst mit tausend Masten ausgefahren und schon des rettenden Hafens hochbedürftig war, endlich die wilden Ausschreitungen des überheizten und überreizten Nationalismus — welche verwirrende Fülle von Gesichten drängt sich auf! Daß Nicht-Österreicher in ein Chaos zu sehen glaubten, läßt sich begreifen; daß sie meinten, der Krieg aller gegen alle sei der Inbegriff des politischen Lebens in den beiden Reichsstaaten wie in ihrem Verhältnis zueinander. Österreicher aber orientierten sich an ihrem Kaiser, Ungarn an ihrem Apostolischen König.

Er, der Kaiser, gab der inneren Politik die folgerichtige Linienführung trotz aller Hindernisse, durch alle Wirrnisse hindurch. Er vollbrachte nämlich das unglaubliche politische Wunder, „im Einverständnis mit den Völkern" sein Reich in das repräsentative Verfassungsleben hinüberzuführen und darin zu erhalten; „im Einverständnis mit den Völkern", es sind ihrer zehn.

Er, weiland Kaiser Franz Josef, hat die auswärtige Politik der Monarchie, in wahrhaft erhabener Unpersönlichkeit und Sachlichkeit, allgemach einer völlig veränderten Weltlage angepaßt, den auswärtigen Beziehungen neue Formen gegeben, den auswärtigen Angelegenheiten neue Richtlinien gewiesen. Und doch kamen gerade in diesem Neuen uralte

Überlieferungen Österreichs, kam der weltgeschichtliche Beruf des habsburgischen Hauses zu seinem Recht und zu neu aufleuchtendem Glanz.

Er, weiland Kaiser Franz Josef, hat durch drei Menschenalter vor drei Generationen sowohl das Monarchenrecht von Gottes Gnaden verkörpert wie auch die Großmachtstellung der Monarchie.

Eine nach Art und Grad eigene und einzige Liebe umhegte weiland den Kaiser. Eine geniale österreichische Dichterin gab ihr wiederholt warmen und schönen Ausdruck. Beispielsweise:

Deine achtzig Jahre weiset,
Herr, Dein heiliges Silberhaar;
Doch Dein Herz ist nicht ergreiset,
Fest die Hand, das Auge klar.
Lang noch herrsche! Wirke! Walte!
Segne! Vor dir kniet Dein Reich.
Gott beschütze, Gott erhalte
Dich — in Dir lebt Österreich!

Diese Volksliebe, die weiland den Kaiser Franz Josef mit tausend täglichen Gebeten und Gedanken segnete und pries, floß aus vielen Quellen, hatte religiöse und patriotische, ethische und humane Beweggründe, nicht zuletzt noch zumindest aber auch staatspolitische. Man mag darin eine Ausnahme von der Regel sehen, daß Politik mit Gemütswerten und Herzenssachen nichts zu tun habe. Diese staatspolitischen Beweggründe sind eben hervorgehoben worden. Kaiser Franz Josef verkörperte das Monarchenrecht von Gottes Gnaden und verkörperte die Großmachtstellung der Monarchie. Heißen und innigen Dank wußten ihm auch dafür die Tausende, denen beides gleich wert ist und gleich hoch steht.

Kaiser Franz Josefs vielgerühmte und nie genug zu rühmende Pflichttreue ist wohl ein hehres Beispiel gewesen, ein Apostolat vorbildlichen Beispiels, das einen apostolischen König königlich zierte. Allein es ist doch wohl noch etwas Höheres darin, das im Ausdruck „Pflichttreue" nicht genugsam zur Geltung kommt. Kaiserliche Berufstreue könnte sie genannt werden, diese stille, stetige Arbeit, die vom frühen Morgen an in der Hofburg oder im Schönbrunner Schloß durch Jahrzehnte täglich neu aufgenommen wurde. Was Ludwig XIV. le métier de roi genannt hat, galt weiland dem Kaiser als ein Beruf von Gottes Gnaden, dem er in Treuen diente, ein Lehensmann Gottes. Diese tief religiöse Auffassung und Durchführung des Gott-allein-verantwortlichseins erscheint als erhabene Darstellung der geheiligten Majestät, des Gottesgnadentums.

„Welch ein Fürst von Gottes Gnaden", sagte ein feiner Kenner, Bischof von Ketteler, nach seiner Begegnung mit weiland Kaiser Franz Josef am 21. August 1863.

Dankbare Liebe aller Treugesinnten flog auch dem Kaiser zu, der persönlich die Großmachtstellung Österreich-Ungarns in hohen Würden hielt, zu vertreten und zu behaupten verstand. Ja sie mag auch dem Unterbewußtsein derjenigen entstiegen sein, die allzutief in die Sonderpolitik der Länder und Völker verstrickt waren. Sie konnten sich wohl der allzuoffenkundigen Tatsache nicht verschließen, welche Bedeutung der überragenden Großmacht für die Länder und Völker zukommt. Haben diese doch nur die Wahl zwischen drei Möglichkeiten: ein Schlachtfeld Europas zu sein; Klientelkleinstaaten oder Provinzen zweiter Klasse anderer Großmächte zu werden; oder im gemeinsamen Vaterland Österreich-Ungarn einen eigenen Großstaat zu bilden und zu haben. Jedes Land und jedes Volk Österreich-Ungarns erhält durch seine Zugehörigkeit zur Monarchie einen Anteilschein am Gemeinbesitz der Großmachtstellung; für alle Länder und Völker der Monarchie ist die Großmachtstellung des Reiches ein Schutz und ein Schatz.

Die Regierung Kaiser Franz Josefs gehört fürder der Geschichte an. Es wird vielfach gesagt, wir stünden ihr noch zu nahe, als daß wir die beherrschende Übersicht gewinnen könnten, zu der die zeitliche Distanz so nötig sei wie die örtliche bei der Würdigung eines Bauwerkes. Allein es will uns bedünken, daß auch künftige Geschlechter das eigenste Lebenswerk weiland des Kaisers in den nämlichen Haupttatsachen sehen werden, die uns nun schon als die Gipfel seines Waltens erscheinen. In der inneren Politik die stetige, im Sinn des Regierungsprogramms von 1848 folgerichtige Überführung und Einführung des Gesamtreiches in das moderne, repräsentative Verfassungsleben; in der äußeren Politik die Neuorientierung, welche aus veränderter Weltlage sich ergab und zugleich Wiederaufnahme des eigensten Berufes der Donaumonarchie war; als Ergebnis der inneren und der äußeren Politik die erneuerte Großmachtstellung der Monarchie, die im Weltkrieg eine Kraftprobe ohnegleichen zu bestehen hat. Ein wesentlicher Bestandteil im Lebenswerk Kaiser Franz Josefs fehlt da noch, die k. u. k. Armee. Der tiefgehende Wandel, der sich auch in der Heeresverfassung vollzog, vom Rekrutierungssystem zur allgemeinen Dienstpflicht, vom k. k. zum k. u. k. Heer ist eine Parallelerscheinung und Folge des Wandels auf sozial-politischem und verfassungs-

rechtlichem Gebiet. Wir beschränken uns indes, der kaiserlichen Führung im Entwicklungszug der inneren und der äußeren Politik nachzugehen. Auch in dieser Beschränkung ist der Versuch, Umrißlinien zu ziehen, ein Wagnis.

Auszugehen ist bei der Darstellung der inneren Politik vom Regierungsprogramm weiland S. M., bei der Würdigung der Außenpolitik von der neuen Gestaltung der Weltlage und der Umwelt.

* * *

Die programmatischen Sätze des Regierungsantrittsmanifestes lauten[1]:

„Auf den Grundlagen der wahren Freiheit, auf den Grundlagen der Gleichberechtigung aller Völker des Reiches und der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz, sowie der Teilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung wird das Vaterland neu erstehen in alter Größe, aber mit verjüngter Kraft, ein unerschütterlicher Bau in den Stürmen der Zeit, ein geräumiges Wohnhaus für die Stämme verschiedener Zunge, welche unter dem Zepter Unserer Väter ein brüderliches Band seit Jahrhunderten umfangen hält. Fest entschlossen, den Glanz der Krone ungetrübt und die Gesamtmonarchie ungeschmälert zu erhalten, aber bereit, Unsere Rechte mit den Vertretern Unserer Völker zu teilen, rechnen Wir darauf, daß mit Gottes Beistand und im Einverständnis mit den Völkern es gelingen werde, alle Lande und Stämme der Monarchie zu einem großen Staatskörper zu vereinigen."

* * *

Verheißen wird da bürgerliche Freiheit („Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz"), nationale Freiheit („Gleichberechtigung aller Völker des Reiches"), politische Freiheit („Teilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung"). Festgehalten wird am Monarchenrecht und an der Pragmatischen Sanktion („fest entschlossen, den Glanz der Krone ungetrübt und die Gesamtmonarchie ungeschmälert zu erhalten"); als oberstes und höchstes Ziel erscheint aber die Überleitung des Staates in eine repräsentative Verfassung („bereit, Unsere Rechte mit den Vertretern Unserer Völker zu teilen"), die jedoch nicht (als Oktroi) über die Länder und Völker verhängt werden, sondern „im Einverständnis mit den Völkern" ins Leben treten soll. Gerade darin lag ein Problem und eine Aufgabe von schier übermenschlicher Schwierigkeit.

---

[1] Kaiserliches Patent vom 2. Dez. 1848: Allg. Reichsgesetz- und Regierungsblatt f. d. Kaisertum Österreich. Jahrgang 1849, S. 1 und 2.

Denken wir, ein uraltes, weitläufiges Gebäude solle aus den Fundamenten umgebaut werden. Es diene einem großen, gemeinsamen Betrieb, der nicht stillstehen darf; es wohnen und arbeiten zudem viele Parteien darin, die ihre eigenen Sonderinteressen haben. Der Umbau soll sich vollziehen, während Stürme wehen, die alle Gerüste umwerfen, und während die Erde zuweilen bebt; soll sich vollziehen, ohne daß die Parteien ihre Wohnungen verlassen, ohne daß der Gesamtbetrieb einen Augenblick stockt, und dazu noch sich vollziehen im Einverständnis mit den Parteien! Schwierigere Aufgabe wurde kaum je gereifter Staatskunst gestellt, als es die ist, welche im Regierungsprogramm des jungen Kaisers Ausdruck fand.

Heute vermag man wohl diese längst vergangenen Verfassungskämpfe vom historischen Standpunkt zu betrachten, vom Standpunkt über den Parteien. Ist das gegenwärtig der historische Standpunkt, so war es damals der kaiserliche Standpunkt. Während über die Eigenbestrebungen und Sonderleistungen führender Staatsmänner das geschichtliche Urteil noch wenig geklärt sein mag, ist es doch möglich, zu beobachten, wie weiland der Kaiser die Verfassungsfrage im Sinn des Regierungsantrittsmanifestes der Lösung entgegenführte. Man kann versuchen, vom Standort über den Parteien zu sehen, wie die Verfassungsfrage überhaupt „im Einverständnis mit den Völkern" gelöst werden konnte, und damit den Gang, den die Dinge nahmen, vergleichen.

Auf der Grundlage der Pragmatischen Sanktion steht die Monarchie nur so lange, als sie nicht in Personalunionen aufgelöst wird, so lange als sie Realunion bleibt. Realunion ist sie nur dann, wenn gemeinsame Angelegenheiten der Länder und Völker anerkannt werden. Es frägt sich weiter, welche Angelegenheiten gemeinsame sind und wie viele. Schon bei dieser Frage trennen sich Parteien und Programme. Zwischen dem Mindestmaß gemeinsamer Angelegenheiten und deren Höchstmaß ist Raum für viele verschiedene Ansichten. Der Begriff „gemeinsame Reichsangelegenheiten" hat zudem ein korrelates Gegenteil: Sonderangelegenheiten der Länder. Es sind korrelate Begriffe, denn das Höchstmaß der gemeinsamen Angelegenheiten ist das Mindestmaß der Sonderangelegenheiten, und umgekehrt das Höchstmaß der Sonderangelegenheiten zugleich das Mindestmaß der gemeinsamen.

Soll für eine Realunion von Königreichen und Ländern eine Repräsentativverfassung hergestellt werden, so muß es eine Volksvertretung, ein Parlament geben, dessen Kompetenz durch die gemeinsamen Angelegenheiten gegeben und begrenzt erscheint, ein Zentralparlament. Ingleichem Zentralbehörden (Ministerien), deren Wirkungskreis eben diese gemeinsamen Angelegenheiten und die dem ge-

dachten Zentralparlament verantwortlich sind. Eine Reichsverfassung sollte erst geschaffen, ein Zentralparlament im Einverständnis mit den Völkern erst ins Leben gerufen werden; vorhanden dagegen waren die Landtage der Königreiche und Länder, im Königreich Ungarn Reichstag genannt. Vor 1848 ruhten sie auf ständischer Grundlage und waren keine („repräsentativen") Volksvertretungen. Wollte man das repräsentative Prinzip allgemein durchführen, so mußte auch die Zusammensetzung der Landtage geändert werden, was hier indes außer Betracht bleiben kann. Dagegen ist zu beachten, daß der abstrakte Gegensatz „gemeinsame und Sonderangelegenheiten" in den konkreten Gegensatz zwischen dem Zentralparlament und den Landtagen übergeht.

Das Höchstmaß der Sonderangelegenheiten bedeutet das Höchstmaß der Landtagsbefugnisse und zugleich das Mindestmaß für die Befugnisse des Zentralparlaments; umgekehrt ist das Höchstmaß der gemeinsamen Angelegenheiten Höchstmaß der Zentralparlaments- und Mindestmaß der Landtagsbefugnisse.

Aus diesen Gegensätzen versteht man den ursprünglichen und tiefstgehenden Gegensatz der beiden Parteien, die in den Verfassungskämpfen einander gegenübertraten und zunächst mit solcher Schroffheit, daß mittlere Linien und Kompromisse völlig ausgeschlossen schienen. Die Föderalisten wollten das Höchstmaß der Sonderangelegenheiten und der Landtagsbefugnisse, die Zentralisten das Höchstmaß der gemeinsamen Angelegenheiten und des Zentralparlaments.

Man muß sich daran erinnern, daß die älteren österreichischen Zentralisten Zentralisten waren einschließlich Ungarns, daß sie ein Zentralparlament wollten, in dem Ungarn mitvertreten gewesen wäre. Deshalb fanden sie einen weiteren Gegensatz im Dualismus. Sein eigentliches Objekt war die staatliche Selbständigkeit Ungarns und das volle Höchstmaß für die Befugnisse seines Reichstags. In der verfassungsrechtlichen Hauptfrage stand er dem Föderalismus näher als dem Zentralismus, weil er, wenn er überhaupt gemeinsame Angelegenheiten zuließ, sie nur im äußersten Mindestmaß annahm. Im übrigen zog ihn eine gewisse Wahlverwandtschaft zum Zentralismus, weil er sowohl in verwaltungsrechtlichen wie in nationalpolitischen Fragen Ungarn selbst magyarisch-zentralistisch regiert wissen wollte. Das Hauptabsehen war, wie gesagt, auf die staatliche Selbständigkeit Ungarns gerichtet. Was mit den übrigen Ländern geschehen solle, ließ man anfangs gewissermaßen auf sich beruhen. Deshalb war der Dualismus im Grunde nur eine halbe Lösung der Reichsverfassungsfrage.

Das Verfassungsproblem der Monarchie wurde noch verwickelter durch die steigende Macht gewisser Zeitideen, vorab durch den Zug zum verwaltungsrechtlichen Einheitsstaat und den Nationalismus. Der Zug zum Einheitsstaat stärkte den Zentralismus und ließ ihn als eine Forderung der Zeit erscheinen; der Nationalismus stärkte den Föderalismus und gab ihm zeitgemäßes Ansehen. Tatsächlich waren alle Slawen Föderalisten, alle Magyaren Dualisten; weitaus die meisten Deutschen Zentralisten. Daß sich diese verfassungsrechtlichen Parteien nicht völlig mit nationalen Gegensätzen deckten, kam nur daher, daß es auch deutsche Föderalisten gab. Übrigens sind die Massenbezeichnungen nicht im

Sinn eines Plebiszits oder eines Referendums zu denken; „alle Slawen", „alle Magyaren", „alle Deutschen" bezieht sich auf die in der damaligen Politik führenden Männer. Deshalb konnte an ein Einverständnis der Völker praktisch nur in dem Sinn gedacht werden, daß diejenigen, welche die öffentliche Meinung ihres Landes und Volkes hinter sich hatten oder hinter sich bringen konnten, einverstanden gewesen wären.

Es liegt am Tage, daß eine Reichsverfassung, welche ausschließlich nach den Plänen einer dieser Parteien gestaltet worden wäre, die beiden anderen gegen sich gehabt hätte. So erreichte man immer nur das Einverständnis einer Minorität. Der einzige Weg, um zu erweitertem Einverständnis zu gelangen, war der, daß zwischen zwei der drei Parteien eine mittlere Linie, ein Kompromiß, gefunden würde. Vermag man diesen mit zwei Parteien durchzusetzen, so kann nachher versucht werden, die Zustimmung auch der dritten, wiederum durch Kompromisse, zu gewinnen.

Es ergab sich, daß der Zentralismus nicht so starr war, als es den Anschein hatte, daß er zwei verschiedene Formen annehmen konnte: eine weitere und eine engere. Der weitere hielt daran fest, daß eine Gesamtreichsverfassung anzustreben sei mit einem Zentralparlament einschließlich der Ungarn (weiterer Reichsrat), dessen Kompetenz sich auf die dem Gesamtreich gemeinsamen Angelegenheiten zu beschränken hätte. Der engere Zentralismus richtete sein Augenmerk auf die allen Ländern mit Ausschluß von Ungarn gemeinsamen Angelegenheiten, forderte für diese ein Zentralparlament ingleichem mit Ausschluß der Ungarn (engerer Reichsrat) und eigene Zentralbehörden (Ministerien) für die nichtungarischen Länder. Der weitere Zentralismus war demnach Zentralismus mit Einschluß von Ungarn, der engere mit Ausschluß von Ungarn.

Es ist vorhin bemerkt worden, daß der Dualismus eine halbe Lösung der Reichsverfassungsfrage darstellt, genauer eine Lösung, die nach ihrem positiven Inhalt nur auf eine Hälfte der Monarchie sich bezieht. Das nämliche gilt vom engeren Zentralismus. Er bezieht sich auf die andere Hälfte der Monarchie. Schon deshalb waren sie geeignet, einander zu ergänzen.

Vor dem Standpunkt über den Parteien, der unverrückt das Ziel im Auge behält, daß eine Reichsverfassung in möglichstem Einverständnis mit den Völkern zustande gebracht werde, tauchte die Möglichkeit auf eines Kompromisses und einer Koalition zwischen dem Dualismus und dem engeren Zentralismus. Auf ihrem Eigengebiet war kein Gegensatz zwischen ihnen. Sie ergänzten einander. Verzichtete der Zentralismus auf das Zentralparlament mit Einschluß der Ungarn und kam damit dem Dualismus entgegen; anerkannte der Dualismus das Mindestmaß gemeinsamer Angelegenheiten für beide Reichshälften und kam damit dem Zentralismus entgegen, so bedurfte nur noch die Frage der Lösung, wie dieses Mindestmaß gemeinsamer Angelegenheiten einer einheitlichen parlamentarischen Behandlung zugewiesen werden könnte.

Im Licht dieser Erwägungen tritt die folgerichtige Führung der Reichsverfassungsfrage zutage. Es handelt sich da nicht um Einzelheiten, die so oder

anders gemacht werden können, um Episoden, die kamen und gingen; nicht darum, ob ausführende Organe Mißgriffe begingen und worin sie bestanden: es handelt sich vielmehr um die Führung im großen und ganzen.

Die ersten zehn Regierungsjahre weiland Kaiser Franz Josefs pflegen unter die Überschrift gebracht zu werden „Rückkehr zum Absolutismus“, eine unseres Erachtens einseitige und unzutreffende Bezeichnung. Nach Ausweis kaiserlicher Urkunden war der Absolutismus dieser Jahre als vorübergehender Zustand gedacht; nach den damals vollzogenen, sozialpolitischen Reformen unterschied er sich wesentlich vom früheren, zu dem man angeblich „zurückkehrte“. Gerade damals mögen ausführende Organe folgenschwere Irrungen und Fehlgriffe begangen haben, man denkt da unwillkürlich an Haynaus und Bachs Wirksamkeit in Ungarn, aber die Epoche der Regierungsgeschichte weiland des Kaisers hat davon nicht ihre Signatur. Diese besteht vielmehr in der Wiederherstellung des Monarchenrechtes und der monarchischen Gewalt. Nach dem grundstürzenden Umsturz in der Welt der Ideen, des Rechtes, der Tatsachen, der in den Jahren 1848 und 1849 hereingebrochen war, ist sie hochvonnöten gewesen; hochvonnöten auch für die Aufgabe, daß eine Reichsverfassung zustande komme. Die Lösung der Aufgabe wäre aussichtslos gewesen, wenn die Parteien sie hätten herbeiführen sollen, aussichtlos, utopisch, Quadratur des Kreises. Ihre Lösung bedurfte einer starken und hohen monarchischen Gewalt, die über den Parteien stand und bestimmenden Einfluß zu nehmen vermochte, die, auch vorsichtig und schonend eingesetzt, ihre Wirkung ausübte. Diese Erneuerung der monarchischen Gewalt vollzog sich in den Jahren 1851—1860; wir sagen absichtlich Erneuerung und nicht bloß Wiedereinsetzung in den vorigen Stand.

Der erste Schritt auf dem Weg zur Verfassung, das Oktoberdiplom von 1860, ist nicht so föderalistisch, als gemeinhin angenommen wird. Denn hier finden sich bereits die den Ländern mit Ausschluß Ungarns gemeinsamen Angelegenheiten, die, wie man später sagte, der österreichischen Reichshälfte gemeinsamen Angelegenheiten. Auch ein eigener Beratungskörper für diese Angelegenheiten ist vorgesehen. Da knüpft das Februarpatent von 1861 an. Da aber der weitere Reichsrat der Februarverfassung nicht zustand kam, weil die Ungarn ausblieben; da der engere Reichsrat der Februarverfassung durch die föderalistische Opposition ins Stocken kam, schien die Lösung der Verfassungsfrage auf ein totes Geleise geraten zu sein. Es war eine entscheidende Schwenkung, als die führenden Männer

des Dualismus die Anerkennung gemeinsamer Reichsangelegenheiten innerhalb der Partei durchsetzten. Es war das Mindestmaß. Man beschränkte sie auf die Außenbeziehungen der Monarchie im Frieden und im Krieg und auf deren Organe, also auf die auswärtige Politik und den diplomatischen Dienst, auf das Heer und die zur Finanzierung der Diplomatie und der Armee notwendigen Mittel. War das ein Schritt aus der Sackgasse heraus, so war es noch keine restlose Lösung der Reichsverfassungsfrage. Denn wenn das Zentralparlament mit Einschluß Ungarns ausgeschlossen blieb, so mußte gesagt werden, welchem Beratungskörper die gemeinsamen Angelegenheiten als Beratungsgegenstand angehören. Diesen Fragerest löste die Delegation. Sie ist ein Zentralparlament und doch keines; ein dualistisches Zentralparlament. Man möchte es ein siamesisches Zwillingsparlament nennen, weil es zu gleicher Zeit, in der gleichen Stadt, über die nämlichen Dinge verhandelt, doch aber in zwei verschiedenen Räumen tagt und in zwei verschiedenen Sprachen spricht. Im übrigen wurde Ungarn verfassungs- und verwaltungsrechtlich eine selbständige Reichshälfte, ein selbständiger Reichsstaat. Nun war der Dualismus Reichsverfassung geworden; denn die für die nicht-ungarische Reichshälfte beschlossene Dezemberverfassung von 1867 hat im Sinn des engeren Zentralismus die andere Reichshälfte neben Ungarn gestellt, und zwar zugleich als Mitkontrahenten. Denn da es im untrennbaren Reichsganzen doch sehr viel mehr faktisch gemeinsame Angelegenheiten gibt als jene drei den Delegationen vorbehaltenen, sind diese übrigen gemeinsamen Angelegenheiten Gegenstand eines zwischen beiden Reichshälften oder Reichsstaaten abzuschließenden, für je zehnjährige Frist giltigen „Ausgleichs". Vom Standpunkt über den Parteien gesehen, hatte dieses Verfassungswerk in seinen Hauptzügen eine so breite Basis des „Einverständnisses mit den Völkern" erlangt, als sie damals überhaupt möglich schien, da zwei von den drei Verfassungsparteien dabei mitwirkten. Nach etwas mehr als einem Jahrzehnt begann auch die Mitwirkung am Verfassungsleben von seiten der dritten unter den Verfassungsparteien.

Sind beim Herstellen des Verfassungswerkes unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten überwunden worden, so ist weiter zu sagen, daß auch das Funktionieren der Verfassung zeitweise geradezu verzweifelten Stockungen verfiel und dem Standpunkt über den Parteien unerhörte Geduldproben auflegte. Nichts kann offenkundiger sein, als daß eine Verfassung weder

jemals geworden noch in Bestand und Gang geblieben wäre, wenn die Krone es nicht so beharrlich und geduldig gewollt hätte.

Man redete nicht viel davon, und doch wußten es alle. „Unser Kaiser“ wollte seinen Völkerstaat sanft und sacht in das Verfassungsleben hinüberführen und hat es erreicht, obgleich die Völker in ihren Parteien und Parteiführern es ihm aufs äußerste erschwerten. Ein halbes Jahrhundert hielt er, soviel an ihm lag, an dem konstitutionellen Programm fest, trotzdem zeitweise alles verschworen schien, es ihm unmöglich zu machen, und den hohen Herrn, der in den erlesensten Formen lebte, die wüste Ruppigkeit des nationalen Getobes hochgradig anwidern mußte. Dieses Bild erhabenen Wohlwollens und unverlierbarer Geduld mußte Kaiser Franz Josef auch als den größten politischen Wohltäter seiner Völker erscheinen lassen, wie er es im kulturellen Belang ingleichem gewesen ist.

Still und stetig, im täglichen Leben und dem körperlichen Auge nicht sichtbar wirkt die Vorsehung Gottes. Ein monarchisches Walten wie das weiland des Kaisers wirkt in einer dem politischen Markt und seinem Getümmel nicht sichtbaren Weise von der Höhenlage des Thrones und über den Parteien herab, wirkt im Sinne der Gerechtigkeit, klugen Menschenverstandes und abgeklärter Staatsweisheit. Im Verständnis Kaiser Franz Josefs für mittlere Linien und für Kompromisse war tatsächlich abgeklärte Staatsweisheit. Aber auch politische Pädagogik für die politischer Erziehung bedürftigen Parteien.

* * *

Wie nachhaltig und hartnäckig hat sich in Unterricht und Schrifttum das Gerede erhalten, unser Donaureich sei ein Zufallsgebilde aus Ehebünden und Erbfällen, ein Ergebnis dynastischer „Hausmachtpolitik“. Im Zeitalter der Einheitsstaaten sei ein Vielheitsstaat, im Zeitalter der Nationalstaaten ein Völkerstaat ein widernatürliches Gefüge, ein Unding. Solche Verkennung des weltgeschichtlichen Berufes der Donaumonarchie lag wie lähmender Druck auf dem öffentlichen Geist und verstärkte den österreichischen Pessimismus in hohem Grade. Das Zeitungs-, Partei- und Parlamentswesen gab solchen Stimmungen und Verstimmungen täglich neue Nahrungszufuhr, und zwar meterzentnerweise. Das kleinmütig vergrämte Geschlecht beklommener Österreicher war eine unerfreuliche Erscheinung. Darin hat sich ein Umschwung angebahnt. Dank und Ehre sei allen Erweckern österreichischer Zuversicht. Auch sie orientierten sich an ihrem Kaiser.

Als weiland der Kaiser die Regierung antrat, fand er aus dem Erbe des Römischen Kaisertums deutscher Nation die zweifache Vormachtstellung noch vor, die in Deutschland und die in Italien. Das Römische Kaisertum deutscher Nation war ein Staatenstaat oder Völkerstaat gewesen. Auf der Vereinigung der Königreiche Deutschland, Italien und Burgund in der Person des Römischen Kaisers stand einst seine überragende Größe. Darin, daß es als eine deutsche Aufgabe angesehen wurde, dieses Reich zu erhalten, darin bestand das Wesen des großdeutschen Gedankens. Sein späterer Gegensatz, der nationaldeutsche, auch der kleindeutsche genannt, hat in einem national geschlossenen, staatsrechtlich aber als Bundesstaat existierenden Reich seine volle Verwirklichung gefunden, im neuen Deutschen Reich. Es erscheint als eine hochbedeutende Tatsache, daß nun das deutsche Volk das einzige ist, das in zwei Großmächten seine politische Existenz findet und hat, im Deutschen Reich und in Österreich-Ungarn. Schon daraus kann man abnehmen, daß der großdeutsche Gedanke nicht ausgelöscht, nicht dahin ist. Wenn der nationaldeutsche Gedanke darin gipfelt, deutsche Kultur in die Höhe zu bringen, so ist der großdeutsche darauf eingestellt, deutsche Kultur in die Weite zu tragen. Verkörpert der eine die Leistungsfähigkeit deutschen Wesens, so verkörpert der andere dessen Werbekraft.

Die zwei größten Ereignisse seit den Tagen Napoleons I. sind das Aufkommen der zwei neuen Großmächte, das die gesamteuropäische Lage von Grund aus änderte. Das Deutsche Reich und das Königreich Italien haben aber zugleich dem Erben der Römischen Kaiser die zweifache Vormachtstellung genommen, von der eben die Rede war.

Bald nach dem Jahre 1870 hat sich Österreichs auswärtige Politik den Balkanfragen zugewendet. Und weil man, um ungehindert die Aufmerksamkeit auf den Südosten richten zu können, im Westen eine Rückendeckung brauchte, schon deshalb, von anderen Gründen abgesehen, erschien das Bündnis mit dem Deutschen Reich als politische Notwendigkeit; als politische Nützlichkeit das mit Italien. Jenes erwies sich für beide Beteiligten als Treffer; dieses als Niete, als bösartige Niete.

Es ist eigentümlich und doch durchaus zutreffend, daß die staatsrechtliche Trennung Österreichs von Deutschland (1866) und die völkerrechtliche Verbindung Österreich-Ungarns mit dem Deutschen Reich (1879) Kaiser Franz Josef die Richtlinien und Zielsetzungen wiedergaben, auf welche der Entwicklungsgang der deutschen Geschichte beharrlich hingewiesen hat. Man

erinnere sich an die Ostmark Karls d. Gr., die als ein östliches Bollwerk jener westeuropäischen Kultur gedacht war, deren Urheber und Förderer der große Kaiser gewesen ist. Man erinnere sich an die babenbergische Ostmark, die bereits Ostreich genannt wird, die an der großdeutschen Kultur des 11. und 12. Jahrhunderts erheblichen Anteil hat, Wien zu einer der ersten deutschen Städte erhebt, durch die Vereinigung mit der Steiermark einen großen Gebietszuwachs erhält. Man erinnere sich, daß in der Epoche der frühen Habsburger ein alpines Großterritorium zusammengebracht wird vom Bodensee bis zur March, von Triest bis an die böhmischen Grenzwälder. Man erinnere sich ferner, daß in jenen Jahrhunderten, in denen die Loslösung Burgunds und Italiens vom Römischen Reich sich vollzieht, die Vereinigung jenes alpinen Territoriums mit den Ländern der ungarischen und böhmischen Kronen angebahnt wird, in welcher der großdeutsche Gedanke abermals an der Bildung eines Staatenstaates oder Völkerstaates beteiligt war. Man mag sich endlich erinnern, daß diese habsburgisch-österreichische Politik vergangener Zeiten, die nach innen auf die Verfestigung eines Völkerreiches abzielte und nach außen auf Kulturübertragung, aus ihrer Verbindung mit dem Deutschen Reich manche Hilfe erfuhr, durch ihre Verflechtung mit deutschen Reichssachen aber auch in Schwierigkeiten geriet und auf Hindernisse stieß.

Der Verlust der Vormachtstellung in Italien und Deutschland schien der schwerste Bruch mit der Vergangenheit. Tatsächlich schloß sich folgerichtige Entwicklung der deutschen Geschichte daran. Jener Verlust schien ein unwiederbringliches Ende. Tatsächlich ward neuer Anfang daraus, in dem Altes neu auflebte. Jener Verlust schien die Wege der Vorzeit zu verschließen und zu verriegeln. Tatsächlich öffneten sich neuerdings alte Bahnen.

Die Neuorientierung der Außenpolitik der Monarchie, die im Berliner Kongreß zu Tage trat und durch das Bündnis mit dem Deutschen Reich besiegelt ward, ist ein echt habsburgischer Gedanke, den habsburgischer Hochsinn ins Werk setzte, und an dem habsburgische Treue festhielt.

Jeder Herrscher braucht Helfer, jeder Staat Diener in großer Zahl. In der Menge der Entschlüsse, der Ernennungen, der Maßregeln, Verfügungen, Anordnungen verteilt sich die Verantwortung auf zahllose. Allein ein Herrscher wie weiland der Kaiser läßt sich die Zügel nicht aus der Hand nehmen, behält die Führung, bestimmt die Richtung, verfolgt beharrlich die Oberziele der Staatspolitik. Wie er folgerichtig und sachlich die innere Politik im Sinn des Regierungsantrittsmanifestes zu

dem da gesteckten Ziele zu leiten vermochte, weil er auf der Höhe des Thrones über den Parteien blieb, so hat er die äußere Politik folgerichtig und sachlich als Großmachtspolitik zu führen vermocht, weil er über allem Persönlichen stand, in Österreich-Ungarns Reichsinteresse aufging. Dieser selbstsichere, geschlossene, zielgewisse, überlegene und doch so schlichte, erhabene und doch so einfache Charakter, diese Seelengröße, die aufrecht blieb, obwohl dem Kaiser die Krone zur Dornenkrone wurde und das Leben wie ein eisernes Kreuz auf ihm lastete, hatten ihre Wurzel in der tief religiösen Gesinnung des Herrschers, in seiner katholischen Frömmigkeit. Am 3. Dezember 1916 hielt die Wiener „Eucharistische Männerwacht" im Stephansdom eine Andacht ab für die Seelenruhe des hochseligen Herrn. S. E. Kardinal Piffl brachte in seiner Ansprache an die da Versammelten ein kostbares Kaiserwort in Erinnerung: „Unvergeßlich werden mir die Worte sein, die ich, als gelegentlich des sechzigjährigen Regierungsjubiläums die Bischöfe und Äbte dem Kaiser huldigten, aus seinem eigenen Munde hörte: ‚Der Glaube ist der sichere Anker, an dem ein jeder in den Stürmen und Kämpfen des Lebens Halt und Stütze findet. Ich bin ein treuer Sohn der Kirche, die mich in schweren Stunden Ergebenheit gelehrt, die mir so oft im Unglück Trost geboten, die mir und meinem Hause eine treue Führerin auf allen Lebenswegen gewesen ist.'" [1] In den nämlichen Tagen erinnerte ein treffliches Schweizer Blatt [2], das an dem Schmerz Österreichs brüderlich Anteil nahm, daran, daß weiland der Kaiser beim Wiener eucharistischen Kongreß „jene Ehrung des heiligsten Altarssakramentes ermöglicht hat, die wohl unübertroffen dasteht in der Geschichte der Kirche", und die ihn selbst, den hochseligen Herrn, hoch und innig beglückt hat. Bei diesem großen eucharistischen Segen, der damals Wien zuteil ward und der heute noch nachwirkt, mochte man jener ablehnenden Handbewegung weiland des Kaisers gedenken, die den katholischen Kaiser kundgab. In den siebziger Jahren war das sog. „Klostergesetz" von beiden Häusern des Reichsrates beschlossen worden und bedurfte nur der kaiserlichen Unterschrift. Die aber wurde nicht erteilt, und das Klostergesetz verschwand. Es ist tröstlich, sich zu vergegenwärtigen, wieviel damals durch diese Ablehnung erhalten blieb, und wieviel für die Zukunft, von damals aus gesehen, ermöglicht wurde: Hunderte von Altären blieben erhalten, an denen zu mehrtausendmal das heilige Opfer dargebracht

[1] Reichspost vom 4. Dez. 1916 (565, S. 7).

[2] Neue Zürcher Nachrichten vom 29. Nov. 1916 (339, 2).

wurde; zahlreiche eucharistische Heimstätten blieben erhalten, und viele kamen dazu, vor denen für den großen geistlichen Wohltäter Österreichs gebetet worden ist und für seinen Thronerben gebetet werden wird.

* * *

„Der Kaiser ist tot; es lebe der Kaiser!"

Nur wenige Greise und Greisinnen leben in der Monarchie, die an die letzte Erledigung des Kaiserthrones durch den Tod des Kaisers sich zu erinnern vermögen. Allen andern war die Trauerbotschaft etwas nie Gehörtes, die Tatsache ein nie dagewesenes Erlebnis. Sie alle waren seit den Tagen ihrer Kindheit an den Gedanken gewöhnt, ja mit dem Gedanken verwachsen:

„Gott beschütze, Gott erhalte
Dich — in Dir lebt Oesterreich!"

Nun er gestorben ist, „unser Kaiser", lebt Österreich doch weiter, wird fürder leben, in orbe ultima! Da vernahm Österreich am 23. November noch einmal die Stimme des teuren Toten. Eine Sonderausgabe der Wiener Zeitung (Nr. 271) veröffentlichte die nachstehenden „Abschiedsworte" weiland Sr. k. u. k. Apostol. Majestät an seine Völker und an die Wehrmacht:

„Meinen geliebten Völkern sage Ich vollen Dank für die treue Liebe, welche sie Mir und Meinem Hause in glücklichen Tagen wie in bedrängten Zeiten betätigten. Das Bewußtsein dieser Anhänglichkeit tat Meinem Herzen wohl und stärkte mich in der Erfüllung schwerer Regentenpflicht. Mögen sie dieselben patriotischen Gesinnungen Meinem Regierungsnachfolger bewahren."

„Auch Meiner Armee und Flotte gedenke Ich mit den Gefühlen gerührten Dankes für ihre Tapferkeit und treue Ergebenheit. Ihre Siege erfüllten Mich mit Stolz, unverschuldetes Mißgeschick mit schmerzlicher Trauer. Der vortreffliche Geist, welcher Armee und Flotte sowie Meine beiden Landwehren von jeher beseelte, bürgt Mir dafür, daß Mein Regierungsnachfolger nicht minder auf sie zählen darf als Ich."

Die beiden Abschiedsworte schlossen mit dem Hinweis auf seinen Regierungsnachfolger. Als ob der große Heimgegangene seinen Völkern und seiner Wehrmacht zum Abschied gesagt hätte: „Der Kaiser ist tot, es lebe der Kaiser!"

Auch nach diesen so tief ergreifenden Abschiedsworten des hohen Verblichenen las man mit inniger Rührung die Begrüßung des neuen Herrschers durch die Kinder, welche die Untat von Serajewo zu Waisen gemacht hat:

„Tieferschüttert über unser aller und ganz Österreichs namenlosen Verlust eilen unsere ersten Gedanken und Gebete in inniger Liebe und Treue zu Eurer Majestät. Unsere geliebten Eltern werden im Himmel Gnade und Segen für Eure Majestät erflehen. Sophie, Max, Ernst."

Die Kinder Franz Ferdinands sprachen aus der Seele Österreichs.

Als zeit-, ja als weltgeschichtliche Urkunden erhabenster Art sind die Telegramme anzusehen, die zwischen den verbündeten Kaisern gewechselt wurden.

S. M. Kaiser Wilhelm II. an Kaiser Karl:

„Auf das tiefste erschüttert von dem Heimgang Deines hochverehrten Oheims des Kaisers Franz Josef Majestät, sage ich Dir Meine innigste und herzlichste Teilnahme. Die Regierung des verewigten Kaisers, die durch Gottes Gnade die seltene Dauer von 68 Jahren erreichte, wird in der Geschichte der Monarchie als eine Zeit des Segens fortleben. Die Völker Österreich-Ungarns trauern um einen Führer, an dem sie in vollstem Vertrauen und innigster Liebe hingen. Wir, die wir einer jüngeren Generation angehören, waren gewohnt, in der ehrwürdigen Gestalt des heimgegangenen Monarchen ein Vorbild schönster Herrschertugenden und wahrhaft königlicher Pflichterfüllung zu erblicken. Das Deutsche Reich verliert in Ihm einen treuen Bundesgenossen, Ich persönlich einen väterlichen, hochverehrten Freund. Mitten im größten Weltkrieg hat Gottes unerforschlicher Wille Ihn, treu bis zum letzten Atemzuge an der Seite seiner Verbündeten stehend, dahingenommen und Ihm nicht mehr gestattet, den Ausgang des Kampfes und die Wiederkehr des Friedens zu sehen. Der Allmächtige gebe Ihm nach Seinem langen, segensreichen Leben den ewigen Frieden, Dir aber Kraft und Beistand, die schwere Bürde zu tragen, die in dieser so ernsten Zeit Dir zufällt. Der Segen des Heimgegangenen möge über Dir und Deinen Völkern weiter walten! Mit innigen Gebeten und treuester Teilnahme gedenke ich Deiner. Wilhelm."

S. M. Kaiser und König Karl an Kaiser Wilhelm II.:

„In der schicksalsschweren Stunde, da Mein erlauchter Großoheim, S. M. der Kaiser und König, zu Gott abberufen wurde und bitterster Schmerz Mich, Mein Haus und Österreich-Ungarns Lande erfüllt, war Mir die Mich tief ergreifende Teilnahme, die Du, teurer Freund, Mir bekundet hast, ein wehmutsvoller Trost. Habe allerwärmsten Dank hiefür und für all die Verehrung und echte Freundschaft, die Du dem Hochseligen, der Dich so sehr hochgeschätzt hatte, bewahrest.

Wie Deine und Seine Bündnistreue im jetzigen Weltkriege felsenfest stand, so soll es für Uns bleiben, indem das leuchtende Andenken und der Segen des Verewigten Uns geleiten mögen auf der gemeinsamen Bahn zum ehrenvollen Erfolge Unserer gerechten Sache. Das walte Gott!

In treuer Freundschaft drückt innig Deine Hand Karl."

* * *

Die große Ahnfrau Kaiserin Maria Theresia setzte die greisen Ratgeber ihres Vaters in großes Erstaunen, als sie am Tage nach dem Ableben Kaiser Karls VI. die Regierung mit einer ernsten Selbstverständlichkeit in die Hand nahm, die niemand von ihrer Jugend erwartete. Nicht anders ging es in diesen Novembertagen zu Wien.

Kaiser Karl — welch großer Name, welch schöner Klang! — tritt die Regierung in einem Jahre an, das als Gedenkjahr in der Geschichte des Kaiserhauses anzusehen ist. Denn 1516 vollzog Infant Ferdinand die Verlobung, welche zehn Jahre später zum Anfall der Kronen von Ungarn und Böhmen führte und die mitteleuropäische Großmachtstellung begründete. Der Kaisername Karl erinnert an den großen Kulturförderer aus dem luxemburgischen Hause, zumal aber an den Urheber der Pragmatischen Sanktion. Denen die Gunst ward, den jungen Kaiser von Jugend auf zu kennen, rühmen hohen Gerechtigkeitssinn als einen Grundzug seines Wesens. Die Regierungshandlungen der ersten Tage, die persönlichen Charakter trugen, legten tiefste Pietät für seinen in Gott ruhenden Vorgänger an den Tag; andere waren schöne Erweise von Dankbarkeit. Hochsinnig ehrte er diejenigen, die seine jungen Jahre betreuten, seine Lehrer, seinen Erzieher, seinen Kammervorsteher. Die Innigkeit des Familienlebens Se. Majestät ist die Freude und die Bewunderung aller, die es kennen, und durch das ganze Reich flog eine frohe Botschaft: Wir haben wieder eine Kaiserin!

Die Kriegsjahre führten den Thronerben an die Fronten. Keine ernstere Schule konnte die Vorsehung ihm bereiten. Er sah die Schrecknisse der Schlachtfelder, der Lazarette. Wo immer er weilte, er gewann begeisterte Liebe; zumal bei der italienischen Offensive trug ihn eine Begeisterung, die ihm eine Vorahnung davon geben konnte, wie Österreicher ihren Kaiser, Ungarn ihren König zu lieben vermögen. Ein großes Erbe an Liebe tritt Kaiser Karl an. Aber, so groß es ist, der junge Kaiser wird darin, des sind alle gewiß, ein Mehrer des Reichs.

Robert von Nostitz-Rieneck S. J.

Die Erfüllung der polnischen Sehnsucht.

Am 1. Juli 1842 schloß in Paris Adam Mickiewicz, bis heute der größte polnische Dichter, das zweite Jahr seiner krausen Vorlesungen am Collège de France mit hoffnungsfrohen Worten über Polens Auferstehung. Für die Berechtigung seiner Zuversicht berief er sich mit besonderem Nachdruck auf Kasimir Brodziński, den 1835 zu Dresden gestorbenen polnischen Lessing. Dieser narbengeschmückte Kämpfer der Napoleonischen Kriege hatte in Krakau kurz vor seinem Tode die „Botschaft aus dem Lande der Bedrängnis an seine Söhne in der Verbannung" geschrieben. Die Tatsache, daß sich im soeben beendeten Freiheitskampf des Jahres 1830 das polnische Heer gerade am 29. November in Marsch gesetzt hatte, war für Brodziński der Anlaß zu einigen merkwürdigen Sätzen geworden. Mickiewicz las sie seinen staunenden Hörern vor: „Die Tage des Monats November sind voll von heiligen Geheimnissen. In diesem Monat erinnerte sich das Volk des Alten Bundes in frommer Feier, wie Noe aus der Arche, Moses aus der ägyptischen Knechtschaft, Jonas aus dem Bauche des Fisches, Joseph aus dem Gefängnis befreit wurde. Im November beginnt die Gedenkfeier der Herabkunft Christi. In den November fällt das Fest des hl. Andreas, den der Herr zuerst zu seiner Jüngerschaft berief, und der nach unserer Überlieferung der erste Slawenapostel war. . . . Am Vorabende des Andreasfestes richtete das polnische Volk von neuem das Kreuz Christi auf. . . . Wachet, all ihr Mütter, ihr Lehrer und Prediger! Jede polnische Seele sehne sich und wache, denn sie weiß nicht, wann und wo der Ruf an sie ergehen wird!"

Es war wieder ein Novembertag, der 5. November 1916, als die Kaiser der Mittelmächte Polen zur Freiheit staatlichen Eigenlebens riefen. Unerwartet, hatte Brodziński gesagt, werde die Stunde der Rettung schlagen — und am 5. April 1916 erklärte der deutsche Reichskanzler in seiner Reichstagsrede: „Unsere und Österreich-Ungarns Absicht ist es nicht gewesen, die polnische Frage aufzurollen, das Schicksal der Schlachten hat sie aufgerollt. Nun steht sie da und harrt der Lösung." So seltsam verweben sich diesmal Dichtertraum und Wirklichkeit.

Polen hat seit seinem Untergang jeden Tag und jede Stunde an Auferstehung gedacht. Schon die freiwilligen Legionen, die sich sogleich nach der letzten Teilung ihres Vaterlandes um Dąbrowski scharten, sangen in feurigen, raschen Tönen: „Noch ist Polen nicht verloren!" In den lombardischen Fluren wie später auf den Bergkämmen Spaniens hörten sie die Ströme der Heimat rauschen, und welche fremden Fahnen auch über ihren Häuptern wehen mochten, ihre unverzagten Herzen suchten in allen Fernen ein einziges Ziel: „Wir überschreiten die Weichsel, die Warthe, Polen werden wir sein!" Als weder Napoleon noch der Wiener Kongreß noch Alexander I. den glühenden Traum so vieler Helden erfüllt hatte, stellten die Legionen dem polnischen Aufstand des Jahres 1830 seine kühnsten Führer und seine tapfersten Soldaten. Auch das war umsonst. Die polnische Freiheit hatte einstweilen auf Erden keine Stätte mehr. Sie flüchtete sich ins Reich der Dichtung.

In dieser Zeit schien es, als seien die Denker Polens zu Dichtern geworden und die Dichter zu Sehern der Zukunft. Alle Geister ergriff der „Messianismus", die Überzeugung, Polen habe einen Erlöserberuf zu erfüllen; im Dienste dieser Sendung an die Menschheit sei es gestorben, und um seine Sendung zu krönen, werde es auferstehen. So lehrte der Schwärmer Towiański, so sangen Mickiewicz, Krasiński und Słowacki, Polens bedeutendste Dichter. Noch in unsern Tagen gewann der phantasievolle Platonforscher Lutosławski für diese Anschauung jugendliche Köpfe; im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts beherrschte sie das gesamte polnische Geistesleben. Nirgends aber hat sie eine vollkommenere Darstellung gefunden als in einem berühmten lyrischen Gedicht und seiner geschichtsphilosophischen Vorrede. Graf Stanislaus Tarnowski, der Präsident der Krakauer Akademie der Wissenschaften, der ein Menschenleben lang als Gelehrter und Staatsmann seinem Volke gedient hat und nun als Greis von 79 Jahren die Krone Polens in jungem Glanze strahlen sieht, sagt in der Einleitung seiner Ausgabe der Werke Krasińskis: „‚Morgenröte' ist der vollständigste und klarste Ausdruck dieser ganzen Strömung, das beste Muster unserer Prophetendichtung, ihr Gipfel, bei dem schon der Abstieg beginnt."

Zwischen 1841 und 1843 hat der 1812 geborene Graf Siegmund Krasiński dieses Werk in der Lombardei, in Nizza und Rom allmählich geschaffen. Wie ein zweiter Dante schleppt er den Schmerz um das Vaterland durch die Fremde. Auch er hat eine Beatrice gefunden, die er seine

Schwester nennt. Während er mit ihr im Kahn bei Mondschein über einen der oberitalienischen Seen fährt, entrollen sich ihm in großen lyrischen Gesichten Vergangenheit und Zukunft Polens. Und daß niemand die strahlende Bildersprache der Verse mißverstehe, gab er ihnen in ungebundener Rede ein langes Vorwort mit auf den Weg in die Welt, der für den bis dahin wenig bekannten Dichter ein Triumphzug wurde.

Krasiński geht von einer geschichtsphilosophischen Betrachtung aus, deren Richtigkeit die Erfahrungen des Weltkrieges nur allzu traurig bestätigt haben. Der Fortschritt der Menschheit, sagt er, beruhe auf der Verwirklichung des Christentums in allen menschlichen Beziehungen. Es genüge nicht, daß die Lehre Christi das Verhältnis von Mensch zu Mensch regele, auch die Politik der Staaten müsse christlich werden, sonst werde der Götze der Selbstsucht die Erde verwüsten. — Gewiß, das greifen wir heute mit Händen.

Aber nun stellt Krasiński neben diese Erkenntnis die Behauptung, das staatliche Leben könne nur durch die Nationen christlich werden. Die Staaten seien „menschliche Gebilde", die Nationen dagegen seien „Schöpfungen Gottes", lebendige Glieder einer Menschheit, die nach Gottes Willen der mystische Leib Christi werden solle. Daher begehen Staaten, die eine Nation zerstückeln, Gottesraub, sie vernichten ein Werkzeug, durch das Gott den Staat christlich machen will. Weil die Teilung Polens die schrecklichste Wunde im nationalen Organismus der Menschheit ist, so arbeitet die organische Kraft der Menschheit am meisten an Polens Wiederherstellung. „Eins von beiden: entweder ist die heilige Zukunft der Menschheit dahin, oder die Bedingung zu ihrer Verwirklichung ist das Leben Polens."

Hier gerät Krasiński offenbar in die Irrgänge mancher Vertreter des falschen Nationalitätsprinzips. Der Staat ist sicher nicht minder in der Menschennatur begründet, also nicht minder ein Werk des Schöpfers dieser Natur als die Nation. Allerdings gibt der menschliche Wille der natürlichen Anlage zur Staatenbildung die näheren Bestimmungen; aber auch bei der Bildung der Nationen wirkt die menschliche Freiheit in sehr weitem Maße mit. Die Wanderungen der Kelten, Slawen und Germanen, die über unser Festland dahingegangen sind, haben den Charakter der jetzigen europäischen Nationen wesentlich mitgeschaffen. Der Zug der Normannen über den Ärmelkanal hat die Engländer, die Auswanderung über den Atlantischen Ozean die Nordamerikaner der Vereinigten Staaten zu den besondern Nationen gemacht, die sie heute sind. Alle diese Massenbewegungen

sind aber in letzter Linie Taten des menschlichen Willens. Als die Langobarden vom Schauplatz der Geschichte verschwanden, ging deshalb das Christentum in Oberitalien nicht unter; ebenso hätte sich die Eigenart der polnischen Nation verlieren können, ohne daß die Vorsehung gehindert worden wäre, zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer durch neue Nationen ein christliches Staatsleben erblühen zu lassen.

Allein Krasiński ist weit davon entfernt, Polen nur als ein Volk unter vielen zu betrachten. Polen gilt ihm als das „Volk der Völker". Gott hat nur einen Sohn, aber der Geist dieses Sohnes lebt in Polen. Darum macht Gott Polen zu seiner Tochter, und am Tage des Sieges ist ihr Name: „die ganze Menschheit". „Unser Tod war notwendig; notwendig ist auch unsere Auferstehung, damit sich das Wort des Menschensohnes, das ewige Wort des Lebens, über die gesamte Welt verbreite. Gerade durch den Tod unserer Nation am Kreuze der Geschichte erkennt die Menschheit, daß sie aus der Welt der Politik eine Welt der Religion machen muß, und daß die Kirche Gottes auf Erden nicht dieser oder jener Ort ist, nicht dieses oder jenes Bekenntnis, sondern der ganze Planet und alle möglichen Beziehungen, die zwischen den einzelnen und den Völkern bestehen können."

Wen dieser starke Glaube des Dichters an die Auserwählung seines Volkes befremden sollte, der möge zunächst bedenken, daß nicht nur in Polen solche Ansprüche erhoben werden. Als Krasiński sich in die messianistischen Gedanken verlor, rühmte sich England schon seit hundert Jahren in seinem Rule, Britannia, ihm sei bestimmt, von allen Völkern gefürchtet und beneidet zu werden, alles seiner Seeherrschaft zu unterwerfen und jede meerumspülte Küste in Besitz zu nehmen. Im „Literarischen Echo" erinnerte am 1. Juni 1916 (18, 1053) Maria Maresch daran, daß Fichte in seiner vierzehnten Rede an die deutsche Nation gesagt hat: „Ist in dem, was in diesen Reden dargelegt worden, Wahrheit, so seid unter allen neueren Völkern ihr es, in denen der Keim der menschlichen Vervollkommnung am entschiedensten liegt, und denen der Vorschritt in der Entwicklung derselben aufgetragen ist. Gehet ihr in dieser eurer Wesenheit zugrunde, so gehet mit euch zugleich alle Hoffnung des gesamten Menschengeschlechtes auf Rettung aus der Tiefe seiner Übel zugrunde." Der romantische Geschichtschreiber Jules Michelet, der die Kirche haßte und Frankreich liebte, schrieb 1846 im dritten Teil seines Buches Du peuple (Kapitel 4) über sein Vaterland: „Nehmt einen Augenblick an, es verschwände, es höre auf

zu bestehen: das Band, das die Menschheit süß umschlingt, ist gelockert, gelöst, vielleicht zerrissen. Die Liebe, die das Leben der Welt ist, wäre in ihrem innersten Wesen verwundet. Über die Erde würde die Eiszeit heraufziehen, die für andere, uns benachbarte Weltkörper schon angebrochen ist." Daß Rußland nach der Überzeugung der Slawophilen den besondern Beruf hat, den christlichen Gedanken in der Weltgeschichte zu verkörpern, habe ich hier (78, 132 137) vor sieben Jahren festgestellt. Carducci sieht 1877 in seiner Ode Nell' annuale della fondazione di Roma das Italien der Zukunft an die Spitze der Völker treten und die Welt von den Schrecken einer finstern Vergangenheit befreien. Es wäre unbillig, eine Überhebung, deren sich so viele schuldig machen, nur die Polen entgelten zu lassen.

Übrigens legt ja die Verschiedenheit der Nationen die Annahme nahe, daß jede wenigstens in einer Hinsicht die andern übertreffe, daß sie also berufen sei, da die Führung zu übernehmen. Wenn jedes Volk dem andern friedlich sein Bestes mitzuteilen suchte, dann würde sich in der Tat der Zweck der nationalen Eigenart erfüllen. Alle Völker würden dann, wie es der bereits erwähnte Brodziński am 3. Mai 1831 zu Warschau in seiner „Rede über die Nationalität" schön gesagt hat, um die Menschheit kreisen „wie die Planeten um ihren Brennpunkt". Wunderbarer als die unbewußte Einheit des Sonnensystems wäre dann die bewußte Einheit des Völkersystems. Und dann würden wirklich, wie es Krasiński mit dem tiefen Gedanken des hl. Paulus ausgedrückt hat, alle Nationen durch den wahren Glauben und die wahre Liebe zu Gliedern des mystischen Leibes Christi.

Leider hat indessen die Vaterlandsliebe das mit aller menschlichen Liebe gemein, daß sie blind macht. Gar zu leicht täuscht sich eine Nation über den Grad ihrer vorzüglichen Eigenschaften, und wenn sie gewahrt, daß sie auf einem Punkte diesem oder jedem Volke voraus ist, schmeichelt sie sich gar zu gern, da sei sie allen Völkern voraus. Nur infolge einer fürchterlichen Verblendung, die allerdings aus den Zeitverhältnissen einigermaßen erklärlich ist, konnte Krasiński meinen, der Untergang Polens predige der Menschheit so gewaltig wie nichts anderes die Notwendigkeit christlicher Politik. Nur wenn Polen unschuldig war, konnte er es zum Christus der Völker machen. Und er hielt es für unschuldig.

In der „Morgenröte" sagt der dem Grab entstiegene Hetman, durch den der Dichter das Schicksal seines Vaterlandes verkünden läßt: „Suche keine Schuld bei den Vätern, wage nicht, ihrer zu spotten! Denn das

wäre Verleumdung und Lästerung!" Nur damit Polen nicht so schmählich lebe wie andere Völker, habe Gott es auf eine Weile von der Erde verschwinden lassen. Nicht die Sünde, bloß die Strafe — die Strafe also für fremde Sünden — laste auf Polen. Drei Tage müsse es im Grabe bleiben, dann folge ein ewiger Morgen.

Da hatte doch der alte Johann Paul Woronicz, der Bischof von Krakau und Warschau, seine Auferstehungshoffnung auf festeren Grund gebaut, als er in seiner „Hymne an Gott" bekannte und betete: „Unser Los muß die Frucht unserer eigenen Schuld sein. Unsere Tränen sind Zeugen unserer Sünde und unserer Besserung. . . . Wiederhole also dein Wort: Ihr vermoderten Gebeine, steht auf aus dem Grabe und nehmt wieder Seelen an und Leiber und Kräfte!" Und klarer als die Messianisten hatte der Jesuit Peter Skarga gesehen, der im 16. Jahrhundert, wo Polen reich und mächtig war, mit einer noch heute unvergessenen Wucht und Wahrheit dem Adel seine Sünden vorhielt, Sünden, über deren unausbleibliche Wirkung er in seiner achten Reichstagspredigt die furchtbaren Sätze sprach: „Immer wieder zeigen sich Risse in den Mauern eures Staates. Ihr sagt: ‚Das macht nichts, Polen hält sich durch Unordnung'. Aber ehe ihr es erwartet, wird der Bau zusammenbrechen und euch alle zermalmen!"

Gewiß hat der Messianismus das Verdienst, in trüben Tagen die Begeisterung der Polen für ihr Vaterland entflammt und in ideale Höhen getragen zu haben, aber von langer Dauer konnte der Wahn, in dem er befangen war, bei denkenden Menschen nicht sein. Zumal als auch der Aufstand des Jahres 1863 gescheitert war, begannen immer mehr einsichtige Männer und Frauen, statt die Fehler ihres Volkes zu leugnen, nach Mitteln zu suchen, diese Fehler auszurotten und dadurch eine bessere Zukunft anzubahnen. Besonders beschritt die alte Krakauer politische Schule mit großer Entschiedenheit diesen Weg. In Galizien konnte sich ja das nationalpolnische Leben am freiesten entwickeln, und was hier erdacht und geschaffen wurde, schlug auch in die preußischen und russischen Teile Polens starke Wellen. So wurde schließlich alles in einen Wettstreit hineingezogen, wie ihn die Weltgeschichte wohl selten gesehen hat. Ganz Polen wollte wissen, was sein Hauptfehler sei, und wie es von ihm frei werden könne. Die in Petersburg erscheinende sehr angesehene polnische Wochenschrift Kraj schrieb 1903 (Nr. 49, S. 23): „Wir wiederholen seit langem, daß dieser Fehler unsere Trägheit war und ist. Wir sind träge: träge, wenn man uns zu körperlicher Anstrengung ruft, träge, wenn es sich um

wissenschaftliche Arbeit handelt, träge, wenn es sich um Sport und männliches Spiel, um körperliche Abhärtung handelt." Der Warschauer Kuryer Polski veranstaltete sogar eine Preisfrage nach dem Hauptfehler und seiner Bekämpfung. Den Preis gewann eine Dame des Hochadels. Ihre Arbeit erschien unter dem Titel: Jaka jest nasza wada narodowa główna? ohne Namensnennung. In der zweiten Auflage (Warschau 1902) heißt es (32): „Eine genauere Untersuchung unserer Nationalfehler zeigt uns auf jedem Schritte, wo ihre Wurzel ist; denn obwohl mit Recht behauptet wird, daß uns schließlich die Unordnung zugrunde gerichtet hat, müssen wir doch zugeben, daß die Unordnung bei uns nur die Wirkung war. Die Ursache der Unordnung lag darin, daß wir von oben bis unten alle Grundsätze über den Haufen warfen: die politischen, juridischen, ethischen, moralischen, sozialen, religiösen Grundsätze." Und dann weist die Verfasserin im einzelnen nach, wie sich diese Grundsatzlosigkeit, dieses Vorangehen nach der Laune statt nach der Vernunft, auf allen Gebieten verhängnisvoll offenbart.

Ein Volk, das den Mut hat, den Krieg gegen seine Schwächen so offen und so nachdrücklich zu führen, besitzt schon darin einen unschätzbaren Vorzug. Es kann nicht ausbleiben, daß sich dann auch seine übrigen guten Eigenschaften in reger Tätigkeit geltend machen. Und so hat Polen bereits in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts die richtige Mahnung befolgt, mit der eine vortreffliche, 1900 in dritter Auflage zu Krakau gedruckte Schrift über die Vaterlandsliebe schließt: „Denken wir daran, daß wir, wenn wir nicht stark genug sind, unser Land zu befreien, doch tüchtig und klug genug sein können, seine Befreiung vorzubereiten und sie zu verdienen" (O miłości ojczyzny 95). Fast nach jeder Richtung lassen sich erfreuliche Fortschritte feststellen. In Russisch-Polen hat sich die Volkszahl in den letzten 50 Jahren verdoppelt. Aufs Doppelte sind in den letzten 20 Jahren die Bodenerträge an Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln und Zuckerrüben gewachsen. Von den Industrien, die früher ganz unbedeutend waren, standen unmittelbar vor dem Kriege namentlich die Weberei, die Eisenindustrie, der Bergbau und die chemische Industrie in hoher Blüte. Nach den amtlichen Rechnungsabschlüssen sind daher auch die staatlichen Einnahmen in weniger als zehn Jahren aufs Doppelte gestiegen. Im Zusammenhang mit den wirtschaftlichen Umwälzungen setzte allmählich eine allerdings nicht ebenso erfolgreiche soziale Organisation ein. Das politische Leben regte sich, soviel es konnte. Die zahlreichen, allzu

zahlreichen Parteien mit ihren Vereinen und Zeitungen ließen das nationale Bewußtsein auch da nicht einschlummern, wo sonst starke Neigung dazu geherrscht hätte. Die Sprache wurde nicht bloß erhalten, sondern zu bemerkenswerter Feinheit ausgebildet. In manches adelige Schloß, wo sie hinter das Französische hatte zurücktreten müssen, in manches Bürgerhaus, wo man sie fast vergessen hatte, zog sie siegreich wieder ein. Mit den besten Hilfsmitteln der kritischen Methode durchsuchte eine umfangreiche, in zum Teil mustergültigen Werken niedergelegte Geschichtsforschung die Vergangenheit fast aller Gebiete der polnischen Kultur. In allen Arten der Dichtung erstanden hervorragende Meister. Polnische Maler, Bildhauer und Musiker gewannen mit Werken, in denen die Hoffnung und das Weh ihres Volkes zitterten, die Bewunderung der Welt. Und unterdessen beteten Jahre und Jahrzehnte lang Millionen frommer Seelen, besonders der in Russisch-Polen überaus stark vertretene dritte Orden des hl. Franziskus, Gott möge endlich den Tag der Freiheit heraufführen.

Nun ist er da! Die Mittelmächte haben sich feierlich verpflichtet, ein Erbkönigtum Polen zu schaffen und mit ihrer Macht zu schützen. Da es nicht bloß das Recht, sondern die Pflicht jeder Regierung ist, mit allen sittlich zulässigen Mitteln zunächst für das Wohl ihres eigenen Staatswesens zu sorgen, so mußten Deutschland und Österreich-Ungarn, wenn sie Polen wiederherstellen wollten, selbstverständlich auf ihren eigenen Vorteil bedacht sein. Aber dieser Vorteil heischt zugleich ein gutes Einvernehmen mit der ganzen polnischen Nation, und so hat der 5. November 1916 den bei Österreich und Preußen verbleibenden Polen doch mehr gebracht als die Freude am Glück ihrer Brüder.

Freilich sind nicht alle nationalen Wünsche in Erfüllung gegangen. Die besonnenen Polen wissen jedoch sehr gut, daß nationale Wünsche und selbst nationale Rechte ihre notwendigen Schranken haben. Im Nachwort zu einer im Jahre 1905 veranstalteten Umfrage über die heutigen Aufgaben der Katholiken in Polen, bei der führende Männer aus allen polnischen Landesteilen und Gesellschafsklassen mitgewirkt haben, und die unter dem Titel Dzisiejsze zadania katolicyzmu w Polsce 1906 in Krakau gedruckt worden ist, wird ausdrücklich erklärt, daß die nationale Entwicklung fremde Rechte nicht vergewaltigen dürfe. Dabei ist zu beachten, daß der rechtliche Bestand staatlicher Grenzen nicht unbedingt von ihrer Entstehung abhängt. Sondern im Laufe der Zeit kann unter gewissen Bedingungen das höchste Gesetz aller Staaten, das öffentliche Wohl, einem Be-

sitzstand, der anfangs nur eine geschichtliche Tatsache war, den vollen Charakter des Rechtes verleihen. Dagegen ist das oft behauptete Recht jeder großen und befähigten Nation, aus ihren Angehörigen unter allen Umständen einen einzigen Staat zu bilden, mit dem Frieden der Welt unvereinbar und kann deshalb von der christlichen Staatslehre nicht anerkannt werden.

Zudem sind ja selbst die mächtigsten Nationen durch den Lauf der Geschichte staatlich getrennt worden. Die Bevölkerung der nordamerkanischen Kolonie, die England im 18. Jahrhundert verlor, war zum großen Teil britisch. Der greise Earl of Chatham nannte sie damals in seiner flammenden Rede gegen die Verwendung wilder Indianer im Kriege mit Weißen „unsere Landsleute in Amerika, die uns teuer sind durch jedes Band, das die Menschheit heiligen kann". In Kanada wohnen fast drei Millionen Franzosen. Der Akademiker René Bazin erzählt, daß man in der Provinz Quebec, die für sich allein größer ist als ganz Frankreich, 10 km von der Eisenbahnlinie den Eindruck gewinne, als hätte nie ein englischer Fuß das Land betreten (La douce France, Paris 1911, 120). Die kanadischen Franzosen haben weder ihren Glauben noch ihre Sprache noch ihre rührende Liebe zu allem, was aus der alten Heimat kommt, preisgegeben, aber sie sind treue Bürger des britischen Weltreiches. Die deutsche Nation endlich, die jetzt doch sicher das meiste für die Befreiung Polens getan hat, verteilt sich bekanntlich, selbst wenn man die außerhalb ihres zusammenhangenden Wohngebietes liegenden großen Ansiedlungen in Ungarn und in Nord- und Südamerika nicht berücksichtigt, auf das Deutsche Reich, Österreich, die Schweiz, Luxemburg, Belgien und Rußland.

Daß die Polen in Österreich und Preußen ihre Pflichten kennen und gewillt sind, sie zu erfüllen, geht aus den Kundgebungen des galizischen Polenklubs und des Erzbischofs von Gnesen-Posen hervor. Am 12. November 1916 gelobte in Krakau Dr. Biliński, der Polenführer des Landtages, in Gegenwart der geistlichen und weltlichen Würdenträger Galiziens dem Kaiser von Österreich „unerschütterliche Treue". Und an den Deutschen Kaiser hatte schon vorher Erzbischof Dalbor telegraphiert: „Ew. Kaiserliche und Königliche Majestät wollen geruhen, daß ich zugleich im Namen meiner in unverbrüchlicher Treue zu Ew. Majestät verharrenden Diözesanen für die Wiederherstellung eines selbständigen polnischen Königreiches meinen untertänigsten Dank ausspreche. Ich bete zu Gott, daß der hochherzige Entschluß Ew. Majestät zum Wohle Deutschlands und des neuen Staates gereiche, der, wie ich zuversichtlich hoffe, seine geschichtliche Mission erfüllen

wird, ein Schutzwall der abendländischen Kultur und Träger des katholischen Gedankens im Osten zu sein."

In diesen herrlichen Worten, die aus dem Stammlande des ehemaligen Polenreiches erklungen sind und die der Nachfolger jener bischöflichen Reichsverweser gesprochen hat, von denen die Könige Polens gekrönt wurden, ist dem neuen Polenstaate der Stern seiner Zukunft gewiesen. Es ist derselbe Stern, der seiner Vergangenheit geleuchtet hat: das katholische Rom.

Von Rom hat Polen seine Kultur. Erst an der Ostgrenze Polens beginnt die byzantinische Welt. Aus dem Abendlande kamen im Gefolge der Mönche Handwerker, Künstler und Gelehrte nach Polen. Die polnischen Schlösser und Kirchen zeigen in allen Jahrhunderten abendländische Formen. Nach Italien strömte in den Zeiten des Humanismus die polnische Jugend. An den Literaturen des Westens bildete sich das polnische Empfinden. Und ritterlich hat Polen mehr als einmal Europa geschützt, wenn von Osten her wilde Horden unsere Kultur zu verwüsten drohten. Wir haben erkannt, daß wir auch heute diesen Schutz nicht entbehren können, und Polen hat gelernt, daß es nicht in der trägen Welt des Ostens, sondern nur in der arbeitsamen Welt des Westens zu gedeihen vermag.

Von Rom hat Polen aber vor allem seinen Glauben. Dieser Glaube war die Weihe seiner glorreichsten Triumphe und sein Trost in der tiefsten Erniedrigung. Rußland hat diesen Glauben bedrückt, und auch Preußen hat seine Freiheit geschmälert, aber dem polnischen Herzen ist noch immer polnisch zugleich katholisch. In vielem ist der polnische Volkscharakter dem irischen verwandt: keine ihrer Ähnlichkeiten ist so rührend wie die innige Treue, mit der beide Völker an der katholischen Religion hangen. Wenn Skarga wiederkäme, könnte er seinen Polen dasselbe sagen, was der beredte Dominikaner Thomas Burke seinen Irländern gesagt hat: das religiöse Leben ist das tiefste Geheimnis ihrer Nationalität.

Jakob Overmans S. J.

Gott und der Weltfriede.

Die Weihnachtszeit schöpft aus dem Familien- und Friedensfest der Geburt des Herrn ihren Geist und ihren Charakter. Wird ja die Weihnacht in stillem, gemütlichem Kreis gefeiert, schmiegt Eltern und Kinder inniger aneinander, weckt Gabenfreudigkeiten, läßt uns über Licht und Gesang und strahlenden Kinderaugen des Alltagslebens harte Unrast vergessen.

Und doch war das Gotteskind, das uns diesen Frieden gebracht hat, ein rechtes Kriegskind. Da es erwartet wurde, wenige Stunden bevor es erschien, wurden seine Eltern durch den feuchten, kalten Abend von Haus zu Haus gestoßen. Jesus kam in das Seinige, und die Seinigen nahmen ihn nicht auf. Im Tempel der heiligen Stadt wartet ein prophetischer Greis auf den Langersehnten und kündet seine schmerzenreiche, kriegerische Laufbahn. Nicht bloß Ströme des Trostes, Ruhmesschmuck und Lichtoffenbarungen soll er seinem Volke bringen, auch Zwietracht und blutige Gegensätze. Er ist nicht allein zur Auferstehung vieler gesetzt, sondern auch zum Falle; er wird im Zeichen des Widerspruchs stehen. Ein Schwert wird seiner Mutter Brust durchbohren.

Und schon schmiedet ein verruchter König Mordpläne gegen den Neugeborenen. Er sendet seine Häscher aus, die das junge Leben auslöschen sollen. Scharen von Kindern verbluten unter grausamen Schwertstreichen, da man ihn nicht findet. Sein Los ist Verbannung. Die stille dunkle Nacht verbirgt eilig-heimliche Flucht in heidnisches Land. Armut, wenn nicht Not, steht an seiner Wiege und verbirgt ihn vor den Augen der Feinde, die ein reiches Königskind suchen. Um ihn standen nur wenige Getreue, schlichte Hirten und weise Gäste aus fernem Osten; dann wird er lange vergessen.

Unter dem Weihnachtsbaum denkt man an diese schweren Stunden nicht. Das Friedensbild in der stillen Klause von Bethlehem hat es uns angetan. Da beugt sich eine zärtliche jungfräuliche Mutter über dem Himmelskind, dann und wann blickt sie zum treuen Begleiter ihres Lebens und Beschützer ihres Kindes auf; die Engelsbotschaft des Friedens beruhigt

ihr Herz. Sie fühlt sich als ergebene Magd des Herrn und vertraut, daß Gott ihr helfen wird, die großen Pläne zu verwirklichen, für die sie auserwählt ward. Friedensgeläute zieht da durch Menschenseelen, im Lichterglanz erstrahlt der Weihnachtsbaum, Gold und Glanz schimmert durch sein Gezweige, Lieder zittern leise durch die stille, heilige Nacht. Die Botschaft der Erlösung bringt diese Freude.

Es ist aber doch zunächst eine ganz geistige und übernatürliche Freude, Erlösung von Leidenschaft, Sünde und Gottesferne, ein neues Reich der Gnade und aus Gottesliebe strömender Menschenliebe. Es ist keine Leidlosigkeit, die uns geschenkt werden soll, sondern Seelenkraft in Seelennot und ruhige Ausdauer trotz Krieg und Kreuz und Dornenkranz, ein Trost in Tränen, kein Versiegen der Tränenquellen.

Menschenphantasie und Menschensehnsucht haben diese geistigen Gebilde in körperliche Formen umgegossen, ein sichtbares Gewebe aus unsichtbaren Fäden gesponnen; aus himmlischem Herzensfrieden stahl sich schüchtern die heitere Freude irdischer Familiengemütlichkeit; übernatürliche Gottesgaben sollten durch Geschenke, wie sie die Menschen erzeugen, versinnbildet werden. Aber in schweren Stunden, wenn für den Lichterglanz des Weihnachtsbaumes Wachs und Öl versagen, wenn selbst der Flitter teuer wird, und Gaben den Glücklichen entzogen werden, weil sie Unglücklichen zufließen, wenn Lied und Lust verstummen oder doch verdrießen und verderben, weil sie eigentlich verstummen müßten, da darf christlicher Weihnachtsgeist und Weihnachtsstimmung nicht verfliegen. Sie sind erst echt und recht da, wenn das Kriegskind von Bethlehem zu Worte kommt. Aus Armut, Schmerz und Einsamkeit flicht es sein Beispiel. Innerer Freudenklang aus der Seelentiefe trotz Not und Tod ist seine Losung; Gottvertrauen in Trostlosigkeit sollen wir von ihm erben. Ein Weihnachten der Heimgesuchten!

Dieses Zurückziehen ins Innere, dieses Aufleuchten des Überirdischen und Ruhen im Übernatürlichen ist doch gewiß ein Gewinn für den Menschenschlag, auf dessen Programm der Meister schrieb: Selig sind die Trauernden.

Aber damit will sich das Menschenherz nicht zufrieden geben. Nach zweieinhalb so harten Jahren, nach all den Opfern, Entbehrungen und Tränen sehnt man sich nach Frieden. Ihn mußte der Friedensfürst bringen, endlich, so denkt und sagt man laut und lauter. Wie kann nur Gott all das Entsetzen ungeheurer Greuel zulassen? Er ist doch gekommen,

Glück der Menschheit zu bringen; die Religion, die er uns gelehrt, sollte einen Brüderbund besiegeln.

Da hebt sich denn eine zweite christliche Wahrheit heraus. Wie der Friede, den uns der Weltheiland verheißen und gebracht hat, ein innerer, kein äußerer ist, ein geistig-übernatürlicher, kein sinnlich-irdischer, so ist er auch als Seelenfriede, seinem Begriffe nach ein individueller, kein politischer und sozialer. Die übernatürlichen Gnadenkräfte im strengen Sinne greifen unmittelbar nur ins persönliche Leben ein, juridische und moralische Persönlichkeiten erfassen sie nur durch Vermittlung des Einzelmenschen. Gewiß sollen nach Gottes Willen die Völker und Staaten christlich sein, d. h. sie sollen sich von christlichen Grundsätzen in ihrer gesetzgeberischen und Wohlfahrtsarbeit, ja auch in ihren Beziehungen nach außen leiten lassen, aber das politische und soziale Leben kann niemals im gleichen Sinne wie das persönliche übernatürlich sein. Übernatürlich sind nur die Handlungen und Gesinnungen der einzelnen, die das Staatswesen bilden, beleben und leiten. Darum kann auch der übernatürliche Friede, den uns Christus geschenkt hat, seinen „persönlichen" Charakter als „Seelenfriede" niemals ändern.

Christus ist nicht gekommen, um den Völkern gleichsam unabhängig von der innern Arbeit des einzelnen einen Weltfrieden zu bringen oder auch nur Weltkriege zu hindern.

Trotz dieser unzweifelhaften Tatsache kann man immer noch mit voller Wahrheit sagen, daß Christus seiner innersten Gesinnung und seinem unendlich gütigen Willen nach die Staaten und Völker verbrüdern, ihnen zum Frieden verhelfen wollte. Das sollten aber die Einzelmenschen vermitteln. Wenn jeder Mensch Christ wäre in vollem Sinn, in sich Christi Gesetz sich ausleben, Kraft und Glut der Sonne des Neuen Bundes voll auf sich wirken ließe, den Geist Christi in sich verkörperte, wenn so alle Menschen Friedensträger wären, würden sie auch zu Friedenskündern und Friedensvermittlern werden. Dann müßte die Welt in Frieden und Wohlfahrt erstrahlen. Die einzelnen sind Schmiede des Glücks und Unglücks der Gesamtheit. Das ist also die Wahrheit: Christus ist nicht gekommen, Völkern und Staaten einen Frieden zu bringen und zu erhalten, der nicht notwendig zuerst hindurchgehen müßte durch die Seele des einzelnen. Weltfriede auf christlicher und übernatürlicher Grundlage ist nur denkbar als Summe des Seelenfriedens aller Erlösten. Wir dürfen also von Christus nicht Dinge und Mittel erwarten und fordern auf Wegen, die im Erlösungsplane nicht einbegriffen und veranschlagt wurden.

Man kann aber auch von der Friedensaufgabe des Weltheilands absehen und von Gottes allgemeiner Weltvorsehung die Abwehr so ungeheurer Übel erwarten. Das ist der Sinn so vieler Klagen und Gebete.

Aber auch von dieser Grundlage aus kommt man notwendig zur Überzeugung, daß die Völker und Staaten im gewöhnlichen Gang der Dinge jene Güter genießen, welche ihnen durch die Arbeit und sittliche Kraft der Bürger und Volksgenossen geschaffen werden. Jene Klage und jene Hoffnung erwarten zu viel von einem außerordentlichen Eingreifen Gottes in die Geschicke der Menschheit.

Gewiß erfaßt die göttliche Vorsehung nicht bloß den Einzelmenschen, sondern auch Völker und Staaten. Wir kennen aber nur eine einzige übernatürliche Leitung eines Volkes, eine Leitung durch unmittelbares Eingreifen des Unendlichen und durch fortgesetzte Wunderwerke, die Leitung des auserwählten Volkes bis zur Ankunft des Messias, und diese Regierung war doch wahrhaftig auch kein Friedensidyll. Im Neuen Bund wird außer dem Einzelmenschen nur die Kirche Christi von Gott durch übernatürliche Maßnahmen geleitet. Und selbst hier beschränkt sich Gottes unmittelbares Eingreifen auf vereinzelte, seltene Fälle. Der Kirche Christi ist ein unfehlbares Wahrheitscharisma auf ihren Lebensweg mitgegeben. Die Gabe selbst ist übernatürlich, in ihren Äußerungen benutzt sie fast immer die natürlichen Kräfte, läßt der natürlichen Entwicklung ihren ruhigen, menschlichen Lauf, schützt vor Irrtümern durch eine Verkettung und einen Zusammenschluß weise gelenkter menschlicher Maßnahmen, Erwägungen und Entschlüsse.

Gott und Christus fügten allerdings die Glieder der Kirche zu einem übernatürlichen Organismus zusammen; es gibt deshalb in der Kirche Organe und Tätigkeiten, die als göttliche Einrichtungen und Wirksamkeiten gelten. Das ist das Wesentliche am göttlichen Recht (ius divinum), soweit es sich in der Verfassung verkörpert. Aber auch hier greift die Übernatur nur als Sakramentenspendung und als Reinerhaltung des Glaubens ein.

Die besten christlichen Philosophen haben stets die Ansicht vertreten, daß Gottes Weltregierung, wie sie sich nun einmal auf unserem Planeten kundgibt, nur ganz ausnahmsweise durch außerordentliche Eingriffe in die Weltgeschichte den Verlauf gräßlicher Ereignisse hemmt oder hindert. Unsere Gebete werden deshalb gewiß nicht gegenstandslos. Wir beten um Mut, Ausdauer, Eintracht, Seelengröße im Unglück, und für die leitenden Kreise um das Maß der Weisheit und Entschiedenheit, die der Welt einen bleibenden Frieden sichern.

Man kann also nicht eindringlich genug die Wahrheit betonen, daß Gottes Vorsehung, soweit sie die natürlichen, gesellschaftlichen Gebilde dieser Erde lenkt, im wesentlichen die menschlichen Ursachen sich voll und ganz auswirken läßt. Die Dinge entwickeln sich zwar nicht mit physischer, wohl aber mit einer gewissen moralischen Notwendigkeit aus den gegebenen Vorbedingungen und aufeinandergetürmten Veranlassungen. Gott kann sie genau so geschehen lassen, wie er verheerende Naturereignisse gestattet.

Somit ist der so häufig gehörte Einwand: Wie kann der weise Gott der Liebe eine solche Unsumme von Unglück zulassen, genau betrachtet, gegenstandslos. Man legt da dem Unendlichen eine menschliche Rolle bei, die er nicht spielen will. Aus einer zahllosen Menge von Möglichkeiten hat Gott von Ewigkeit für unsern Planeten eine einzelne herausgewählt, deren Verkettungen und Verlauf nicht unabhängig von seinem Vorauswissen vorherbestimmt ist. Wie viele andere Möglichkeiten, vielleicht weit ruhigere, sonnigere, beglückendere in andern Welten verwirklicht sind, wissen wir nicht. Wir erleben in der Menschheitsgeschichte eine Möglichkeit aus Millionen, eine auf übernatürlichem Seelengebiet überaus wunderbare und trostvolle, auf natürlichem Gebiet harte, unglücksschwere, tränenreiche. Mit dieser Philosophie des Lebens muß man sich abfinden.

Wir wissen, daß unsere irdische Entwicklung nicht die einzig mögliche ist, sonst müßte man allerdings verzweifeln. Vielleicht ist sie aber auch nicht die einzig wirkliche, vielleicht nur ein kleiner Ausschnitt aus Gottes unermeßlichem Weltplan, dessen Ganzfigur wir nicht einmal ahnen können. Jedenfalls ist es menschlich kleinlich, dieses Systemteilchen zu bekritteln und zu beweinen, weil es sich in seinen Formen und Farben menschlichen Ansprüchen und Erwartungen nicht fügt.

Den Bruchteil einer Bewegung, die in das Getriebe einer unermeßlichen Bewegungsgröße eingereiht ist, kann man nicht in ihrer Loslösung vom Ganzen beurteilen, wenn man das Gesamträderwerk nicht kennt.

Der Kombinationen aus geschöpflichen Verstandesschlüssen und Willensentschlüssen, sozialen Entwicklungen und Verwicklungen, Naturkräften und Naturereignissen gibt es unzählige. Gottes Weisheit braucht sich vor unentwirrbaren Verwicklungen nicht zu fürchten; sie hat nicht nötig, sie zu verhindern, um sie zu entwirren. Sie entwirrt sie nicht nach menschlicher Weise, indem sie den Knoten durchschneidet, sondern nach göttlicher durch Aussöhnung aller bis zum Höhepunkt aufklimmenden Gegensätze. Wenn die Menschheit umlernen soll und nicht umlernen will durch Einsicht und

Einfühlung in die klare Lehre ihres Heilands, so muß sie durch bittere Erfahrungen lernen; sie muß sehen, wohin sie Überkultur und Übermacht und rein wirtschaftliche Gesichtspunkte und „Macht vor Recht" führt, um endlich umzukehren.

Nichts würde in unserer Weltordnung herauskommen, wenn Gott die Lehre des Schmerzes durch vorzeitiges Erbarmen unterbinden würde.

Weltverirrungen können nach den Lehren unserer Erdengeschichte nur durch Weltkatastrophen geheilt werden.

Gewiß könnte Gott regelmäßig eingreifen, aufhalten, verhindern; dann hätten wir eben eine andere Weltordnung, eine andere Vorsehung, ein völlig anderes Weltbild; wohl ein angenehmeres, schöneres, glücklicheres, aber ein wesentlich verschiedenes mit ganz andern Gesetzen, andern Anschauungen, andern Erfahrungen, einem wesentlich verschiedenen Verlauf. Das zu wünschen sind unvernünftige Utopien. Für uns mit andern Weltmöglichkeiten, die vielleicht auf andern Planeten verwirklicht sind, zu rechnen, ist reine Phantasie.

Krieg und Friede sind Schöpfungen der Menschen. Gott greift nicht ein wie im schlechten Trauerspiel oder im Märchenzauber. Gott steht immer auf seiten des Rechtes, garantiert aber in keinem Einzelfall den Sieg des Rechtes. Gott garantiert nur den übernatürlichen oder doch geistigen Gewinn, wenn man harte Schicksale, ob sie nun in Glück oder Unglück auslaufen, stark und ergeben trägt. Immer wahr bleibt, daß sein Friede der ist, den die Welt nicht geben kann.

Es macht hie und da den Eindruck, als ob die gequälte Menschheit im Lärm, Gewirr und Qualm des Weltbrandes die einfachsten Lehren des Christentums vergäße. Die bittere und vergrämende Klage, „Gott sollte es nicht zulassen, er könnte all das Unglück verhindern", drängt zuviel die unzähligen Kraft- und Trostgründe des Glaubens zurück. Christus mit seiner Entsagungslehre und seinem Leidensleben als Vorbild und Führer, der hochgemute Wille, ihm das Kreuz nachzutragen, die Großmut und Dankbarkeit in seinem Dienst, das Heldentum der Heiligen tritt zu stark in den Hintergrund. Man hat darüber viel und prachtvoll geredet und geschrieben während des Krieges. Auch in diesen Blättern fand die Philosophie des Leidens beredte Deuter und Anwälte. Wir wollen nicht darauf zurückkommen.

Nur an einige christliche Wahrheiten sittlicher Ordnung möchten wir erinnern. Denjenigen, die Gott lieben, gereicht alles zum Guten. Das ist das Grundgesetz der Liebe Gottes zum Menschen.

Wenn der innere Mensch durch Unglück gehoben, geläutert, vergeistigt wird, wenn er an Seelenkraft und Seelengröße gewinnt, in innigere Abhängigkeit zum Unendlichen tritt, seiner übernatürlichen Bestimmung näher kommt, so hat ihm Gott das Beste gegeben, was er ihm geben konnte. Ein Unglück, das auf diese Höhe führt, ist kein Übel. Aber wie der einzelne dieses Ziel nur erreicht, wenn er ergeben das Unglück in die Liebe zu Gott taucht, so können auch Völker und Staaten nur dann aus dem Unglück bleibende Güter schöpfen, wenn sie als Volk und Staat Gottes Gesetz befolgen, Gottes Herrschaft und Offenbarung voll anerkennen.

Denn wenn auch der Friedensfürst zunächst nur den Seelenfrieden brachte, wenn auch die übernatürliche Vorsehung in erster Linie nur den Einzelmenschen und die Kirche Christi ergreift, so können doch auch die Gemeinwesen mittelbar wenigstens die Früchte und Segnungen des göttlichen Burgfriedens genießen, wenn sie sich Gottes Satzungen fügen.

In ihrem Leid und Unglück und Klagen gegen Gott und seine Vorsehung vergessen die Menschen auch wichtige Wahrheiten der natürlichen Ordnung, die nicht wenig zur Klärung beitragen.

Wie alles Leid und Unglück, ist auch unser Kriegsleid kein absolutes Übel, sondern nur ein relatives.

Diese Wahrheit ist von weitertragender Bedeutung, als es auf den ersten Blick erscheinen dürfte. In ganz wenigen Punkten stimmen die philosophischen Anschauungen aller Zeiten und Richtungen miteinander überein. Auf diesem Gebiet herrscht eine seltene Eintracht. Die indischen und chinesischen Philosophien, Platonische und Aristotelische Weisheit, das Lehrgebäude der Stoa und des Neuplatonismus, die klassischen Lehren arabischer Denker, die Sammelweisheit der Renaissance, die pantheistischen Quellen seit Spinoza, alle Färbungen des Optimismus und Pessimismus stimmen in merkwürdigem Frieden darin überein, daß alles physische Leid nur ein relatives Übel ist. Alle finden einen Standpunkt, von dessen Höhe aus die ruhig überlegende Vernunft eine Auflösung des Mißklangs und einen gebahnten Weg zum Glück findet. Auch darin stimmen alle überein, daß unsere überaus unvollkommene Teilerkenntnis schuld ist an der irrigen und drückenden Auffassung, als ob wir solchem Unglück als absolutem Übel erliegen müßten. Ganz verschieden sind allerdings die Mittel, mit denen man die Harmonie der Gegensätze herstellen und das Bewußtsein des Glücks im Unglück erwecken will.

Die Verteidiger einer bewußten oder unbewußten, mit Notwendigkeit wirkenden Naturkraft können sich durch Rückzug auf diese unabänderlichen, im Wesen der Welt liegenden Gesetze eine zwar geheimnisvolle und im letzten Grund unbegreifliche, aber immerhin bequemere Antwort auf die Frage nach der Unsumme des Leids in dieser Welt geben. Da haben wir, die an einen persönlichen, unendlich weisen und liebevollen und freien Gott glauben, einen schwereren Standpunkt.

Sobald man aber die sittliche und praktische Seite des Problems ergreift, die Möglichkeit des Trostes und des wahren Glückes ins Auge faßt, versagen alle monistischen Denkrichtungen, und wir haben den freiesten Ausblick. Die folgerichtigen Verteidiger der Formel Gott-Natur halten alle Möglichkeiten, die im Schoß einer unendlichen Natur liegen, für notwendig verwirklicht oder doch auf dem unaufhaltsamen Entwicklungsweg zur Verwirklichung. Alle Kombinationen müssen vorhanden sein, und man kann ihnen nicht entfliehen, nicht ausweichen. Aber als Trost und Glück bleibt da zuletzt doch nur die blinde Unterwerfung unter eine harte, unentrinnbare Notwendigkeit, die da lebt und waltet als Schicksal und Bestimmung.

Wir müssen uns zurückziehen auf die allweisen und von Licht und Erbarmung gelenkten Pläne des Unendlichen. Sein freier Wille ist unser Gesetz.

Dieses Gesetz lehrt uns aber auch, daß alle Schicksalsschläge und die damit verbundene Trauer in Freude, persönliche Vollkommenheit und Glück umgesetzt werden kann.

Man findet einen innern Zusammenhang zwischen aller Trauer und der eigenen sittlichen Größe. Diesen Zusammenhang schafft das unendliche Wesen, welches alle Ereignisse, ohne Ausnahme, so regelt und in weisester Fürsorge lenkt, daß sie alle, wenn der Mensch nur will, diesem persönlichen Vollkommenheitsziel dienstbar gemacht werden können. „Hier sind nicht ewige Gesetze, die man durchschauen müßte, um sich einigermaßen — schwach genug — an ihnen zu trösten, das Maßgebende, sondern der unendlich liebevolle Wille und die namenlose Güte eines unendlichen persönlichen Wesens vermitteln den Trost und das Glück. Gewiß durchschaut man auch hier nicht die Abgründe dieses Willens; man erkennt aber, daß es Abgründe der Güte und Liebe sind." [1]

[1] Vgl. diese Zeitschrift 85 (1913) 427.

Stanislaus von Dunin-Borkowski S. J.

Der Feldseelsorge Schwierigkeiten und Erfolge.

Not und Leid beherrscht die Welt, quält die Herzen. Aber groß wie die Not ist auch die Liebe, die Liebe mit tausend Namen, die dienende, tröstende, heilende, betende Liebe. Liebe zu spenden, dafür haben uns Feldgeistliche Kirche und Staat zu den Truppen gesandt. Haben wir unsere Aufgabe erfüllt? Und vor allem: hat unsere Arbeit den Erfolg gehabt, der gerechten Ansprüchen genügen kann? So manche sorgende Frage kommt aus Laienkreisen in der Heimat, meist ein Echo der Mitteilungen unserer Soldaten; so manches Bedenken hören wir von Priestern, die bangen für das ewige Heil ihrer Pfarrkinder, für die wir jetzt Sorge und Verantwortung tragen. Wer verstände und würdigte solche Äußerungen nicht?

Der hochwürdigste Herr Feldpropst der preußischen Armee[1] läßt keine Beschwerde, die irgendwie begründet und mit genaueren Angaben über den Truppenteil (Division usw.) versehen ist, einlaufen, ohne unverzüglich eine Untersuchung einzuleiten, um alle sich etwa herausstellenden Mißstände zu beseitigen. Beachtenswerte Tatsache ist es nun, daß von sämtlichen etwa hundert derartig untersuchten Fällen auf Grund der amtlichen Berichte einwandfrei festgestellt wurde, daß eine Schuld der Feldseelsorge als solcher nicht vorlag.

Es sei gestattet, im folgenden einiges Material zu bieten, um einen Einblick in die Feldseelsorge zu ermöglichen. Der Verfasser stützt sich dabei nicht nur auf die eigene Erfahrung, die er in mehr als zweijähriger Tätigkeit als Feldgeistlicher im Westen und Osten gesammelt, sondern auch auf die nach Tausenden zählenden Berichte sämtlicher preußischen etatsmäßigen und überetatsmäßigen Feldgeistlichen und auf andere authentische Akten, die in der Feldpropstei zu Berlin aufgehäuft sind. Dem Herrn Feldpropst sowie dem Personal auf der Feldpropstei sei auch an dieser Stelle herzlicher

---

[1] Vorliegende Abhandlung berücksichtigt in erster Linie die Militärseelsorge im Jurisdiktionsgebiet des preußischen Feldpropstes. Die Feldseelsorge bei den bayrischen Truppen hat Domkapitular Dr. Buchberger zum Gegenstand eines soeben erschienenen sehr anregenden und gut illustrierten Buches gemacht „Die bayrische Feldseelsorge im Weltkriege“. Siehe unten S. 471.

Dank für die Erlaubnis zur Benutzung und für bereitwillige Hilfe ausgesprochen. Zunächst ein Wort über die Schwierigkeiten der Seelsorgsarbeiten im Felde und sodann eine Skizze über einige ihrer Ergebnisse.

I.

Es hat nie in der Kirchengeschichte eine Diözese gegeben, die so umfangreich war wie die der deutschen Feldpröpste im Weltkrieg. Überall, wo deutsche Soldaten stehen, sind die Pfarreien dieser Diözese. Von der Nordsee bis zur Schweizer Grenze, von Riga bis zum Schwarzen Meer, in Rumänien und Serbien und Belgien, an der Grenze Italiens und Griechenlands, in der Türkei bis tief in den Orient hinein beten deutsche Soldaten, sehnen sich nach einem Priester, der ihnen Gnade und Trost vermittelt. Und gleich hinter ihnen liegen die Lazarette, wo deutsche Soldaten leiden und sterben und für die schweren und schwersten Stunden nach einem Priester verlangen, der Verzeihung bringt und Kraft und heilige Wegzehrung. Es fehlen uns alle Unterlagen, die Zahl der Katholiken im Heere anzugeben. Sind es mehr oder weniger als zwei Millionen? Wir wissen es nicht; denn die Zahl der im Felde stehenden Truppen ist unbekannt. Jedenfalls ist es eine sehr hohe Zahl, entsprechend dem Riesenaufgebot unserer Heeresmacht. Und diese Diözese ist nicht langsam geworden in jahrzehntelangem allmählichem Heranwachsen, so daß alle Maßregeln zur geistlichen Versorgung reiflich erwogen, erprobt, verändert und dann endgültig beschlossen werden konnten. Sie war plötzlich da und wuchs in wenigen Wochen um Hunderttausende, dehnte sich aus über immer neue Länder und zeitigte Verhältnisse, Schwierigkeiten und Aufgaben, die keiner vorausgesehen hatte.

Hier sollten die Feldgeistlichen einsetzen. Welches war ihre Aufgabe?

Man hat jüngst gesagt, Ziel ihrer Tätigkeit sei, unsere Soldaten auf den Tod vorzubereiten. Gewiß, auch dies soll geleistet werden, wie alle Seelsorge schließlich den Menschen vorbereiten will auf die entscheidende Todesstunde, aber umfassender dürfen wir wohl sagen: Die Aufgabe der Feldgeistlichen ist dreifach: sie sollen vor allem dem Soldaten mit allen Mitteln, welche die Kirche bietet, mit Wort und Sakrament, helfen, daß er mutig und willig das schwere Kreuz trage, seine Pflicht erfülle treu seinem Gott, seiner Familie und sich selbst, nicht nach Söldnerart des Lohnes wegen, nicht nach Sklavenart der Strafe wegen, sondern nach Christi unsterblichem Beispiel, weil es Gottes Wille ist, der im Befehl des Vorgesetzten

uns entgegentritt. Sodann sollen sie in ruhigen Tagen ihnen Freude machen, soviel es nur möglich ist: durch Lektüre, Vorträge, Heime usw., in schweren Leidensstunden aber allen Trost bieten. Und wenn es zum Tode geht, dann sollen sie ihr Bestes geben, um die letzten Stunden zu den heiligsten zu gestalten. Endlich, wenn sie dem sterbenden Kameraden die Augen zugedrückt, bleibt ihnen die Aufgabe, die Angehörigen daheim zu trösten. Wie beruhigend ist es für diese, wenn sie hören: „Er starb in Gottes Frieden und dachte in Treue an Weib und Kind, an Mutter und Vater."

Das also sind die drei heilig großen Aufgaben des Feldgeistlichen.

Alle Mitglieder des Divisionsstabes, jeder Chefarzt eines Lazarettes, jeder Führer einer Sanitätskompagnie, jeder Kolonnenkommandeur hat seine Instruktion, was er im Felde zu tun hat; für den Feldgeistlichen besteht keine Felddienstordnung. Es liegen nur Bestimmungen vor über seine Ausrüstung mit Pferden, Wagen und über seine Uniform. So gut die Militärseelsorge für den Frieden organisiert war, für den Krieg konnte so gut wie keine Vorkehrung getroffen werden. Man soll sich halten an die Militär-Kirchen-Dienstordnung des Friedens und sie anpassen an die wesentlich anders gearteten Verhältnisse des Krieges. Vorbilder, nach denen man sich bilden konnte, gab es nicht. Wohl haben auch frühere Kriege ihre Feldpastoration gehabt, aber wie die Kampfmethoden andere geworden sind als 1870/71, so kann man auch nicht mehr pastorieren wie 1870/71. Zwar kann man jetzt von andern lernen, aber die Verhältnisse der einzelnen Divisionen sind schon wegen ihrer Zusammensetzung oft so verschieden geartet, daß doch schließlich jeder auf eigenes Organisationstalent angewiesen ist. Es waren also gewaltige, fast übermenschliche Aufgaben, vor die der plötzliche Ausbruch des Krieges unsere Feldpröpste stellte. Nur ein ununterbrochenes wohlwollendes Zusammenarbeiten zwischen Kriegsministerium und Feldpropstei konnte die Mängel in der Organisation der katholischen Feldseelsorge allmählich mindern. Eine absolute Vollkommenheit läßt sich freilich nicht erreichen, und jede Organisation ist immer und zu jeder Zeit noch weiter verbesserungsfähig. Jedenfalls aber verdient das Geleistete wärmste Anerkennung, und der Heilige Vater hat denn auch durch ein Schreiben des Kardinal-Staatssekretärs an den preußischen Feldpropst vom 17. November 1915 seiner lebhaften Freude und Genugtuung über die Feldseelsorge im preußischen Heere Ausdruck gegeben.

Auch kirchlicherseits fehlen fast alle besondern Instruktionen für den Kriegsfall. Es ist nicht abzustreiten, daß die Kirche fast bei ihrer ge-

samten Gesetzgebung im disziplinaren und liturgischen Gebiete nur die Friedensverhältnisse berücksichtigt. Wieweit darf man davon sich entbunden erachten? Anfragen zu richten an die zuständige Stelle war lange nicht möglich: Zusendungen, Entscheidungen usw. des Feldpropstes erreichten uns zu Beginn des Krieges bisweilen mit einem halben Jahr Verzögerung. Die Frage über Erlaubtheit der Generalabsolution, Erlaubtheit der heiligen Kommunion, ohne nüchtern zu sein, Zahl und Zeit der im Notfall erlaubten Messen, Aufbewahrung und Behandlung des Allerheiligsten haben manchem schwere Gewissenskonflikte bereitet, zumal bedeutende Moralisten sich widersprachen. Und je nach den Verhältnissen hatte man oft wochenlang keinen Priester in der Nähe, mit dem man sich besprechen konnte.

Nun dazu die praktischen Schwierigkeiten bei Ausübung der Seelsorge. Zu unterscheiden sind, als Voraussetzungen, welche die Seelsorge wesentlich bestimmen, Bewegungskrieg und Stellungskrieg. Es ist das einstimmige Urteil aller Berichte, daß im Bewegungskrieg, in den Zeiten des Vormarsches eine geregelte Seelsorge unmöglich ist. Es traf dies ein zunächst in den ersten Monaten des Krieges, August und September 1914; erst im Oktober begannen sich an der Westfront stabile Verhältnisse zu entwickeln. Ähnlich war es bei der Eroberung Serbiens und Rumäniens. Die für die Seelsorge ungünstigste Periode im Osten begann im Mai 1915 mit dem Siege bei Gorlice und dem sich daran anschließenden monatelangen Vormarsch. Aus dieser Zeit stammen darum auch wohl die meisten Klagen über mangelnde Seelsorge. Jedoch Mangel an geregelter Seelsorge bedeutet nicht Arbeitslosigkeit für den Feldgeistlichen. In solchen Zeiten ist seine Stelle bei den Hauptverbandplätzen und im Lazarett, wo sich besonders viel traurige Arbeit findet. Die Sterbenden und Schwerverwundeten haben das erste Anrecht auf den Priester. Wo man irgendeinen Truppenteil erreicht, wird man selbstverständlich versuchen, ihm wenigstens eine Ansprache zu halten und wenn möglich die heiligen Sakramente zu erteilen. Das ist aber keine planmäßige, sondern vom Zufall abhängige Arbeit. Mitunter erreicht man auf diese Weise eine Truppe mehrmals in der Woche, eine andere in Monaten gar nicht, so daß es wohl vorkommen kann, daß Soldaten den Priester monatelang nicht sehen, wie es öfters in den Klagen heißt, oder aber, daß sie den protestantischen, nicht aber den katholischen treffen. Der protestantische Pfarrer war eben zufällig dort, als der katholische anderswo eine andere Truppe traf. Eine Division auf dem Marsch ist keine geschlossene Masse, die Verbände sind oft weit auseinandergerissen,

sogar ein Regiment ist oft weit zerstreut. Auch wenn man die Verwundeten einmal verlassen könnte, weiß man nicht, wo nun dieses oder jenes Bataillon steht, und wenn man es morgens weiß, ist es abends vielleicht schon anderswo. Selbst der Generalstabsoffizier der Division kann hierüber nichts Sicheres sagen. Der Bewegungskrieg hängt eben in seinen Einzelheiten nicht von mathematischen Vorberechnungen ab, sondern von den jeweils von Stunde zu Stunde sich ändernden Verhältnissen. Die Division hat mitunter befohlen, die Regimenter sollten selbst sofort melden, wenn sich eine Gelegenheit zum Gottesdienst böte. Kommt man hin, ist das Regiment vielleicht schon wieder fort oder gerade alarmiert, oder alles mußte notwendig zum Schanzen eingesetzt werden. Daß die Truppe oft so todmüde ist, daß sie ihre freien Stunden zum Schlaf dringend bedarf, sei nur angedeutet.

Bietet sich aber einmal die Gelegenheit, so fehlt wegen der Entfernung und der zumal in Rußland grundlosen Wege oft die physische Möglichkeit, hinzugelangen. Man hat wohl geglaubt, der Geistliche könne ja immer von einem Teil der Division zum andern hinreiten und so stets auf dem Wege sein. Aber ganz losgelöst von einem bestimmten Truppenteil umherzureiten, ist militärisch nicht angängig und wegen der Unkenntnis und häufigen Unkenntlichkeit der Wege sowie des Mangels an Verpflegung für ihn und sein Pferd mitunter ausgeschlossen. Einen berittenen Burschen, der ihm die Sorge in etwa abnehmen könnte, hat er nicht; seine beiden andern Pferde müssen den Wagen bei der Bagage fahren. Wenn er sich aber an einen bestimmten Truppenteil anschließen muß, so kann dies, wie gesagt, nur der Hauptverbandplatz oder ein Feldlazarett sein, oder aber, sollte dort schon ein Priester sich befinden, der Divisionsstab. Und auch dann werden die Schwierigkeiten oft so groß, daß manche eifrigen Feldgeistlichen berichten, sie selbst hätten wochenlang sogar an Sonntagen nicht einmal zelebrieren können. Wir leiden in solchen Monaten selbst am meisten unter dem Bewußtsein, daß wir den Soldaten nicht so helfen können, wie wir wünschen, aber Unmögliches können wir nicht leisten.

Wesentlich geringer sind die Schwierigkeiten im Stellungskrieg. Es gibt viele Stellungen, in denen sich die Seelsorge von der Friedensseelsorge kaum unterscheidet. Da kann der Soldat natürlich mit Recht erwarten, daß in der ausgiebigsten Weise für ihn gesorgt wird. Diese günstigen Voraussetzungen liegen aber durchaus nicht überall vor. Auf die Hauptschwierigkeiten sei hier hingewiesen.

Zunächst nennen wir die große Ausdehnung der Front, die oft eine Division zu halten hat. Unter dem 1. März 1915 heißt es in einem Bericht: „Unsere Truppen haben so ausgedehnte Abschnitte zu sichern, daß ganze Regimenter mitunter im Graben liegen, mit Ausnahme von zwei Kompagnien, um eine kurze Ablösung jeden zweiten bis vierten Tag zu erledigen. Dieser Ruhetag ist kaum ein Ruhetag zu nennen wegen der Arbeit für Gesundheitspflege und Instandsetzen der Sachen und der notwendigen Appelle. Der Besuch in den Unterständen und Schützengräben ist nicht erwünscht, weil das ganze Gelände in feindlicher Sicht liegt und jede Bewegung bemerkt wird." Es kommt vor, daß die Truppen fünfzig Tage ununterbrochen im Graben liegen, und wenn sie dann für den einen oder andern Tag zurückkehren, ist auch nicht immer zu helfen. Ein Pfarrer berichtet: „Ich wollte die Osterbeichten abhalten. Der Regimentskommandeur erklärte: ‚Unsere militärische Lage ist folgende: Tag und Nacht liegen die Russen auf der Lauer. Die wenigen Soldaten, die ich aus dem Schützengraben ab und zu herausnehmen kann, kommen ins Quartier und fallen vor Müdigkeit um. Kaum haben sie etwas geschlafen, müssen sie gleich zur Arbeit, um die rückwärtigen Verbindungen aufzubauen. Und dann, wenn Sie die Mannschaften haben, so findet sich kein Platz, der sicher ist vor feindlichen Feuerüberfällen.'"

Noch größere Schwierigkeit als die Ausdehnung in der Breite macht die tiefe Staffelung der zu einer Division gehörigen Formationen in die Tiefe. Es ging hier und da bis zu 100 km, ein Riesenquadrat, in dem auf einsamen Gehöften, an Bahnstationen, in Wäldern, an Abhängen von Hügeln die Soldaten zerstreut lagen. Eine einzige Maschinengewehrkompagnie lag in vier verschiedenen Orten, so daß allein für sie vier Gottesdienste nötig wurden. Gewiß wird fast immer eine geschlossene Masse vorne liegen, die am leichtesten zu versehen ist; aber um so schwerer sind die Kolonnen, die Wirtschafts- und Arbeitskommandos, die in ganz kleinen Gruppen zerstreut liegen, zu befriedigen. Bei den Wegebaukompagnien und Armierungssoldaten kommt hinzu, daß sie oft Tag für Tag arbeiten müssen, solange es hell ist. Ein Pfarrer berichtet, wie er zu einem Gottesdienst allein 15 km Autofahrt und 23 km Wagenfahrt machen mußte. Am 1. Februar 1916 gibt ein Pfarrer den Durchschnitt seiner Tagereisen auf 40—50 km an. Ein anderer meldet zum 1. März 1915: „Ich wurde zu einem Begräbnis gerufen, 22 km weit, die Wege waren fast unpassierbar, so daß die Fahrt hin und zurück eineinhalb Tage dauerte."

Der Zustand der Wege macht die Ausdehnung noch hinderlicher für die Seelsorge. In Rußland gibt es in weiten Gebieten überhaupt keine Wege, und wenn es solche gibt, sind sie oft entweder meterhoch verschneit oder bei Tauwetter in unergründlichen Schmutz verwandelt. Ganze Strecken werden zum Sumpf, und man muß sich mühsam hindurchfinden. Dabei wird es lange Zeit schon um 3 Uhr dunkel. Von dem Feldgeistlichen einer Division wird berichtet: „Ich hatte Gottesdienst gehalten. Auf dem Rückwege treffe ich einen Wagen der Pioniere, der mit nur 25 Brettern beladen war. Die sechs vorgespannten Pferde konnten nicht weiter. Erst als neun Pferde vorgespannt wurden, kam der Wagen mühsam voran. Andere hatten die Lebensmittel auf ein Pferd gebunden, und jedes Pferd mußte von zwei Mann durch den Schlamm gezogen werden. Ein andermal wollte ich Beichte abhalten, kam aber nicht durch, weil alles ein großer Sumpf war."

Ein anderer berichtet, wie er drei Pferde abwechselnd benutzen mußte, um einen Weg von 70 km zurücklegen zu können. Und dies ist nicht nur den einen oder andern Tag so, sondern in manchen Gegenden Monat um Monat.

Nun die Frage: Wo soll der Gottesdienst gehalten werden? Man hat glücklicherweise oft eine Kirche, eine Scheune, eine Schule oder dergleichen zur Verfügung. Die tiefe Frömmigkeit unserer Soldaten hat oft Kapellen gebaut, ihr Kunstsinn hat sie in der schönsten Weise ausgeschmückt, man hat Kirchenhallen errichtet, die bis zu 700 Mann fassen; aber leider ist dies nicht überall so. Ganze Gebiete gibt es, in denen kein einziger großer gedeckter Raum sich findet, der zum Abhalten von Gottesdiensten auch bei den bescheidensten Ansprüchen hinreichte. Entweder haben die Russen alles niedergebrannt, oder es haben sich in der Gegend nie solche Gebäude gefunden. Eigene Räume zu schaffen hat das Material oder die Zeit gefehlt. Man ist auf das Freie angewiesen. Ein Feldgottesdienst im Freien bei schönem Frühjahrs- oder Sommerwetter ist sicher eine Feier, die Herz und Seele himmelwärts lenken kann; aber nicht immer scheint die Sonne. Lange Regenperioden kommen. Bei Schneegestöber und einer Kälte von 20 und mehr Grad kann man wenig machen. Der Altar läßt sich zwar durch eine darüber gespannte Zeltbahn notdürftig schützen, aber die Soldaten können unter solchen Umständen schwerlich andächtig sein. Mehr als eine Messe mußte abgebrochen werden, weil Wein und Wasser sofort erstarrten. Es kann einfach unmöglich werden, die heilige Kommunion auszuteilen,

sollen nicht die Finger völlig erfrieren. An der Düna war Dezember 1915 eine Frostperiode bis zu — 31 Grad C. Dann traten Schneestürme ein. Ein gedeckter Raum für den Gottesdienst, und wäre es auch nur ein Stall gewesen, war im Gebiet der Division nicht zur Verfügung. Gewiß machen diese äußeren Umstände den Gottesdienst nicht unmöglich. Man hilft sich, so gut man kann. Ein Beispiel: „Bei einer Division war die Temperatur längere Zeit 20—25 Grad unter Null. Dabei fanden die Gottesdienste im Freien statt. Für Februar und März 1916 werden trotzdem 40 Gottesdienste gemeldet. Dann kam das Tauwetter, so daß zehn Tage ein Gottesdienst durchaus unmöglich wurde. Trotzdem wurden 1801 Beichten gehört. Die Praxis des Pfarrers war: er hielt sich einen Tag hindurch bei einem Bataillon auf, las um 8 Uhr die Messe, hörte dann in einem Unterstande Beichte und teilte die Kommunion aus, wenn zehn Mann gebeichtet hatten. Abends halb 8 Uhr war Schlußandacht mit Predigt und sakramentalem Segen. Am folgenden Tage suchte er ein anderes Bataillon zu erreichen."

Erschwerend tritt hinzu die Unsicherheit der Gegend, die mitunter eine große Truppenansammlung als zu gefährlich erscheinen läßt. Wiederholt haben höhere Kommandostellen Gottesdienste in vorderer Linie verboten. So z. B. als in einer Division am Silvesterabend 15 feindliche Treffer unter den vom protestantischen Gottesdienst heimkehrenden Truppen großes Unheil anrichteten. Bei einem katholischen Gottesdienst tötete eine Granate, die hinter dem Altar einschlug, 28 Mann und verwundete 27 (14. Juli 1915). Aber auch weiter zurück kann es sein, daß kein Ort zu finden ist, der für die Truppen erreichbar wäre, ohne selbst oder in seinen Anmarschwegen unter feindlicher Sicht zu liegen. Daß unter solchen Umständen große Gottesdienste nicht gewünscht werden, kann niemand ungerechtfertigt finden.

Besonders fühlbar wird dies bei der Versorgung der Artillerie. Die in der Feuerstellung liegenden Mannschaften bleiben mitunter ohne Ablösung bei ihren Geschützen, z. B. bei der Offensive vor Verdun kamen Kanoniere monatelang nicht zurück. Gottesdienste in den Feuerstellungen wären nur zu oft tollkühne Wagstücke und sind darum verboten. Wohl besuchen die Feldgeistlichen die Artilleristen; aber auch dies kann nicht zu häufig sein, weil die schwere Artillerie eigentlich nicht zur Division gehört und man es dem Divisionspfarrer nicht verübeln kann, wenn er zunächst für seine Truppen sorgt. Ob sich in derartigen Fällen eigene Geistliche für die Zeit großer Kämpfe, wie bei Verdun und an der Somme zur Ver-

fügung stellen lassen, die auch den Vorteil haben, die Gegend zu kennen und nicht wie die mit den ablösenden Divisionen kommenden Pfarrer längere Zeit brauchen, um sich im Gelände zurechtzufinden, darüber werden erst die Erfahrungen dieses Krieges eine Entscheidung möglich machen.

Nach diesen Darlegungen kann man sich einigermaßen ein Urteil bilden über die Klagen, die gegen die Feldseelsorge einlaufen. Um ihre Berechtigung zu prüfen, wird man zusehen müssen, ob ein Mehr von Seelsorge vernünftigerweise überhaupt möglich war. Manchem wird es dann gehen wie einem hochgestellten Herrn, der Klage einlegte. Als die Sache amtlich untersucht war, gab er nach Durchsicht der Akten folgendes Urteil ab: „Ich habe aus diesem Berichte ersehen, mit welch unendlichen Schwierigkeiten die Herren zu kämpfen haben, wenn sie den Soldaten Gelegenheit zur Teilnahme am Gottesdienst verschaffen wollen, Schwierigkeiten, die durch die Kriegsverhältnisse, Witterung, Widerstand der Truppenführer usw. bedingt und kaum überwunden oder beseitigt werden können. Auch eine mechanische Vermehrung der Feldseelsorge würde, wenn sie überhaupt noch möglich wäre, daran nichts ändern. . . . Der rastlosen Tätigkeit, der unermüdlichen Opferfreudigkeit und der treuen, restlosen Pflichterfüllung unserer Herren Feldseelsorger werde ich bei jeder vorkommenden Gelegenheit dankbarlichst gedenken." Ein anderer schrieb nach der amtlichen Untersuchung einer von ihm vorgebrachten Klage: „Der Divisionspfarrer hat nach meinem Dafürhalten mit Aufbietung all seiner Kräfte die Feldseelsorge unter außerordentlichen Schwierigkeiten ausgeübt. Er hat mehr als seine Schuldigkeit getan."

Neben diesen objektiven Schwierigkeiten treten andere mehr subjektiver Art auf, und zwar sowohl im Bewegungs- wie ganz besonders im Stellungskrieg. Zwar findet in allen Berichten das Entgegenkommen der höheren Vorgesetzten freudigste Anerkennung. Mit tiefem Danke schauen viele Feldgeistliche zu ihrem Divisionskommandeur auf, der, vielleicht selbst anderer Konfession, in dem weitestgehenden Maße und dazu in freundlichster Weise ihr Wirken ermöglicht und unterstützt. Aber leider macht man oft die Erfahrung, daß das, was hohe Stellen in der besten Absicht befehlen und empfehlen, von niederen Stellen wegen völliger Verständnislosigkeit oder aus Bequemlichkeit, vielleicht hier und da auch aus Abneigung gegen die Religion illusorisch gemacht wird. Der Pfarrer wird in solchen Fällen zunächst suchen, die Schwierigkeiten auf gütlichem Wege wegzuräumen, dann aber, wenn dies nichts fruchtet, den Beschwerdeweg betreten müssen;

dann kann er seines Erfolges sicher sein. Unterdessen haben allerdings viele Soldaten auf den ihnen zugedachten Gottesdienst verzichten müssen. Es soll aber auch nicht geleugnet werden, daß mitunter die Schwierigkeiten wirklich in der Sache liegen. So können z. B. Soldaten, die Einzelkommandos haben, Telephonisten, Postbeamte, Fahrer, Köche usw., oft mit dem besten Willen nicht freigemacht werden.

Etwas anderes tritt hinzu, was allerdings dem Pfarrer, der seine Soldaten liebt, zu sagen schwer wird. Wenn man die Tausende vorliegender Berichte liest, so sind die Klagen über mangelnden oder abnehmenden religiösen Eifer eine Ausnahme, das Lob über ihren guten Geist die Regel. Namentlich den Westfalen, Bayern, Rheinländern und Elsässern wird hohes Lob gespendet. Aber überall finden sich solche, die bei der größten Bequemlichkeit, die man ihnen betreffs Gottesdienstes und Sakramentenempfanges bietet, noch zu bequem sind, hinzugehen oder sich einmal zu erkundigen. Wie aus den amtlichen Untersuchungen hervorgeht, entschuldigen sich gerade diese bei Anfragen seitens der Eltern oder der Heimatseelsorger mit den Worten: „Wir haben keine Gelegenheit gehabt." Andere erheben in bester Absicht Anforderungen, denen nun einmal im Kriege nicht Genüge geschehen kann, und stellen die Nichterfüllung als Pflichtvernachlässigung der Geistlichen hin. Wir wollen hier mehrere Ergebnisse der amtlichen Untersuchungen wiedergeben, weil unseres Erachtens die Klagen öfter, als man wohl denkt, gerade aus dieser Quelle stammen. Im Dezember 1915 lief eine Klage ein über die Versorgung eines Infanterieregiments. Es stellte sich heraus, daß die Truppen in kurzen Zwischenräumen nach einem Orte hinter der Front in Ruhe kamen. Dort war jeden Tag um 9 Uhr Gottesdienst mit Predigt und von 8—9 Uhr Beichtgelegenheit, Sonntags 11 Uhr heilige Messe. Die Bekanntmachung erfolgte durch große Anschläge an öffentlichen Gebäuden sowie jede Woche durch eigene Befehle des Regiments wie der Ortskommandantur. Schließlich ergab sich, daß die Betreffenden, die sich beklagt hatten, religiös indifferent waren. — Am 26. Januar 1916 lief eine Klage ein, es sei kein katholischer Geistlicher bei einer bestimmten Division. In der Tat waren zwei da, die mit Eifer und Erfolg arbeiteten. — „Seit Monaten ist kein Geistlicher gesehen worden", berichtete eine Batterie. Die Antwort lautete: „Die Artilleristen hatten in den letzten vier Monaten alle drei bis vier Wochen Gelegenheit zum Gottesdienst." Die betreffende Batterie lag 10 Minuten vom Gottesdienstplatz entfernt. — Zu der am 10. März 1916 einlaufenden Klage, in einem Infanterie-

regiment sei seit 2½ Monaten kein Geistlicher gesehen worden, konnte amtlich festgestellt werden, daß für das Regiment bzw. für einzelne Teile desselben Gottesdienste abgehalten wurden wie folgt: 12., 15., 16., 19., 23., 24., 25. Dezember 1915; 8., 9., 10., 27., 29. Januar; 8. und 29. Februar 1916. — Von einem Feldartillerieregiment wurde behauptet, es sei seit sieben Monaten kein Gottesdienst gewesen. Allein für die vier letzten Monate wurden elf Gottesdienste nachgewiesen. — Andere klagten, sie hätten seit dem 4. November 1915 bis 25. Mai 1916 keinen Priester gesehen. Der Pfarrer konnte antworten: „In der Zeit vom 10.—12. November 1915 habe ich, da das Regiment in Reserve lag, dem ganzen Regiment Gottesdienst halten können. Ferner habe ich bei dem Regiment Gottesdienst gehabt: Weihnachten 1915, 27. Januar 1916, 3., 9., 14., 23. März, 1., 9. April, Gründonnerstag, Ostern, Weißen Sonntag sowie am 4. Juni. Der Grund, weshalb ich in letzter Zeit weniger Gottesdienst hielt, ist der, daß mir der Regimentskommandeur jede Abhaltung eines Gottesdienstes abschlug, da das Gelände seines Regiments durch russische Granaten außerordentlich gefährdet und das ganze Regiment im Graben eingesetzt ist.... Wenn ich nicht an die einzelnen Kompagnien herankonnte zum Gottesdienst, bin ich regelmäßig in die Schützengräben gegangen, um dort mit den Leuten zu reden."

Am 27. Juli 1916 lautete eine Beschwerde wörtlich: „Habe fast nichts von Geistlichen gesehen vom Anfang des Krieges an." Antwort: „Es fanden Gottesdienste statt in den letzten Monaten allein: 6., 8., 10., 15., 19. Dezember 1915; 2., 8., 12., 21., 24., 30. Januar 1916; 9., 12., 21., 22. Februar; 28., 29. März (der Pfarrer war zur Erholung beurlaubt); 13., 23., 24. April usw." Auch aus einem Feldlazarett lief Beschwerde ein. Die Untersuchung ergab, daß das Lazarett in der fraglichen Zeit nur einmal seinen Betrieb eröffnet hatte, und zwar zusammen mit einem Hauptverbandplatz, wo ein Geistlicher sich befand. Später war das Lazarett noch einmal zwei Tage tätig, aber nur als Durchgangsstation für Verwundete, die sogleich weitertransportiert wurden. Auf ähnliche Klagen wurden in einem andern Fall 15 Gottesdienste, in einem weiteren 17 amtlich festgestellt, und doch hieß es, es sei keiner gewesen.

Es sei gestattet, einige amtliche Berichte im Wortlaut wiederzugeben, weil sie zugleich einen Einblick in die Arbeitsweise und Arbeitsschwierigkeiten gewähren: „Was das Artillerieregiment betrifft, über dessen seelsorgerische

Versorgung Klagen einliefen, so hat dasselbe im ganzen 9 Katholiken, außerdem noch 14 bei den leichten Kolonnen. Jetzt liegt gewöhnlich eine Batterie in Reserve, und zwar hier im Orte selbst, eine Minute von der Kirche entfernt. Die Katholiken hatten also regelmäßig jeden Sonntag von mir aus sehr bequem Gelegenheit, dem Gottesdienst und der heiligen Messe beizuwohnen. Als ich erfahren hatte, daß ein katholischer Offizier sich beim Regiment befinde, habe ich denselben alsbald in seinem Unterstand und bei seinen Geschützen besucht. Auch andere Batterien des Regiments habe ich besucht, obwohl man vielfach die Besuche ungern hatte, da sie leicht das feindliche Feuer auf das Geschütz zogen."

Betreffs der Klage eines Dragonerregiments wurde geantwortet: „In den Monaten September und Oktober befand sich die Division im Bewegungskriege. Trotz der Schwierigkeiten gelang es mir, neben vier Ansprachen dreimal im September einen Feldgottesdienst, bestehend in Hochamt und Predigt, abzuhalten. Bei jedem Feldgottesdienst habe ich Gelegenheit zur Beichte gegeben. Mitte Oktober setzte ich Beichte und Kommunion an. Doch wurde zwei Tage vorher die ganze Brigade aus dem alten Abschnitt herausgezogen. Wegen der schweren Kämpfe, die mit den Russen zu bestehen waren, konnte ich erst Mitte November wiederum Beichtgelegenheit ansagen, wurde aber gebeten, wegen der dringlichen Befestigungsarbeiten in der Stellung vorläufig davon abzusehen. Trotzdem waren am 14. und 28. November und 8. Dezember Gottesdienste, Weihnachten Beichte und Kommunion, wobei jede Eskadron des Dragonerregiments von mir eigens aufgesucht wurde, und soweit ich übersehen konnte, haben alle Katholiken sich an dem Sakramentenempfange beteiligt. Am 30. Dezember besuchte ich das Regiment im Schützengraben und hielt daselbst tief im Wasser stehend zwei Ansprachen. Im Januar waren drei Gottesdienste und wiederum Gelegenheit zur Beichte. . . ."

Aus Konstantinopel berichtete der katholische Militärgeistliche: „Durch das Kriegsministerium sowie das Reichsmarineamt kam vor kurzem die Mitteilung, daß Klage über mangelhafte Fürsorge für die Soldatenseelsorge eingelaufen sei. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Klagen nur allzu begründet sind; doch ist es unter den in der Türkei gegebenen Verhältnissen furchtbar schwer, die Seelsorge so zu regeln, daß alle Klagen verstummen könnten. Besonders müssen wir hier in der Türkei immer mit der Tatsache rechnen, daß einzelne Soldaten oft monatelang ohne Gelegenheit zum Gottesdienste bleiben. Dies gilt besonders für die deutschen

Soldaten, die im Kaukasus stehen. Diese sind einfach für den Seelsorger nicht zu erreichen. Schon ehe diese Klagen einliefen, stand ich mit der Militärmission in Verhandlungen, um diesen Übelständen abzuhelfen. . . . Ich habe alles Entgegenkommen gefunden. . . . Um die Frage eingehender noch zu regeln und allen Mängeln nach Möglichkeit abzuhelfen, gehe ich am 5. Oktober nach Kleinasien im Auftrage der Militärmission, um alle erreichbaren Stellungen bzw. einzelnen Soldaten zu besuchen und dann der Militärmission geeignete Vorschläge zur baldigsten Abhilfe zu unterbreiten. . . . Für die Garnison Konstantinopel wurde jeden zweiten Freitag Gottesdienst abgehalten, später wurde es durch das Entgegenkommen der Militärbehörde ermöglicht, die Soldaten jeden Sonntag zum Gottesdienst zu führen, und so soll es nun für die Zukunft gehalten werden. . . . Die Ernennung eines Hilfsgeistlichen hat auch die Möglichkeit ergeben, in den Lazaretten selbst Gottesdienst abzuhalten."

Als letzter Bericht sei eine Rechtfertigung wiedergegeben, die auf die Anklage mangelhaften Besuches der Lazarette durch einen Feldgeistlichen eingesandt und beglaubigt wurde: „Es handelt sich um drei Feldlazarette. Zwei (Nr. 4 und 5) habe ich regelmäßig jeden Tag einmal, zuweilen auch zweimal besucht, weil dort stets schwere Fälle vorkamen. Auch das dritte Lazarett habe ich anfangs fast jeden Tag besucht. Ich machte aber die Beobachtung, daß ich mit viel größerem Nutzen öfters nach Lazarett 4 und 5 gehen konnte, weil in Lazarett 3 lange Zeit kein Sterbefall vorgekommen war. . . . Durchschnittlich war ich aber jede Woche einmal dort. Als später einige Typhuskranke nach dort kamen, bin ich wöchentlich zweimal dort gewesen. Ich hielt es für meine Pflicht, da ich nicht überall zu gleicher Zeit sein konnte, die andern Lazarette täglich ein- bis zweimal zu besuchen, weil ich dort fast täglich Sterbefälle hatte. Ich habe aber Lazarett 3 nie aus dem Auge verloren und stets dafür gesorgt, daß sie auf dem laufenden blieben. Es ist keiner ohne Sterbesakramente gestorben. In den Tagen der Schlacht bei . . ., wo Lazarett 3 mit Schwerverwundeten überfüllt war, bin ich täglich vier- bis fünfmal nach dort geritten; die übrige Zeit war ich in Lazarett 4 und 5. . . ."

Wir haben nur eine Auswahl getroffen aus den Akten, aber es scheint uns, sie sprechen für sich selbst und beweisen, welch große Vorsicht am Platze ist, wenn Klagen einlaufen. Gewiß, Gott gab auch den einzelnen Priestern verschiedenartige Kräfte; der eine kann mehr arbeiten als der andere, ja es kann der eine oder der andere auch einmal versagen, und

dies ist unstreitig vorgekommen. Ein kleiner Beweis, daß manche sich nicht geschont, liegt aber auch darin, daß von den katholischen preußischen Feldgeistlichen bis jetzt drei gefallen sind, fünf verwundet und drei gefangen wurden.

Unter den Schwierigkeiten haben wir nicht aufgezählt den Mangel an Priestern im Felde. Im Anfang des Krieges war dieser sehr fühlbar. Die dem preußischen katholischen Feldpropst unterstellten Truppenteile rückten mit nur 64 etatsmäßigen Divisionspfarrern aus, die teils im Frieden schon aktive Divisionspfarrer waren, teils für den Fall der Mobilmachung im voraus ihre Bestimmungen hatten. Von vornherein wurde die Notwendigkeit anerkannt und bestand die Absicht bei den höchsten Stellen, ihre Zahl mit aller unter den obwaltenden Verhältnissen möglichen Beschleunigung zu vermehren. Am 20. September erging die Verfügung des Kriegsministeriums zur Anstellung überetatsmäßiger Feldgeistlichen, worauf 77 Priester auf einmal hinausgeschickt wurden. Am 21. November 1914 verfügte das Kriegsministerium: „Um immer noch laut werdenden Wünschen nach Vermehrung der Seelsorgekräfte beim Feldheere zu entsprechen, sollen nach erfolgtem Benehmen mit den Armeeoberkommandos sämtlichen Armeen an überetatsmäßigen freiwilligen Feldgeistlichen erneut zugeteilt werden 60 Priester." Dies geschah in den nächsten Tagen. Am 1. November 1916 war die Zahl der Feldgeistlichen auf 366 angewachsen, neben 132 in der Etappe, 23 in Belgien, 22 im Osten und 15 Marinefeldgeistlichen. Nicht gerechnet sind hierbei die vielen Geistlichen, die in den Maltesertrupps oder als Sanitätssoldaten oder sonstwie beim Heere sich befinden. Sie werden in den Listen der Feldpropstei nicht geführt, weil sie von ihr nicht angestellt sind. Die Gesamtzahl der zurzeit an der Front und in den Etappen tätigen katholischen Geistlichen betrug Anfang November 570 und ist fortwährend im Wachsen begriffen. Rechnet man die in den Reservelazaretten und in den Gefangenenlagern des Inlandes beschäftigten Geistlichen hinzu, dürfte die Zahl der Militärseelsorger (außer den bayrischen) mit 1000 eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein. Wenn irgendwo das Bedürfnis und die Möglichkeit sich ergibt, eine neue Kraft einzustellen, geschieht es und wird es stets geschehen. An Priestern fehlt es nicht, denn über 1300 haben sich allein dem preußischen Feldpropst zur Verfügung gestellt. Bei der Feldpropstei schweben Tag für Tag Verhandlungen über Neuanstellungen, und das Kriegsministerium hat stets das größte Entgegenkommen gezeigt, ja wieder-

holt, wenn eine Notlage ihm zuerst zur Kenntnis kam, die Initiative ergriffen. Nur muß man nicht erwarten, daß die neue Kraft morgen schon eintreffen kann, wenn sich heute ein Bedürfnis zeigt. Auch im Frieden schafft man in geordneten Verhältnissen so leicht keine neue Pfarrstelle. Es müssen erst die nötigen Unterlagen beschaffen und gesichert werden, damit eine ersprießliche Tätigkeit möglich wird.

II.

Wir haben einen Überblick gegeben — für diese Gelegenheit mehr andeutungsweise als ausführlich — über die Schwierigkeiten, mit denen die Feldseelsorge zu kämpfen hat. Ein abschließendes Urteil zu fällen, ist nicht unsere Sache. Daß aber trotz aller Schwierigkeiten viel Erfreuliches erreicht wurde, sei durch einige Einzelangaben illustriert. Die vorliegenden Berichte geben eine große Zahl von erhebenden Einzelerscheinungen; zu zusammenfassenden Statistiken bieten sie leider keine hinreichenden Angaben. Sie sind oft zu allgemein gehalten. Trotzdem gewähren die angegebenen Zahlen einen Einblick in die Arbeit einzelner Divisionen.

Der beste zahlenmäßige Beleg für die religiöse Betätigung der Truppe und die Arbeitsleistung der Feldgeistlichen dürfte die Häufigkeit der Gottesdienste und des Sakramentenempfanges sein.

Am 8. Februar 1916 wird berichtet: Einem Geistlichen wurde die Arbeit sehr erschwert durch Witterung, Kämpfe und Schanzarbeit der Soldaten, sowie durch Truppenverschiebungen. Die Ausdehnung der Division betrug 70 km. Dennoch konnte er allein in den Monaten Dezember 1915 und Januar 1916 56 Gottesdienste halten. Ein anderer meldet für dieselbe Zeit trotz aller Ungunst der Verhältnisse im Osten 69 Gottesdienste, bei denen stets Gelegenheit zum Sakramentenempfang gegeben war (1719 Kommunionen). Die Beerdigungen, deren mitunter mehrere an einem Tag zu halten sind, sind dabei nicht mitgerechnet, obgleich sie hier und da wegen der Wege fast gleiche Anstrengung erfordern. Anderswo hat ein Pfarrer monatlich 40 öffentliche Gottesdienste (Bericht vom 10. Februar 1916), ein anderer im April 1915 22 Gottesdienste mit 5171 Kommunionen, ein dritter neben der großen Arbeit für Beschaffung und Verteilung von Drucksachen (bis zum 1. April 1915 147 830 Stück) und der großen Korrespondenz an die Angehörigen der Schwerverwundeten und Toten in den Monaten November und Dezember 1915 180 Predigten. In den meisten Divisionen ist regelmäßiger Gottesdienst für viele Truppen alle acht Tage, sonst alle zwei bis drei Wochen. Man vergleiche den Bericht einer

Landwehrdivision: Im ersten Halbjahr 1915 waren 71 Gottesdienste, dreimal Beichte und Kommunion für alle katholischen Mannschaften. An der Osterbeichte nahmen 1854, d. h. drei Viertel aller Katholiken teil. Die übrigen waren im Urlaub zu Hause gewesen. Im Oktober, November, Dezember desselben Jahres hatten alle Katholiken jede Woche Gelegenheit zum Sakramentenempfang.

Über den Sakramentenempfang liegt ein großes Material in den Berichten vor. Es seien eine Anzahl von Angaben hier mitgeteilt mit dem Bemerken, daß sie durchaus keine alleindastehenden Angaben sind, sondern nur als Beispiele gebucht werden.

Von einer Landwehrdivision gingen 1916 zur Osterbeichte 98 Prozent, bei den Kolonnen etwas weniger. Eine Division, bei der nur ein Viertel der Mannschaften katholisch sind, konnte ein Feldgeistlicher im August 1916 allein 1543 Beichten hören, trotz der schweren Kämpfe, die in Galizien damals zu bestehen waren. Der Pfarrer fügte zur Erklärung bei: „Ich habe jeden Truppenteil, der auch nur einen halben Tag nicht im Schützengraben war, besucht.“ Mitteilungen wie die folgenden überraschen nicht: „Von Januar bis Juli 1916 hörte ich trotz der Verhältnisse des Ostens allein 7000 Beichten“, oder: „Hatte vom 1. November bis 28. Dezember 1915 6780 Kommunionen und 2300 Beichten, ein andermal in drei Wochen und zwei Tagen sogar 3100 Kommunionen und 1146 Beichten“, oder: „Trotzdem die Osterbeichte vorüber war, hatte ich im April und Mai 1916 1046 Beichten, obgleich nur 15—20 Prozent der Mannschaften katholisch sind.“ Im August 1915 teilte ein Geistlicher 4907 Kommunionen, im Juni desselben Jahres sogar 8644 Kommunionen aus (jeden Tag Beichtgelegenheit). Am 2. Januar 1916 wird berichtet, daß derselbe Pfarrer allein wöchentlich 2500—3000 Kommunionen hat. — In der 15. Infanteriedivision meldete ein Priester ebenfalls für jede Woche 2000—3000 Kommunionen. Einmal hörte er in drei aufeinanderfolgenden Nächten im Schützengraben an 1300 Beichten (in der Division befinden sich außer ihm noch zwei Priester mit ausgedehntester Arbeit). — Die 16. Reservedivision hatte im August 1916 an zwei Tagen allein 2000 Beichten und Kommunionen. — Für die 16. Infanteriedivision wird berichtet: Juni 1916 von einem Geistlichen (drei sind dort) 1600, September 1916 3000 Beichten.

Ein gutes Beispiel gibt auch der Bericht einer Kavalleriedivision. Sie hat 4200 Katholiken. Vom 1. Januar bis 30. April 1915 wurden 88 Gottes-

dienste gehalten mit 4818 Kommunionen, davon 410 an Verwundete. 77 Beerdigungen fanden statt. Im Mai waren 21 Gottesdienste und 1082 Kommunionen, davon 35 an Verwundete, und 11 Beerdigungen. Im Juni 22 Gottesdienste und 1211 Kommunionen, davon 22 an Verwundete, und 12 Beerdigungen. Etwas später berichtet der Pfarrer, daß die äußeren Verhältnisse sehr schwierig geworden, aber jeder Soldat, der sich nicht scheue, im ungünstigsten Falle 3/4 Stunden Weg zu machen, könne alle Woche, spätestens alle 14 Tage Gottesdienst erhalten. Vom 1. Januar bis 31. April 1916 wurden 92 Gottesdienste gehalten und 2904 Kommunionen ausgeteilt, 129mal die Sterbesakramente gespendet und 45 Beerdigungen gehalten.

In dem einen oder andern Bericht finden sich Klagen über die Beteiligung, die meisten aber sind sehr zufrieden. Öfters wird ausdrücklich gesagt, es fehle keiner, während sehr viele sich einfinden, die sonst lange gefehlt hatten. Wo es nicht anders ging, wurde, wenn es nur gestattet war, im Schützengraben selbst Beicht gehört. Eine Garde-Reservedivision berichtet für Juli 1915: „Bei einer Katholikenzahl von 2000 zählte man in dem einen Monat 3000 Kommunionen. Es zeigt sich hier wie auch sonst öfters eine monatliche und häufigere Kommunion.“ So heißt es in einem Berichte vom 16. April 1915: „Die Zahl der Katholiken ist etwa 1300; davon gehen zwei Drittel alle Monate, mehrere noch öfters. Wenn einer zwei Monate nicht geht, kommt es einem schon lange vor.“ Oder ähnlich von einer andern Division am 8. März 1916: „Der Durchschnitt der katholischen Soldaten geht alle drei bis vier Wochen zur Beichte. Es fällt auf, wenn einer drei Monate nicht gegangen. Der Betreffende ist dann meist mit einem neuen Ersatz gekommen oder war abkommandiert.“ Ja ein Pfarrer schreibt am 13. Juli 1915, daß in einem seiner Regimenter 95 Prozent wöchentlich zur Beichte kommen. Aus Monastir wird geschrieben zum 19. Februar 1916: „Für Januar und Februar 1916 hatten wir 2265 Beichten und Kommunionen bei (Höchstzahl) 2289 Katholiken.“ Der Bericht fügt hinzu: „Die Sorge für die deutschen Soldaten in der bulgarischen Armee gestaltet sich sehr schwierig. Die meisten liegen auf Gebirgen von 1500—1800 m, in Entfernungen von 150—200 km. Das bedeutet für uns Fußtouren von sechs bis sieben Tagen.“ — Am 1. Juli 1916 wird von einem Geistlichen gemeldet, daß er allein 7359 Beichten in den Monaten Mai und Juni gehört, obgleich sich bei der Osterbeichte noch alle ausnahmslos beteiligt hatten. In der damaligen Division von Menges kamen auf 10000 Katho-

liken jede Woche 1000 Kommunionen. Zweifelsohne sind dies Resultate, mit denen man zufrieden sein kann; sie erreichen die Ergebnisse der Heimatseelsorge, übertreffen sie sogar teilweise. Sie zu erhalten und auch in Divisionen, die mit den oben gekennzeichneten Schwierigkeiten mehr als gewöhnlich zu kämpfen haben, zu erreichen, ist eifrigstes und liebstes Bemühen der Priester im Felde.

Wie aber steht es mit unsern Sterbenden?

Sehr viele sind ohne Sterbesakramente gestorben, weil sie entweder sogleich tot waren oder auf dem Transport starben oder wegen sonstiger ungünstiger Umstände kein Pfarrer zu ihnen kommen konnte. Dies wird namentlich bei großen Offensiven oder Defensiven trotz allen Eifers leider immer so bleiben. Was man tun kann, ist folgendes: Wenn man merkt, daß schwere Tage bevorstehen, muß man allen Truppen Gelegenheit zu den Sakramenten geben und sich dann in den Tagen des Kampfes Tag und Nacht bemühen, möglichst überall dort zu sein, wohin Verwundete gelangen. Sind mehrere Divisionsgeistliche vorhanden, was immer der Fall sein wird, wenn mehrere Divisionen an derselben Stelle eingesetzt werden, so wird sich dies in hohem Maße erreichen lassen. Sowohl über die Vorbereitung auf schwere Tage wie über die Lazarettätigkeit während derselben liegen zahlreiche Berichte vor.

Für die zahlreichen bei Verdun und an der Somme eingesetzten Truppen war, abgesehen von mehreren Formationen der schweren Artillerie, sehr gut vorgesorgt. Immer kehrt die Mitteilung wieder, daß alle, bevor sie zu den blutigen Kämpfen zogen, Gelegenheit zu den Sakramenten hatten, die mit größtem Eifer benutzt wurde. Es ist ein eigenes Gefühl der Sicherheit für einen Priester, wenn er sich sagen kann: Mag kommen, was will, alle mir anvertrauten Soldaten sind zum Tode bereit. Gens parata ad mortem! Ähnlich war es, wenn auch wegen der wesentlich schwierigeren Verhältnisse nicht mit gleichem Erfolg, im Osten.

Wenn dann die Schlacht begann, war der Priester im Lazarett und auf dem Hauptverbandplatz. Von der Somme berichtet ein Pfarrer, daß in 21 Nächten 3073 Verwundete durch seine Hände gingen. Alle Katholiken waren bereit, alles zu tun, was man ihnen vorschlug. Ein anderer berichtet ebenfalls von der Somme, daß kein einziger sich geweigert habe, die Sterbesakramente zu empfangen. Immer kehrt der Bericht wieder, daß von allen Sterbenden, die der Priester erreichte, keiner ohne Sakramente gestorben. Ein Divisionspfarrer berechnet die Zahl derer, die in schweren

Tagen die Sterbesakramente empfingen, auf 90 Prozent aller Gefallenen (also mit Einschluß derer, die sofort tot waren). Ein anderer beschreibt seine Methode: Während des Kampfes ist er womöglich auf dem Kampfplatze, weil es für den Soldaten eine große Beruhigung bedeutet, wenn er weiß, daß für den Fall der Not der Priester bei ihm weilt. Am andern Tage eilt er dann zum Verbandplatz, um zu sehen, ob irgendeiner eingeliefert wurde, den er nicht bemerkt, und dann reitet er sogleich zum Feldlazarett, ob sich nicht bei dem Weitertransport einer verschlimmert habe. — „War bei 1800 Verwundeten", schreibt einer. Für Februar und März 1916 berichtet ein anderer die Erteilung von 350 Sterbesakramenten und bald darauf wiederum von 303. Immer wieder hieß es: „Keiner der Verwundeten starb ohne Sakramente." Daß ein deutscher Soldat im Tode die Hilfe seiner Kirche zurückweist, ist eine Ausnahme, die Gott sei Dank nur wenigen Feldgeistlichen begegnet. So berichtet einer, daß von den 1400 Soldaten, die bei ihm durchgezogen seien, nur ein einziger nicht die Sakramente empfangen hatte.

Wir haben nur kurze Angaben über die Ergebnisse der Feldseelsorge gemacht. Eine eingehendere Schilderung auf Grund des amtlichen Materials muß einer späteren Zeit vorbehalten werden, vor allem der Zeit nach Abschluß des Friedens. Da wird auch zu zeigen sein die Unsumme von Kleinarbeit, die geleistet wurde für die Familien der Soldaten, namentlich der Gefallenen, für die Bildung und Unterhaltung der Truppen selbst, für die Hebung ihrer Stimmung in opferreichen Zeiten, durch Besuche der Gräben und Lager usw. Wir wollten nur angesichts der vielen für eifrige und apostolische Feldgeistliche so bittern Klagen über die Feldseelsorge einige Unterlagen schaffen, um ein gerechteres Urteil zu ermöglichen. Sicher arbeitet die Feldgeistlichkeit im allgemeinen nach besten Kräften, ja manche leisten auf Kosten ihrer Gesundheit mehr, als man auch nur erwarten könnte. Gottes Segen hat darum auch auf ihrer Arbeit geruht. Damit ist natürlich nicht gesagt — es sei abermals wiederholt —, daß nicht auch eine Anzahl von Klagen sowohl über Organisation wie über einzelne Persönlichkeiten berechtigt sind. Das vereinte Bemühen der geistlichen und der weltlichen Behörden, vorab des Kriegsministeriums, gibt Hoffnung, daß in solchen Fällen Abhilfe geschaffen wird, soweit und sobald es möglich ist.

Ludwig Esch S. J., z. Z. Felddivisionspfarrer.

Ein neuer Geist im Wirtschaftsleben.

Man ist heute gewohnt, in der Kriegswirtschaft eine Art von „Kriegssozialismus“ zu erblicken. Wirklicher Sozialismus liegt indes nur vor, wo die gesellschaftliche oder staatliche Gesamtheit zum Träger des volkswirtschaftlichen Prozesses wird, unter Beseitigung des Privateigentums an den Produktionsmitteln. Zu einer solchen umfassenden Verdrängung der Privatwirtschaft sind wir noch nicht gelangt; auch dürften die gegenwärtigen, von der breiten Masse des Volkes nicht gerade mit besonderem Behagen ertragenen starken Eingriffe der Staatsgewalten in das wirtschaftliche Leben die Werbekraft der sozialistischen Zukunftshoffnungen kaum gesteigert haben. Das schließt nicht aus, daß die sozialistische Kritik nach dem Kriege mit großer Schärfe einsetzen wird. Sie wird auch dann nicht verstummen, wenn es notwendig werden sollte, gemeinwirtschaftlichen Formen in der Volkswirtschaft einen breiteren Raum zu gewähren, die Privatwirtschaft durch öffentliche Monopole wenigstens von einzelnen Gebieten zu verdrängen. Allein das, was einst als das eigentliche sozialistische „Endziel“ galt, was die sogenannten Revisionisten aber schon in die „aschgraue“ Zukunft verlegten — die kollektivistische Gesellschaft —, verliert sich doch heute immer mehr aus dem Gesichtskreis praktisch Strebender — und das braucht auch die Arbeiterschaft nicht als Verlust zu buchen.

Zu allen Zeiten, wo die Massen gegen eine Gefahr, die sie bedrohte, gegen einen Druck, der schwer auf ihnen lastete, sich wendeten, verirrte sich die Auswahl der Mittel und der Ziele leicht in einen gewissen Radikalismus. Man braucht nur an die wilden Zornesausbrüche der frühkapitalistischen Zeit zu erinnern, als die Arbeiter in Lyon die Webstühle, die Elbschiffer Papins erstes Dampfschiff zerstörten, an die Vernichtung der Maschinen in den Stürmen der chartistischen Zeit in England, an den Zorn der Schriftsetzer in unsern Tagen, wo man die Einführung der Setzmaschinen mit Streiks beantworten wollte. Natürlich führen solche Überspannungen niemals zum Guten. So würden denn auch mit der Beseitigung des Privateigentums an den Produktionsmitteln wesentliche

psychologische und äußere Voraussetzungen des Fortschrittes, der ebenfalls den Arbeitern zugute kommt, aus der Welt geschafft.

Ohne Privateigentum an den Produktionsmitteln fehlt ja das eigene Interesse am Erfolg der Produktion, herrscht die Nachlässigkeit; es entstehen Zwistigkeiten bezüglich der Verfügungsgewalt über die Güter; die Freude an der eigenen Arbeit mangelt. Das Gemeingut reizt zur Unmäßigkeit im Genuß und zur Verschwendung. „Gesamtgut verdammt Gut!" Der verbindenden Liebe und Freigebigkeit wäre das Feld ihrer Wirksamkeit beschränkt oder genommen. Eine sozialistisch organisierte Produktion würde sich überdies sehr bald als praktisch undurchführbar erweisen, schon an ihrem Umfang und an ihrer Kompliziertheit zugrunde gehen. Und dann noch die „gesellschaftliche" Güterverteilung!

Soll dabei ein jeder nach seinen Leistungen empfangen? Wo bliebe dann die erstrebte oder von der Entwicklung erhoffte Gleichheit, da die Leistungen ebenso verschieden sein werden, wie die konkreten Individuen verschieden sind! Wollte man aber eine Verteilung einführen, wobei jeder nach seinen Bedürfnissen empfängt und nicht nach seinen Leistungen, dann würde eine solche Gesellschaft, weil sie der Verschiedenheit der Leistungsfähigkeit und der Leistungen nicht gebührend Rechnung trägt, ihrer Ungerechtigkeit wegen zugrunde gehen. Volkswirtschaftliche Harmonie wird der Sozialismus darum niemals herbeiführen können. Der sozialistische Gedanke wird nach allem die Zukunft nicht für sich beanspruchen dürfen.

Auch das dem Sozialismus als anderes Extrem gegenüberstehende System — der Individualismus — ist außerstande, der Gesellschaft und Volkswirtschaft eine harmonische Gestaltung und Entwicklung zu verschaffen und zu sichern. Zwar stellte die individualistische Theorie eine allgemeine Interessenharmonie als Frucht ungehemmter wirtschaftlicher Freiheit in Aussicht. Die Erfahrung zeigte indes, daß gerade diese so laut gepriesene absolute Freiheit zu den schärfsten Interessengegensätzen, bis zur vollen Zerklüftung der Gesellschaft führt.

Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß die sozialistische Kritik sich nicht so sehr gegen die mechanistisch-optimistische Wirtschaftstheorie des atomistischen Individualismus wendet, sondern gegen den privaten Kapitalbesitz als solchen. Das erklärt sich daraus, daß für die sozialistische Theorie eine Gesundung der auf dem Privateigentum an den Produktionsmitteln begründeten Gesellschaftsordnung von vornherein völlig ausgeschlossen schien. Schon der ältere französische und englische, sogenannte kritisch-

utopistische Sozialismus, der mit mißverstandenen oder mißdeuteten sozialphilosophischen oder moralischen Ideen operierte, war von dieser vorgefaßten Meinung beherrscht. Ebenso stand es für den Marxistischen Sozialismus von vornherein fest, daß das Heil einzig und allein von einer Gesellschaft mit Gesamteigentum an den Produktionsmitteln zu erwarten sei. In diesem Sinne handelte denn auch der „historische Materialismus" von den Entwicklungsgesetzen der kapitalistischen Epoche, die für den „Kapitalismus" im sozialistischen Sinne, d. i. für den Kapitalbesitz zugleich Gesetze des Unterganges sein würden.

Wir sind weit davon entfernt, die sozialistische Kritik in Bausch und Bogen zu verwerfen oder sie als durchweg minderwertig gering zu schätzen. Diese Kritik hat mit rücksichtsloser Schärfe auf mancherlei Mißstände hingewiesen, welche von der herrschenden liberalen Theorie übersehen, wenn nicht „wissenschaftlich erklärt" bzw. entschuldigt wurden. Man lernte es auch in nichtsozialistischen Kreisen verstehen, daß es mit einer Volkswirtschaft nicht gerade immer wohl bestellt sei, wenn Preis- und Einkommensbildung „sich selbst" überlassen bleiben. Auch hat der Sozialismus — trotz seiner Übertreibungen — wenigstens dazu beigetragen, daß der sozialorganischen Idee wieder Eingang in die moderne Gedankenwelt verschafft wurde. Die sozialistische Praxis ferner hat die Bedeutung der Organisation für die Gegenwart ins hellste Licht gerückt. Durch die sozialistische Gleichheitsforderung wurden andere, nicht auf Gleichheit, sondern auf richtig verstandene Gleichberechtigung gerichtete Bestrebungen wenn nicht ausgelöst, so doch verstärkt usw.

Zweifelsohne sind auch die neueren Untersuchungen über den Begriff „Kapitalismus" durch die sozialistische Theorie angeregt, von außen her veranlaßt worden. Und darauf möchten wir etwas näher eingehen.

Gegenüber den Einseitigkeiten des Marx-Engelsschen historischen Materialismus, der den Einfluß geistiger, religiöser, sittlicher Momente auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens hinter die produktionstechnischen Verhältnisse völlig zurückstellte, bedeuteten die Untersuchungen Max Webers und Sombarts über den „kapitalistischen Geist" um so mehr einen Fortschritt, als sie zugleich auch die Einwirkung produktionstechnischer und sonstiger Faktoren auf die geschichtliche Entwicklung gebührend berücksichtigten.

Im Wirtschaftsleben der Jahrtausende herrscht nicht immer der gleiche „Geist". Zwar ist die Natur des Menschen in sich selbst geschichtlichen

Wandlungen keineswegs unterworfen, wohl aber gilt das von gewohnheitsmäßigen Äußerungen der Natur, von jeweilig herrschenden Motiven und Formen wirtschaftlicher Betätigung. Indem nun Max Weber und Sombart die psychologisch-ethischen Voraussetzungen der heutigen Wirtschaftsverfassung untersuchten, glaubte Weber[1] zwar nicht, das ganze System des Kapitalismus aus der protestantisch-kalvinischen Ethik erklären zu können, wohl aber dieser Ethik eine hervorragende Stelle unter den Faktoren anweisen zu müssen, die für die Entstehung des „kapitalistischen Geistes“ in Betracht kommen können.

Es ehrt Sombart und bekundet seinen Sinn für wissenschaftliche Objektivität, wenn er, angeregt durch Kellers Schrift über „Unternehmung und Mehrwert“, den Einfluß der Thomistischen Ethik auf die kapitalistische Entwicklung vorurteilsfrei untersuchte[2]. Er kam dabei zu dem gleichen Ergebnis wie Troeltsch, daß nämlich das christliche Sittengesetz im thomistischen Sinne durchaus nicht bloß überweltliche Zwecke verfolgt, sondern nicht minder dem Vernunftzwecke der Organisation, Einheit und Wohlfahrt der Menschheit dient. Wenn auch die Kirchenlehrer, sagt Sombart, gewiß nicht in erster Linie an den angehenden kapitalistischen Unternehmer bei ihrer Tugendlehre gedacht haben, so bekamen diese Tugenden doch gerade für ihn einen praktischen Wert: „Es sind ja geradezu die Eigenschaften des guten und erfolgreichen Unternehmers, die hier als Tugenden gepriesen und mit der ganzen Autorität der Kirche gezüchtet werden. . . . Worauf sie in ihrer Tugendlehre den größten Nachdruck legen, wozu sie immer wieder ermahnen, das ist die Durchdringung des ganzen Wesens mit Spannkraft und Frische. Nichts verdammen sie so sehr, wie geistige und moralische Schlappheit“ usw. Kurz: der hl. Thomas und „die Männer, die nach ihm über christliche Ethik schrieben, . . . stehen dem Kapitalismus“ — nach Sombart — „mit unendlich viel größerer Sachkunde und mit unendlich viel größerer Sympathie gegenüber als etwa im 17. Jahrhundert die zelotischen Verkünder des Puritanismus. . . . Ihre Persönlichkeiten sprechen dafür, daß sie weder weltfremd noch weltfeindlich waren, daß sie insbesondere die wirtschaftliche Revolution, die sich vor ihren Augen

[1] Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik XX u. XXI (1905). In Band XLI (1915) setzt Weber seine Untersuchungen über die Wirtschaftsethik der Weltreligionen fort. Vgl. auch von Schulze-Gävernitz, Britischer Imperialismus und englischer Freihandel (1906).

[2] In seinem Werk: Der Bourgeois. 1913.

vollzog, begriffen, und nicht gewillt waren, dem rollenden Rade in die Speichen zu fallen." Auch in der Beurteilung des kanonischen Zinsverbotes weicht Sombart von der vielfach herrschenden Auffassung insofern ab, als er in ihm kein Hemmnis der wirtschaftlichen Entwicklung erblickt.

Immerhin wird man die frühkapitalistische Zeit mit dem Geiste, der diesen Zeitabschnitt noch beherrscht, von der späteren Entwicklung unterscheiden müssen.

Der vorkapitalistische Mensch hatte, wenigstens der Hauptsache nach, nur eine Ausgabenwirtschaft, suchte das zu erwerben, was er zu verzehren gewohnt war. Die Idee des Standes, der „Nahrung", führte innerhalb der alten Hufen- und Zunftverfassung zur Gewährung und Sicherung von zureichendem Besitz und Absatz. Überlieferung und Gewohnheit bewirkten und festigten den sozialen Zusammenhang zugleich mit den Einflüssen der Religion. Als nun der agrarische Feudalismus vor den neuen, innerhalb des städtischen Bürgertums emporblühenden Mächten zurückgewichen, und hier Handel und Gewerbe größere Selbständigkeit und eigene Kraft gewonnen, trat der Erwerbszweck mit der wachsenden Verwendung von Kapital im Prozeß der Güterbeschaffung stärker in den Vordergrund. Solange dieses Erwerbsstreben sich innerhalb mäßiger und gerechter Grenzen hielt, hatte die christliche Moral nichts dagegen einzuwenden. Das mußte sich aber ändern in dem Maße, als ein neuer, unruhiger, aus einer Mischung geldsüchtiger und spekulativer Elemente geborener „Geist" in das Wirtschaftsleben eindrang. Nicht sofort und nicht überall kam der „kapitalistische Geist" in diesem Sinne zur Geltung. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts waren Geschäft und Reichtum noch nicht nahezu überall zum Selbstzweck geworden. Die schrankenlose Entfaltung des Erwerbstriebes, des Unternehmungsgeistes, des ökonomischen Rationalismus fand ja auch in der Neuzeit zunächst immer noch mancherlei innere und äußere Hemmungen, in überlieferten Anschauungen und durch die politischen Gewalten. Nach und nach aber fielen diese Schranken. In der individualistisch-freiwirtschaftlichen Epoche kam der „moderne" Wirtschaftsmensch zur unbehinderten, vollen Geltung. Nicht mehr unmittelbar der lebendige Mensch, seine Bedarfsdeckung innerhalb der Grenzen überlieferter Standesvorstellungen, sondern, wie es schon Adam Müller erkannte, Geschäftsblüte und Erwerb an sich, und zwar der durch nichts begrenzte, allseitig rücksichtslose Erwerb beherrscht nun weithin die Dynamik des Wirtschaftslebens. Das

Ziel des wirtschaftlichen Strebens wird in das Indefinite verlegt. Von einem Geldkapital und dessen Verwertung geht die moderne kapitalistische Erwerbswirtschaft aus; sie erstrebt einen Geldertrag, möglichst hoch, der die Bedarfsbefriedigung auf immer höherer Stufe erlaubt bzw. die Möglichkeit weiterer Bereicherung eröffnet. Alles wird bewertet nach seinem Geldpreis. Absolute Rationalität, reine Tauschgüterproduktion, Absatzerweiterung durch Aufsuchen und Angreifen der Kunden, größtmögliche Billigkeit und Rentabilität zugleich, volle Freiheit, das sind die jetzt herrschenden Geschäftsgrundsätze. Was früher als persönliche Tugend galt: Fleiß, Sparsamkeit, Realität, Solidität, wurde nun zur Eigenschaft der Firma, des Geschäftes. Diese verdanken jene Eigenschaften allerdings nur dem höheren Zweck der Rentabilität und werden sie, wenn nötig, der Rentabilität opfern. Die Geschäftsmoral ist jetzt eine andere als die persönliche Moral: doppelte Moral! In der Epoche des Frühkapitalismus beherrschte noch der Unternehmer die kapitalistische Entwicklung; in der Zeit des Hochkapitalismus beherrscht dieser „Geist" den Unternehmer. Dieser kann aus geschäftlichen Rücksichten Konkurrenten vernichten, Konsumenten und Arbeiter ausbeuten und zugleich als Menschenfreund Stiftungen machen zur Hebung der Not, als freigebiger Mäzen Wissenschaft und Künste fördern. So hat Sombart — offenbar naturgetreu — den modernen „Kapitalismus" gezeichnet.

Wir können und wollen hier nicht auf die Frage eingehen, ob oder inwieweit der „kapitalistische Geist" in dem geschilderten Sinne — der Gelderwerb um des Geldes willen als Berufspflicht — sich auf kalvinisch-protestantische Einwirkung zurückführt. Und ebenso verzichten wir auf eine Prüfung jener Auffassung, die mit Sombart[1] eine Übereinstimmung der jüdischen Grundideen, des jüdischen Wesens, der ganzen jüdischen Eigenart mit dem modernen „Kapitalismus" feststellen zu können glaubt.

Nach unserer Meinung darf neben andern Momenten insbesondere der Einfluß der Rezeption des römischen Rechts auf die wirtschaftliche Entwicklung nicht gering angeschlagen werden. Ferner kommt die Wechselwirkung zwischen der geschichtlichen Entwicklung der gesamten Produktions- und Verkehrsverhältnisse und gewissen egoistischen Tendenzen der menschlichen Natur, deren Entfaltung, Geltungsmaß, Regelung und Ordnung

[1] Die Juden und das Wirtschaftsleben. 1911.

allerdings von geistigen, religiös-sittlichen Faktoren, von deren Wirksamkeit oder Versagen abhängt, hierbei wesentlich in Betracht. Man darf selbst annehmen, daß einst und jetzt die leider häufige Abwendung vom katholischen Christentum sich zum Teil daraus erklärt, daß jene Tendenzen in der überlieferten christlichen Moral eine unliebsame Hemmung fanden und noch finden. Auf diese innerlich und in der Freiwirtschaft auch äußerlich ungehemmte Wirksamkeit jener natürlichen Triebe und Leidenschaften aber führen wir die Maßlosigkeiten des „kapitalistischen Geistes“ größtenteils und letztlich zurück. Bezüglich der Einwirkung der protestantisch-kalvinischen Ethik und der jüdischen Eigenart könnte höchstens in Frage kommen, ob jene natürlichen Tendenzen und Strebungen unter dem Einfluß des Protestantismus und des Judentums mehr Freiheit und Auslösung als Regelung und Zügelung gefunden haben. Es dürfte indes noch umfassenderer vergleichender Forschungen bedürfen, ehe das Endurteil in dieser Frage mit voller Sicherheit und unparteiischer Gerechtigkeit gesprochen werden kann.

Indem nun Sombart seine Untersuchungen über die Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen weiter führte, bezeichnete er den „Bourgeois“ als den Träger der charakteristischen, heute vorherrschenden „Motivreihen“: Nicht als ob jener „kapitalistische Geist“ in allen Unternehmern westeuropäisch-amerikanischer Kultur oder bei allen Unternehmerschichten, den unteren, mittleren, höchsten, in gleicher Weise ausgeprägt sei. Man braucht ferner nicht einmal auf das so oft angeführte Beispiel der englischen Wirtschaftsgeschichte zurückzugreifen, wo die schottischen Magnaten ihre Clanverwandten und die englischen Großgrundbesitzer ihre Tagelöhner vom Grundbesitz vertrieben, um diesen in Schafweiden zu verwandeln. Auch in unserer jüngsten Vergangenheit finden sich Beispiele genug, die zeigen, wie der Bourgeoisgeist sich keineswegs auf industrielle und Handelskreise beschränkt.

Und von diesem „Bourgeois“ — als Idealtypus gedacht — empfängt unsere Zeit nach Sombart ihre Signatur.

Es liegt auf der Hand, daß jener „kapitalistische Geist“ keineswegs mit der wahren Fortschritt bedeutenden kapitalistischen Produktion als solchen sich notwendig und wesentlich verbindet, daß er nicht gleichbedeutend ist mit der wachsenden Verwendung sachlicher Produktionsmittel im Produktionsprozesse. Ferner deckt sich der also gekennzeichnete „Kapitalismus“ keineswegs mit dem, was der Sozialismus unter „Kapitalismus“ versteht,

d. h. mit der privatwirtschaftlichen, auf Privateigentum an den Produktionsmitteln begründeten, gesellschaftlich „unter dem Kommando des Kapitalisten" (Marx) organisierten Produktion. Auch das bloße Übergewicht des Kapitals in der Organisation und Führung der Wirtschaften, für sich allein genommen, erschöpft nicht den Begriff jenes „Kapitalismus", der aus dem „kapitalistischen Geiste" geboren wird. Dieser Kapitalismus bedeutet vielmehr seinem innersten Wesen nach und kurz gesagt: Überspannung des Erwerbsstrebens, Zurücktreten des objektiven Wirtschaftszweckes (Bedarfsdeckung der Konsumenten) hinter den subjektiven Zweck (Gewinn des Produzenten), der volkswirtschaftlichen Produktivität der Privatwirtschaften hinter deren privatwirtschaftliche Produktivität, Förderung des privaten Erwerbs unter Schädigung oder Verkürzung der volkswirtschaftlichen Aufgabe, kurz Beherrschung der Volkswirtschaft durch das Erwerbsinteresse des Kapitalbesitzes. Die Produktion wird in ihrer Organisation, in der leitenden und ausübenden Arbeit, mehr dem Interesse an dem Geldertrag des Unternehmers als dem Interesse an der sachlichen Leistung für die volkswirtschaftliche Aufgabe untergeordnet. Auch in dem Verhältnis zu Angestellten und Arbeitern führt das Überwiegen der Macht des Kapitalbesitzes zu einer Mißachtung der persönlichen Würde. Nicht Gehilfen, sondern vielfach bloß Erwerbsmittel, Produktionsmittel wurden die fremden Arbeitskräfte für den Unternehmer. Seine Machtstellung und die individualistische Freiheit erlaubten es ihm, in dem Lohne rein privatwirtschaftlich nur das Kostenelement zu erblicken, die Arbeiter möglichst niedrig und fest abzulohnen, allen Überschuß aber sich selbst bzw. seinem in der Produktion investierten Kapital zuzurechnen.

Alle diese in der bisherigen Wirtschaftsordnung verbundenen Momente zusammen bilden jenes individualistisch-kapitalistische System, die Hauptquelle aller Disharmonien auch in der Kriegszeit. „Kapitalismus", sagt E. v. Philippovich, „ist nichts anderes als Verkehrswirtschaft auf ihrer höchsten Entwicklungsstufe, auf der alles Wirtschaften in erwerbswirtschaftlicher Form und unter Zurückdrängung anderer als wirtschaftlich-egoistischer Motive vor sich geht, wodurch die Vermögensmacht gegenüber dem Moment der individuellen Persönlichkeit begründet wird." Wo der „kapitalistische Geist" herrscht, da ist Volkswirtschaft und Weltwirtschaft nur die Weide für das Gewinnstreben privater Wirtschaftssubjekte.

Die moderne Entwicklung hat, wie Woodrow Wilson[1] gestehen muß, nicht nur das Selbstinteresse zu gierig zusammenraffender Selbstsucht vergröbert, hat nicht nur Liebe und Mitleid erstickt, sie hat schließlich auch ihr eigenes Idol, die freie Konkurrenz, zerstört. Schrankenlose Konkurrenz tötet die Konkurrenz, gebiert das Monopol, das wiederum ohne Schranke, ebenso einseitig dem kapitalistischen Privatinteresse dient, die Wege öffnet zum Beutegewinn in jeder Form bei günstiger Gelegenheit.

Es ist eine betrübende Erscheinung, daß gerade die, welche zuerst ein theoretisches System der Nationalökonomie schufen, dem Irrgang des Lebens im Verein mit der Aufklärungsphilosophie folgten, statt Mahner und Retter des Volkes zu werden. Die Physiokraten wendeten sich zwar gegen eine entartete absolute Monarchie, gegen die unerträglich gewordene staatliche Bevormundung, gegen die rein fiskalische Auffassung der Volkswirtschaft, die den Kameralisten nur als Steuerquelle Interesse eingeflößt hatte. Sie bekämpften ferner die privilegierte Klasse der Grundherren. Sie schufen eine neue Ethik, vertraten neue Ideale der Gerechtigkeit, die sie in das Wirtschaftsleben hineintragen wollten. Indem sie aber Gerechtigkeit nur für die Individuen verlangten, mußte ihre Ethik einseitig bleiben. Ihre Forderung der Steuerfreiheit sodann für die industrielle Klasse, weit mehr noch die erfolgreiche Forderung wirtschaftlicher Freiheit, unbehinderter Ausnutzung der individuellen Kräfte, absolut freier Konkurrenz, entsprach so ganz den Interessen und Anschauungen des Bürgertums. Alles wirkte also hier schon zusammen, um dem „kapitalistischen Geiste" die Vorherrschaft zu sichern.

Ganz besonders mußten dann nach derselben Richtung hin die Lehren der sogenannten klassischen Nationalökonomie englischer und französischer Leuchten der Wissenschaft wirken. Gewiß war Adam Smith noch nicht Vertreter einer extrem „manchesterlichen" Auffassung. Allein es fehlte ihm doch die richtige Erkenntnis der Bedeutung des Staates und auch der beruflichen Verbände für das Wirtschaftsleben der Völker. Er war in seinen Lehren nicht Führer, sondern weit mehr von den Strömungen seiner Zeit geführt, brauchte nicht wie die Physiokraten gegen eine herrschende Aristokratie anzukämpfen, da in England die Privilegien des Adels schon beseitigt waren, und der Adel gute Beziehungen zum Bürgertum schon damals unterhielt. Auch war das Finanzwesen leidlich geordnet; es bedurfte hier nicht, wie

[1] Der Staat. Übersetzt von Günth. Thomas. 1913.

in Frankreich, des Streitens um finanzpolitische Fragen. So konnte Smith seine Theorie aufbauen, die im wesentlichen den Interessen des Großbürgertums entgegenkam, konnte, dem Zuge seiner Zeit folgend, der optimistischen Auffassung von den segensreichen Folgen freier wirtschaftlicher Bewegung, von der allgemeinen Wohlfahrt des Volkes, die sich aus jener Freiheit so ganz „von selbst“ ergeben müßte, „wissenschaftliche“ Rechtfertigung verschaffen. Nicht als ob Smith bewußt einseitiger Vertreter der bürgerlichen Klasseninteressen gewesen wäre. Er glaubte ganz ehrlich, ebenso wie die andern Klassiker, an die objektive Richtigkeit der liberalen Theorie. Führte ja doch auch die von Smith zu Glasgow vorgetragene Moralphilosophie zu den gleichen Grundanschauungen. Dort hatte Smith gelehrt: die Natur leite den Menschen durch seine Triebe zu dem großen Endziel der Natur, d. i. zum Glücke. Für das wirtschaftliche Leben aber seien die leitenden Triebe die Selbstliebe, das Selbstinteresse. Man braucht also nur den Trieben zu folgen, um zur Glückseligkeit zu gelangen. Auch der Staat wird das Wirken dieser Triebe nicht allzusehr stören dürfen. Smith kennt zwar noch einige Ausnahmen. Aber im allgemeinen ergeht doch an den Staat seine Mahnung, die Natur in ihrem Wirken nicht zu stören: Let her alone! sie wird schon alles zum besten lenken. Daß eine solche Lehre, die zugleich die äußeren Hemmungen seitens des Staates und die inneren Hemmungen der christlichen Moral „moralphilosophisch“ beseitigte, damals weiten Anklang finden mußte, liegt auf der Hand.

Wer es vorzog, mit der Wissenschaft voranzuschreiten, konnte sich dann später für die Forderung voller wirtschaftlicher Freiheit auch auf die biologische Soziologie berufen. Lehrte diese ja doch durch den „Philosophen“ Herbert Spencer, daß die unbehinderte Möglichkeit, im Konkurrenzkampfe die Schwächeren abzuwürgen, unerläßliche Voraussetzung jedes Fortschrittes sei.

Das Eigeninteresse und der Marktgewinn als Zweck und Grundlage von allem — darauf laufen diese und ähnliche Theorien der Folgezeit sämtlich hinaus. Das war es ja gerade, was man brauchte und was dann auch allenthalben seine wissenschaftlichen Vertreter fand. Die Moral kam dabei nicht nur nicht zu Worte, sondern nur zu oft auch praktisch zu Schaden. Das war aber dann angeblich nicht Schuld der Wissenschaft. Die Nationalökonomie „abstrahierte“ ja nur von der Moral. Moral zu treiben wollte sie eben den Moralisten überlassen. Um so mehr kämpften andere gegen Kirche, Christentum und christliche Moral in Wirtschaftsfragen. Wer um das goldene Kalb tanzt, faltet seine Hände nicht zum

Gebet, wird unduldsam gegen alle, die ihre Kniee beugen vor dem wahren Gott. Die bürgerliche, reich dotierte Presse[1] vor allem wurde in den verschiedenen Ländern unbedingte Förderin jenes modernen „Kapitalismus", dessen Hauptmerkmal nach Sombart das freie Walten der Erwerbsidee ist, aus welcher Idee wiederum erwächst die Tendenz zum schrankenlosen Erwerb, für die es nie genug gibt, die Tendenz zum unbedingten Erwerb, die die gesamte Werteweelt den Geschäftsinteressen unterordnet, die Tendenz zum rücksichtslosen, zum freien, durch keine Schranken von oben her gehemmten Erwerb. Wissenschaft, Kunst, Literatur, alles stand im Dienste dieses „Kapitalismus". Der Geist der Selbstsucht, der Habsucht, materialistischer Genußsucht, des gegenseitigen Vernichtens verbreitete sich krebsartig unter den Völkern. Es wurde überall Sturm gelaufen gegen Kirche und Christentum, gegen eine Lehre, welcher entfesselte Erwerbssucht als Mammonismus gilt, die jede Übervorteilung, jeden rechtlich, privat- und volkswirtschaftlich nicht begründeten Mehrwert als Wucher, die Hinterziehung redlich und rechtlich verdienten Lohnes als himmelschreiende Sünde verurteilt, gegen eine Religion, die Nation und Menschheit schützt vor Selbstvernichtung, die hierbei gegenüber angeblichen Lehren „echter Wirtschaftlichkeit" an das Gewissen appelliert, die eine Genußsucht verurteilt, welche dem Kinde das Leben vorenthält, aus der Verminderung des Elternglückes eine Rente für den Schluß des Lebens ersparen will.

Und was trägt in letzter Linie die Schuld an dem entsetzlichen Weltkriege? Was anders als der „kapitalistische Geist", jener brutale Krämergeist, der zum Kampfe trieb gegen den beneideten Konkurrenten auf dem Weltmarkte! Was hat die Hände in neutralen Ländern in Bewegung gesetzt zur Anfertigung von Mordwaffen und Munition, die den braven deutschen und österreichischen Soldaten den Tod bringen sollten? Was anders wiederum als eben jener Krämergeist, der von der Moral abstrahiert, wo immer Gewinn zu erwarten ist. Törichte Menschen behaupten, das Christentum habe im Weltkriege versagt. Nein, das Christentum trifft fürwahr keine Schuld, sondern die allein, die sich vom Geiste des Christentums entfernten, die den christlichen Geist in den Völkern zu vernichten trachteten. Ihr Wirken hat leider nicht versagt, sondern allzu bittere Früchte getragen.

Auch in Deutschland hatte der „kapitalistische Geist" vor dem Kriege sich Geltung verschaffen können, und die häßlichen Erscheinungen des

[1] Vgl. Eberle in Austria nova (1916) 307 ff.

Wuchers in der Kriegszeit sind schließlich nichts anderes als Äußerungen desselben Geistes. Indes fand der Individualismus vor dem Kriege doch hier schon manche Hemmungen. Wir erinnern an die Zollgesetze, die soziale Gesetzgebung, die größere Ausdehnung gemeinwirtschaftlicher Formen in Staat und Gemeinde, an die Steuergesetzgebung, die dem solidaristischen Gedanken zum Siege verhalf, die die Steuer nicht im individualistischen Sinne, nicht als Gegenleistung für Vermögensschutz, also unter dem Gesichtspunkte des Vermögensinteresses, sondern als staatsbürgerliche Pflicht auffaßte und nach der Leistungsfähigkeit bemaß. Auch bedeutet die immer mächtiger einsetzende Organisationsbewegung, die eine neue gesellschaftliche Gliederung vorzubereiten scheint, den entscheidenden Bruch mit dem individualistischen Prinzip. Und wie in der Praxis des Lebens, so hatte ebenfalls in der Theorie eine Wandlung zum Besseren begonnen. Man mag bei der historischen Schule methodische Einseitigkeiten zu tadeln finden, nicht in allem mit den Kathedersozialisten übereinstimmen, es bleibt ein unbestreitbares Verdienst der deutschen Nationalökonomie, daß in ihr Eigeninteresse und Marktgewinn nicht mehr die Grundlage von allem ist, daß der Staat hier nicht mehr als willkürliche Bildung zum Schutze des privaten Eigentums und Erwerbes erscheint, im übrigen aber dem Wirtschaftsleben gegenüber den stummen Zuschauer zu spielen hat, daß der Staat hier als höchste, notwendige, natürliche Form des Gesellschaftslebens mit wichtigen Aufgaben auch dem Wirtschaftsleben gegenüber Anerkennung gefunden hat. Diese nationalökonomische Theorie, die mit der Abkehr von der atomistischen Lehre schon viele Elemente der organischen Auffassung in sich aufgenommen hatte, bedurfte freilich noch theoretisch und systematisch abschließender Vollendung.

Indem die Volkswirtschaft zwar auch, aber nicht bloß, als Summe von selbständigen Privatwirtschaften, sondern zugleich als eine durch den Zweck der staatlichen Gesellschaft beherrschte, geregelte, geordnete Arbeitsgemeinschaft erscheint, empfängt sie die nähere Bestimmung der ihr eigentümlichen Aufgabe. Diese Aufgabe besteht in der Bedarfsdeckung des Volkes. Sie muß in einer Weise Erfüllung finden, daß dabei der Zweck der staatlichen Gesellschaft, die öffentliche Wohlfahrt, die Möglichkeit für die Gesellschaftsglieder gewahrt bleibt, innerhalb der gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen, selbsttätig, unter eigener Verantwortung ihr materielles Wohl zu erwirken. Die öffentliche, allen gemeinsame Wohlfahrt dient von der Seite des Gesellschaftslebens her der allgemeinen Wohlfahrt, der Wohlfahrt

der einzelnen Volksglieder, dem materiellen Wohlstande der Nation. Der Staatsbürger hat als solcher in seinen wirtschaftlichen Bestrebungen sich den Anforderungen der öffentlichen Wohlfahrt zu unterwerfen, weil nur so die allgemeine Wohlfahrt des Volkes Verwirklichung finden kann. Eine logisch richtig aufgebaute Nationalökonomie wird darum von dem Begriffe „Volkswohlstand" ausgehen, dann die Ursachen des Volkswohlstandes untersuchen müssen, zu prüfen haben, was ein Volk zu einem solchen erfolgreichen materiellen Wohlfahrtsstreben disponiert, wird die im volkswirtschaftlichen Prozesse tätigen aktiven Faktoren vorführen mit allgemeinen Richtlinien für deren Wirken, wird dann der Erfüllung der Bedarfsdeckungslehre, zunächst im allgemeinen, und dann in der speziellen Volkswirtschaftslehre für die verschiedenen Wirtschaftsgebiete ihre Aufmerksamkeit schenken müssen. Die Nationalökonomie bleibt dabei wahre Wissenschaft, aber nicht bloße historische oder Beobachtungswissenschaft. Sie wird bei der Untersuchung der kausalen Zusammenhänge von umfassender Untersuchung der Tatsachen ausgehen, kann, nach Art der historischen Schule, dabei alles in den Rahmen der jeweiligen politischen und Kulturgeschichte rücken. Sie wird aber zugleich nicht vergessen, daß der Mensch auch denken kann und muß, daß es für das wirtschaftliche Leben auch grundsätzliche Wahrheiten gibt, an denen echte Wissenschaft nicht vorübergehen kann. Der Einwand, daß alle Zweckbetrachtung mit Weltanschauungsfragen zusammenhänge, in den Weltanschauungsfragen aber eine Einigung nicht zu erzielen sei, kann nur auf denjenigen Eindruck machen, der Weltanschauungsfragen dem Bereich der Vernunfterkenntnis entrückt und dem bloßen Gefühlsleben zuweist. Echte Wissenschaft wird indes weit lieber auf die Übereinstimmung der Gelehrten als auf die Wahrheit verzichten. Sie wird ferner auch innerhalb der nationalökonomischen Forschung nur insofern von der Moral „abstrahieren", als die Untersuchung von Moralfragen als solcher nicht Aufgabe des Nationalökonomen ist. Gleichzeitig aber darf doch nicht verkannt werden, daß eine Erfüllung der volkswirtschaftlichen Aufgabe, als Wohlfahrts-, Kultur- und Fortschrittsaufgabe, ohne Moral, insbesondere ohne Wahrung der Gerechtigkeit im Wirtschaftsleben gänzlich ausgeschlossen ist. —

„Alle Theorie ist grau!" Ganz richtig, mein Freund! Ist auch dein Weisheitsspruch nicht neu, so hast du doch recht. Alle Theorie ist grau, und sie bleibt auch grau, solange sie nicht in einer bestimmten geschichtlichen Periode allgemeinere und praktische Anerkennung gefunden hat. Die Wahrheit ist nicht jederzeit und überall siegreich; nur zu oft haben Irrtum und

Leidenschaft den Gang der Entwicklung beherrscht. Mächtiger als die gewaltigste Revolution hat nun aber der furchtbare Weltkrieg auf Denken und Wollen unseres Volkes eingewirkt. Der Gedanke, daß der Staat nichts anderes ist als die staatlich geeinte Volksgemeinschaft, daß, wer dem Staate dient, seinem eigenen Volke dient, daß, wer für den Staat sich opfert, für sein Volk stirbt, dieser Gedanke, der unsere Krieger begeisterte, daß sie Blut und Leben hingaben für ihr Vaterland, kurz, der Gemeinschaftsgedanke, der auf den Schlachtfeldern so wunderbar sich bewährte, er kann nicht ohne Einfluß bleiben auf die zukünftige volkswirtschaftliche Entwicklung.

Ein neuer „Geist" ist bei uns eingezogen, die alte Idee der Staatsgenossenschaft im Sinne des christlich-germanischen Rechtes hat neues Leben gewonnen. Bleibt sie wirksam, dann wird wieder wahre Freiheit bei uns wohnen, nicht bloß Freiheit der Starken, sondern auch der Schwachen, nicht atomistische Freiheit, sondern Freiheit, auf Ordnung gebaut, eine Freiheit, die fremdes Recht, fremde Wohlfahrt achtet, die nicht die allen gemeinsame Wohlfahrt aus Eigennutz gefährdet. Dann steht die Volkswirtschaft nicht mehr neben dem Staate, sondern im Staate, dem Zwecke der staatlichen Gesellschaft bis in die weltwirtschaftlichen Beziehungen hinein unterworfen. Dann wird der egoistische Krämergeist in der wirtschaftlichen Betätigung durch die Idee des Dienstes am Ganzen überwunden, der Ertrag nicht mehr über die Leistung gestellt werden. Dann wird auch eine vom Gemeinschaftsgedanken beherrschte nationalökonomische Theorie allgemeinerem Verständnis begegnen, dann werden sich unsere Nationalökonomen dem Banne der englisch-französischen Wissenschaft entziehen, das Wesen der Volkswirtschaft nicht mehr erschöpft glauben durch Analyse der Preis-, Wert-, Handelserscheinungen, des Marktverkehrs ihren eigenen Vorteil suchender Einzelwirtschaften. Dann wird man sich zu der Erkenntnis erheben, daß die Volkswirtschaft keine bloße Summe von Wirtschaften, sondern eine Einheit ist, nicht die Einheit des Verbandes im Sinne einer sozialistischen Gesellschaft, aber wahre Gemeinschaft mit einer von der Zugehörigkeit zu der gleichen Staatsgemeinschaft bestimmten Aufgabe: eben der Bedarfsdeckung des gesamten Volkes als Wohlfahrts- und darum als Kultur- und Fortschrittsaufgabe. Dann wird der Geist der Gerechtigkeit wieder einziehen, der Gerechtigkeit, ohne den alle Gemeinschaft sich auflöst und zugrunde geht.

Heinrich Pesch S. J.

Zeitgeschichtliche Urkunden.

Staatliche Regelung der Jugendpflege in Preußen seit dem 18. Januar 1911[1].

Reicher Erfolg ist im letzten Jahrfünft den Anregungen beschieden gewesen, durch die S. M. Kaiser Wilhelm II. deutschem Gemeinsinn die Jugendpflege empfahl. Ein so hohes soziales Gut die Jugend, eine so hohe und dringliche soziale Aufgabe ist die Fürsorge für sie. Alle sozialen Mächte haben Anteil an diesem Gut, Anteil auch an der Aufgabe, Familien und Gemeinden, Staat und Kirche. Der soziale Geist unserer Tage hat mancherlei freie Genossenschaften in den Dienst auch dieser Aufgabe gestellt. Je stärker sie sich mehrten, je eifriger sie arbeiteten, um so zahlreicher wurden die Stimmen, die jene staatliche Regelung und Leitung wünschten, welche der Vielfältigkeit der Bemühungen die Einheit der Richtlinien und des Betriebes zu geben vermöchte. Um darzulegen, in welcher Weise die kgl. preußische Regierung diesen Wünschen Rechnung trug, wurden die namhaftesten Verordnungen in zeitlicher Abfolge zusammengestellt, mit Beschränkung auf die allgemeine Jugendpflege, und zwar die, welche die männlichen Schulentlassenen zum Gegenstand hat. Die Verfügungen über die körperliche Ertüchtigung durch den Jungdeutschlandbund, über die geistige Ausbildung in den Fortbildungsschulen, sowie alles, was speziell die militärische Jugendausbildung betrifft, bleibt hier zunächst außer Betracht.

Auszugehen ist von dem Jugendpflegeerlaß des kgl. Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten vom 18. Januar 1911, dem ein Anhang beigegeben war: „Grundsätze und Ratschläge für die Jugendpflege". In 20 Nummern wird da eine Fülle praktischer Anweisungen für die verschiedensten Zweige der Jugendpflegearbeit geboten.

Was bisher auf den Schultern weniger Volksfreunde geruht hatte, im konfessionellen wie im interkonfessionellen Lager, bekam dadurch mit einem Schlag geschlossene Einheit, und neue Kräfte stellten sich nun der Jugendpflege zur Verfügung[2]. Günstige Aufnahme sicherte dem Erlaß von vornherein der warme Ton, in dem alles von den Vereinen Geleistete Anerkennung fand und an alle der Aufruf zur Mitarbeit erging, die „ein Herz für die Jugend haben", „vaterländische Jugenderziehung zu fördern bereit sind". Der Erlaß verdiente diese

---

[1] Zusammengestellt von Johannes Drüding S. J.

[2] Verhandlungsbericht der 20. Generalversammlung der Präsides katholischer Jünglingsvereinigungen der Erzdiözese Köln in Bonn a. Rh., 12. Juli 1916.

Aufnahme; daß er „in idealer Weise die Wege der Jugendpflege bezeichne", rühmte ihm der Zentrumsabgeordnete Dr. Neumann nach im preußischen Abgeordnetenhause am 11. Mai 1914. Im Jahr seines Erscheinens begrüßte die 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands „die in der letzten Zeit überall begonnene Jugendpflege von seiten des Staates wie der Gemeinden". Die Generalversammlung „hält es für eine der ersten Aufgaben dieser Körperschaften, allenthalben die Fürsorge an der schulentlassenen Jugend, insbesondere die bereits bestehenden Einrichtungen dieser Art, zu unterstützen. Dabei ist sie von der Überzeugung durchdrungen, daß diese Jugendpflege in die Jugendarbeit der katholischen Vereine in keiner Weise störend eingreifen, sondern mit derselben einträchtig zusammenarbeiten und sie nach Kräften unterstützen wird. Von den katholischen Vereinen zum Schutze der Jugend, vornehmlich den Präsides und Leitern dieser Vereine, erhofft die Generalversammlung, daß sie alles tun werden, um ihr Recht in den staatlichen Jugendpflegebestrebungen geltend zu machen" [1].

I. Der grundlegende Erlaß vom 18. Januar 1911.

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten von Trott zu Solz an die Herren Oberpräsidenten [U III B 6088] [2].

Die in den letzten Jahrzehnten erfolgte Veränderung der Erwerbsverhältnisse mit ihren nachteiligen Einflüssen auf das Leben in Familie und Gesellschaft hat einen großen Teil unserer heranwachsenden Jugend in eine Lage gebracht, die ihr leibliches und noch mehr ihr sittliches Gedeihen aufs schwerste gefährdet. Immer ernster wird daher die *allgemeine* Durchführung von Maßnahmen gefordert, welche dem heranwachsenden Geschlecht ein fröhliches Heranreifen zu körperlicher und sittlicher Kraft ermöglichen. Diese Forderung wird besonders dringend gerade auch von solchen erhoben, welche selbst seit geraumer Zeit sich um die Pflege der Jugend verdient gemacht und eigene Erfahrungen auf diesem Gebiete gesammelt haben.

Auch die kgl. Staatsregierung betrachtet die *Jugendpflege* wegen ihrer hohen Bedeutung für die Zukunft unseres Volkes als eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart und hat deren Förderung dem mir unterstellten Ministerium übertragen.

Um über den Geist, in dem ich die Sache behandelt zu sehen und ihr zu dienen wünsche, von vornherein keinen Zweifel aufkommen zu lassen, bemerke ich, daß die Jugendpflege die Anwendung irgendeiner bureaukratischen Schablone

---

[1] Bericht über die Verhandlungen der 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Mainz vom 6. bis 10. August 1911 (Mainz 1911), 318.

[2] Jugendpflege. Zusammenstellung der wichtigeren Bestimmungen und Erlasse und Verzeichnis der Ausschüsse für Jugendpflege in Preußen. Bearbeitet im Bureau des Ministeriums der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten (Berlin 1914, Schriftenvertriebsanstalt) S. 13—25. Im folgenden als „Sammlung Jugendpflege" zitiert.

nicht verträgt. Tunlichst freie Entfaltung aller geeigneten Kräfte innerhalb des durch das Ziel gegebenen Rahmens und unter Fühlungnahme mit den dasselbe Ziel Erstrebenden ist unentbehrlich. Wenn irgendwo, so hängt hier der Erfolg der Arbeit von der selbstlosen Hingebung der Personen ab, die sie treiben, sowohl bei dem unmittelbaren Dienste an der Jugend selbst, wie bei den besonders wichtigen Bemühungen, der Jugendsache Freunde zu werben.

Die Stadtverwaltungen und Schuldeputationen finden hier ein weites Feld aussichtsvoller Tätigkeit, und ich stelle gern fest, daß der Anbau desselben bereits vielerorts — teilweise in mustergültiger Weise — in Angriff genommen worden ist. Auf dem Lande und für kleinere Städte erscheint es als der sicherste Weg zu befriedigenden Ergebnissen, wenn die Kreisverwaltungen die Sache zum Gegenstande ihrer besondern Fürsorge machen, wie es bereits mehrfach in vorbildlicher Weise erfolgt ist.

Das Werk der Jugendpflege bedarf aber vor andern des Wohlwollens und der opferwilligen Mithilfe aller Vaterlandsfreunde in allen Ständen und Berufsklassen. Es ist daher dringend erwünscht, daß die warmherzige Liebe und opferwillige Begeisterung, die ihr von Einzelpersonen und freien Vereinigungen, wie den zahlreichen kirchlichen Vereinen, den großen Turn-, Spiel- und Sportvereinigungen, Vereinen für Volkswohlfahrt u. a., bisher schon zugewandt worden ist, ihr nicht bloß erhalten bleibe, sondern an Umfang und Stärke zunehme.

Das kgl. Staatsministerium legt Wert darauf, daß alle staatlichen Behörden, soweit sie dazu geeignete Räumlichkeiten, Mittel und Kräfte besitzen, diese nach aller Möglichkeit für die Förderung der Sache dienstbar machen. Nicht minder rechne ich auf die wertvolle Hilfe der Geistlichen aller Bekenntnisse.

Schließlich darf ich mich der Mitwirkung der mir nachgeordneten Behörden, Beamten und Lehrer bei der erzieherischen Jugendpflege auch außerhalb der Schulzeit versichert halten. Ich weiß, daß ich die Beteiligten damit vor eine Aufgabe stelle, deren Schwierigkeit schon deshalb nicht gering ist, weil ihre Lösung nicht schulmäßig erfolgen darf und die Möglichkeit eines Zwanges fehlt. Ich weiß aber auch, wie bisher schon sehr viele Lehrer und Lehrerinnen bei den Bestrebungen für allgemeine Jugendwohlfahrt in vorderster Reihe gestanden haben, wie ferner die königlichen Regierungen bereits mit Erfolg auf diesem Gebiete tätig sind und besonders in den letzten Jahren teilweise umfassende Vorbereitungen für eine Ausdehnung ihrer Fürsorge getroffen haben. Ich vertraue daher, daß die Schulverwaltung mit allen ihren Organen sowie die Lehrerschaft an Volks-, Mittel- und höheren Schulen diesem Werke ihre Mitarbeit mit derjenigen Hingebung und Einmütigkeit zuwenden werden, ohne welche gerade hier ein dauernder Erfolg nicht zu erreichen ist.

Damit diese mannigfaltigen Kräfte sich nicht gegenseitig hemmen, sondern planmäßig auf das gemeinsame Ziel hinarbeiten, ist, wo es nicht bereits geschehen ist, tunlichst bald innerhalb jedes Regierungsbezirks auf die Bildung geeigneter Organisationen hinzuwirken. Diese werden sich bei der Ver-

schiedenheit der Verhältnisse in den einzelnen Bezirken nicht übereinstimmend gestalten lassen. Was z. B. für Oppeln mit seiner dichtgedrängten, vorwiegend in der Industrie beschäftigten und mit fremdsprachigen Bestandteilen durchsetzten Bevölkerung geeignet ist, kann nicht ohne weiteres auf jeden andern Bezirk übertragen werden, zumal da es von besonderer Wichtigkeit ist, auch die bereits vorhandenen organisatorischen Ansätze zu berücksichtigen und zu pflegen.

Die Grundlage und die erste Vorbedingung für den gedeihlichen Fortgang des Werkes bildet die sorgsame Tätigkeit der örtlichen Organe mit ihrer unmittelbaren Arbeit von Person zu Person. Es empfiehlt sich, sie in „Stadt- bzw. Ortsausschüssen für Jugendpflege“ zusammenzufassen. Ich bemerke dabei, daß der Ausdruck Jugendfürsorge besser zu vermeiden ist, da unter dieser im Volke vielfach irrtümlich nur Zwangserziehung verstanden wird. Den örtlichen Organisationen und — insoweit es angezeigt erscheint — auch den Schulvorständen und Schuldeputationen liegt die erste Sorge für die erforderlichen Mittel, Plätze und Räumlichkeiten sowie deren Ausstattung ob. Vor allem haben sie die Männer und Frauen ausfindig zu machen und zu gewinnen, welche fähig und bereit sind, der eigentlichen Hauptarbeit, dem persönlichen Dienst an der Jugend, sich zu widmen. Die richtige Wahl ist hier für den Erfolg entscheidend. Bei dem Vorhandensein von mehreren der Jugendpflege dienenden Vereinigungen an einem Orte haben sie diese tunlichst zusammenzufassen, Reibungen vorzubeugen, ihr Zusammenwirken bei Vorträgen, festlichen Veranstaltungen u. dgl. zu erstreben.

Um die Leistungsfähigkeit der in ländlichen Orten und nicht kreisfreien Städten einzurichtenden Organisationen zu erhöhen, können „Kreisausschüsse für Jugendpflege“ geschaffen werden, welchen einflußreiche oder besonders erfahrene und tatkräftige Privatleute, Gewerbetreibende, Landwirte, Geistliche, Lehrer, Turnlehrer, Kreisärzte, Richter, Offiziere usw. als Mitglieder angehören, und in denen es besonders Sache der Landräte und Kreisschulinspektoren sein wird, die Sammlung der geeigneten Kräfte, die Aufbringung der erforderlichen Mittel und die Bereitstellung der nötigen Einrichtungen zu fördern.

Wenn auf diese Weise in Kleinarbeit der örtlichen Instanzen in Anknüpfung an vorhandene Organisationen das Interesse weiterer Kreise wachgerufen ist, wie dies schon vielfach geschehen ist, so empfiehlt es sich, für den Bezirk eine einheitliche Stelle zu schaffen, welche als „Bezirksausschuß für Jugendpflege“ unter Vermeidung jedes Anscheins bureaukratischer Regelung die gesamten Bestrebungen für Jugendpflege innerhalb eines Bezirks zusammenfaßt. Sie vereinigt in sich unter der Leitung des Regierungspräsidenten die in den einzelnen Zweigen der Jugendpflege hervorragend erfahrenen oder für ihre Verbreitung besonders einflußreichen Persönlichkeiten. Außer den Gewerbe-, Medizinal-, Schul- und Gewerbeschul-Räten sowie andern geeigneten Beamten wird es sich empfehlen, nach Möglichkeit Vertreter aller Berufsklassen und Stände, insonderheit auch der ausschließlich oder teilweise der Jugendpflege dienenden Vereine heranzuziehen. Es wird ohne Bedenken bis zu einer Zahl von etwa 20 Mitgliedern gegangen werden können.

Zu den wichtigsten Aufgaben des Bezirkspflegeausschusses wird es gehören, die erforderlichen Mittel beschaffen zu helfen, in allen Kreisen und Ständen der Bevölkerung Verständnis und werktätige Teilnahme zu wecken für die Jugendpflege als eine nationale Aufgabe ersten Ranges und als unabweisbare Pflicht vornehmlich auch der oberen Schichten der Gesellschaft, die örtlichen Organisationen durch besonders erfahrene Personen, Turn- und Spielpfleger (nicht Inspektoren!), Büchereikundige u. a., mit Rat und Tat zu unterstützen, die hier und da bei der Einzelarbeit gewonnenen Erfahrungen auch für andere Stellen nutzbar zu machen, zur persönlichen Arbeit an der Jugend geeignete und bereite Männer und Frauen nötigenfalls durch Kurse usw. für ihre Aufgabe noch besonders auszubilden.

Innerhalb der Stadt- (Orts-), Kreis- und Bezirksausschüsse können besondere Arbeitsausschüsse für bestimmte Aufgaben gebildet werden.

Es besteht, wie ich zusammenfassend bemerke, nicht die Absicht, staatliche Einrichtungen mit Besuchszwang für die schulentlassene Jugend zu schaffen. Es handelt sich vielmehr darum, die bestehenden Veranstaltungen Dritter und Vereinigungen aller Art, welche sich bisher schon mit Erfolg der Pflege der schulentlassenen Jugend annehmen, tunlichst zu fördern, nach Bedarf die Bildung neuer Einrichtungen anzuregen, alle an der Jugendpflege Beteiligten, namentlich auch die auf diesem Gebiete tätigen Vereinigungen — bei voller Wahrung ihrer Selbständigkeit — unter sich und mit den staatlichen, den Kreis- und Gemeindeorganen zu einheitlichem, planvollem Wirken zusammenzuschließen und ihnen innerhalb der sich daraus ergebenden größeren örtlichen, Kreis- und Bezirksorganisationen durch Rat und Tat, auch durch Zuwendung staatlicher Mittel als Beihilfen eine an Umfang und Kraft gesteigerte Wirksamkeit zu ermöglichen.

Über Ziel, Umfang und Mittel der Jugendpflege ist das Erforderliche in den anliegenden „Grundsätzen und Ratschlägen“[1] enthalten, welche in einer hier abgehaltenen Zusammenkunft in der Jugendpflege erfahrener Männer beraten worden sind. An dieser Stelle will ich noch wiederholt auf die Notwendigkeit hinweisen, daß die bereits vorhandenen gesunden Ansätze der Jugendpflege erhalten und sorgsam weiter entwickelt werden. Als Neuschöpfungen, wo solche nötig werden, sind neben andern bewährten Formen auch Jugendvereine ... in Anlehnung an Schulen ins Auge zu fassen, wie sie an verschiedenen Orten bereits mit gutem Erfolge erprobt sind.

Da es darauf ankommt, eine Zersplitterung der Staatsmittel zu vermeiden, ist das Nebeneinanderbestehen mehrerer gleichen Zwecken dienenden Einrichtungen für einen und denselben örtlichen Bezirk, soweit sie nicht nach den Verhältnissen des Ortes notwendig sind, nicht zu fördern; jedenfalls ist die Gewährung staatlicher Beihilfen auf die unbedingt notwendigen Fälle zu beschränken. Überall ist darauf Bedacht zu nehmen, auch die von andern Verwaltungen geschaffenen Einrichtungen für die allgemeine Jugendpflege nach Möglichkeit nutzbar zu machen.

---

[1] Siehe unten S. 437.

In Betracht kommen dabei namentlich die staatlichen Betriebs- (Berg-, Eisenbahn-) Verwaltungen sowie Einrichtungen, welche in Verbindung mit den Fortbildungsschulen bereits vorhanden sind. Anderseits haben die für die allgemeine Jugendpflege getroffenen Veranstaltungen auch den Zwecken der andern Verwaltungen zu dienen.

Um hier überall den wünschenswerten Zusammenhang herzustellen, werden die Herren Regierungspräsidenten nicht nur mit den bezeichneten Verwaltungen Fühlung zu nehmen und dauernd zu halten, sondern neben der Abteilung für Kirchen- und Schulwesen, welche Abschrift dieses Erlasses erhalten hat, namentlich auch die Gewerbeschul- und Gewerbeaufsichtsbeamten an den zu treffenden Maßnahmen zu beteiligen haben.

Die kgl. Staatsregierung hat für den vorliegenden Zweck einen besondern Fonds zu Beihilfen für Veranstaltungen Dritter zwecks Förderung der Pflege der schulentlassenen männlichen Jugend sowie zur Ausbildung und Anleitung von für die Jugendpflege geeigneten Personen ... in den Etat meines Ministeriums eingestellt. . . .

Bezüglich der Verwendung ist zu beachten, daß der erwähnte Betrag nur für die Förderung der Pflege der schulentlassenen männlichen Jugend bestimmt ist. . . .

Der Minister der geistlichen-, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.
von Trott zu Solz.

II. Grundsätze und Ratschläge für Jugendpflege[1].

1. Aufgabe der Jugendpflege ist die Mitarbeit an der Heranbildung einer frohen, körperlich leistungsfähigen, sittlich tüchtigen, von Gemeinsinn und Gottesfurcht, Heimat- und Vaterlandsliebe erfüllten Jugend. Sie will die Erziehungstätigkeit der Eltern, der Schule und Kirche, der Dienst- und Lehrherren unterstützen, ergänzen und weiterführen.

2. Zur Mitwirkung bei der Jugendpflege sind alle berufen, welche ein Herz für die Jugend haben und deren Erziehung im vaterländischen Geiste zu fördern bereit und in der Lage sind.

3. Die erforderlichen Mittel werden von Freunden und Gönnern der Jugend, von den Gemeinden, Kreisen usw. und ergänzungsweise vom Staate gewährt. Im Hinblick auf die große Bedeutung der Sache für die Zukunft unseres Volkes ist zu erwarten, daß die Zahl hochherziger Stiftungen für diesen Zweck mehr und mehr wächst.

Die Arbeit an der Jugendpflege ist in der Regel ehrenamtlich.

4. Die Pflege der schulentlassenen Jugend umfaßt das Alter vom 14. Lebensjahre bis zum Eintritt ins Heer bzw. bis zum 20. Lebensjahre. Dabei werden die jüngeren drei Jahrgänge von den drei älteren, wo es notwendig und mög-

---

[1] Anlage zu Erlaß U III B 6088. Abgedruckt in der „Sammlung Jugendpflege" S. 26—36.

lich ist, getrennt; doch ist dann die Mitarbeit von geeigneten Mitgliedern der älteren Abteilung in der jüngeren anzustreben.

5. Die Besonderheit der Pflege für die schulentlassene Jugend wird einerseits durch das zu erreichende Ziel, anderseits durch sorgsame Berücksichtigung der Eigenart, der Bedürfnisse und der jeweiligen besondern Verhältnisse der heranwachsenden Jugend bestimmt. Von wesentlichem Einfluß auf die Wahl der Mittel ist der Umstand, daß Zwang für die Teilnahme an den Veranstaltungen nicht möglich ist.

6. Junge Leute, die Tag für Tag in anstrengender Arbeit stehen, haben für ihre Freizeit das naturgemäße Verlangen nach Unterhaltung und Freude. Der der heranwachsenden Jugend ohnehin eigentümliche Freiheitsdrang läßt den Wunsch nach Selbstbestimmung in der Freizeit besonders stark hervortreten. Vielfach zeigt sich als Rückwirkung des Zwanges, den ihnen die Berufsarbeit tagsüber auferlegt hat, am Feierabend die Neigung, sich in ungebundener Weise zu ergehen. Die Art der Arbeit, bei der viele oft nur ein ganz kurzes Stück des Weges vom Rohmaterial zum fertigen Erzeugnis überschauen, erschwert häufig das Aufkommen der rechten Freudigkeit an der Arbeit. Dadurch trägt sie neben andern Umständen, insonderheit der häufig vorhandenen Abgeschlossenheit von der freien Gottesnatur, nicht selten dazu bei, daß das Gemüt der jungen Leute verarmt. Es kommt hinzu, daß die Entfremdung weiter Kreise von der Kirche vielen Jugendlichen auch die im Gottesdienst dargebotene Quelle zur Erhebung des Gemüts und zur sittlichen Stärkung verschließt.

Zur Befriedigung des bei der großen Mehrzahl vorhandenen Hungers nach geistiger Anregung fehlt es oft an gesunder Nahrung, zur Pflege besonderer Neigungen und Anlagen meist an Ort und Gelegenheit. Wahllos greift der gar nicht oder schlecht beratene Jugendliche nach jedem Lesestoffe und erleidet an Geist und Herz durch schlechte Lektüre oft schweren Schaden.

Die Entwicklung anderer wird nachteilig beeinflußt durch den Mangel eines auch nur einigermaßen freundlichen Heims, die Gefahren des Straßenlebens, durch Langweile, durch Verführung des Alkohols, durch Entbehrung zweckmäßiger Leibesübungen in freier Luft usw.

7. Demnach kommen als Mittel der Jugendpflege in Frage und haben sich als solche zumeist schon bewährt:

Bereitstellung von Räumen zur Einrichtung von Jugendheimen zur Sammlung der Jugend in der arbeitsfreien Zeit und Darbietung von Schreib-, Lese-, Spiel- und andern Erholungsgelegenheiten.

Gründung von Jugendbüchereien, Einrichtung von Musik-, Gesangs-, Lese- und Vortragsabenden, von Aufführungen mit verteilten Rollen, überhaupt Gewährung von Gelegenheiten zu edlerer Geselligkeit und Unterhaltung.

Ausnutzung der volkstümlichen Bildungsgelegenheiten eines Ortes, wie Museen u. dgl., unter sachverständiger Führung, Besuch von Denkmälern, geschichtlich, erdkundlich, naturkundlich, landschaftlich usw. sehenswerten Örtlichkeiten.

Bereitstellung von Werkstätten für Handfertigkeitsunterricht u. dgl.

Bereitstellung von Spielplätzen und bedeckten Räumen für Leibesübungen. Bei etwa erforderlicher Neuanlage solcher einfach zu haltenden Räume ist darauf Bedacht zu nehmen, sie so einzurichten, daß sie mangels sonst geeigneter Unterkunft zugleich als Jugendheime, als Räume zu Vorträgen, Volksunterhaltungsabenden, Aufführungen u. dgl. benutzt werden können.

Schaffung möglichst unentgeltlicher Gelegenheiten zum Baden, Schwimmen, Schlittschuhlaufen.

Verbreitung gesunder Leibesübungen aller Art je nach Jahreszeit, Ort und Gelegenheit. Neben Turnen, volkstümlichen Übungen, Bewegungsspielen und Wanderungen ist gegebenenfalls Schwimmen, Eislauf, Rodeln, Schneeschuhlaufen u. a. zu empfehlen. Besondere Pflege ist den einer Landschaft etwa eigentümlichen Spielen und Leibesübungen zu widmen, wie überhaupt jede Gelegenheit zur Pflege der Heimatliebe zu verwerten ist.

8. Die Aufzählung der vorstehend genannten Mittel und als wünschenswert bezeichneten Einrichtungen soll nicht bedeuten, daß dies alles erst beschafft oder bereitgestellt werden müsse, ehe mit der Pflege der schulentlassenen Jugend begonnen werden könne. Wo Leiter oder Leiterinnen mit einigem Geschick und mit Liebe zur Sache und zur Jugend vorhanden sind und von einem tatkräftigen und umsichtigen Ortsausschuß unterstützt werden, wird in der Regel sofort mit irgendeinem Zweige der Jugendpflege begonnen werden können. Es erhöht für die beteiligte Jugend den Reiz der Sache und ist von großem erziehlichen Werte, wenn sie selbst nach Möglichkeit zu dem Ausbau der Einrichtungen beitragen und an ihrer Verwaltung selbständig mitwirken kann.

9. Die Ausführung der Jugendpflege darf nicht in einer Weise erfolgen, daß sie lediglich oder doch in der Hauptsache auf bloße Vergnügung der Jugend hinauskommt. Zwar ist auch damit schon viel gewonnen, wenn die Jugend an edleren Freuden Geschmack gewinnt. Zugleich aber ist überall mit Sorgfalt, *wenn auch ohne nach außen irgendwelches Aufheben davon zu machen*, die Pflege so zu gestalten, daß der Jugend bei aller Rücksicht auf ihr berechtigtes Verlangen nach Freude ein dauernder Gewinn für Leib und Seele zuteil wird.

10. Wie dies beispielsweise beim Betrieb von Leibesübungen zu geschehen hat, darüber werden in der Anleitung für das Knabenturnen zahlreiche Winke gegeben, die auch für die schulentlassene Jugend Beachtung verdienen. . . .

Im übrigen empfiehlt es sich dringend, die Fortbildungskurse fortzusetzen, durch welche bisher schon Tausende von Personen, darunter auch nicht dem Lehrerstande angehörige, mit dem Ziele ausgebildet worden sind, daß sie gesunde Leibesübungen anregend und in einer die Gesundheit, Kraft und Gewandtheit entwickelnden Weise zu leiten und sie zugleich zu einer wirksamen Schule des Willens und Charakters sowie vaterländischer Gesinnung zu machen verstehen.

11. Vor eine schwierige, aber auch dankbare pädagogische Aufgabe werden Lehrer, Ärzte, Geistliche, Richter und Anwälte, Landwirte, Gewerbetreibende, Ingenieure, Offiziere sowie überhaupt alle diejenigen gestellt, welche an der Jugend-

pflege durch Halten von Vorträgen, durch Leitung von freien Aussprachen u. dgl. mitarbeiten wollen.

Es kommt darauf an, die Stoffe so auszuwählen, daß sie den Bedürfnissen der Jugend entsprechen, sie anziehen und zugleich geistig und sittlich fördern.

In Frage kommen bürgerkundliche Stoffe, ferner solche aus der Religion, der Natur-, der Erd- und Menschenkunde, der Geschichte usw. Namentlich sind auch solche vorzuführen, welche geeignet sind, der Jugend den Sinn ihrer eigenen Arbeit und die Bedeutung und Notwendigkeit der mannigfachen Berufe für das große Ganze zu erschließen.

Anziehend bei richtiger Behandlung und von großer erziehlicher Wirkung sind Darstellungen des Heldentums auf den verschiedenen Gebieten, des schlichten Heldentums einer in ihrem Berufe sich aufopfernden Krankenpflegerin nicht minder als des Heldentums des einfachen Soldaten oder des Generals, die ihre Treue mit ihrem Blute besiegeln.

Kriegsgeschichte verfehlt namentlich dann ihre die Jugend begeisternde Wirkung niemals, wenn von dem mit wenigen Strichen in großen Zügen gezeichneten Hintergrunde der großen Ereignisse sich ein Einzelschicksal, ein einzelnes Ereignis, ein Einzelunternehmen abhebt, das der Jugend schlicht, aber anschaulich und lebenswahr vor die Seele gestellt wird. . . .

Aus der Kulturgeschichte sind solche Einzelbilder von besonderem Werte, aus denen ungesucht der Segen in die Augen springt, der von der Arbeit einzelner für die Gesamtheit ausgegangen ist.

Es versteht sich von selbst, daß die Zubereitung der Stoffe dem geistigen Stande der Hörer tunlichst anzupassen ist. Nicht immer wird es möglich sein, über einen Gegenstand gleichzeitig vor jüngeren und älteren, vor männlichen und weiblichen Hörern zu reden. Letzteres gilt namentlich für die Besprechung mancher Fragen aus der Gesundheitslehre.

12. Zu einer aufbauenden Einwirkung auf die schulentlassene Jugend bedarf es neben der zielbewußten Gewöhnung und Übung vor allem auch der Erweckung eines selbsttätigen Interesses der Jugend für die Zwecke der zu ihren Gunsten getroffenen Veranstaltungen, bedarf es mannigfacher Gelegenheit zu eigener, tunlichst selbständiger Betätigung innerhalb und zum Besten der Jugendvereinigung.

13. Demgemäß empfiehlt es sich, der Jugend möglichst weitgehenden Anteil an der Leitung der Vereine zu geben und ihr allerlei Ämter im Vereinsleben zu übertragen.

14. Zum Selbstanfertigen von Spielgeräten und andern Gebrauchsgegenständen für die Zwecke der Vereinigung ist anzuleiten und durch Anerkennung des Geleisteten weitere Anregung zu geben.

15. Das Interesse an der Vereinigung wird erhöht, wenn ihre Mitglieder einen wenn auch noch so geringen Beitrag zu zahlen haben.

16. Nach den örtlichen Verhältnissen richtet es sich, ob und wieweit die Veranstaltungen zur Jugendpflege an schon bestehende Vereine anzugliedern, oder ob

neue Vereinigungen zu schaffen sind. Jedenfalls ist eine Zersplitterung der Kräfte und Mittel zu vermeiden.

17. Wo die Einrichtung neuer Jugendvereinigungen erforderlich erscheint, kommen neben andern bewährten Formen auch Vereine in Frage, welche sich in Anlehnung an Fortbildungsschulen oder Volks- und Mittelschulen bilden. Geeignete Lehrer, welche sich an der Arbeit beteiligen und sich des besondern Vertrauens der Jugend erfreuen, sind, wenn irgend möglich, an der betreffenden Schule zu beschäftigen. An Volks- und Mittelschulen empfiehlt es sich, diesen Lehrern wenigstens einige Stunden auf der Oberstufe der Schule zu übertragen, weil dadurch der freiwillige Anschluß der abgehenden Schüler und Schülerinnen an den Verein (Klub) der betreffenden Schule sich am leichtesten und sichersten vollzieht.

Die erforderlichen Räume werden gegebenenfalls im Schulgebäude für die nötige Zeit zur Verfügung gestellt, namentlich auch Spielplatz, Turnhalle, Badeanstalt usw.

Die Leitung erfolgt nach den zu 12 bis 15 aufgezählten Grundsätzen. Innerhalb des Vereins (Klubs) wird die Bildung kleinerer Gruppen zur Pflege besonderer Neigungen, z. B. zur Pflege der Musik, der Kurzschrift, der Lektüre usw., gern gestattet.

Zur Unterhaltung dienen u. a. Tischspiele; auch Gelegenheit zum Schreiben ist zu geben. Eine gute Jugendbücherei versorgt die Mitglieder mit Lesestoff.

18. Es wird anzustreben sein, namentlich für Sonnabend abend sowie Sonntag nachmittag und abend die jungen Leute zu geeigneten Veranstaltungen heranzuziehen.

19. Um das Interesse der Eltern, Lehrherren und weiterer Kreise für die Jugendpflege wachzuhalten, empfiehlt sich die Abhaltung von Familienabenden, an denen sich die Jugend durch Darbietungen beteiligt, Veranstaltung von Turn- und Spielvorführungen anläßlich nationaler Feste u. dgl. mehr.

20. Die vorstehende Aufzählung macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Welche Formen im einzelnen anzuwenden sein werden, hängt von den jedesmal gegebenen besondern Umständen und von den vorhandenen Mitteln ab. Die Erfahrung wird ergeben, welche Formen besonders erfolgreich und welche weniger wirksam sind. Aber überall wird es sich bestätigen, daß das Geheimnis des Erfolges in den an der Lösung der Aufgabe arbeitenden Persönlichkeiten liegt, in ihrer umsichtigen und opferwilligen Tätigkeit, in ihrer Geduld und Treue, in ihrer Liebe zur Jugend und zum Vaterlande.

* * *

Seit dem Jahre 1911 hat Preußen öffentliche Mittel für die Jugendpflege in den Staatshaushalt eingestellt, jährlich 1 000 000 Mark und mehr. Sie werden erfreulicherweise nicht nur zur Förderung der körperlichen Ertüchtigung der Jugend, sondern auch zum Zwecke der geistigen und religiösen Jugendpflege verwendet. Grundsätzlich werden auch die konfessionellen Vereine gleichmäßig wie die andern unterstützt. So erhielten z. B. 1912/13 im Regierungsbezirk Trier von 17 865 Mark Unterstützungsgeldern die evangelisch-kirchlichen Jugendvereine 1080 Mark, die

katholischen 6745, die der staatlichen Jugendpflege angeschlossenen nationalen Turn-Spiel- und Sportsvereine 5215 Mark, die politischen Gemeinden 4825 Mark[1].

Genau ein Jahr nach der Veröffentlichung des grundlegenden Erlasses erging am 18. Januar 1912 eine Vorschrift an die Lehrerbildungsanstalten, in welcher die Einführung der Lehramtsanwärter in die Jugendpflege den Leitern dieser Anstalten zur Pflicht gemacht wird.

III. Erlaß, betreffend die Förderung der Jugendpflege durch die Lehrerbildungsanstalten[2].

Berlin W 8, den 18. Januar 1912.

Die Berichte der Königlichen Provinzialschulkollegien über die Förderung der Jugendpflege durch die Lehrerbildungsanstalten sprechen sich übereinstimmend dahin aus, daß schon die angehenden Lehrer für die Pflege der schulentlassenen Jugend zu erwärmen und für die Mitarbeit auf diesem Gebiete vorzubereiten sind. Mit Befriedigung habe ich aus den Berichten zugleich ersehen, daß die Leiter und Lehrer der genannten Anstalten sich freudig bereit erklärt haben, ihre Zeit und Kraft auch dieser neuen, bedeutsamen Aufgabe zuzuwenden.

Bei dem gegenwärtigen Stande der Angelegenheit und der großen Verschiedenheit der Verhältnisse in den Seminarorten lassen sich allgemein verbindliche Einzelvorschriften über die Art und Weise, in der sich die Einführung der angehenden Lehrer in der Jugendpflege zu vollziehen hat, nicht geben. Darüber aber herrscht, wie aus den eingegangenen Berichten ersichtlich ist, schon jetzt im wesentlichen Übereinstimmung, daß die Seminare bei diesen Bemühungen ihr Augenmerk auf folgende Punkte zu richten haben:

1. Die Zöglinge müssen theoretische Unterweisungen über die verschiedenen Gebiete der Jugendpflege erhalten. Diese Belehrungen sind nicht dem Zufall zu überlassen, sondern, soweit es möglich ist, in die Lehrpläne aufzunehmen....

2. Es ist dafür zu sorgen, daß die Seminaristen die Veranstaltungen, durch die die schulentlassene Jugend zu sammeln, zu fesseln und an Leib und Seele zu kräftigen ist, aus eigener Anschauung kennen lernen. Schon das Anstaltsleben bietet dazu mannigfache Gelegenheit, wenn die Lehrerkollegien auch an ihren eigenen Schülern Jugendpflege üben und sich ihrer auch außerhalb des Unterrichts annehmen. Dazu treten dann innerhalb der durch den Anstaltszweck gebotenen Grenzen die Berührungen mit den Jugendvereinen des Ortes, die sich in den meisten Fällen leicht herbeiführen lassen werden.

3. Es ist darauf Bedacht zu nehmen, daß besonders die älteren Zöglinge zur eigenen Betätigung in der Jugendpflege angeleitet werden.

Auf welchem Wege diese Forderungen von den einzelnen Lehrerbildungsanstalten unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse am zweckmäßigsten durch-

[1] B. Jauch, Moderne Jugendpflege. Kurze Orientierung über die gegenwärtigen Jugendpflegeprobleme und den heutigen Stand der Jugendorganisation in Deutschland (Zweite Auflage. Freiburg 1915, Herder) 200 f.

[2] U III B 6805 U III. „Sammlung Jugendpflege" S. 42—44.

zuführen sind, bleibt der Erwägung des Königlichen Provinzialschulkollegiums und der Lehrerkollegien überlassen. . . . Die etwa erforderlichen Mittel sind unter eingehender Begründung getrennt für das laufende und für das nächste Etatsjahr bei mir zu beantragen.

Zum 10. Januar 1913 sehe ich einem Berichte über den Fortgang der Sache an den Lehrerbildungsanstalten der Provinz entgegen.

Von allen Beteiligten wird besondere Sorgfalt darauf zu verwenden sein, daß durch die Tätigkeit auf dem neuen Gebiete der Erfolg der den Lehrerbildungsanstalten schon jetzt obliegenden umfangreichen Arbeit nicht beeinträchtigt wird. Es ist vielmehr darauf Bedacht zu nehmen, der neuen Aufgabe in einer Weise gerecht zu werden, daß dadurch auch der erste Zweck der Lehrerseminare, Erzieher der Schuljugend heranzubilden, gefördert werde.

Der Minister der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten.
von Trott zu Solz.

Kurze Zeit nach diesem Erlaß nahm der Kultusminister Exzellenz von Trott zu Solz die Gelegenheit wahr, in ausführlicher Rede vor dem preußischen Abgeordnetenhause seine bisherigen Maßnahmen zu vertreten.

IV. Aus der im preußischen Abgeordnetenhaus am 26. März 1912 gehaltenen Rede des Ministers der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten über die Jugendpflege [1].

. . . Ich habe einen weiten Rahmen gezogen, in dem die verschiedenartigsten Vereine unbeschadet ihrer Eigenart, ihrer Selbständigkeit, der Aufgaben, die sie sich besonders gestellt haben, ohne Bedenken sich einreihen können, wenn sie nur dem einen Ziele oder zunächst einem der Ziele nachstreben, die ich in meinen Bestimmungen in folgende Worte gefaßt habe:

> Aufgabe der Jugendpflege ist die Mitarbeit an der Heranbildung einer frohen, körperlich leistungsfähigen, sittlich tüchtigen, von Gemeinsinn und Gottesfurcht, Heimat- und Vaterlandsliebe erfüllten Jugend. Sie will die Erziehungstätigkeit der Eltern, der Schule und Kirche, der Dienst- und Lehrherren unterstützen, ergänzen und weiterführen.

Verschieden sind und müssen sein die Wege, die nach diesem Ziele hinführen oder nach einem dieser Ziele zunächst hinführen. Welcher Weg zu wählen ist, was für ein Verein im einzelnen Falle zu begründen ist, das hängt ab von der Persönlichkeit, die die Leitung übernimmt, von der Jugend, um die es sich handelt, von der Umgebung, den Bedürfnissen, die vorliegen, von den Verhältnissen und den Möglichkeiten, die sie geben. So haben wir die Tore weit geöffnet, und da ist es selbstverständlich, daß das Tor nicht verschlossen werden konnte den christlichen und konfessionellen Vereinen. Sie haben seit Jahrzehnten in dieser

[1] Stenographische Berichte über die Verhandlungen des preußischen Hauses der Abgeordneten, 21. Legislaturperiode, 5. Session, 45. Sitzung, Band III, Sp. 3551 bis 3558; auch in der „Sammlung Jugendpflege“ S. 6—12.

Arbeit gestanden und haben vielfach Vorbildliches geleistet, auch sie sind uns herzlich willkommen, und sie sollen nicht anders behandelt werden als die andern Vereine, nicht vorgezogen, aber auch nicht nachgestellt werden. . . .

Wo nun in einem Ort eine größere Anzahl von Vereinen besteht, da kommt es vor allem darauf an, daß die angeschlossenen Vereine sich nicht gegenseitig befehden. Ein jeder Verein soll seiner Eigenart nach leben; aber er soll auch den Nachbar nach seiner Eigenart leben lassen. Die Vereine sollen sich nicht gegenseitig die Mitglieder abjagen, sie sollen ihre Werbekraft an die Jugend richten, die noch keinem der angeschlossenen Vereine angehört; sie sollen nicht in Feindschaft, sondern in ehrlichem, fröhlichem Wettkampf nebeneinander arbeiten und nach der Palme ringen, das Beste für die Jugend in ihren Vereinen zu schaffen und zu leisten. Es wird gerade die Aufgabe der Ortsausschüsse sein, da versöhnend und vermittelnd zu wirken, die Vereine zusammenzuführen, auch einmal, wie es ja auch schon geschieht, eine gemeinschaftliche Feier zu veranstalten, um Vorurteile und Mißverständnisse zu beseitigen.

Es wäre von den verhängnisvollsten Folgen, wenn es zu ernsten Zwistigkeiten zwischen unsern Vereinen käme. Ich habe aber das Vertrauen zu dem gesunden Sinn der Männer, die draußen in der Jugendbewegung stehen, daß sie das verhindern werden, daß sie die großen Ziele, die großen Gesichtspunkte stets im Auge behalten und nicht andere Rücksichten in den Vordergrund treten lassen. Das möchte ich von hier aus mit allem Nachdruck in das Land hinausrufen an unsere treuen Helfer dort, die sich in so erfreulich großer Zahl eingefunden haben, zu denen sich auch unsere Armee gesellt hat. Leutnant und Feldmarschall haben sich in die Arbeit gestellt; sie sind uns hochwillkommene Mitarbeiter.

Nach einer scharfen Abrechnung (Sp. 3553—3555) mit der Sozialdemokratie wegen der in ihren Jugendvereinen betriebenen politischen und antimilitaristischen Propaganda fuhr der Minister fort:

Also, meine Herren, Politik muß ausgeschlossen sein aus unsern jugendlichen Organisationen. Wir würden damit nicht nur gegen das Gesetz verfahren, sondern wir würden auch das Falscheste tun, was wir tun könnten. Von Politik soll dort nicht die Rede sein, auch nicht von der Sozialdemokratie; je weniger dort von ihr gesprochen wird, um so besser. Wir wollen an die Jugend unsere sonstigen Ideale, die uns durchs Leben begleiten, heranbringen: die Freude an allem Schönen und Guten, Gottesfurcht, Vaterlandsliebe (Aha! bei den Sozialdemokraten), Heimatliebe, Tapferkeit, Ehrlichkeit, Entschlossenheit, Reinheit, Zuverlässigkeit, das ist es, was wir im Ernst und im Spiel bei unserer Jugend pflegen und fördern wollen. Aber nicht aufdringlich, sondern sich von selbst ergebend aus dem, womit wir sie beschäftigen wollen.

Dahin, meine Herren, gehören auch die Leibesübungen. Wir pflegen sie auch um ihrer selbst willen, um den jugendlichen Körper zu stählen; aber in der Hauptsache ist uns die Leibesübung doch nur ein Mittel zu jenem Zweck.

Gewiß sollen von ihr ferngehalten werden die Auswüchse des Sports, und ich bin da durchaus auch der Meinung, die hier vom Herrn Abgeordneten

von Goßler auf der Tribüne dargelegt worden ist. Da ich seinen Namen genannt habe, will ich auch gleich auf die andere von ihm vorgebrachte Angelegenheit eingehen und mitteilen, daß ich mit dem Herrn Eisenbahnminister in Verbindung getreten bin und dort Entgegenkommen gefunden habe, so daß zu erwarten ist, daß in kurzem allgemeine Erleichterungen unter gewissen Voraussetzungen für die Ausflüge von Vereinen gegeben werden, die unsern Organisationen angeschlossen sind. . . .

Meine Herren, wir wenden uns mit all den Mitteln an die guten, und nicht an die bösen Instinkte der Jugend. Die Jugend will nicht hassen, sie will lieben, will bewundern, will sich begeistern. Da müssen wir einsetzen, und da haben wir das Übergewicht. Da stehen uns andere Hilfsmittel zur Verfügung als jenen. Wir können unserer Jugend erzählen von unsern Helden und unsern Königen, von Männern, die für ihren Glauben in den Tod gegangen sind, die Gut und Blut für das Vaterland gelassen haben, von Männern und Frauen, die ihr Leben im Dienste der Armen und Kranken verzehrt haben, wir können ihnen erzählen von den Großtaten unseres Volkes aus der Geschichte, die jene in den Staub ziehen und der Jugend vergällen! Das ist nicht im Sinne der Jugend. Und deshalb gehört auch heute noch die bei weitem größte Zahl der Jugendlichen zu unsern Vereinen, und sie wird dort bleiben, wird weiter zu ihnen kommen und wird jene meiden. Freilich nur dann, meine Herren, wenn wir unsere Pflicht tun, wenn wir nicht die Hände in den Schoß legen. Aber pessimistisch brauchen wir nicht zu sein. Wir können mit einem siegesfrohen Optimismus an die Arbeit gehen, wenn wir alle auf der Warte stehen. Hier heißt es jetzt wirklich: alle Mann an Bord; jeder muß in seinem Kreis mitwirken, mithelfen. Wenn hier ausgeführt worden ist, daß mein Erlaß vom 18. Januar 1911 den Erfolg gehabt habe, daß diese Angelegenheit jetzt überall auf der Tagesordnung steht, sich jetzt überall die Hände regen, so ist das gewiß ganz erfreulich. Aber, meine Herren, das darf kein Strohfeuer sein, das schnell erlischt. Es muß ein dauernd brennendes, wärmendes Feuer sein, das seine Flammen weit ins Land hinaus zeigt. Und auch Sie, meine Herren, müssen mitwirken, daß das Feuer nicht erlischt, daß es ihm nie an Nahrung gebricht. Die kgl. Staatsregierung wird das Ihre dazu tun. Sie hat mit dem vollen Bewußtsein von der gewaltigen Bedeutung der Aufgabe sie aufgenommen, und sie wird und kann sie nicht wieder aus der Hand legen.

* * *

Die große Zuwendung von etwa 3 000 000 Mark, welche zumeist von Städten als Jubiläumsspende Seiner Majestät dem Kaiser für die Zwecke der Jugendpflege dargeboten wurde, war auch ein Zeichen für das Verständnis, das gerade dieser Zweig der Volkswohlfahrtspflege in wenigen Jahren sich erworben hatte. So konnte der Träger der Krone den feierlichen Anlaß seines Regierungsjubiläums benutzen, um seinen landesväterlichen Dank und seine Anerkennung allen denen auszusprechen, die beigetragen hatten, seine Absichten zu verwirklichen.

V. Allerhöchster Erlaß vom 16. Juni 1913 [1].

Am heutigen Tage ruht Mein Auge mit besonderem Wohlgefallen auf dem bisherigen Erfolge der erst vor wenigen Jahren von Mir angeregten Bestrebungen, die auf eine umfassendere Förderung der geistigen und körperlichen Wohlfahrt der schulentlassenen Jugend gerichtet sind. In Stadt und Land haben sich staatliche und kirchliche Behörden, Kreis- und Gemeindeverwaltungen, Vereine und Verbände aller Art, vaterländisch gesinnte Männer und Frauen aus den verschiedensten Ständen und Berufen mit opferwilliger Begeisterung und hingebender Treue in den Dienst der Jugendpflege gestellt und sie durch Stiftungen, Beiträge und persönliche Tätigkeit gefördert. Hierfür sämtlichen Beteiligten Meinen landesväterlichen Dank und Meine Anerkennung auszusprechen, ist Mir ein Bedürfnis und eine Freude. Ich werde dem frischen Streben der heranwachsenden Jugend sowie allen, die ihr zu fröhlichem Gedeihen an Leib und Seele zu helfen bemüht sind, auch weiterhin Mein lebhaftes Interesse und Meinen Königlichen Beistand zuwenden und gebe Mich der Hoffnung hin, daß es bald gelingen wird, eine einheitliche Organisation zu schaffen, die es Mir ermöglicht, zu diesem Mir sehr am Herzen liegenden Werke in noch nähere Beziehung zu treten. Gott aber schenke dem Werke seinen reichen Segen zum Heile der deutschen Jugend, zum Segen des Vaterlandes!

Ich beauftrage Sie, diesen Erlaß zur Kenntnis der Beteiligten zu bringen.

Berlin, den 16. Juni 1913.

(gez.) Wilhelm.

An den Minister der geistlichen 2c. Angelegenheiten.

Es erscheint durchaus zeitgemäß, daß auch die Presse in den Dienst der Jugendpflege genommen wurde. Darüber äußerte sich ein ministerieller Erlaß vom 27. Oktober 1913 wie folgt [2]:

Die möglichst weite Verbreitung einer gediegenen Jugendzeitschrift hat sich je länger je mehr als ein wichtiges Mittel der Jugendpflege und als dringendes Bedürfnis herausgestellt. Zur Befriedigung dieses Bedürfnisses empfiehlt es sich nicht, die auf diesem Gebiete schon vorhandene Zersplitterung durch Gründung eines neuen Organs zu vermehren. Es verdient vielmehr den Vorzug, ein bereits vorhandenes gutes Blatt, das von leistungsfähiger Stelle herausgegeben wird und weiterer Entwicklung fähig ist, zu fördern, in weiteste Kreise zu verbreiten und dadurch seine Herstellung zu einem tunlichst geringen Preise zu ermöglichen.

* * *

Es mußte darnach Verwunderung erregen, daß von der Regierung selbst bald darauf die Gründung einer neuen Zeitschrift betrieben wurde.

Mancherorts hörte man nicht unberechtigte Klagen, daß bei der Bildung von Ortsausschüssen für die Jugendpflege die bisher auf diesem Gebiet erfolgreich

---

[1] Abgedruckt in der „Sammlung Jugendpflege" S. 5.

[2] Abgedruckt in „Jugendführung. Zeitschrift für Jünglingspädagogik und Jugendpflege, herausgegeben vom Generalsekretariat der katholischen Jugendvereinigungen Deutschlands" 1. Jahrgang (Düsseldorf 1914) 29.

tätigen Leiter kirchlicher Jugendvereinigungen von untergeordneten Behörden wie geflissentlich übersehen wurden.

Diese Klage gilt aber nicht vom Regierungsbezirk Cöln. Unter den dortigen 176 Ortsausschüssen sind 39, deren Vorsitzender ein katholischer Priester ist.

Wenn da und dort die Jugendpflege noch im argen liegt, so trifft die Schuld nicht die leitenden Stellen. Bedauerliche Mißgriffe ausführender Behörden und Organe kommen immer wieder vor. Der Kampf um die Mitglieder zwischen konfessionellen Jugendvereinen und den Bestrebungen zur einseitigen Körperpflege hat seinen Höhepunkt noch nicht erreicht. Indes liegt es im Interesse aller privaten Beteiligten, die zugestandenen Rechte und Hilfen sich zu erhalten und eifrig zu benutzen. „Was bringt zu Ehren? Sich wehren", dürfte auch hier Anwendung finden.

Der Krieg mit seiner männermordenden Schrecklichkeit hebt hoch den Wert der Jugend. Er hat der Jugendpflege daheim nicht Einhalt geboten, noch die fördernde Leitung von seiten der obersten Behörden gelähmt. Vielmehr suchten sie durch eine ganze Reihe von Verfügungen den Eifer wachzuerhalten. Die stellvertretenden Generalkommandos taten das Ihrige, um einerseits die zu freiheitsdurstige Jugend zu zügeln, anderseits den mit ihrer Leitung Betrauten die Arbeit zu erleichtern. Unter diesen Verordnungen und Erlassen verdienen die nachstehenden besondere Beachtung.

VI. Warnung vor Einschränkung der Jugendpflegearbeit wegen des Krieges[1].

Der Minister der geistl. und Unterrichts-Angelegenheiten. U III Nr. 8408. 1. Berlin W 8, den 12. September 1914.

Es ist zu meiner Kenntnis gekommen, daß die Tätigkeit auf dem Gebiete der Jugendpflege in manchen Bezirken, des Krieges wegen, aus Ersparnisrücksichten eingeschränkt worden ist. So unerläßlich unter den obwaltenden Umständen überall die Anwendung größter Sparsamkeit ist, so darf doch anderseits nicht außer acht gelassen werden, daß gerade in der gegenwärtigen ernsten Zeit die Pflege der schulentlassenen männlichen und weiblichen Jugend nicht weniger dringlich ist als in Friedenszeiten. Es gilt vor allem, die große Zeit, die wir durchleben, für die Entwicklung der jungen Leute mit aller Kraft nutzbar zu machen, die einmütige Liebe, Begeisterung und Opferwilligkeit für das Vaterland zu erhalten und zu vertiefen und nach dieser Richtung hin durch die Jugend auch auf ihre Angehörigen zu wirken.

Wie ich bereits in dem Runderlasse vom 7. August dieses Jahres ... hervorgehoben habe, ergeben sich hieraus gesteigerte Pflichten für alle in der Arbeit an der Jugend Tätigen, namentlich auch für die Kreisjugendpfleger und -pflegerinnen. Die Reisetätigkeit der letzteren wird daher eher auszudehnen als einzuschränken sein, und es ist billig, daß ihnen auch weiterhin der Ersatz der baren Auslagen zuteil wird.

[1] Abgedruckt in „Jugendpflege im Regierungsbezirk Köln", 1. Jahrgang, 2. Heft, S. 9.

Über die Mitwirkung der Jugendpfleger bei der militärischen Vorbereitung der Jugend und über die Inanspruchnahme des Jugendpflegefonds für diesen Zweck ergeht besondere Verfügung.

gez. von Trott zu Solz.

An sämtliche Herren Regierungspräsidenten pp.

Ein Erlaß vom 24. September 1914 erörterte die Möglichkeit, Knaben über das 14. Lebensjahr hinaus in der Volksschule zu belassen. Am 17. Dezember wurde angeregt, auf Elternabenden die Jugendpflegearbeit kriegsgemäß auszubauen.

VII. Wichtigkeit der Elternabende im Kriege.

Berlin W 8, den 17. Dezember 1914[1].

Bereits durch Erlaß vom 12. September 1914 habe ich darauf hingewiesen, daß gerade in der gegenwärtigen ernsten Zeit die Pflege der schulentlassenen Jugend nicht weniger dringlich ist als in Friedenszeiten. Es gilt nicht allein, zu erhalten und fortzubauen, was in den letzten Jahren Erfreuliches auf diesem Gebiete geleistet worden ist, sondern vor allem auch, den für die Jugend vielfach gesteigerten Gefahren zu begegnen und die durch die Zeitereignisse gebotene Möglichkeit wirksamer Einflußnahme auf Geist und Herz je nach den örtlichen Verhältnissen zu verwerten. Aufmerksamkeit und kräftige Förderung wird namentlich auch solchen Versammlungen Jugendlicher zuzuwenden sein, zu denen Eltern, Angehörige usw. als Gäste zugezogen werden können. Bei zweckmäßiger Vorbereitung und Einrichtung vermögen diese Veranstaltungen hervorragende Dienste auch nach der Richtung zu leisten, der Bevölkerung über die schwierigen Verhältnisse der Gegenwart hinwegzuhelfen, Opferfreudigkeit und Gemeinsinn lebendig zu erhalten sowie Zuversicht und Vertrauen auf die Zukunft zu stärken. Sollten die dortigen Mittel des Jugendpflegefonds für den vorliegenden Zweck nicht ausreichen, sehe ich einem entsprechenden Antrage ergebenst entgegen.

gez. von Trott zu Solz.

In einem Erlaß vom 8. Oktober 1916 (U III B Nr. 7094. 1 U III pp.) werden neuerdings die Veranstalter von Lehrgängen und Konferenzen zur Ausbildung und Fortbildung von Jugendpflegern und -pflegerinnen dazu aufgefordert, den Teilnehmern den Stoff vorzubereiten, daß sie auf Elternabenden u. dgl. „die Zuversicht und das Vertrauen stärken, beunruhigende Gerüchte zerstören, wirtschaftliche Notwendigkeiten erläutern, die Angehörigen in der Heimat von übertreibenden Klagebriefen an die Front abhalten, über die Kriegslage u. dgl. m. Aufklärung geben können."

Hatte bereits wenige Tage nach Kriegsbeginn ein Erlaß vom 7. August 1914 Vorsorge getroffen, daß der im Felde stehende Familienvater in bezug auf Berufsberatung und Berufserziehung ersetzt würde, so kamen ein Erlaß vom 22. Januar 1915 und eine Verfügung des Landwirtschaftsministers vom 14. März 1915 darauf zurück.

---

[1] U III B 8831. 1. Abgedruckt in „Jugendführung", 2. Jahrgang, S. 48 f.

VIII. Berufsberatung für die Schulentlassenen[1].

Der Minister der geistl. und Unterrichts-Angelegenheiten. U III B Nr. 6004 U II. 1. Berlin W 8, den 22. Januar 1915.

Wiederholt habe ich darauf hingewiesen, wie dringend erwünscht es ist, der Jugendpflege in der gegenwärtigen Kriegszeit verstärkte Aufmerksamkeit und Förderung angedeihen zu lassen. In besonders schwieriger Lage und darum umfassenderer Fürsorge bedürftig erscheinen diejenigen Jugendlichen, die nach Entlassung aus der Schule eine geeignete Arbeits- oder Ausbildungsgelegenheit bisher nicht gefunden haben. Die Zahl dieser Jugendlichen wird sich zu Ostern noch steigern, da die gegenwärtige Lage unserer Volkswirtschaft den Übergang von der Schule in die Erwerbstätigkeit und namentlich in eine — dringend zu wünschende — geordnete Berufserziehung vielfach erschwert. Dazu kommt, daß, wie ich bereits in einem Erlaß vom 7. August vorigen Jahres . . . hervorgehoben habe, unter der heranwachsenden Jugend viele der Beratung und erziehlichen Leitung des im Felde stehenden Familienvaters entbehren, und daß in zahlreichen Fällen auch die Einwirkung der Mutter durch vermehrte Sorge um den Unterhalt der Familie beeinträchtigt ist. Zwar habe ich schon durch Erlaß vom 24. September 1914 . . . die Möglichkeit gewährt, daß zur Entlassung kommende Volksschüler auf etwaigen Wunsch der Eltern oder Vormünder da, wo es mit dem Schulbetrieb vereinbar ist, die Schule noch weiter besuchen dürfen; dieser Erlaß bleibt für die Kriegsdauer auch weiterhin in Geltung. Aber nicht viele Schüler sind in der Lage, von dieser Möglichkeit Gebrauch zu machen. Unter diesen Umständen ist es vaterländische Pflicht aller beteiligten staatlichen Behörden und Gemeindeverwaltungen, insonderheit auch der Jugendpflegeorganisationen und überhaupt aller Freunde der Jugend, sich der in der angedeuteten Notlage befindlichen Jugendlichen mit Rat und Tat anzunehmen. Wie dies im einzelnen am zweckmäßigsten zu geschehen hat, wird von den örtlichen Verhältnissen abhängen. Anhalspunkte für großstädtische Verhältnisse gibt die Denkschrift des Berliner Hauptausschusses für Leibesübungen und Jugendpflege. . . . Namentlich wird ein planmäßiges Zusammenwirken der Gemeinden, auf deren tatbereites Wohlwollen es hier besonders ankommt, der Kirche, der Schule und überhaupt der amtlichen Organe mit den Jugendpflegeausschüssen und den privaten Jugendpflegebestrebungen der verschiedensten Art, insonderheit auch mit den Stellen für Berufsberatung, Arbeits- und Lehrstellenvermittlung da, wo es noch fehlen sollte, möglichst bald sicherzustellen sein. Die Schwierigkeiten, die einer befriedigenden Lösung der vorliegenden Aufgabe entgegenstehen, verkenne ich nicht. Ich vertraue aber, daß bei der gegenwärtig auf allen Gebieten zutage getretenen Opferwilligkeit unseres Volkes und bei der überall vorhandenen klaren Erkenntnis von der Notwendigkeit, für die im Felde für das Vaterland Gefallenen einen auch an innerer Tüchtigkeit vollwertigen Ersatz in der heranwachsenden Jugend heranzubilden, auch die Mittel und Wege für die Erreichung des gesteckten Zieles sich finden lassen werden.

---

[1] Abgedruckt in „Jugendpflege im Regierungsbezirk Köln", 2. Jahrgang, 2. Heft, S. 17 f.

Soweit die Heranziehung des Jugendpflegefonds für den vorliegenden Zweck notwendig erscheint und die dort vorhandenen Mittel nicht ausreichen, stelle ich einen Antrag auf Verstärkung des Fondsanteils ergebenst anheim.

gez. von Trott zu Solz.

IX. Besondere Aufgaben der ländlichen Fortbildungsschüler für die allgemeine Jugendpflege[1].

Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten. Gesch.=Nr. I A II e 405. Ländliche Fortbildungsschulen.

Berlin W 9, den 14. März 1915.

An die Herren Regierungspräsidenten (Unmittelbar).

Der Herr Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten hat in seinem Runderlasse vom 22. v. Mts. ... darauf hingewiesen, daß der Jugendpflege in der gegenwärtigen Kriegszeit verstärkte Aufmerksamkeit und Förderung angedeihen müsse, und daß es die vaterländische Pflicht aller beteiligten staatlichen Behörden und Gemeindeverwaltungen erheische, sich der Jugendlichen in der einen oder andern Weise mit Rat und Tat anzunehmen. Im Anschluß hieran mache ich ergebenst darauf aufmerksam, daß dieser Mahnruf besonders auch für das platte Land gelten muß, wo die Abwesenheit des im Felde stehenden Familienvaters noch schwerer auszugleichen ist als in der Stadt. Während des Winters haben die ländlichen Fortbildungsschulen einen Teil der Erziehung der männlichen Landjugend übernommen, ihr Unterricht wird aber größtenteils mit dem Monat März aufhören. An seine Stelle würden der Mahnung des Herrn Kultusministers entsprechend die Veranstaltungen der Jugendpflege treten müssen. Diese haben in den letzten Jahren dank der Ausdehnung des ländlichen Fortbildungsschulwesens bereits in manchen Orten Eingang gefunden. Die Fortbildungsschullehrer derjenigen Orte, an denen noch keine Jugendpflege getrieben worden ist, sind daher zur schleunigen Aufnahme solcher Bestrebungen nachdrücklichst anzuregen. Welche Formen die Veranstaltungen für die Jugendpflege angenommen haben, ist erst kürzlich im Heft 2 der Zeitschrift für das ländliche Fortbildungsschulwesen in Preußen für 1914/15 eingehend behandelt worden. ...

Die Fortbildungsschulen könnten während des Krieges aber auch der Aufklärung unseres Landvolkes über die wirtschaftlichen Notwendigkeiten unserer Zeit dienstbar gemacht werden. Der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege hat darauf aufmerksam gemacht, daß es in letzterer Hinsicht auf dem Lande noch schlecht bestellt ist, weil wenige Leute vorhanden seien, die imstande oder gewillt wären, die Bevölkerung über die erforderlichen praktischen Mittel zur Einschränkung des Verbrauchs und zur Sparsamkeit im Bedarf in der notwendigen allgemeinverständlichen Form zu unterweisen. Die geeignetste Persönlichkeit hierfür sei neben dem Geistlichen der Lehrer der ländlichen Fortbildungsschule, der durch die Unterweisung seiner Halberwachsenen, wenn möglich auch durch die Veranstaltung von Kriegsabenden für die Eltern, die Bevölkerung

---

[1] Abgedruckt in „Jugendpflege im Regierungsbezirk Köln“, 3. Jahrgang, 2. Heft, S. 19.

aufzuklären und für die gutwillige Befolgung der notwendigen behördlichen Maßnahmen zu gewinnen vermöchte. Ich halte es für sehr erwünscht, daß ein Versuch mit solchen Aufklärungen gemacht wird, und ersuche daher, dahingehende Anordnungen zu treffen. J. V.: gez. Richter.

X. Aus einem Erlaß betreffend Beihilfen für Veranstaltungen Dritter zwecks Förderung der Pflege der schulentlassenen Jugend, namentlich für die Einrichtungen von Jugendheimen [1].

Der Minister der geistl. und Unterrichts-Angelegenheiten. U III B Nr. 6304. 1. Berlin W 8, den 28. März 1916.

Ich verweise auf die Ausführungen meines Erlasses vom 11. April 1914 ... und insbesondere die Verwendungsgrundsätze vom 22. April 1913 ... Entsprechend der Zweckbestimmung des Fonds ist zwar auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen daran festzuhalten, daß daraus nur Beihilfen für Veranstaltungen Dritter zwecks Förderung der Pflege der schulentlassenen Jugend gegeben werden dürfen. Bei der Bemessung der Höhe der Beihilfen wird aber der schwierigen Lage der verschiedenen Träger der Jugendpflege während der Kriegszeit in wohlwollender Weise Rechnung zu tragen sein. Ich nehme hierbei Bezug auf die Ausführungen meines Runderlasses vom 4. September 1915 ...

Nach wie vor ist die Bereitstellung geeigneter Heime für den Fortgang der Jugendpflege und namentlich auch für die Aufrechterhaltung guter Zucht und Ordnung unter der schulentlassenen Jugend von hervorragender Bedeutung. Wenn auch Neubauten gegenwärtig nur in besonders gearteten Fällen möglich sein werden, so wird dem hervortretenden Bedürfnis vielfach auch durch Anmietung und entsprechende Ausstattung geeigneter Räume abgeholfen werden können. — Etwaige Ersparnisse an vorstehender Summe fließen nicht zum Zentralfonds zurück, sondern bleiben für das folgende Etatsjahr zur dortigen Verfügung.

gez. von Trott zu Solz.

XI. Sicherung der allgemeinen Jugendpflege gegen Übergriffe einzelner Zweige [2].

Der Minister der geistl. und Unterrichts-Angelegenheiten. U III B Nr. 6492. 1. Berlin W 8, den 29. April 1916.

Aus den Berichten der Herren Regierungspräsidenten über die Tätigkeit der Bezirks- und Kreisjugendpfleger habe ich mit Befriedigung ersehen, daß diese es sich haben angelegen sein lassen, auch die militärische Vorbereitung der Jugend nach Kräften zu fördern. Es ist mein Wunsch, daß dies auch weiterhin geschieht, soweit es die Aufgaben der Jugendpflege im Sinne der Erlasse vom 18. Januar 1911 ... und vom 30. April 1913 ..., für die sie bestellt sind, irgend gestatten; wenn in dem Erlaß vom 16. August 1914 ... davon abgesehen ist, für die militärische Vorbereitung der Jugend neue Organisationen zu schaffen, so ist dies teils wegen des damaligen Mangels anderer geeigneter Kräfte, teils besonders auch deshalb

[1] Abgedruckt in „Jugendpflege im Reg.-Bez. Köln", 3. Jahrgang, 2. Heft, S. 18.
[2] Ebd. 20 f.

geschehen, um eine Störung der erfolgreichen Arbeit der Jugendpflegeveranstaltungen zu verhüten. Es wurde vorausgesetzt, daß diese Arbeit in der bisherigen Weise und mit dem bewährten, durch die bezeichneten Erlasse von 1911 und 1913 empfohlenen Mitteln fortgesetzt würde. Als neue Aufgabe sollte während der Dauer des Krieges für die männliche Jugend von 16 Jahren und darüber die militärische Vorbereitung hinzutreten, um durch diese ihre schnellere Ausbildung bei etwaiger Einberufung zur Fahne zu ermöglichen. Es liegt nicht im Interesse der militärischen Vorbereitung und würde ihr abträglich sein, wenn die allgemeine Jugendpflege und insonderheit die Fürsorge für die weniger als 16 Jahre alten Jugendlichen in den Hintergrund träte. Im Einvernehmen mit dem Herrn Kriegsminister ersuche ich daher ergebenst, gefälligst in geeigneter Weise dafür zu sorgen, daß bei den Beteiligten volle Klarheit darüber eintritt, daß die allgemeine Jugendpflege mit den ihr in Nr. 1 der „Grundsätze und Ratschläge" vom 18. Januar 1911 gesteckten, alle Jugendlichen zwischen Schulentlassung und Eintritt in das Herr umfassenden Zielen nach wie vor tatkräftig zu fördern ist. Je erfolgreicher dies geschieht, um so wirksamer wird durch sie auch der Wehrkraft unseres Volkes gedient und den Aufgaben der militärischen Vorbereitung vorgearbeitet.

Gegenüber den neuerdings wieder auftretenden Versuchen gewisser Zweige der Jugendpflege, andere Jugendpflegevereinigungen in ihrer selbständigen Entwicklung zu beeinträchtigen, verweise ich auf meine Erlasse vom 18. November 1911 und 23. April 1912 ...

gez. v. Trott zu Solz.

XII. Rücksichtnahme auf Gottesdienst und kirchliche Jugendvereine bei der militärischen Jugendpflege.

(Erlaß des stellvertr. Generalkommandos des VII. Armeekorps vom 5. Dez. 1914[1].)

Die begeisterte Erhebung des ganzen deutschen Volkes und das einmütige Eintreten aller Parteien und Bekenntnisse für die deutsche Sache erheischen, daß ein jeder im Lande fortan auf seinen Volksgenossen anderer Partei oder andern Bekenntnisses die Rücksicht nehme, die dieser billigerweise fordern kann. Zu dieser Rücksichtnahme sind vor allen Dingen unsere Jugendorganisationen berufen und unsere Jugendwehr, für die hiermit folgendes zur Beachtung empfohlen wird:

1. Sonn- und Festtags sollen die Übungen der Jugendwehrkompagnien nicht so früh beginnen, daß der Kirchenbesuch den Jugendlichen dadurch unmöglich gemacht wird.

2. Einmal im Monat sollen die Übungen Sonntagnachmittags so zeitig schließen, daß eine Versammlung der Jünglingsvereine noch gut möglich bleibt.

3. Die geistlichen Leiter der konfessionellen Jugendvereine sollen in die Ortsausschüsse aufgenommen werden.

---

[1] Abt. Ib K 39491, abgedruckt in „Jugendführung", 2. Jahrg. (1915) S. 56.

Besprechungen.

Philosophie.

Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. Von Wilhelm Wundt. VII. und VIII. Band: Die Gesellschaft. gr. 8° (XIII u. 438 und VI u. 344) Leipzig 1917, Kröner. *M* 20.—

Wundts „Völkerpsychologie" ist jetzt auf acht Bände angewachsen. Im ersten und zweiten Band behandelt sie die Sprache, im dritten die Kunst, im vierten, fünften und sechsten Mythus und Religion, im siebten und achten die Gesellschaft. Noch ist sie aber nicht am Ende. Ein neunter Band, der das Recht zum Gegenstande haben soll, ist angekündigt, und wahrscheinlich wird noch ein zehnter oder elfter Band die Entwicklung zur Humanität schildern. Wir ersehen das aus dem Werk „Elemente der Völkerpsychologie", das Wundt im Jahre 1912 herausgegeben hat, und in dem er die Ergebnisse seiner bisherigen völkerpsychologischen Untersuchungen zusammenzufassen und einheitlich darzustellen suchte. Das ganze Werk ist jedenfalls ein sprechender Beweis für die außerordentliche Schaffenskraft des Verfassers.

Bevor ich die beiden oben angegebenen Bände über die „Gesellschaft" bespreche, muß ich einiges über die „Völkerpsychologie" im Sinne Wundts vorausschicken.

Die gewöhnliche oder Individualpsychologie sucht die Tatsache der unmittelbaren Erfahrung, die uns das Bewußtsein darbietet, in ihrer Entstehung und ihrem Zusammenhang zu erforschen. Die Völkerpsychologie dagegen untersucht jene geistigen Erscheinungen, die nur in einer Volksgemeinschaft und durch sie entstehen und sich entwickeln können, wie z. B. Sprache, Kunst, Sitte, Religion usw. Sie will die geistigen Vorgänge klarlegen, die der Entstehung und Entwicklung dieser Erscheinungen zugrunde liegen. Die Individualpsychologie wird von der Völkerpsychologie vorausgesetzt, aber diese geht über jene hinaus und ergänzt sie in mancher Beziehung. Eine Entwicklungsgeschichte des menschlichen Denkens kann uns das individuelle Bewußtsein nicht liefern, die Völkerpsychologie aber bietet uns eine wahre Psychogenese. Sie führt uns zurück zu den primitiven Zuständen der Menschheit, von denen aus sich durch eine nahezu kontinuierliche Reihe von Zwischenstufen die Brücke schlagen läßt zu den verwickelteren und höheren Kulturen. „So ist die Völkerpsychologie im eminenten Sinne des Wortes Entwicklungspsychologie" (Elemente der Völkerpsychologie 4; Völkerpsychologie I, Einleitung).

Man kann mit demselben Recht von einer Volksseele wie von einer individuellen Seele reden. Jene ist ebenso real als diese. Denn die individuelle

Seele ist nach Wundt nichts als „der Zusammenhang der unmittelbaren psychischen Vorgänge" in demselben Organismus. Die geistigen Erzeugnisse einer Volksgemeinschaft können allerdings nicht außerhalb der individuellen Seelen vor sich gehen, „aber wie nicht die psychischen Elemente in isoliertem Zustand, sondern ihre Verbindungen und die hieraus entspringenden Produkte die individuelle Seele ausmachen, so besteht die Volksseele nicht nur aus einer Summe individueller Bewußtseinseinheiten, sondern auch bei ihr resultieren aus dieser Verbindung eigentümliche psychische und psychophysische Vorgänge, die in dem Einzelbewußtsein entweder gar nicht (?) oder mindestens nicht in der Ausbildung entstehen könnten, in der sie sich infolge der Wechselwirkung der einzelnen entwickeln". „So ist die Volksseele ein Erzeugnis der Einzelseelen, aus denen sie besteht, aber diese sind nicht minder Erzeugnisse der Volksseele, an der sie teilnehmen" (Völkerpsychologie I 9—10).

Wundt leugnet also das Dasein einer substantiellen beharrenden Seele im Menschen; dadurch wird er aber unfähig, das individuelle Selbstbewußtsein in irgendwie befriedigender Weise zu erklären, und seine Psychologie gerät in eine schiefe Richtung. Es ist ein Irrtum, der Volksseele dieselbe Realität zuzuschreiben wie der Seele des Individuums. Deshalb muß man sich auch hüten, Individualpsychologie und Völkerpsychologie einander gleichzustellen. Zwar haben völkerpsychologische Betrachtungen ihre Berechtigung. Der einzelne Mensch ist in tausendfacher Weise von der Gesellschaft abhängig. Sein Denken, Wollen und Handeln wird fortwährend von der Umgebung durch physischen, gesetzlichen und moralischen Zwang (öffentliche Meinung), durch Belehrung, Ermahnung, Beispiel, Suggestion usw. beeinflußt. Diese wechselseitige Beeinflussung kann zu Ergebnissen führen, welche die Absicht und den Gesichtskreis der einzelnen übersteigen. Bei der Untersuchung der gesellschaftlichen Entwicklung auf geistigem Gebiet dürfen deshalb völkerpsychologische Erwägungen nicht außer acht gelassen werden, und es ist ein Verdienst Wundts, dies nachdrücklich betont zu haben. Aber man darf sich nicht verleiten lassen, die Völkerpsychologie von der Individualpsychologie völlig abzutrennen und zu einer eigenen selbständigen Wissenschaft erheben zu wollen.

Wenn ich Wundt richtig verstehe, soll die Völkerpsychologie uns die Entwicklungsgeschichte der Menschheit auf geistigem Gebiete (Sprache, Kunst, Religion usw.) liefern. Die schon erwähnten „Elemente der Völkerpsychologie" tragen den Untertitel: „Grundlinien einer psychologischen Entwicklungsgeschichte der Menschheit." Seine Gesellschaftslehre ist auch tatsächlich nur eine Entwicklungsgeschichte der menschlichen Gesellschaft in allgemeinen Zügen. Aber die Psychologie, mögen wir darunter die Individual- oder die Völkerpsychologie verstehen, kann uns keine Entwicklungsgeschichte der Menschheit liefern. Das gesteht Wundt selbst: „Ein historisches Ereignis läßt sich ebensowenig wie ein gegebener Gesellschaftszustand auf Grund psychologischer Erwägungen begreifen. Würde doch der Versuch, dies zu tun, höchstens auf Grund der Voraussetzung möglich sein, der Menschheit sei ein ganz bestimmter Weg geistiger Entwicklung vorgeschrieben, den sie, wie immer die Lebensbedingungen fördernd oder hemmend auf sie einwirken mögen, unabänderlich zurückzulegen habe" (Völkerpsychologie VII 49).

Nur eines kann und soll die Psychologie leisten. Ist einmal der tatsächliche Verlauf der Entwicklung auf einem geistigen Gebiete hinreichend bekannt, so kann sie die psychologischen Faktoren erforschen, die dabei mitgewirkt haben, um uns so ein tieferes Verständnis der Wandlungen zu eröffnen. Doch wird der Psychologe auch hier sich oft mit mehr oder weniger großen Wahrscheinlichkeiten begnügen müssen. Will aber jemand rein psychologisch uns die Entwicklungsgeschichte der Sprache, der Kunst, der Religion usw. darlegen, so wird er entweder über selbstverständliche Allgemeinheiten nicht hinauskommen oder aber uns rein aprioristische Konstruktionen und Phantasien bieten. Wundt macht es zwar nicht wie Schelling und Hegel, die, unbekümmert um alle Tatsachen, auf rein spekulativem Wege alle Erscheinungen in Natur- und Menschengeschichte zu erklären suchten; er hat sehr viele Werke über Sprach-, Kunst-, Religionsgeschichte usw. gelesen. Aber Fachmann auf allen diesen Gebieten ist er doch nicht. Liegt nun für einen Nichtfachmann nicht die Gefahr nahe, bei der psychologischen Untersuchung der allgemeinen Entwicklungsgesetze der Sprache oder der Kunst uns reine Gedankenbilder statt der Wirklichkeit zu bieten? Ich habe jedenfalls den Eindruck, daß Wundt diese Gefahr nicht immer vermieden hat, und was er über die „Gesellschaft" ausführt, ist nicht geeignet, diesen Eindruck abzuschwächen.

Kurz gesagt bietet uns Wundt im siebten und achten Bande seiner „Völkerpsychologie" eine summarische Entwicklungsgeschichte der menschlichen Gesellschaft von ihren ersten Anfängen bis zu den Kulturstaaten der Gegenwart. Vom Standpunkt der Völkerpsychologie aus will er die Gesetze darlegen, die dieser Entwicklung zugrunde liegen. Allerdings setzt er, wie er sagt, die Ergebnisse der Kulturgeschichte und der Ethnologie voraus, aber er sieht sich nicht selten genötigt, die Ergebnisse derselben vom völkerpsychologischen Standpunkt aus zu korrigieren. Er stützt sich nämlich keineswegs bloß auf die von andern Wissenschaften gelieferten Erfahrungstatsachen, sondern vor allem auf die extreme Entwicklungstheorie, derzufolge sich der Mensch durch allmähliche Übergänge aus einem ursprünglich tierischen Zustand zur heutigen Kulturhöhe emporgearbeitet hat. Diese Theorie wird nirgends bewiesen, sie wird als selbstverständlich angenommen und bildet die stillschweigende Voraussetzung der „Völkerpsychologie".

Wundt unterscheidet in der Entwicklung der Menschheit drei große Stadien: das Stadium der Urgesellschaft, das der Stammesgesellschaft, und das der politischen Gesellschaft. Unter Stammesgesellschaft versteht er alle zwischen der Urgesellschaft und der eigentlichen politischen oder staatlichen Organisation liegenden gesellschaftlichen Zustände. Von einer scharfen Abgrenzung der drei Stadien kann nach Wundt keine Rede sein, da ein Stadium allmählich und unmerklich in das andere hinüberführt.

Für uns kommt hier hauptsächlich die Urgesellschaft oder das Stadium der primitiven Menschen in Betracht, denn alle weiteren Ausführungen Wundts fußen auf dem über das Urstadium Gesagten. Der Evolutionismus arbeitet in großem Stil. Für die Urgeschichte des Menschen setzt er ungeheure Perioden an. O. Hauser hat das Alter der Menschenreste, die er bei Le Moustier ge-

funden, auf 150 000 Jahre, die Reste, die er bei Aurignac entdeckte, auf 40 000 bis 60 000 Jahre vor unserer Zeitrechnung geschätzt. Dazu bemerkt Wundt (Völkerpsychologie VII 162): So unsicher solche Schätzungen sind, so können sie uns doch eine ungefähre Vorstellung von dem Verhältnis dieser zu den historischen Zeiträumen geben. Er findet einen Zeitraum von 100 000 Jahren zwischen dem Homo Mousteriensis und dem Homo Aurignacensis begreiflich, da aller Anfang schwer ist. Welche Perioden müssen wir nun erst für das ganze Zeitalter der primitiven Menschen ansetzen! Natürlich sind diese Annahmen nicht das Ergebnis der Wundtschen Völkerpsychologie, sondern die Voraussetzung derselben.

Der Begriff des primitiven Menschen ist nach Wundt nur relativ zu nehmen. „Absolut primitiv ist uns der Mensch überhaupt unbekannt; auch würde uns die Kenntnis eines solchen, da er eigentlich mit dem tierischen, also vormenschlichen Zustand zusammenfiele, kaum ein Verständnis seiner weitern Entwicklung verschaffen können" (Elem. d. Völkerpsych. 33). „Der primitive Mensch ist relativ primitiv insofern, als zwar verschiedene Anfänge der Kultur bei ihm zu finden sind, aber nach jeder Richtung nur Anfänge, die sich durchaus an die Natur, an die von ihr direkt gelieferten Hilfsmittel anlehnen." Er hat Anfänge einer Wohnung, einer Kleidung, er hat Waffen, und zwar zuerst Bogen und Pfeil, er bedient sich auch des Feuers zur Bereitung seiner Nahrung und zur Herstellung seiner Werkzeuge aus Holz. Diese Dinge finden sich immer und überall bei dem Primitiven, und sie unterscheiden ihn vom Tier, wie Wundt ausdrücklich hervorhebt. Dazu kommen dann noch die Sprache, der Mythus und die Sitte, die ebenfalls ein ausschließliches Merkmal des Primitiven im Gegensatz zum Tiere sind.

Also eine tiefe und weite Kluft trennt den relativ primitiven Menschen von dem absolut primitiven, d. h. von dem Menschen im tierischen Zustand. Wie hat sich dieser ungeheure Wandel vollzogen? Wundt begnügt sich mit der lakonischen Bemerkung: das wissen wir nicht, und die Kenntnis davon würde uns kaum ein Verständnis der weitern Entwicklung verschaffen!

In welchem gesellschaftlichen Zustand lebte nun dieser relativ Primitive, wenigstens soweit er unberührt blieb von dem Einfluß höher kultivierter Völker? Er lebte vor allem in der Monogamie, die er wahrscheinlich aus dem vormenschlichen, etwa dem der heutigen Anthropoiden ähnlichen Dasein herübergebracht hat (Völkerpsych. VII 191; Elem. 48). Die Annahme einer ursprünglichen Promiskuität, die Bachofen u. a. aufgebracht, verwirft Wundt. Doch darf diese Monogamie nicht überschätzt werden. Was im Tierreich die Regel bildet, nämlich daß die Monogamie nur eine Ehe auf beschränkte Zeit ist, kommt auch beim Primitiven noch vor (Völkerpsych. VII 202). Überhaupt darf nach Wundt die Monogamie des Primitiven nicht als Symptom einer dem Menschen angeborenen (!) höheren Moralität angesehen werden. „Sie ist das natürlich ebensowenig, wie das in Monogamie lebende Tier höher stehen muß als irgend ein anderes von sonst ähnlicher Organisation, das die Monogamie nicht kennt. Die Verbindung der sexuellen Triebe mit den allverbreiteten Schutztrieben, die in der animalischen Welt zur Monogamie führt, hat mit sittlichen Motiven überhaupt nichts zu tun."

Also nicht die Moralität hat die Monogamie erzeugt, sondern umgekehrt. Namentlich soll die Eheschließung Sitten und Gebräuche verursacht haben, die scheinbar die Festigkeit des Ehebandes und den Schutz der Frau gegen Angriffe auf ihre Treue darstellen, aber in Wirklichkeit für den Primitiven Zauberakte waren und als symbolische Handlungen oder Zeichen einen Zauber ausüben sollten. In diesen zauberischen Ehebräuchen findet Wundt bereits die Vorläufer der erst auf einer viel spätern Kulturstufe erscheinenden religiösen Heiligung der Ehe (Völkerpsych. VII 209).

Aus der monogamen Ehe folgt notwendig schon in der Urgesellschaft die Einzelfamilie (bestehend aus Mann, Frau und Kindern). Die Verbindung zwischen Eltern und Kindern ist aber am Anfang noch locker. In der primitiven Familie wird „die Verbindung mit der jüngeren Generation zwar nicht so früh wie im Tierreich, aber doch bevor die Mitglieder dieser selbst in eine Ehe eintreten, gelöst" (Völkerpsych. VII 191). Wie er zur Kenntnis dieser überraschenden Tatsache gekommen sei, sagt Wundt leider nicht. Zur Bildung einer Gesamt- oder Großfamilie, die aus der Vereinigung der nächsten Blutsverwandten besteht, kommt es in der Urgesellschaft noch nicht. Dagegen bildet sich die Horde. Wie der Geschlechtstrieb zur Ehe, so treibt die Geselligkeit zur Verbindung der Personen des gleichen Geschlechts, und auf diese Weise entsteht der Männerverband oder die Horde. Ein Frauenverband kann ursprünglich nicht entstehen, weil die Frau durch die Ehe und die Kinderpflege an einer Vereinigung mit den andern Frauen gehindert wird. Die Horde ist also der Verband der in monogamer Ehe lebenden Männer, in dem es an einer dauernden Führung und einer geordneten gesellschaftlichen Gliederung fehlt (Völkerpsych. VII 85). Die Horde ist die ins Menschliche übersetzte tierische Herde (Elem. 53), in der die Sprache den einzigen Zusammenhang unter den Gliedern bildet, die z. B. bei den Schaf- und Rinderherden fehlt.

Wundt glaubt, die hier geschilderte Urgesellschaft der Hordenmenschen sei uns noch annähernd erhalten in gewissen erst in neuerer Zeit entdeckten Waldvölkern, die meist in unzugängliche Gebiete zurückgedrängt und infolge ihres bedürfnislosen Daseins nur in spärlichen Verkehr mit der Außenwelt getreten sind. Dazu rechnet er die zentralafrikanischen Zwergvölker, die Buschmänner, die Weddas auf Ceylon, die Senoi auf Malakka usw.

Haben nun die hier genannten und ähnliche Völker unserem Forscher wirklich als Typus für seine Urgesellschaft gedient? Keineswegs. Er ist so vorsichtig, zu behaupten, dieselben repräsentierten nur annähernd die primitiven Menschen. Aber auch das ist nicht richtig. Wundt bietet uns nur ein Phantasiebild, das wohl seinen Anschauungen über den tierischen Ursprung der Menschen, aber nicht der Wirklichkeit entspricht. Obwohl er die Sittlichkeit dieser primitiven Völker nicht gerade leugnet, sucht er sie doch herabzudrücken. Wir haben es hier nach ihm mit negativer Moralität zu tun. Er gesteht, daß nach dem einmütigen Zeugnis der unbefangenen Beobachter der Primitive, z. B. der Naturwedda, der Senoi usw., offen und ehrlich ist, daß Lüge und Diebstahl ihm un-

bekannt sind (Elem. 113). Doch meint er, diese Moralität des Primitiven sei mehr negativ. Der primitive Mensch lügt nicht, weil er ungestört von äußern Einflüssen lebt und deshalb keinen Anlaß hat, etwas zu verbergen; er stiehlt nicht, weil kein Eigentum existiert. Woher weiß Wundt das? Er sagt an einer andern Stelle (Elem. 51), daß bei den Weddas mehrere Familien in der guten Jahreszeit ein bestimmtes Terrain für sich in Anspruch nehmen, „auf dem ihnen das Wild ebenso wie die Nahrung des Bodens gehört.... Jeder ist berechtigt, in dem betreffenden Gebiet seine Nahrung, das Wild wie die Früchte des Bodens, zu gewinnen, und streng hütet die Sitte dieses Gemeineigentum, ähnlich wie sie die Einzelehe schützt. Der Wedda z. B., der die Grenze des einem einzelnen Verband zugehörigen Gebietes überschreitet (d. h. ihn bestiehlt), läuft nicht minder Gefahr, einem aus dem Hinterhalt gezielten Pfeil zu erliegen wie der Schädiger der Ehe." Also der Diebstahl wird bestraft wie der Ehebruch. Auch was Wundt davon erzählt, daß in der primitiven Gesellschaft die Monogamie nur eine Ehe auf beschränkte Zeit sei und in der Familie die Verbindung der jüngeren Generation mit den Eltern gelöst werde, bevor jene in den Ehestand trete, widerspricht allem, was wir von den Primitiven wissen. Er selbst zitiert folgenden Ausspruch der beiden Sarasin über die Weddas: „Der sexuelle Verkehr der Naturwedda stellt sich als eine bis zum Tode dauernde Monogamie dar. Eheliche Untreue ist selten und hat für den Nebenbuhler des Gatten in der Regel schwere Folgen. Polygynie und Polyandrie fehlen, ebenso die Prostitution" (Die Weddas auf Ceylon, 1896, S. 458). Wundt fügt noch hinzu: „Fast genau übereinstimmend lauten die Aussagen Rudolf Martins über die Senoi und Semang auf Malakka" (Völkerpsych. VII 204—205). Allgemein wird auch die gegenseitige Zuneigung zwischen Eltern und Kindern bei den genannten Völkern hervorgehoben.

Doch wozu etwas beweisen, was die Ethnographie schon längst klargelegt hat? Ich habe in meinem Werke „Die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit" (Freiburg, Herder, 1914, 3 Bde.) nachgewiesen, daß alle uns bekannten Völker der Erde im wesentlichen dieselben sittlichen Grundanschauungen haben wie wir, und daß sich gerade die primitivsten Völker in Bezug auf Sittlichkeit und Religion oft vorteilhaft vor manchen kulturell höherstehenden Völkern auszeichnen. Das paßt natürlich herzlich schlecht zu der extremen Entwicklungshypothese, die im Menschen nur einen tierischen Emporkömmling erblickt; aber den Tatsachen muß schließlich jede Hypothese sich beugen. Nur auf zwei Punkte will ich noch im besondern hinweisen. Nach Wundt entspringt die Religion im eigentlichen Sinne erst auf einer höheren Kulturstufe. Die Primitiven glauben zwar an unpersönliche Dämonen und an Zauberei, aber nicht an Götter. Diese entstehen, wie Wundt behauptet, erst auf einer spätern und höhern Kulturstufe, nämlich auf der Kulturstufe der Helden und Götter. Der Gott im eigentlichen Sinne ist das Produkt einer Verbindung von Dämon und Held. Er teilt mit dem Dämon das Merkmal der „übermenschlichen Macht", übertrifft ihn aber durch das Merkmal der „Persönlichkeit" und des überweltlichen Daseins (Elemente der Völkerpsych. 280 ff.). Das ist alles Phantasie und steht im Widerspruch

mit der Wirklichkeit. Schon A. Lang hat nachgewiesen, daß gerade die primitivsten Völker eine ziemlich klare Idee von einem höchsten Wesen haben. Andere Schriftsteller haben diese Beweisführung ergänzt. Ich selbst habe in dem eben erwähnten Werke zahlreiche neue Beweise dafür erbracht. Wundt bestreitet das alles (Völkerpsych. VII 422), aber nicht etwa auf Grund von Tatsachen oder völkerpsychologischer Beweise, sondern a priori, weil es mit seiner Entwicklungshypothese nicht stimmt.

Auch die Ansicht Wundts, daß es im ersten Entwicklungsstadium der Menschheit nur führerlose, der geordneten gesellschaftlichen Gliederung entbehrende Horden gegeben habe, gehört in das Reich der Dichtung. Zwar bestehen bei vielen primitiven Wandervölkern, die von der Jagd und wilden Früchten leben, keine großen sozialen Organisationen. Sie leben in kleinen Trupps, in denen die Familie fast das ein und alles ist. Aber unter Familie haben wir nicht die Einzelfamilie im Sinne Wundts, sondern die Gesamt- oder Großfamilie zu verstehen, in der der Stammvater oder das älteste Glied der Familie meist Regent, Richter und Anführer in einer Person ist, oder in der wenigstens ein Rat der Alten das Regiment führt. Ich verweise auf das, was ich in dem schon erwähnten Werke z. B. über die Karenen (I 412), die Weddas (I 443), die Semangs (I 431), die Buschmänner (II 412), die Pygmäen Afrikas (II 421), die Botokuden (III 102), die Feuerländer (III 230) auf Grund völlig einwandfreier Zeugnisse gesagt habe. Warum ignoriert Wundt das alles? Weil damit seinen „Grundlinien der Entwicklungsgeschichte" der Boden entzogen würde. Aus der Urgesellschaft mit ihren Horden entwickelt sich nach ihm unmerklich die Stammesorganisation, in der es noch zu keinem Staate kommt, sondern bloß Ansätze dazu vorhanden sind. Erst in dem dritten Entwicklungsstadium erscheint der Staat. Dieser kann nach Wundt definiert werden als „der Vollzug des Gesamtwillens durch den Einzelwillen bestimmter mit diesem Recht ausgerüsteter Personen, oder mit andern Worten, er ist das Bestehen einer tatsächlich von der Gesamtheit anerkannten und durch keinen über ihr stehenden Willen gebundenen Regierung, die das Wesen des Staates ausmacht" (Völkerpsychol. VII 67). Entwickelte sich aber die Einzelfamilie von selbst zur Gesamt- oder Großfamilie in der Weise, wie es schon Aristoteles in den ersten Kapiteln seiner „Politik" darlegt, dann hätten wir schon in der Urgesellschaft einen wenn auch primitiven Staat. Mit dem Staat hätten wir auch das Recht; denn nach Wundt (Völkerpsychol. VII 67) sind „Recht und Staat eng aneinander gebunden, und der Augenblick, wo das Recht aus der Sitte entspringt, fällt mit dem zusammen, wo aus den vorhergehenden Entwicklungsformen der Gesellschaft der Staat entsteht." Nach Wundt hätten mithin die Menschen wohl hunderttausend Jahre ohne Staat und ohne Recht gelebt. Es ist also nur ein lapsus calami, wenn er, wie schon erwähnt, berichtet, bei den primitiven Weddas hätten mehrere Familien ein bestimmtes Terrain für sich in Anspruch genommen, auf dem ihnen das Wild und die Nahrung des Bodens *gehörte*, und jedes Glied dieser Familie sei *berechtigt* gewesen, das Wild und die Früchte zu gewinnen, und jeden fremden Eindringling habe man verstoßen.

Interessant ist die Schätzung der geistigen Eigenschaften der Primitiven von seiten Wundts. Obwohl er alle Institutionen der Primitiven möglichst herabzudrücken und tierischen Einrichtungen nahezubringen sucht, gesteht er doch wiederholt, ihre geistigen Eigenschaften seien im wesentlichen dieselben gewesen wie die der heutigen Menschheit. So sagt er (Völkerpsych. VII 53): „Soweit wir den Primitiven aus den noch heute lebenden Beispielen kennen, ist er, abgesehen von bestimmten Rassenmerkmalen, ein mit den gleichen geistigen Eigenschaften ausgestatteter Mensch wie der normale Kultureuropäer." Und wiederum (ebd. S. 51): „Nun sind ja allerdings die allgemeinen seelischen Vorgänge, die Empfindungen und Vorstellungen, die Gefühlsaffekte und Willenserregungen des Menschen nicht bloß in ihren formalen Eigenschaften, sondern auch in gewissen allgemeinen Bedingungen ihres Ursprungs und Intellekts zu allen Zeiten dieselben geblieben." „Allen Rasseneigenschaften voran gehen die allgemeingültigen seelischen Eigenschaften des Menschen, ohne die natürlich keine Art des Zusammenlebens entstehen kann" (ebd. S. 48). Auch sonst oft ist von der „allgemeinen Gleichheit der wesentlichen Anlagen" die Rede (vgl. ebd. S. 425). „Die Eigenschaften der Urgesellschaften sind überall dieselben" (Völkerpsych. VIII 324).

Wie will nun Wundt diese wesentliche Gleichheit der seelischen Anlagen aller Menschen zu allen Zeiten von seinem Standpunkt aus erklären? Eine substantielle, beharrende Seele gibt es nicht; die Abstammung des Menschen von einem Elternpaar lehnt er mit der kurzen Bemerkung ab, „weil sie unter allen Umständen ein mythologisches, physisch wie psychisch unmögliches Bild bleibt" (Völkerpsych. VII 74—75); außerdem behauptet er, „menschliches Denken und menschliches Handeln sind in einem fortwährenden Fluß der Entwicklung begriffen" (Ethik I⁴ 4); die Familie hat sich aus tierähnlichen Zuständen entwickelt. Wie ist es von diesem Standpunkt aus möglich, daß die allgemeinen seelischen Vorgänge zu allen Zeiten stets dieselben geblieben sind? Das muß ja Wundt als ein wahres Wunder betrachten, namentlich da er überhaupt kein bleibendes Sein anerkennt; denn die Idee Gottes ist nach ihm „nur durchführbar, wenn Gott als Weltwille, die Weltentwicklung als Entfaltung des göttlichen Wollens und Wirkens gedacht wird". Also alles ist in ewigem Fluß der Veränderung begriffen; nur die seelischen Vorgänge und Anlagen des Menschen sind immer und überall die gleichen geblieben. Wie ist das möglich? Wundt geht dieser so naheliegenden Frage aus dem Wege.

Ich übergehe die Art und Weise, wie Wundt durch allmähliche Übergänge aus der Urgesellschaft zuerst die Stammesorganisation mit ihren verschiedenen Erscheinungen, dann aus der Stammesorganisation die staatliche Organisation hervorgehen läßt. Alles wird im Anschluß an das, was die Ethnologen festgestellt zu haben glauben, a priori dargetan, wobei jedoch mit großem Geschick bald von hier bald von da eine Tatsache herbeigezogen wird, die als Beweis oder als Bestätigung dienen soll. Wer Lust hat, mag das bei Wundt selbst nachlesen. Es sind dieselben Darlegungen, die uns auch in andern ethnologischen und philo-

sophischen Werken begegnen und sich von ihnen nur dadurch unterscheiden, daß sie völkerpsychologisch genannt werden. Außerdem sind die Ausführungen Wundts infolge ihrer epischen Breite und Weitschweifigkeit und ihrer unzähligen Wiederholungen nicht wenig ermüdend.

Viktor Cathrein S. J.

Biographie.

Le Bienheureux Pierre Canisius. Par J. Genoud. 12° (XIV u. 235 S.) Fribourg 1915, Imprimerie de l'œuvre de Saint-Paul.

Seit Anfang des 18. Jahrhunderts sind in französischer Sprache wenigstens neun verschiedene Lebensbeschreibungen des seligen Petrus Canisius erschienen. Die jüngste wurde 1915 zu Freiburg in der Schweiz von einem Lehrer des dortigen, von Canisius gegründeten St.-Michaels-Kollegiums herausgegeben. Das Buch macht seine Vorgänger nicht überflüssig; es hat jedoch seine Eigenart, die es der Beachtung wert erscheinen läßt. Zunächst für Stadt und Land des Kantons Freiburg bestimmt, drängt es das Wirken des Seligen, soweit es vor seiner Ankunft in Freiburg liegt, in knapp gehaltene, aber farbenfrische Bilder zusammen: Student in Köln, Mahner der Fürsten, Vertrauensmann der Päpste, Teilnehmer an geistlichen und weltlichen Tagungen, Kollegiengründer usw. Zeiten und Orte sind des öfteren nicht ganz richtig angegeben; doch dem Gesamteindruck schadet dies nicht. Eingehend werden sodann die letzten 17 Lebensjahre behandelt, welche mit der Freiburger Tätigkeit sich decken; hier fühlt sich der Verfasser so ganz zuhause, hier fließen ihm zahlreiche gedruckte und ungedruckte Quellen. Es folgt die Darstellung des schriftstellerischen Schaffens des apostolischen Mannes und eine Zusammenfassung seiner herrlichen Tugenden. Der letzte Teil der Arbeit endlich bietet Dinge, die sich in solcher Fülle und Ordnung nirgendwo anders finden; sie geben dem Werke seine besondere Bedeutung, machen es zur geschichtlichen Fundgrube. Wir hören von der Verehrung, welche der Diener Gottes von seinem Tode bis auf unsere Tage genossen, lernen seine Reliquien kennen, verfolgen seinen Seligsprechungsprozeß Schritt für Schritt durch zwei Jahrhunderte hindurch, schauen die erhebenden Kundgebungen der Dankbarkeit, Treue und Liebe, mit welchen die Freiburger und auch Tausende von Katholiken des Auslandes die Seligsprechungsfeier und die verschiedenen Jahrhundertfeste des Gottesmannes begangen haben. Den Kenner der französischen Sprache wird die Gewandtheit und Anmut der Darstellung erfreuen; jeden Leser wird der warme Hauch echter Frömmigkeit erquicken, der über diese Schrift ausgebreitet ist. Dazu kommen der hübsche Druck und neben andern Bildern die der fünf letzten Bischöfe von Lausanne und Genf, deren jeder sein gutes Teil zur Pflege und Mehrung der Canisius-Andacht beigetragen hat. Die Empfehlung, welche Bischof Bovet, der allzufrüh Heimgegangene, an die Spitze gestellt hat, ist reichlich verdient.

Otto Braunsberger S. J.

1. **Ein Glaubensheld der modernen Zeit: Contardo Ferrini,** o. ö. Professor des römischen Rechts an der Universität Pavia. Nach der Biographie von Dr. Carlo Pellegrini übersetzt von Dr. Alois Henggeler. Mit einem Bildnis. 12° (VIII u. 140) Freiburg 1914, Herder. *M* 1.80; geb. *M* 2.50

2. **Professor Contardo Ferrini.** Ein Mann des Glaubens und der Wissenschaft. Von Prof. Illemo Camelli. Autorisierte deutsche Ausgabe, besorgt von P. Leo Schlegel O. Cist. kl. 8° (32) Paderborn 1914, Bonifacius-Druckerei. 25 *Pf.*

Als in Italien bekannt wurde, daß der Seligsprechungsprozeß von Prof. Contardo Ferrini vorbereitet werde, schrieb der Corriere della Sera (2. Juni 1911): „Denkt euch, ein Universitätsprofessor, dessen Kollegen noch leben, bei dessen Schülern die Erinnerung an seine Vorlesungen noch frisch ist, der ganz im Dienste Minervas stand, der lebte, während der Positivismus zur Blüte kam und jedem zeitgenössischen wissenschaftlichen Gedanken von der Jurisprudenz bis zur Chemie seine Färbung gab und gleichsam die Existenzberechtigung erteilte — denkt euch, ein solcher Professor wird würdig erklärt, eine Kapelle zu haben oder gar ein schmuckes Kirchlein und angerufen zu werden im Gebete der Gläubigen wie einer der vielen Patrone, die im Paradiese bei dem Allmächtigen für uns bitten! Wäre er ein armer Pfarrer gewesen in einem Alpendörfchen oder ein Einsiedler, weit entfernt von jedem Lärm der Welt, so ließe sich das noch erklären. Aber ein Professor, ein Mensch, der mitten unter den Menschen und den Büchern seiner Zeit lebte, aus einem Kreise, in dem der Skeptizismus so verbreitet ist und so tiefe Wurzeln gefaßt hat!"

Wir begreifen dieses Staunen eines liberalen Blattes. Aber für den Katholiken ist es selbstverständlich, daß moderne Gelehrsamkeit mit der größten Heiligkeit sich sehr wohl verträgt. Ja die Konsequenz des wahren, tiefen Wissens ist Streben nach Heiligkeit. Und es freut uns, auf einen Mann hinweisen zu können, der mit dieser Konsequenz Tag für Tag Ernst machte, der den Weltruf eines Gelehrten besaß und nun bereits den Weltruf eines Heiligen besitzt. Dieses Vorbild hatten wir noch nötig, um es unsern Gelehrten, unsern Gebildeten, unserer akademischen Jugend vor Augen zu halten.

Contardo Ferrini (1859—1902), der Sohn des Physikprofessors am Polytechnikum in Mailand Rinaldo Ferrini aus Locarno, Kanton Tessin, hatte mit solchem Erfolge an der Universität Pavia seine juristischen Studien beendet, daß er ein Regierungsstipendium erhielt, um sich im Auslande in der Rechtswissenschaft weiter auszubilden. In Berlin (1880—1882) hörte er u. a. Mommsen, Zachariä v. Lingenthal, Pernice, Dernburg. Nach kürzerem Aufenthalt in Paris, Rom und Florenz ließ er sich (Nov. 1883) in Pavia als Privatdozent für römisches Recht nieder; 1885 wurde er außerordentlicher Professor, 1887 ordentlicher Professor in Messina, 1890 in Modena und 1894 in Pavia.

Sehr früh trat Ferrini mit wissenschaftlichen Publikationen an die Öffentlichkeit. Ein von Pellegrini beigefügtes Verzeichnis umfaßt 194 Nummern von

Arbeiten, die zum Teil in italienischen, deutschen und französischen Fachzeitschriften erschienen, zum Teil selbständige Werke sind. Seine Forschungen und Entdeckungen auf dem Gebiete des römischen Rechtes verschafften ihm bei der Gelehrtenwelt bald großes Ansehen. Sehr geschätzt wurde er von Theodor Mommsen, der den Ausspruch tat, Ferrini bedeute für das 20. Jahrhundert dasselbe, was v. Savigny für das 19. Der berühmte Romanist Zachariä v. Lingenthal machte Ferrini zum Erben seiner Manuskripte. In verwickelten Rechtsfällen wurde Ferrini öfters von der italienischen Regierung um Rat gefragt. Sein Werk „Römisches Strafrecht" wurde kurz nach seinem Tode von der Accademia dei Lincei zu Rom preisgekrönt. Die Universität Pavia setzte ihm (1907) ein marmornes Denkmal als „dem Fürsten unter den Kennern des römischen Rechtes".

Ebenso eifrig wie sein Streben nach Wissen war sein Streben nach Heiligkeit. Was Konsequenz im Denken und Handeln bezüglich der Grundsätze der christlichen Aszese angeht, ähnelt er seinem großen Landsmanne, dem hl. Aloisius von Gonzaga. Wie dieser, so besaß auch er eine innige Vereinigung mit Gott, eine staunenswerte Gebetsliebe, einen mächtigen Zug zur Eucharistie, eine hohe Wertschätzung der Jungfräulichkeit, eine große Geringschätzung seiner selbst, eine opferfreudige Nächstenliebe. Für all das bietet sein Leben eine Menge herrlicher Züge. Wohl wenige Menschen gibt es, die innerlich so glücklich waren wie Ferrini. Bei ihm ist auch nicht eine Spur von Pessimismus. Immer und immer wieder hebt er es hervor, welche Herzensfreude ihm der Verkehr mit Gott bereite, so daß er für die modernen Vergnügungsmenschen nur Mitleid empfinden konnte. Treffend stellte darum Henggeler an den Anfang seiner Übersetzung die Worte: Servite Domino in laetitia, „Dienet dem Herrn in Freude". Ferrinis Heiligkeit hatte durchaus nichts Abstoßendes. Auch bei denen, die in religiöser Beziehung ganz andern Anschauungen huldigten, hatte er keine Feinde. Die zahlreichen Kondolenzschreiben, die bei seinem allzu frühen Tode der Familie aus Professorenkreisen zugingen, bestätigen ohne Ausnahme, daß sein tadelloser Charakter alle mit der größten Bewunderung erfüllte. „Wenn Ferrini kein Heiliger war, wer sollte es dann noch sein?" schrieb Prof. Brugi, und ähnlich viele andere.

Darum ist es freudig zu begrüßen, daß nun auch in deutscher Sprache biographische Skizzen über diesen für unsere Gebildeten geradezu vorbildlichen Mann vorliegen. Eine vollständige Biographie ist indes die Arbeit von C. Pellegrini noch nicht. Das italienische Original trägt ja auch mit Recht den Titel Appunti biografici. Über den geistigen Werdegang Ferrinis, über sein reiches Innenleben, über seinen großen Einfluß auf seine Umgebung usw. werden nur kurze Andeutungen gemacht. Das alles genauer zu schildern, wird erst dann möglich sein, wenn, wie die italienische Vorrede sagt, die bereits nach Rom gesandten Akten zur Seligsprechung einmal zur Verfügung stehen. Leider scheint der Übersetzer nur die erste Auflage des italienischen Textes benutzt zu haben. Zu wünschen wäre auch die Beigabe der übrigen Bilder des Originals.

Die Broschüre Camellis ist nur eine Zusammenstellung einiger markanten Züge, die aber den Mann sehr treffend charakterisieren, besonders als Vorbild der akademischen Jugend. Dem fleißigen Bearbeiter italienischer Schriften, P. Schlegel, gebührt darob großer Dank.

Das, was die beiden Schriften bieten, genügt, um uns mit Bewunderung zu erfüllen sowohl für den „modernen Heiligen", wie man in Italien Ferrini bereits zu nennen pflegt, wie für unsere Kirche, daß sie auch die Geistesgrößen unserer Tage zu so hoher Heiligkeit führt. Es ist nicht bloß eine herzerhebende Lektüre für den Laien oder bei Gelegenheit von Exerzitien, auch der Prediger und Apologet findet packende Beispiele zur Illustrierung seiner Worte.

Mehr Einblick in Ferrinis Seelenleben gewähren seine von C. Pellegrini herausgegebenen Scritti religiosi, eine Sammlung von Briefen und Aufzeichnungen, die den hohen Idealismus und die feurige Glaubensbegeisterung dieses Mannes offenbaren, der am modernen Geistesleben so innigen Anteil nahm. Hoffentlich findet sich auch für diese Sammlung bald ein Übersetzer.

Contardo Ferrini verdient der ganzen Welt bekannt zu werden. Er ist ein Laienapostel, der nach seinem Tode noch mehr wirken wird als in seinem Leben.

Constantin Kempf S. J.

Generalfeldmarschall Freiherr von Loë. Ein militärisches Zeit- und Lebensbild. Von Leopold von Schlözer. Mit drei Bildnissen und vier Karten. gr. 8° (XI u. 323) Stuttgart 1914, Deutsche Verlags-Anstalt. *M* 6.50; geb. *M* 8.—

In einem Vorwort von etwa 25 Zeilen sagt der Verfasser mit militärischer Kürze, was er zu bieten gewillt und imstande ist. Der Untertitel deutet es zudem ausreichend an: „Ein militärisches Zeit- und Lebensbild". Ein militärisches Lebensbild hätte vielleicht genügt; daß dabei Streiflichter auf die Zeitgenossen fallen, versteht sich von selbst, und mehr war weder beabsichtigt noch auch rätlich, sollte das Bild des Lebensganges die Aufmerksamkeit des Lesers ausschließlich fesseln, und wie es der Fall ist, die so anziehende und vorbildliche Persönlichkeit in scharfen Umrissen zu voller Deutlichkeit bringen.

Walter von Loë, der schneidige Reitergeneral, der Generaladjutant dreier Kaiser, endlich Generalfeldmarschall, hat die großen Einigungskriege Deutschlands und noch andere Feldzüge mitgemacht, wichtige Sendungen wurden ihm anvertraut, in allen Fragen des Militärwesens und in vielen Fragen der hohen Politik besaß er jene Kenntnisse und Erfahrungen, die den führenden Männern eigen sind. Erschien er als eine Verkörperung des preußischen Pflichtbewußtseins, so verband sich diese in ihm mit rheinischer Weltläufigkeit; der stramme Vertreter norddeutscher Zucht verleugnete nie das verbindliche Wohlwollen des katholischen Edelmannes, das Freunde erwirbt und Feinde zu entwaffnen vermag. Vgl. das Verhältnis Loës zu General Gallifet, dem spätern französischen Kriegsminister, S. 26 ff. und 209 f., „Erinnerungen" S. 22. Die volle Geschichte dieses reichen Lebens wird erst geschrieben werden können, wenn die Staatsarchive ihre Akten

zur Veröffentlichung zulassen. Dann werden die Berichte, die Walter von Loë als Militärbevollmächtigter in den Jahren 1863—1867 aus Paris nach Berlin schrieb — interessante Seitenstücke zu den Berliner Berichten des Franzosen Stoffel — vom historischen wie vom biographischen Standpunkt als höchst wertvolle Quellen zur Geltung kommen. Bis dahin aber hat es noch gute Wege. Ganz im Geiste des ritterlichen Mannes hütete der Verfasser sich sorgfältig vor jenem „Mitteilungsbedürfnis", das Taktlosigkeiten nicht scheut, um mit Enthüllungen großzutun. Der Biograph erwähnt im Vorwort den geringen Bestand an handschriftlichem Material. S. 212 erfahren wir, daß Loë „kurz vor seinem Tode, durch Memoiren-Publikationen veranlaßt, die umfangreiche Sammlung der an ihn gerichteten Briefe von Fürsten und Fürstinnen, Politikern, Militärs teils selbst vernichtete teils zur Vernichtung bestimmte, um den geringsten Vorwurf zu vermeiden, er habe sich des ihm geschenkten Vertrauens nicht würdig gezeigt". Höchst Wertvolles ist da unwiederbringlich verloren gegangen, und nur geringen Ersatz bieten die „Erinnerungen", die der greise Generalfeldmarschall zu schreiben begann. Sie erschienen in der „Deutschen Revue" und später in Buchform, trugen ihrem Verfasser kaiserlichen Dank ein und bereiteten ihrem Leserkreis durch ihre Feinheit und Umsicht genußreiche Stunden. Dreierlei bisher ungedruckte Aufzeichnungen konnte der Verfasser veröffentlichen: Briefe und Tagebuchaufzeichnungen „Im Kaukasus", „Spanien", eine Denkschrift und die im XI. Kapitel der Lebensbeschreibung „unwesentlich gekürzt" wiedergegebenen Erinnerungen über die Reise Loës nach Rom im Gefolge des Kronprinzen [1].

Der Verfasser schöpfte aus der noch lebendigen Erinnerung an die bedeutende Persönlichkeit des Generalfeldmarschalls. Das gibt seinem Buch etwas vom Reiz und Wert, der Denkwürdigkeiten zukommt. Der künftige Biograph wird es als wichtige Quelle benutzen müssen. Das Lebensbild Walter von Loës ist so ansprechend, so wohlgelungen, daß wir nichts Besseres tun zu können meinen, als einige Begebenheiten mit den eigenen Worten des Verfassers nachzuzeichnen; es ist dies ein immerhin unzureichender Ersatz für die, welche das Buch nicht lesen können, soll aber vor allem dazu einladen, es zu tun.

Als im Jahre 1848 in Schleswig-Holstein der Kriegsruf ertönte, ergriff das emporstrebende Geschlecht militärischer Talente mit Freuden die Gelegenheit, im Kampfe die eigene Kraft zu messen. Einer der jüngsten unter ihnen war Walter von Loë. Hier setzt die Erzählung des Biographen ein. Als Student der Rechte in Bonn, seinem militärischen Range nach Unteroffizier der Reserve, verließ Walter von Loë damals seine rheinische Heimat, um als Freiwilliger in schleswig-holsteinische Dienste gegen Dänemark zu treten. Am 1. April 1848 wurde er als Sekondeleutnant dem 2. Dragonerregiment zugeteilt. Es war ein eigenes

[1] Nach dem S. 151 Gesagten sind auch die Fußnoten dieses Kapitels vom Generalfeldmarschall diktiert worden. Das kann von der Anm. 1 S. 159 nicht gelten, da der Tod des Kardinals Rampolla erwähnt wird († 1913). Indes bietet der sachliche Inhalt dieser Note so gute Informationen, daß er auf Äußerungen des Generalfeldmarschalls zurückgehen dürfte.

Kriegsbild, das sich in den schleswig-holsteinischen Herzogtümern vor den Augen des jungen Offiziers entfaltete, und nicht ohne leise Ironie gedenkt er später dieses Anfangs seiner militärischen Laufbahn. Das schleswig-holsteinische Heer war nicht schlagfertig. Seine Präsenzstärke betrug wegen der im letzten Augenblick absichtlich angeordneten Beurlaubungen kaum mehr als 2000 Mann. Selbst die Offiziere, meist Nationaldänen, verließen in großer Zahl das Heer (S. 5). Holsteiner und Dänen standen in gleicher, nur durch eine weiße Binde unterschiedener Uniform einander gegenüber (6). Bisher hatte die Militärpflicht nur auf dem Landvolke geruht. Jetzt meldeten sich aus den übrigen Teilen der Bevölkerung viele Freiwillige. Aber auch aus allen deutschen Gauen eilten solche herbei. Freischaren waren ja die Losung der Zeit. Neben ehrlichen Patrioten und tatendurstigen Jünglingen erschien aber auch manch zweifelhaftes Volk: Berliner Barrikadenkämpfer aus den Märztagen, denen das Pflaster dort zu heiß geworden war; seltsame Gestalten mit der unvermeidlichen Hahnenfeder auf dem Schlapphut oder mit den Resten des Lagerstrohes in den ungekämmten struppigen Haaren. Noch kurz vorher galten ihnen Uniform und Dressur für das Zeichen niederer Tyrannenknechte, nun sollten sie plötzlich Schulter an Schulter mit den nach Holstein entsandten preußischen Gardetruppen fechten. „Dat is nich god, dat so'n Slag in't Land kümmt", sagte der holsteinische Bauer. . . . Nur die energische Hand des Freiherrn von der Tann, damals Major und Flügeladjutant des Königs von Bayern, verschaffte seinem kecken Freikorps nach und nach die Achtung der Linientruppen (7). Auch die regulären holsteinischen Soldaten gaben ein schlechtes Beispiel. Infanteristen sah man auf dem Marsche in Wagen nachfahren, andere marodierten auf dem ganzen Wege, quartierten sich ohne Erlaubnis ein, wo es ihnen beliebte.

Loë kam zu seinem Regiment gerade vor dem unglücklichen Gefecht bei Bau. Die kleine holsteinische Streitmacht mußte sich nach tapferer Gegenwehr auf die Eider zurückziehen. „Du hadd'st dat jo bannig hild mit dat Utknipen!" rief ein versprengter Dragoner dem andern zu. „Ja, Junge! wo kunn ick anners?! Se schöten mi jo mit Kanonen!" Der echte militärische Geist war diesem Heere also noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen (8). „Am 21. April standen endlich alle Truppen — 32 500 Mann, 4000 Pferde — an der Eider bereit. . . . Wie einst zur Zeit der Ottonen und Heinriche drangen die deutschen Krieger in die Nordmark ein. . . . Ohne Schwertstreich ergab sich die Festung Fridericia. Jütland lag offen da" (9). Nun begann ein neuer Abschnitt des Feldzuges. „Die Politik lähmte die Freiheit des Handelns. . . . Nach kurzem ‚phaethontischem Flug', wie Bismarck spottete, bewegte sich die preußische Politik wieder auf der Linie der Berliner Märztage. . . . Man versuchte, nach einem Ausdruck des Majors von der Tann, ‚den zähen Feind durch Verzehrung seiner Ochsen mürbe zu machen'. . . . Um so frecher drängten die Nachbarmächte sich vor. . . . Sie wollten die schleswig-holsteinsche Frage ‚als Wunde im Herzen Deutschlands offen halten'. Vor allem fürchtete England schon damals Deutschland als Nebenbuhler zur See. So predigte man den Status quo, man konferierte, man drohte . . ., General von Wrangel erhielt den Befehl, die siegreichen

Fahnen über die Königsau zurückzutragen" (10). Am 26. August endete der mit Begeisterung und Erfolg begonnene Krieg ruhmlos mit dem Waffenstillstand von Malmö (11).

Veranlaßt durch seinen Bonner Kommilitonen, den Prinzen Friedrich Karl, der ihn schon damals charakterisierte „als einen der klügsten Jungen, die mir vorgekommen sind", meldet sich von Loë nun beim preußischen 3. Husarenregiment, das auch in Holstein mitgekämpft hatte.

Zu den schönsten Teilen der Lebensbeschreibung gehört das Kapitel „Militärattaché in Paris 1863—1867". Der Verfasser schließt sich hier fast ganz an die „Erinnerungen" Loës an, die er mit einigen zeitgeschichtlichen Zutaten erweitert. Wie es seine Aufgabe verlangte, mußte Loë sich ein Bild des zweiten Kaiserreiches und der Wandlungen seit 1852 machen, die Organisation der französischen Armee beobachten, kurz, für den Fall eines drohenden Konflikts keine Zweifel über die Machtverhältnisse des Gegners im Westen bestehen lassen. „Durch die Berichte des Militärattaché zieht sich wie ein roter Faden der Gedanke: Frankreich ist nicht kriegsbereit" (44). „Der König von Preußen wurde der Reorganisator der Armee; Napoleon verzichtete auf die Heeresreform und begann das Leben Julius Cäsars zu schreiben", so charakterisierte Ollivier das beiderseitige Verhalten. In Berlin war man also durch die Berichte des Militärattachés über die Schwächen der französischen Armee unterrichtet. Als daher die kriegerische Spannung zwischen Preußen und Österreich 1866 zunahm und die strategischen Berechnungen des preußischen Generalstabschefs einen Angriff seitens Frankreichs ins Auge faßten, sah Moltke, wohl gestützt auf die Berichte von Loës, die Rheinprovinz zunächst nicht als bedroht an. Frankreich sei außer stande, „in kurzer Zeit ein Offensivheer zu sammeln" (57). Während des Feldzuges 1866 war Loë als Flügeladjutant ins Große Hauptquartier kommandiert. In den Stürmen, die an den maßgebenden Stellen dem Friedensschluß vorangingen, stand Loës Urteil auf seiten des Militärs. Aber später anerkannte er den weiteren Blick Bismarcks, der Österreich damals nicht unversöhnlich verletzen wollte, bestrebt, schon jetzt ein Bündnis für die Zukunft anzubahnen (64). Als nach der Londoner Konferenz die unmittelbare Kriegsgefahr beendet war, verließ von Loë seinen Posten in Paris und wurde Kommandeur seines rheinischen Husarenregiments (Nr. 7). Beim Abschied sagte ihm damals der Ministerpräsident Bismarck im Vorzimmer des Königs: „Herr Oberst, ich gratuliere Ihnen zur Übernahme Ihres schönen Regiments. Ich habe Ihre Pariser Berichte mit großer Aufmerksamkeit gelesen" (Erinnerungen 135).

Früher als gedacht sollte das Schlachtfeld erproben, was die militärische Erziehung Loës geleistet hatte. Es kam jener Morgen, an dem der Kommandeur auf dem „Sand" vor die Front sprengte mit dem Rufe: „Krieg!" Ein brausendes Hurra der Königshusaren! Mit Jubel wurden sie in der Stadt empfangen. Nachts um 1 Uhr ging der telegraphische Mobilmachungsbefehl beim Regiment ein. Am andern Morgen meldeten sich 300 Studenten zum freiwilligen Eintritt ins Regiment. Vor dem Abmarsche hielt der Oberst vor der Front eine Ansprache,

die mit den Worten schloß: „Nicht deutsche Sitte ist es, mit dem Siege vermessen zu prahlen, aber — das Gelöbnis können wir ablegen, den Schwur können wir leisten vor Gott, dem König und allen, die uns hier umgeben: Es sollen sich die grünen Wogen unseres Rheins purpurrot mit unserem Blute färben, ehe ein Franzose über ihn seinen Fuß setzt!" „Von der Bevölkerung bis ans Weichbild der Stadt begleitet, unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches, unter dem Gesang der ‚Wacht am Rhein' begann der Vormarsch gegen Westen" (76).

Wir müssen es uns versagen, näher auf die Tätigkeit Loës und seiner Königshusaren im Kriege 1870/71 einzugehen. Daß sie sich auszeichneten, beweist die allseitige Anerkennung ihrer Tüchtigkeit. „Am 13. März 1871 hielt der Kronprinz bei Amiens über das VIII. Armeekorps Revue ab. Als das Regiment der Königshusaren vorbeimarschierte, erhob sich ein brausendes ‚Lehmop' [1] durch alle Regimenter und Waffengattungen die ganze Front entlang. Das waren ja die unerschrockenen Waffenbrüder von Querrieux und Sapinies, von Bapaume und St.-Quentin!" Durch die Verleihung von fünf Eisernen Kreuzen I. Klasse und 94 Kreuzen II. Klasse erhielt das Königshusarenregiment die höchste Anzahl, die einem Kavallerieregiment in diesem Kriege verliehen wurde (127).

In die letzte Zeit Loës als Divisionsführer fällt seine Reise nach Madrid und Rom als Begleiter des deutschen Kronprinzen. Nach den glänzenden Tagen in Madrid sollte auch ein Besuch bei König Humbert und bei Leo XIII. in Rom gemacht werden. Seit dem Verluste der weltlichen Herrschaft hatte aber der Papst keinen Besuch mehr angenommen, der als Gast des Königs von Italien im Quirinal abgestiegen war. Wichtigkeit und Schwierigkeit des von Berlin aus befohlenen Besuches wurden zwischen dem Kronprinzen und seinem Begleiter erörtert. Da der Kronprinz im Kulturkampf von Anfang an keine Parteistellung eingenommen hatte, so erschien er dem Kaiser Wilhelm und dem Fürsten Bismarck offenbar vorzüglich geeignet, persönliche Beziehungen zum Papste anzuknüpfen und die Wiederherstellung des von beiden Seiten gewünschten Friedens zu unterstützen. Einen Ausweg, die Schwierigkeit des Besuches zu überwinden, wurde noch auf der Reise nach Rom vom Kronprinzen selbst gefunden: Vom Palazzo Caffarelli, also von deutschem Boden aus, wolle er die Fahrt in den Vatikan antreten. Tatsächlich war das die Form, in der sich dieser Besuch vollzog, der vom Heiligen Vater mit lebhafter Freude begrüßt wurde und von dem der Kronprinz und der Papst in gleicher Weise befriedigt waren.

Auch auf andern Gebieten hat das versöhnliche und vornehm vermittelnde Wesen Loës wertvolle Erfolge gehabt. Als Kommandant des VIII. Armeekorps

[1] „Der Weg von Bonn zum alten Exerzierplatz, dem ‚Sand', führte an Ziegeleien vorbei. Der am Niederrhein übliche Ruf der Ziegler nach neuem Lehm aus der Grube ‚Lehm op!' tönte den Husaren oft entgegen; sie nahmen den Ruf scherzhaft auf, er wurde 1866 zum Feldgeschrei, mit dem bald alle Truppen der Elbarmee die ‚Blauen Bonner' begrüßten." (S. 78 Anm.)

hatte er seinen Sitz in Koblenz. Alljährlich weilte daselbst auch die geistig hochstehende Kaiserin Augusta, und Loë wurde ihr vertrauter Ratgeber in allen Werken der Barmherzigkeit, durch welche die Kaiserin sich ein so gesegnetes Andenken in den Rheinlanden erwarb. Es ist eine Tatsache, daß gerade in jenen Jahren die Anhänglichkeit der Rheinländer an die Dynastie und das preußische Gesamtvaterland sich mächtig gehoben hat; ohne Zweifel gehört ein Teil des Verdienstes dem rheinländischen Reitergeneral, der eben dieses Erfolges sich gewiß besonders erfreut hat.

Im Dezember 1893 überbrachte Generaloberst von Loë im Auftrage des Deutschen Kaisers den Feldmarschallstab an den Feldmarschall Erzherzog Albrecht von Österreich, Oberbefehlshaber im siegreichen Krieg gegen Italien 1866. In seiner Ansprache hob Loë hervor, wie der Erzherzog das Beispiel liefere, „daß der unverwelkliche kriegerische Lorbeer nicht ein launisches Geschenk des Glücks, sondern die Frucht hervorragender, angestammter Begabung, zielbewußter Pflege und zäher Arbeit von Jugend auf, loyaler Soldatentreue und selbstloser Vaterlandsliebe, kurz, einer seltenen Vereinigung von Verstandes- und Charaktereigenschaften sei.... Der Kommandostab solle ein Symbol der Einigkeit zwischen den verbündeten Monarchen sein, ein Band der Waffenbrüderschaft zwischen den beiden Armeen" (197).

Es kam die Zeit, da Loë die Führung des VIII. Armeekorps abgeben mußte. Es geschah am 10. Januar 1895. General von Loë wurde nun Oberbefehlshaber in den Marken und zum Gouverneur von Berlin ernannt. Ein Nervenleiden zwang ihn aber schon 1897, seinen Abschied zu erbitten. Noch war es ihm vergönnt, am 7. April 1897 sein 50jähriges Dienstjubiläum in Bonn zu begehen. Der Dekan der juristischen Fakultät, Geheimrat Lörsch, überreichte ihm bei diesem Anlaß „in Anerkennung seiner staatsmännischen Verdienste" das Diplom des juristischen Ehrendoktors. Oberbürgermeister Spiritus verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht der Stadt Bonn. Auch nachdem er zur Disposition gestellt war, erfolgten noch neue Zeichen der Gunst und des Vertrauens von seiten des Kaisers. Loë wurde zum lebenslänglichen Mitglied des Preußischen Herrenhauses und am 1. Januar 1905 gleichzeitig mit Hahnke und Graf Haeseler zum Generalfeldmarschall ernannt (202).

Für eine so tätige Natur brachte das Alter den schwersten Kampf des Lebens, den Kampf eines tapfern Geistes mit den abnehmenden körperlichen Kräften. Einst war der Wahlspruch des Feldmarschalls gewesen: „Solange wir mittun, ein frisches Auge und ein fröhliches Herz!" Jetzt schrieb er 1902 an den treuen General von der Planitz: „Ich kämpfe jede Nacht den Todeskampf; aber ich will nicht klagen!" (211.) Immer lieber versenkte er sich in die Vergangenheit, und er begann die schon oben erwähnten „Erinnerungen aus meinem Berufsleben" zu schreiben. Es verdient als Beweis für die geistige Regsamkeit des greisen Generalfeldmarschalls hervorgehoben zu werden, daß das Studium von de la Gorces vielbändiger Geschichte der Kaiserzeit ihm die Anregung dazu bot.

Am 7. April 1907 feierte er als der rangälteste Offizier der preußischen Armee sein 60jähriges Dienstjubiläum. Die große Teilnahme, welche die ganze

Stadt Bonn an dieser Feier nahm, hatte erfrischend auf ihn gewirkt; aber nur für kurze Zeit; er fühlte seine Stunde gekommen. Am 6. Juli 1908 endete das Leben des verdienten Mannes. „Einst, am 25. Juli, war er an der Spitze seines Regiments unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches aus der rheinischen Stadt gezogen nach Frankreichs Gefilden. Abermals an einem Julimorgen schmetterten die Trompeten durch die Stadt. Die Husaren geleiteten ihren Feldobersten auf seinem letzten Wege — mit dem Preußenmarsch von Hohenfriedberg. So hatte der alte Reitergeneral es sich gewünscht" (215).

Kurz und treffend hat Kaiser Wilhelm II. Walter von Loës Persönlichkeit und Wirken charakterisiert. Bei der Ernennung des Großherzogs von Baden zum Kommandierenden General des VIII. Armeekorps redete er diesen also an, indem er Loës, des großen militärischen Erziehers gedachte: „Ich habe dir das schöne Korps übergeben, welches ich aus den Händen eines Generals nahm, dessen Name Tapferkeit, dessen Wesen Ritterlichkeit, dessen Leben Treue auf den Schlachtfeldern und im Frieden gewesen ist."

Alfred Gökel S. J.

Umschau.

Die bayrische Feldseelsorge im Weltkriege.

Unter diesem Titel veröffentlicht Domkapitular Dr. Buchberger ein sehr lehrreiches und mit warmer Begeisterung geschriebenes Buch[1] als Ausdruck des Dankes für die hingebende und vom Geiste des Glaubens getragene Vaterlandsliebe unserer Soldaten, als Zeugnis für die segensvolle und aller Anerkennung werte Wirksamkeit der Feldgeistlichen und als freundliche Erinnerung an Kriegsteilnehmer und Angehörige gefallener Soldaten. Der Verfasser ist vom Feldpropst der bayrischen Armee, dem Kardinal-Erzbischof von München, seit Beginn des Krieges mit dem Referat über die Feldseelsorge betraut und kennt darum wie kaum ein anderer Organisation, Aufgabe und Wirken der bayrischen Feldseelsorge. Diese Kenntnis konnte er zudem durch mehrere Reisen ins Kriegsgebiet noch vervollkommnen.

Zuerst zeichnet uns der Verfasser die Organisation der bayrischen Feldseelsorge in den wichtigsten Zügen. In Friedenszeiten fehlt auch heute noch in Bayern eine durchgreifende Organisation der Militärseelsorge. Diese war in Vorbereitung, als der Krieg ausbrach. Zwar wurde schon am 10. April 1841 auf Anregung König Ludwigs I. von Bayern ein apostolisches Breve erlassen, demzufolge der jeweilige Erzbischof von München mit der geistlichen Obergewalt über die bayrische Armee ausgestattet sein sollte, allein das Breve kam nie zur Durchführung. Darum erbaten die einzelnen Erzbischöfe von München für einen etwa eintretenden Mobilmachungsfall die nötigen Vollmachten von Rom und erhielten dieselben. Auch die bayrische Staatsregierung erklärte sich mit dieser Regelung einverstanden. Somit war Kardinal-Erzbischof Bettinger von München bei Ausbruch des Weltkrieges ohne weitere Formalitäten Feldpropst der bayrischen Armee, und von ihm erhielten und erhalten alle Feldgeistlichen die notwendigen geistlichen Vollmachten und Weisungen mit der Verpflichtung, über ihre Tätigkeit zu berichten.

Wir alle haben die großartige vaterländische Begeisterung erlebt, als vor gut zwei Jahren die Mobilisierung der gesamten Streitkräfte angeordnet wurde. Auch der Klerus blieb nicht zurück, und das freiwillige Angebot ging weit über den vorgesehenen Bedarf hinaus. Es war nämlich nur je ein Geistlicher für jede einzelne Division bestimmt. Bald zeigte sich jedoch, daß diese wenigen Priester unmöglich auch nur die allerdringlichsten Seelsorgearbeiten leisten konnten. Dem

---

[1] 8° (VI u. 124) mit 70 Bildern auf 38 Tafeln und zahlreichen Textabbildungen. Kempten (o. J.) Kösel. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

Ersuchen des Feldpropstes um Einstellung weiterer Seelsorgskräfte entsprach denn auch das Kgl. Bayr. Kriegsministerium unterm 18. August 1914, indem sämtlichen Feldlazaretten und Lazarettzügen je einer, den Kriegslazarettabteilungen je drei katholische Geistliche zugeteilt wurden. Auch den Lazarettrupps und Lazarettzügen des Roten Kreuzes ist durch den kgl. Hausritterorden vom hl. Georg (bzw. den Johanniterorden) ein Geistlicher beigegeben worden. Unterm 17. September 1914 wurde sodann für jedes Feldlazarett noch ein weiterer Geistlicher bestimmt, um speziell an den Verbandplätzen den Verwundeten und Sterbenden beizustehen, später auch, um andere Seelsorgedienste zu leisten, wie es eben gerade die Umstände erforderten. Unterm 3. November 1914 erhielt schließlich jeder Divisionsgeistliche noch einen überetatsmäßigen Hilfspriester. Die Seelsorge in den Etappen versahen vorerst die Lazarettgeistlichen, später wurden für Kommandanturorte eigene etatsmäßige Lazarettpfarrer angestellt.

Die bayrische Armee ist damit hinreichend mit Seelsorgekräften versehen, und soweit nicht ganz außergewöhnliche Fälle in Frage kommen, dürften kaum begründete Klagen laut werden. Besonders dankenswert ist die Einstellung eigener Lazarettgeistlichen, welche die preußische Armee nicht kennt. Dadurch wird nicht nur den vielfach überbürdeten Divisionsgeistlichen die Arbeit wesentlich erleichtert, sondern auch eine geordnete Lazarettseelsorge gewährleistet.

Die rechtliche Stellung der Hilfsgeistlichen, die anfänglich manche berechtigten Wünsche laut werden ließ, wurde bereits unterm 1. Dezember 1914 der spezifischen Berufstätigkeit entsprechend festgesetzt. Auch manche Härten hinsichtlich zweckmäßiger Verteilung der Seelsorgearbeiten, die sich bei buchstäblicher Befolgung früherer Verordnungen einstellten, wurden dem Geiste des Gesetzes entsprechend entfernt. Die Aufstellung eigener Referenten für militär-kirchliche Angelegenheiten erwies sich gerade für die Anpassung an bestimmte, oft nicht vorgesehene Verhältnisse als wichtig und segensvoll. Einer dieser Referenten berichtet, daß die zehn Geistlichen seiner Division monatlich einmal zusammenkommen, um wichtige aktuelle Fragen zu besprechen und ein vorgelegtes Referat zu erörtern.

Die Zahl der gegenwärtig aktiv tätigen Militärgeistlichen Bayerns beträgt 189. Darunter sind 21 etatsmäßige und 22 außeretatsmäßige Divisionsgeistliche, 13 etatsmäßige Etappen- (Kommandantur-) Pfarrer, 114 außeretatsmäßige Feldgeistliche in den Feld- und Kriegslazaretten, in den Lazarett- und Hilfslazarettzügen, 13 Feldgeistliche bei den Lazarettrupps und Lazarettzügen des Roten Kreuzes. Vier etatsmäßige Divisionsgeistliche sind preußischen Divisionen zugeteilt, zwei der Marine.

In dem Abschnitt „Bedeutung und Aufgabe der Feldseelsorge" weist der Verfasser auf Grund unanfechtbarer Zeugnisse die rein akademischen Zweifel über den Einfluß der Religion auf die Kriegstüchtigkeit zurück, die bekanntlich Professor Dunkmann in Greifswalde erhoben hatte. Die erste rein natürliche Begeisterung ist ja bald verflogen. Aber „wenn der Stellungskrieg sich monatelang hinzieht, wenn Opfer und Entbehrungen je länger, desto mehr drücken, wenn die Schrecken des Trommelfeuers und das unheimliche Klopfen des Minengräbers die Nerven aufwühlen und zermürben, wenn das Zeichen zum Sturm gegeben wird und der Tod unbarmherzig niedermäht, dann müssen Kraft und Mut

aus tiefer und mächtiger Quelle fließen, wenn sie nie versiegen und versagen sollen. Die tiefste und reichste Quelle der Tatkraft und des Opfermutes aber bleibt der Glaube, das Gottvertrauen, die Ruhe und Reinheit des Herzens, die Hoffnung des ewigen Lebens" (S. 7). Der religiöse Eifer der bayrischen Soldaten ist ja bekannt, ebenso wie ihre sprichwörtliche Tapferkeit. Wer möchte hier eine Wechselwirkung bestreiten?

Die Aufgaben der Feldseelsorge werden vom Verfasser in den folgenden Kapiteln einzeln besprochen: der Feldgottesdienst unter den mannigfaltigsten Verhältnissen und Umständen, Predigt und Spendung der heiligen Sakramente, die Wirksamkeit im Schützengraben, auf den Verbandplätzen, im Lazarett und am Heldengrab, in den Etappen und bei der Bevölkerung im besetzten Gebiet, die Sorge für passende Lektüre, um die sich in Bayern der katholische Preßverein so große Verdienste erworben hat, die Benachrichtigung und Tröstung der Angehörigen Gefallener, die zweckmäßige Einrichtung von Soldatenheimen in besetzten Orten, die so große Bedeutung in religiös-sittlicher Hinsicht haben und vielfach mit Feldbuchhandlung, Leihbibliothek, ja sogar mit Lichtspieleinrichtungen versehen wurden. „Am 22. März 1916", so sagt ein Bericht, „wurde die Feldbücherei des Soldatenheimes C. eröffnet. Dieselbe hat ständig ein größeres Lager von Büchern mit erbauendem, belehrendem und unterhaltendem Inhalt. Gebetbücher werden gratis abgegeben. Ferner sind in der Buchhandlung auch die neuesten Tageszeitungen bereits am Tage des Erscheinens zu haben. In den letzten Wochen wurden täglich 360 Tageszeitungen verkauft. Außerdem werden verkauft Zeitschriften, illustrierte Blätter und Witzblätter sowie Schreibwaren. Der Umsatz in der einen Buchhandlung steigerte sich in manchen Wochen bis auf über 1000 Mark. Es zeigte sich sogar die Einrichtung einer zweiten und dritten Buchhandlung notwendig. Mit den Buchhandlungen verband ich eine größere Leihbibliothek, in der Bücher gegen entsprechenden Einsatz gratis abgegeben werden. Die Ausleihziffer stieg in einer der drei Leihbibliotheken bis zu 252 Bänden an einem Tag; im Durchschnitt wurden täglich 35 Bände verliehen. Die beiden bei den Feldbuchhandlungen eingerichteten Leihbibliotheken wurden von Offizieren und Mannschaften in gleicher Weise benutzt. Da sich im Laufe des Winterfeldzuges immer mehr die Notwendigkeit erwies, den Soldaten möglichst viel Zerstreuung und Abwechslung zu verschaffen, errichtete ich im Anschluß an eines meiner Soldatenheime ein Lichtspieltheater. Das Generalkommando genehmigte mir einen eigenen Urlaub nach Deutschland, und ich kaufte durch Vermittlung des Generalsekretariats der katholischen Jünglingsvereine Deutschlands in Düsseldorf einen Kinematographenapparat. Schon am 12. Februar 1916 konnte das Theater eröffnet werden. Die Schwierigkeiten mit der Beschaffung einwandfreier Films wurde in der Weise gelöst, daß ich mich mit dem Feldgeistlichen der Etappeninspektion der zweiten Armee zusammenschloß und mit ihm gemeinschaftlich Films bezog von der Lichtbilderei des Volksvereins München-Gladbach. . . ." Unterrichtskurse, Vorträge, gesellige Unterhaltungen mit Musik und Gesang sorgen für die nötige Beschäftigung unserer Soldaten und halten den gefährlichen Müßiggang fern.

Sehr stimmungsvoll werden die Festzeiten des Kirchenjahres im Felde gefeiert: Weihnachten mit seinen Krippen, Christbäumen und Weihnachtsliedern, der letzte Tag des Jahres mit seinem ernsten Rückblick auf die mit Gottes Hilfe glücklich überstandenen Gefahren und seinem noch ernsteren Ausblick in die verschleierte Zukunft, die Fastenzeit mit den Fastenpredigten und Fastenandachten, die Karwoche mit den in Frankreich unbekannten und darum viel bestaunten heiligen Gräbern, das Osterfest mit seinem übernatürlichen Freudentrost, Fronleichnam mit dem Triumphzug des eucharistischen Heilandes, der Marienmonat mit seinen lieblichen Maiandachten und Allerseelen „als Fest der Liebe, Treue und Dankbarkeit übers Grab hinaus". An solchen Festen ist auch der Empfang der heiligen Sakramente ein sehr reger; 80—85 und noch mehr Prozent, berichtet ein Geistlicher, benutzen jede sich bietende Gelegenheit zu Beicht und Kommunion. Der Osterpflicht genügen durchschnittlich 90 Prozent, wobei die vielen Urlauber nicht eingerechnet sind, die wohl zumeist ihren Urlaub zur Erfüllung ihrer Pflicht benutzen. Ein Divisionsgeistlicher konnte sogar berichten, daß nicht ein einziger von seinen Katholiken fernblieb.

Unsere Bayern haben von ihren Vorfahren eine große Vorliebe für die Muttergottesverehrung und speziell für den Rosenkranz ererbt. Oft beten sie diesen gemeinsam in den Schützengräben. Ein Offizier, der lange Zeit für die Beerdigung der Gefallenen zu sorgen hatte, sagte einem Geistlichen: „70 Prozent aller Katholiken, die wir in die Erde betteten, hatten den Rosenkranz um die Hand geschlungen." Unter dem Schutz ihrer Patrona Bavariae waren sie ins Jenseits hinübergegangen. Ein dem Verfasser befreundeter Feldgeistlicher erzählt: „Nach glücklicher Heilung seiner Wunden war ein braver, tapferer Krieger eben daran, wieder zurückzukehren zur Front. Bevor er das Lazarett verließ, kam er noch zu mir und sprach treuherzig: ‚Hochwürden, könntn's ma net no an Rosakranz schenka, denn so an Sturm, wia i ihn mitgmacht hob, möcht i ohne Rosakranz nimma mitmacha.'"

Natürlich kann die Seelsorge in der eigentlichen Operationslinie nicht einen so geregelten Gang nehmen wie in der Etappe. Allein in der Etappe sind die Schwierigkeiten anderer Art. „Mit der Abnahme körperlicher Gefahren steigen die seelischen Gefahren in geometrischer Progression", schreibt Domkapitular Dr. Eberle, der Referent für militär-kirchliche Angelegenheiten in der VI. Etappeninspektion. „Die Seelsorge muß sich hier auch mancherlei außerhalb der direkten Pastorationsmittel und der regulären Seelsorge liegender Hilfs- und Abwehrmittel bedienen." Zu diesen indirekten Seelsorgemitteln gehört auch die Errichtung und Ausrüstung der bereits erwähnten Soldatenheime. Mit dem Besuch der Gottesdienste und dem Empfang der heiligen Sakramente in der Etappe ist Dr. Eberle sehr zufrieden. „Besonders bemerkenswert erscheint, daß die Zahl der offiziell zum Kirchenbesuch abkommandierten Mannschaften weit übertroffen wird durch die Zahl derer, welche die dienstfreie Zeit benutzen, um ganz privatim dem Sonntagsgottesdienste beizuwohnen. ... Die Beichtgelegenheiten werden fleißig benutzt."

Wir sehen aus alledem, was von den Klagen über die Verflachung des religiösen und sittlichen Geistes bei unsern Truppen zu halten ist. Hören wir

darüber noch das Urteil Dr. Eberles: „Das religiös-sittliche Leben ist dank den rastlosen Bemühungen aller Geistlichen ein sehr gutes zu nennen. Wenn auch die Hochspannung die Muskelkraft des tiefen Innenlebens, wie es in den ersten Kriegsmonaten zu gewahren war, etwas gelähmt hat, wenn sich auch nicht alle Erwartungen erfüllt haben, welche glühende Optimisten von der sturmartigen Erneuerung im religiösen Leben unseres Krieges erwartet haben, so hat doch der Feldgeistliche auch in der Etappe Ursache, den Allgemeinstand als recht befriedigend anzusehen." Daß es bei einer so großen Heeresmasse nicht an Ärgernissen und Verirrungen fehlt, und daß die lange Dauer des Krieges auch manche Unzufriedenheit weckt, wer wollte sich darüber wundern?

Eines der liebenswürdigsten Kapitel des Buches, das den allgemein christlichen, über alle nationalen Gefühle erhabenen Geist der Liebe am schönsten widerspiegelt, behandelt die Seelsorge der Bevölkerung in den besetzten Gebieten. Viele Gemeinden sind ja ihres eigentlichen Seelsorgers beraubt; viele sind zum Militärdienst eingezogen worden, andere erkrankt oder gestorben. Ein Ersatz aus dem Klerus der eigenen Diözese ist unmöglich. So nahmen sich denn unsere Feldgeistlichen der verwaisten Gemeinden an, hielten Gottesdienst und Predigt und teilten die heiligen Sakramente aus, wobei freilich Frauen und Kinder fast die einzigen Teilnehmer waren, während die Männer fernblieben. „Von den Männern kam nur einer zur Erfüllung seiner Osterpflicht", berichtet ein Geistlicher. Bisweilen suchten unsere Priester auch gefährdete Häuser vor der Front auf und brachten Trost und Gelegenheit zum Sakramentenempfang; nicht selten wurde auch die heilige Messe bei verlassenen Familien gefeiert. Die Kinder im Kriegsgebiet haben sich bereits an das Heulen der Granaten, das Donnern der Kanonen und Pfeifen der Infanteriegeschosse gewöhnt. Sehr schön schildert ein Berichterstatter die Kinderseele im Krieg: „Kinder im Krieg! Ihnen, denen ‚des Lebens harte Faust schon in die zarten Locken greift', bewahrte ich stets ein warmes Herz. Oft wußte ich nicht, ob ich sie bedauern oder beneiden sollte. Ihre königliche Unbekümmertheit hob sie wie auf Engelflügeln über das Furchtbare, Beklemmende des Krieges hinweg; sie konnten noch aus vollem Herzensgrunde lachen, wo dem Erwachsenen jeder Hauch der Freude im Herzen erfror. Pfiff eine Kugel die Straße entlang, gleich waren sie, das tückische Geräusch nachäffend, hinterher und lasen das noch warme Kupfer auf. Gefiel's den Franzosen, Granaten ins Dorf zu schießen, mußte man sie oftmals mit Gewalt von ihren Spielen weg in den sichern Keller ziehen. Und einmal, als ich, ihre Warnung nicht achtend, von einer plötzlichen Kugel erschreckt wie zum Schutz den Kopf duckte, da lachten sie mich tüchtig aus. O diese Kinder! — Aber ich mußte sie doch auch bedauern. Nicht bloß weil ihnen die böse Zeit die Heimat so verunstaltet und die sonnigen Jahre verdüstert, sondern auch weil sie so sehr der Gefahr der Verwahrlosung und Verwilderung entgegengehen." Da mußte eben der Schulunterricht helfen, und unsere wackern Feldgeistlichen haben auch in dieser Beziehung mit Eifer und Erfolg gearbeitet.

Buchbergers Schrift verdient weiteste Verbreitung in Feld und Heimat. Reicher Stoff von großer Mannigfaltigkeit ist hier verarbeitet, nicht in trockenem

und lehrhaftem Ton, sondern lebendig und fesselnd. Erhebende und ergreifende Beispiele, auch selbsterlebte, sind in großer Zahl eingewoben. Nur völlig einwandfreie Zeugnisse kommen zu Wort. Das Buch ist eine wertvolle Dokumentensammlung über die Tätigkeit des Klerus im Feld. Wie oft hören wir heute aus den Kreisen liberaler und roter Zeitungen den Vorwurf, daß die katholische Geistlichkeit an vaterländischer Opferwilligkeit hinter den Laien zurückstünde. Buchbergers Werk gibt eine klare Antwort auf diesen Vorwurf. Eine ähnliche Dokumentensammlung über die Tätigkeit des Klerus in der Heimat müßte die Ankläger vollends verstummen machen. Die sehr reichlichen Abbildungen, zum größten Teil auf Tafeln, tragen nicht wenig zur Abrundung des Bildes bei, das uns der Verfasser mit so geschickter Hand entworfen hat. **Josef Kreitmaier** S. J.

Feldseelsorge bei den Protestanten.

Um unparteiisch darüber zu urteilen, was auf katholischer Seite in der Feldseelsorge geleistet wird und etwa noch zu erstreben ist, wird es gut sein, einen vergleichenden Blick auf die einschlägigen Verhältnisse bei andern Religionsgesellschaften zu werfen, soweit sie öffentlich bekannt geworden sind.

Klagen über ungenügende Feldseelsorge sind von protestantischer Seite mehrfach öffentlich ausgesprochen worden. Aus den darüber vorliegenden Äußerungen gewinnt man den Eindruck, daß hier Schwierigkeiten und Hemmnisse vorliegen, die großenteils von der Besonderheit einer Konfession und dem guten Willen ihrer Vertreter unabhängig sind. So wird dieser Einblick zu einer Bestätigung, einer Art Gegenprobe für das, was in diesem Hefte über einige Seiten der katholischen Feldseelsorge gesagt ist. Schon im September 1914 brachte die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung" (Nr. 38, S. 897 f.) eine dem „Reichsboten" entnommene Mitteilung von Dr. W. W e r t h e r, worin es u. a. heißt: „Vor ungefähr 14 Tagen konnte man in Bonn eine ziemliche Anzahl katholischer Geistlicher beobachten, die in das Feld rückten. Vergebens aber haben wir uns nach einem evangelischen Feldprediger umgeschaut. Wie steht es mit der religiösen Versorgung unserer tapfer kämpfenden Soldaten in Feindesland? Ist hier wie auf den andern Gebieten rechtzeitig gesorgt? Nach den mir gewordenen Mitteilungen muß ich hier leider ein Fragezeichen machen. Ich habe sichere Kunde, daß unter unsern evangelischen Soldaten vielfach geklagt wird, daß sie keinen Feldprediger zu Gesicht bekämen, während ihre katholischen Mitkämpfer darüber nicht zu klagen hätten. Daß hier nicht alles in Ordnung zu sein scheint, dafür spricht auch der Brief eines jungen Geistlichen, der, weil er nicht die Qualifikation zum Offizier hat, den Feldzug als Lazarettgehilfe mitmacht. Derselbe schrieb am 21. August aus Belgien: „. . . Als Lazarettgehilfe habe ich zwar manche Unannehmlichkeiten. Aber ich kann doch wenigstens in meinem Berufe arbeiten, und das ist doch die Hauptsache. Hoffentlich tritt wenigstens darin keine Änderung ein, denn die religiöse Not ist sehr groß. Man denke sich 3000 Verwundete, dabei zum Teil schwer, und kein Pastor! . . . Es ist kaum zu glauben, aber es ist so. Wenn doch endlich etwas geschähe! Die katholische Kirche hat besser aufgepaßt, aber wir haben nichts getan." Ich stehe

nicht an, diese Briefauszüge wörtlich mitzuteilen. Hoffentlich tragen diese Zeilen dazu bei, daß schnell etwas geschieht, damit unsere Kirche nicht hinter der katholischen einherhinkt. Es ist die höchste Zeit!' Soweit die Mitteilung im Reichsboten. Der Feldprobst [für die Protestanten], Dr. Wölfling, hat bereits öffentlich darauf geantwortet: ‚Das sind die sattsam bekannten Klagen derer, die anstatt an der zuständigen Stelle zu fragen, wie es sich wirklich verhält, gleich einen Artikel in die Zeitung setzen lassen, der böses Blut macht. . . . Die vermeintlichen Zionswächter mögen sich beruhigen. Die Leitung der evangelischen Militärseelsorge bedarf keiner unberufenen Ratgeber.' Diese Antwort" — so fährt die „Allg. Evang.-Luth. Kirchenztg." fort — „klingt wenig beruhigend trotz oder vielleicht auch wegen ihrer bittern Tonart. . . . So sollte man in dieser ernsten Zeit nicht reden, am wenigsten, wo eine heilige vaterländische Sorge zum Ausdruck gekommen ist."

Die mehrfach laut gewordenen Beschwerden hatten zur Folge, daß Pfarrer Weber in München-Gladbach einen „Ausschuß für die Unterstützung der evangelischen Militärseelsorge" bildete, dem eine Reihe hoher Herren wie Dr. Voigts, der Präsident des Berliner evangelischen Oberkirchenrats, und Dr. v. Bezzel, protestantischer Oberkonsistorialpräsident in München, angehören. Weber wandte sich auch in Eingaben an den Oberkirchenrat zu Berlin, an den Kriegsminister und an den Kaiser um Abhilfe (Die Reformation 1914, Nr. 44 47 51; Allg. Evang.-Luth. Kirchenztg. 1914, Nr. 39 44 46). Schon unter dem 13. November 1914 konnte die genannte Kirchenzeitung berichten, daß der Kriegsminister eine günstige Antwort gegeben habe. Bereits seien 80 weitere Feldgeistliche für die Protestanten angestellt, und ihre Vermehrung sei damit noch nicht abgeschlossen. Eine große Zahl protestantischer Prediger hatte es am Anfang des Krieges vorgezogen, sich für den Kriegsdienst mit der Waffe [1] zu melden, meistens als Reserveoffiziere. Auch diese leisteten nach Gelegenheit geistliche Aushilfe. So war, wie es scheint, den Beschwerden allgemach der Grund entzogen. Gleichwohl kam ein Jahr später, am 8. Oktober 1915, in der nämlichen „Evang.-Luth. Kirchenztg." (Nr. 41) noch einmal ein „Notruf aus den Lazaretten" an die Öffentlichkeit. Es sei noch nicht überall so mit der geistlichen Versorgung der Verwundeten und Kranken bestellt, wie man wünschen müsse. Auch dabei fällt der Vergleich ganz zugunsten der katholischen Seelsorge aus.

„Da berichtet", so heißt es, „ein junger Arzt von seinen Verwundeten: Wie steht es mit der religiösen Pflege? Kommt kein Pastor zu euch? — Selten. Der katholische Priester erscheint regelmäßig und besucht seine Leute. Der Besuch des evangelischen ist kaum zu rechnen. Oder eine Schwester: Ja, wo bleibt der Pastor? — Der kommt nur wenig. Wenn er einmal eine Ansprache hält, so ist es ein patriotischer Appell, wie man jetzt so viele hört. Auch sie hebt den Eifer des katholischen Geistlichen hervor, der oft und regelmäßig komme, den Verwundeten alle persönliche Teilnahme bezeige, aber auch nie versäume, als Priester

[1] Aus Württemberg z. B. wird berichtet: „Im württembergischen (13.) Armeekorps sind etwa 90 ordinierte evangelische Geistliche mit der Waffe bei den Kameraden, 50—60 wurden im Sanitätsdienst oder als Feld- und Lazarettgeistliche verwendet" (Die Christliche Welt, Nr. 43 vom 22. Oktober 1914).

der Kirche zu reden. An Weihnachten sei es charakteristisch gewesen, den beiden Feiern, der evangelischen und der katholischen, anzuwohnen. . . . Nein, seien wir ehrlich, es ist vielfach ein Notstand da. Nicht bei den Katholiken. Sie benutzen die offenen Türen reichlich, erhalten ihre Glieder im Bande mit der Kirche, vertiefen die Liebe zur Kirche und werden nach dem Kriege ihre Ernte haben. . . . Noch sind die Lazarette voll, und die Stunde ist noch nicht vorüber." Auch diesmal wurde in einer folgenden Einsendung (Nr. 48) Einspruch dagegen erhoben, daß man solche Mängel zu rasch verallgemeinere. Der Schriftleiter gab bereitwillig zu, daß es anderswo besser sei; immerhin bestehe Grund genug, immer wieder auf die Schattenseiten hinzuweisen.

Dies wurde 1916 bestätigt durch eine „Klage einer Soldatenmutter", der wir nur einige Sätze entnehmen.

„Seit Anfang des Krieges habe ich zwei Söhne im Felde, auch viele meiner Bekannten und Verwandten sind hinausgezogen. . . . Wohin man hört, dieselben Fragen bei Soldaten wie bei Krankenpflegern: Wo sind unsere Seelsorger? Mein Schwiegersohn ist seit zehn Monaten im Osten und hat nicht ein einziges Mal einen evangelischen Geistlichen gesehen. Mein ältester Sohn, der am Anfang des Krieges schwere Stürme mitgemacht hat, sah in all der Zeit keinen Pfarrer. Später in der Champagne hat ein einziges Mal eine Andacht in der Ruhestellung stattgefunden. Von dort aus kam er ins Seuchenlazarett. In den sechs Wochen, die er dort verbrachte, wurde er alle zwei Tage von einem katholischen Priester besucht, von dem Prinzen Max, Bruder des Königs von Sachsen; ein evangelischer Pfarrer ist in der ganzen Zeit nicht in das Lazarett gekommen. Mein anderer Sohn schrieb: ‚Wir begruben viele unserer Kameraden. Ein Geistlicher war zu der Feier erschienen. Er sprach einfache, schlichte Worte, zuckte nicht mit der Wimper, obgleich links und rechts die Schrapnells platzten. Welch einen Eindruck das auf die Leute machte, ist nicht zu sagen. Er brauchte nicht viel von Gottvertrauen zu reden. Er zeigte es ja. Das aber war ein katholischer Pfarrer.' Die Brüder meines Schwiegersohnes haben auf den Schlachtfeldern und im Lazarett auch nur katholische Priester angetroffen. . . ."

„Die Mutter verdient Gehör", fügte die Schriftleitung bei; „sie erfindet nicht, sondern erzählt Tatsachen; und daß diese nicht vereinzelt sind, weiß jeder, der die Dinge kennt" (Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung, Nr. 5 vom 4. Februar 1916).

Sofort in der folgenden Nummer erschienen wieder zwei Briefe. Im ersten hieß es: „Ein Schwiegersohn von mir ist seit 1914 Feldgeistlicher, ebenso einige Neffen. Davon, daß katholischerseits reichlicher gesorgt wäre, ist da, wo sie stehen, keine Rede. Unsere Feldgeistlichen sind in höchst verschiedener Lage, je nach dem Divisionskommandeur. Der eine konnte jeden Morgen oder Abend in den Unterständen Andacht halten. Nun wird er versetzt, und es ist aus damit. Andere dürfen nie in einen Schützengraben. Der Herr Divisionskommandeur ignoriert sie und hält sie hinter der Front. . . . Die katholischen Pfarrer, von denen ich weiß, sind übrigens genau in derselben Lage wie die evangelischen und sind von derselben Verfassung, teils gleichgültig teils eifrig. Ich weiß einen katholischen Geistlichen im Felde, der in katholischen Zeitschriften seine Weisheit vernehmen läßt, aber für Seelsorge sehr wenig Sinn hat; ich weiß auch ein pro-

testantisches Seitenstück zu ihm.... Das Traurigste ist, wenn evangelische und katholische Pfarrer oft so wenig Christum kennen und Plattheiten predigen."

Die andere Zuschrift von einem Lazarettpfarrer sagt: „Wir möchten herzlich bitten, bei einem Vergleich der katholischen und evangelischen Kriegsseelsorge die Grundverschiedenheiten der Kirchen im Auge zu behalten und nicht einfach alles, worin die katholische eine auch von mir rückhaltlos, ja bewundernd anerkannte Überlegenheit zeigt, den evangelischen Feld- und Lazarettgeistlichen ins Schuldbuch zu schreiben.... Sie [die katholische Kirche] ist auch reich, viel reicher als wir an Mitteln und persönlichen Kräften. Sie konnte im Kriege auf die ungeheure Reserve der Ordensleute und Ordensgeistlichen zurückgreifen.... Auf diesem Gebiete wird später eine Neuordnung dringendes Bedürfnis. Soweit ich urteilen kann, sind an allen Lazaretten im Feld und in der Heimat immer verhältnismäßig mehr katholische Kräfte tätig als evangelische. Weiter fällt ins Gewicht die große Zahl katholischer Krankenschwestern in Feld- und Heimatlazaretten.... Die Schwestern des interkonfessionellen Roten Kreuzes, besonders wenn sie evangelisch sind, kümmern sich gar nicht darum, daß nötigenfalls ein katholischer oder evangelischer Geistlicher verständigt wird.... Durch katholische Schwestern werden wir weit häufiger auf besondere Fälle aufmerksam gemacht als durch evangelische.... Weiter kann bei der reichen Fülle von Kräften katholischerseits auch Auslese der Besten, der zum einzelnen Dienst besonders Geeigneten getroffen und ungeeignete Persönlichkeiten stillschweigend durch bessere Kräfte ersetzt werden. In dieser Kunst hat die katholische Kirche eine reiche, tausendjährige Erfahrung. Daß dies in unserer evangelischen Kirche gar nicht geschieht, ist ein Mangel... Es ehrt die katholische Kirche und ihre Diener und schlingt das Band zwischen Gliedern und Kirche sicher noch fester, daß katholische Geistliche selbst im Schützengraben unter feindlichem Feuer ihres Amtes walten. Eine derartige Verpflichtung besteht jedoch für die evangelischen Geistlichen nicht." ... „Nachdem wir beiden Teilen", sagt die Redaktion, „den Klagen und den Entschuldigungen das Wort gegeben haben, möchten wir vorläufig die Auseinandersetzung ruhen lassen."

Unter dem 7. April 1916 (Nr. 14) bringt dieselbe Kirchenzeitung doch wieder einen Artikel „Zur Feldseelsorge" von dem Feldgeistlichen Dr. Albani, worin er seine Standesgenossen gegen die Vorwürfe einer andern protestantischen Zeitschrift verteidigt. Die großen Schwierigkeiten, die sich nicht vermeiden lassen, werden hervorgehoben und das Verallgemeinern der bedauerlichen Einzelfälle getadelt: „Auch mir ist leider eine selbständige Brigade bekannt, die nach den Septemberschlachten bis zum Januar keinen Geistlichen gesehen hat, auch keinen katholischen.... Man hat uns ferner mit unsern katholischen Brüdern verglichen, und zwar zu unserem Nachteil. An einer Stelle seien evangelische Offiziere lieber zum katholischen Pfarrer gegangen. In der Tat haben wir einige so hervorragende katholische Feldgeistliche, daß wir das gern glauben wollen. Wir können nicht erwarten, daß der evangelische Seelsorger unter allen Umständen der wirkungsreichere sein muß. Ich freue mich immer herzlich, wenn ich bei andern Bekenntnissen Tüchtiges und Gutes bemerke, und sehe darin keine Schande für meinen evangelischen Glauben. Gott verteilt die Gaben und nicht die Feldpröpste der Armee. Er hat auch uns nicht Waisen gelassen."

Ein anderes, mehr liberal gerichtetes Blatt, „Die Christliche Welt", schrieb: „Der Mangel an Feldpredigern draußen wird immer wieder bestätigt. Aber die Soldaten bezeugen doch auch zugleich, wie es bei der heutigen Kriegführung sehr schwer für den Pfarrer sei, an die Truppen heranzukommen und gar einen Gottesdienst zu halten. Ruhetage gibt es nicht, kaum Ruhestunden. Wenn der Krieg sich hinzieht, muß das wohl anders werden. Inzwischen mögen die Pfarrer für die Lazarette da sein" (Nr. 43 vom 22. Oktober 1914). „Leider hören die Klagen nicht auf, daß es, wenigstens von evangelischer Seite, an Feldpredigern fehle" (Nr. 1 vom 6. Januar 1915).

Andere, den „Gemeinschaften" (Pietisten) nahestehende Blätter, z. B. „Licht und Leben", scheinen noch viel lebhaftere „Notrufe" ausgestoßen zu haben. Doch macht der schon genannte Dr. Albani darauf aufmerksam, daß da offenbar mit Absicht schwarz gemalt wird und unvermeidliche Einzelfälle voreilig verallgemeinert sind. Auch sonst warnt er vor rein äußerlichen Vergleichen ungleichartiger Größen. Daß die katholischen Geistlichen öfter in Schützengräben zu finden sind, erklärt er so: „Auch wir gingen in die Schützengräben, solange Zeit und Verhältnisse es erlaubten, obwohl wir unsere Leute in den Reservestellungen, die oft nicht weniger gefährdet sind, sehr viel besser beisammen hatten und der Dienst am Wort den Aufenthalt in der vordersten Linie kaum verträgt. Für den Katholiken, der die Sterbesakramente reichen soll, gilt das Gegenteil. Wer das bedauert, bedauert eine Eigenart der evangelischen Kirche. Eine Herabsetzung unserer Opferwilligkeit können wir hierbei nicht hinnehmen; denn, wie gesagt, soweit es die Zeit erlaubte, haben wir gern die Schützengräben besucht, weil wir die gesteigerte seelische Empfindlichkeit ihrer Insassen wohl kannten" (a. a. O. Nr. 14).

Überhaupt atmet Albanis Aufsatz einen hohen, weiten, christlich-frommen Geist, und auf die etwas beschränkte Frage eines Ungenannten: „Wohin würde es auch führen, wollte man eine ausreichende Seelsorge für die religiöse Pflege beschaffen?" antwortet er herzhaft: „Zur Erziehung von Männern, die nichts weiter wollen, als ihrem Herrn dienen, und in seiner Kraft für möglich halten, was unmöglich erscheint."

Diese Nachrichten und Stimmungsbilder scheinen zu bestätigen, daß der Krieg neben aller Not und Plage, die er bringt, doch dazu beitrug, daß manche Kreise, die sich argwöhnisch oder feindlich gegenüberstanden, sich gegenseitig besser verstehen, vertragen und achten lernten. Möge der Gewinn ein bleibender sein!

Matthias Reichmann S. J.



Begründet 1865 von deutschen Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: z. Z. Franz Ehrle S. J., München, Giselastraße 31 (Fernsprecher: 32 749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Krose S. J., R. v. Nostitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Eingesandte Schriften

(Ein Urteil bleibt vorbehalten; Besprechung folgt nach Tunlichkeit)

Keppler, Paul Wilh. v., Bischof von Rottenburg, **Mehr Freude.** Neue, verm. Aufl. 91. bis 99. Tauf. 12° (VI u. 260 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 2.20; in Pappband *M* 3.—

Klug, J., Das ewige Heimweh. Ein Roman für Leidträger und Gottsucher. 12° (468 S.) Paderborn, Schöningh. *M* 4.60

Kriegerabzeichen und Gedenktafeln. Hrsg. von den Vereinigungen Bund für Heimatschutz in Württemberg usw. Mit 32 Tafeln. (40 S.) Stuttgart, Wittwer.

Krose, H. A., S. J., **Kirchliches Handbuch für das katholische Deutschland.** Nebst Mitteilungen der amtlichen Zentralstelle für kirchliche Statistik. V. Bd.: 1914—1916. gr. 8° (XX u. 522 S.) Freiburg 1916, Herder. Geb. in Leinw. *M* 8.—

Lauger, B., O. M. I., **Früh zu den Waffen.** Ein paar gute Worte an unsere Jünglinge. 1.—5. Tausend. 8° (175 S.) Dülmen, Laumann. *M* 1.—

Lehmkuhl, A., S. J., **Der Christ im betrachtenden Gebet.** 4 Bde. 1. u. 2. Aufl. 12° Freiburg 1916, Herder.
I. Bd.: Advents- und Weihnachtszeit. (XII u. 404 S.) *M* 3.20; geb. *M* 4.20
II. Bd.: Fasten- und Osterzeit. (XII u. 586 S.) *M*. 4.60; geb. *M* 5.60

Löffler, K., Irland. Seine Verdienste um die Kultur, seine Leiden unter englischer Herrschaft und seine Stellung im Weltkriege. [Frankfurter zeitgem. Broschüren. 35. Bd., 8. u. 9. Hft.] 8° (51 S.) Hamm, Breer u. Thiemann. *M* 1.—

Lorscheid, J., Kurzer Grundriß der organischen Chemie für höhere Lehranstalten, insbesondere für Oberrealschulen und Realgymnasien. Vollständig neu bearbeitet von P. Kunkel. 3. Aufl. Mit 28 Figuren. gr. 8° (VIII u. 124 S.) Freiburg 1915, Herder. *M* 2.20; geb. in Leinw. *M* 2.80

Margue, N., Stephana Schwertner. 4° (22 S.) Diekirch 1916, Schroell.

Mathias, F. X., **Orgelbegleitung zu den Einheitsliedern der deutschen Diözesan-Gesangbücher.** quer-4° (18 S.) Regensburg 1916, Pustet. *M* 1.20

Meinertz, M., Die Gleichnisse Jesu. 1. u. 2. Aufl. [Biblische Zeitfragen. VIII. Folge, Hft 3/4.] Münster 1916, Aschendorff. *M* 1.—

Merk, J., Der Konsekrationstext der römischen Messe. Eine liturgiegeschichtliche Darstellung. 8° (IX u. 159 S.) Rottenburg, Bader. *M* 3.50

Meschler, M., S. J., **Gesammelte Kleinere Schriften.** 3. Aufl. 8° Freiburg 1916, Herder.
1. Hft.: Zum Charakterbild Jesu. (X u. 114 S.) *M* 1.60; in Pappband *M* 2.—
2. Hft.: Leitgedanken kathol. Erziehung. (VIII u. 156 S.) *M* 2.—; in Pappband *M* 2.40

Meyer, W., O. F. M., **Die Psalmen, des Priesters Betrachtungsbuch.** I. Bd. kl. 8° (XVI u. 286 S.) Paderborn 1916, Bonifacius-Druckerei. *M* 3.—; geb. *M* 4.—

Mohr, H., Das Dorf in der Himmelssonne. Sonntagsbüchlein für schlichte Leute. 18. bis 22. Tauf. 12° (VIII u. 248 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 2.—; geb. *M* 2.50

Morgenrot. Jugendsang einer neuen Zeit. 8° (68 S.) Wien 1916, Vogelsang-Verlag. *M* 1.50

Müller, J., Die völkerrechtliche Stellung des Papstes und die Friedenskonferenzen. Dokumentierte Darlegung. gr. 8° (XVI u. 234 S.) Einsiedeln 1916, Benziger. *M* 4 60

Nötscher, Fr, Die Gerechtigkeit Gottes bei den vorexilischen Propheten. [Alttestamentl Abhandlungen, hrsg. von Prof. Dr. J. Nikel. VI. Bd., 1. Hft.] gr. 8° (VIII u. 122 S.) Münster 1916, Aschendorff. *M* 3.40

Pastor, L. v., Generaloberst Viktor Dankl. 1.—5. Tauf. 8° (VIII u. 78 S.) Freiburg 1916, Herder. Kart. *M* 1.40

Philippi, F., Altmutter. Bauerndrama aus der Zeit des großen Krieges. 8° (48 S.) Marburg 1916, Christliche Welt. 80 *Pf.*

Regisseur, Der, von Volksbühnenwerken. Zeitschrift für Leiter und Regisseure an christlichen Volksbühnen. 2. Jahrg. Heft 11 u. 12. München, Höfling. 75 *Pf.*

Rings, Mannes, O. Pr., **Marienlob im Rosenkranz.** Gedanken über die Muttergottes aus der praktischen Seelsorge. 8° (240 S.) Dülmen, Laumann. *M* 2.—; geb. *M* 3.—

Rogge, M., Rumäniens einziger Weg. 8° (87 S.) Berlin 1916. Voll & Pickardt.

Saedler, H., Habbels Moloch. Ein Kultur- und Religionsdrama. [Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, hrsg. von Dr. F. Muncker. 51.] 8° (VIII u. 132 S.) Weimar 1916, Duncker. *M* 6.60

Sailer, Bischof Joh. Mich., **Lehre uns beten!** Vollständiges Gebetbuch für kathol. Christen. Hrsg. von F. Keller. Mit 26 Bildern von J. von Führich. 24° (XVI u. 454 S.) Freiburg 1916, Herder. Geb. *M* 2.— u. höher.

Sambeth, H., Rosenkranz und Weltkrieg. Predigten. [Die Kreuzesfahne im Völkerkrieg, hrsg. von Dr. J. Schofer u. Dr. A. Kieser. XI. Bdchn.] 8° (VIII u. 102 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 1.30; in Pappband *M* 1.80

Sammlung Göschen. kl. 12° Berlin 1916, Göschen. Jedes Bändchen geb. 90 *Pf.*
Nr. 90: Pfordten, O. von der, Ethik. (147 S.)
Nr. 772: Ders., Religionsphilosophie. (152 S.)

Schäfer, D., Von deutscher Art. [Sonderdruck aus: Der Krieg 1914/16.] 8° (29 S.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

Schmidlin, J., Missions- und Kulturverhältnisse im fernen Osten. Eindrücke und Berichte von meiner Missionsstudienreise im Winter 1913/14. 8° (375 S.) Münster 1914, Borgmeyer. *M* 5.—; geb. *M* 6.50

Schröughamer-Heimdal, F., Mein Dörfl im Krieg. 12° (VIII u. 172 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 1.80; kart. *M* 2.20

Schrörs, H., Das christliche Gewissen im Weltkriege. Zur Beleuchtung des Buches „L'Allemagne et les Alliés devant la Conscience chrétienne". 8° (XVI u. 264 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 3.40; in Pappband *M* 4.—

Schulte, A., Die Hymnen des Breviers nebst den Sequenzen des Missale übersetzt und kurz erklärt. 3. Aufl. gr. 8° (XIII u. 361 S.) Paderborn 1916, Schöningh. *M* 6.—

Schumacher, Rud., Der Alexandriner Apollos. 8° (49 S.) Kempten, Kösel. *M* 1.—

Schweyer, F., Die bürgerliche Kriegsinvalidenfürsorge und die wichtigsten übrigen Kriegsfürsorgezweige. gr. 8° (24 S.) München 1916, Caritasverband.

Staatsbürger-Bibliothek. kl. 8° Hft. 74—76. M.-Gladbach 1916, Volksverein. Jedes Heft 45 *Pf.*

Stein, Lola, Das vierte Gebot. 12° (344 S.) Regensburg 1916, Pustet. Geb. *M* 4.—

Störmann, A., Die städtischen Gravamina gegen den Klerus am Ausgange des Mittelalters und in der Reformationszeit. [Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, hrsg. von J. Greving. Hft. 24 bis 26.] gr. 8° (XXII u. 324 S.) Münster 1916, Aschendorff. *M* 8.80

Strunk, J., O. Pr., Fra Angelico aus dem Dominikanerorden. Mit farb. Titelbild und 133 Abbild. [Monographien zur Geschichte der christlichen Kunst. Hrsg. von B. Kleinschmidt. Bd. IV.] 4° (XVI u. 160 S.) M.-Gladbach 1916, Kühlen. *M* 7.—; geb. *M* 8.50

Thomas von Kempen, Das Buch von der Nachfolge Christi. Übers. von Bischof J. M. Sailer, hrsg. von F. Keller. Mit 56 Bildern von J. v. Führich. 4. u. 5. Aufl. Ausgabe in Einzelheftchen. 24° (530 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 1.80; 1. Buch: Seelenzucht. 40 *Pf.* — 2. Buch: Seelenweg. 30 *Pf.* — 3. Buch: Seelensegen. 80 *Pf.* — 4. Buch: Seelenbrot. 30 *Pf.*

Tschermak, A. v., Allgemeine Physiologie. I. Bd.: Grundlagen der allgemeinen Physiologie. 1. Tl.: Allgemeine Charakteristik des Lebens. Physikalische und chemische Beschaffenheit der lebenden Substanz. Lex.-8° (IX u. 281 S.) Berlin 1916, Springer. *M* 10.—

Vögele, K. A., Himmelslichter. Zweite Reihe der Festtags-Gedanken. 8° (X u. 212 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 2.50; geb. *M* 3.20

Wehrmeister, C., O. S. B., Die Sterne des Glücks. Worte ans Menschenherz. kl. 12° (94 S.) St. Ottilien 1916, Missionsverlag. 60 *Pf.*

Weiß, K., Exegetisches zur Irrtumslosigkeit und Eschatologie Jesu Christi. [Neutestamentliche Abhandlungen, hrsg. von M. Meinertz. V. Bd., 4.—5. Hft.] gr. 8° (XII u. 232 S.) Münster 1916, Aschendorff. *M* 6.20

Weiß, K., Die Irrtümer der modernen Abstinenzbewegung. 8° (71 S.) Graz 1916, Styria. *M* 1.20

Wiesebach, W., Er und ich. 12° (412 S.) Regensburg 1916, Pustet. Geb. *M* 4.—

Wilhelm, Th., Das Eheleben. 3. Aufl. (9. bis 14. Tausend.) 8° (XX u. 544 S.) Regensburg 1916, Manz. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

Wolff, G., Mathematik und Malerei. 8° (76 S.) Leipzig 1916, Teubner. *M* 1.60

Wolfsgruber, C., O. S. B., Friedrich Kardinal Schwarzenberg. II. Bd.: Pragerzeit. Lex.-8° (XIX u. 632 S.) Wien 1916, Mayer.

Weitere Erörterungen zur römischen Frage.

Trotz der unwiderstehlichen Kraft, mit welcher der schreckliche Krieg Sinnen und Trachten der Menschheit auf sich konzentriert, hat sich das Interesse weiter Kreise an der Erörterung der römischen Frage noch nicht erschöpft; diese Erörterung geht vielmehr sowohl auf katholischer als auf protestantischer Seite lebhaft weiter[1]. Zeigt dieser Eifer erfreulicherweise, wie lebhaft sich die Kinder der Kirche um die Lage ihres gemeinsamen Vaters sorgen, so offenbaren die Äußerungen protestantischer Publizisten andauernd eine Wertschätzung und ein Wohlwollen, die dankbare Anerkennung verdienen.

Es dürfte sich daher verlohnen, aus den neueren Erörterungen die leitenden Gesichtspunkte auszuheben, zu werten und so die im Septemberheft gebotene Darlegung zu ergänzen, um unsere Leser in dieser wichtigen Frage auf dem laufenden zu halten. Hierbei wird sich Gelegenheit bieten, eine Seite der Frage nachzutragen, welche in der erwähnten Darlegung absichtlich ausgeschieden wurde, deren Ausscheidung jedoch, wie der Verlauf der Diskussion zeigte, mancher Stelle eine abgerundete und völlig ausgeglichene Erfassung des ganzen Problemkomplexes erschwerte.

Von den Äußerungen des Kardinalstaatssekretärs vom 28. Juli 1915 ausgehend, welche der Kardinal ausdrücklich als die Auffassung des Heiligen Vaters erklärte (tale è il pensiero del Santo Padre), zeigte ich, daß dieser in hochherzigem Wohlwollen für das hartbedrängte Italien in den jetzigen, überaus schwierigen, durch den furchtbaren Krieg geschaffenen Verhältnissen die durchaus gebotene Besserung seiner unwürdigen Lage

---

[1] Ich verzeichne hier die bedeutenderen dieser Erörterungen: J. Müller, Die völkerrechtliche Stellung des Papstes und die Friedenskonferenzen (XV u. 234) Einsiedeln 1916; — K. Bachem in der „Kölnischen Volkszeitung" vom 17. und 19. September 1916, Nr. 752, 756; — P. Sinthern S. J. in den „Neuen Zürcher Nachrichten" vom 14. Oktober 1916, Nr. 284, zweites Blatt; — J. von Lama in der „Augsburger Postzeitung" vom 5. Oktober 1916, Nr. 458; — J. Lulvès in der „Deutschen Revue" 1916, Dezemberheft; — W. Köhler in der „Christlichen Welt" vom 14. Dezember 1916, Nr. 50; — Civiltà Cattolica vom 21. Oktober 1916, vol. 4, quad. 1592, S. 136—146.

weder durch fremde Waffengewalt noch mit zu großen Schwierigkeiten der bestehenden italienischen Regierung herbeizuführen beabsichtige. Aus diesen Erklärungen glaubte ich herleiten zu können, daß Seine Heiligkeit zur Zeit weder die Wiederherstellung des Kirchenstaates von 1816 noch die Rückgabe der ganzen Stadt Rom von der italienischen Regierung fordere und erwarte. Weiterhin machte ich auf die Schwierigkeiten aufmerksam, welche der Regierung selbst die bei verschiedenen Gelegenheiten zur Besserung der Lage des Heiligen Vaters vorgeschlagene Rückgabe des rechten Tiberufers und eines Landstreifens bis zum Meer im gegenwärtigen Augenblicke bereiten würde.

Anderseits mußten wir zugunsten des Papstes mit allem Nachdruck auf der Notwendigkeit einer wahren und offenkundigen weltlichen Souveränität über ein beim Grabe des hl. Petrus gelegenes Territorium bestehen, da sie sowohl von der Würde der geistlichen Souveränität als auch von der zu ihrer Betätigung unerläßlichen Unabhängigkeit gefordert wird. Gegen diese Forderung wurde von national-italienischer Seite unablässig die mit einer solchen Leistung angeblich verbundene Minderung der territorialen Einheit und Unveräußerlichkeit ins Feld geführt. Es schien daher geboten, auf ein Mindestmaß einer solchen territorialen Leistung hinzuweisen, wie sie das geeinigte Königreich dem Fürstentum Monaco und der Republik San Marino, doch wohl ohne Einbuße jener territorialen Einheit und Unveräußerlichkeit, zugestanden hatte und dem Heiligen Vater mit aller Leichtigkeit zugestehen konnte.

Dieser Hinweis sollte zunächst dazu dienen, eine übliche, stereotype Ausflucht zu beseitigen; jedoch in keiner Weise, wie ausdrücklich bemerkt wurde[1], „ein den Entschließungen des Heiligen Vaters vorauseilender Vorschlag sein". Noch viel weniger beruhte dieser Hinweis oder gar der ganze Septemberartikel auf einem Auftrag oder auch nur auf einer Anregung von irgendeiner autoritativen Seite, wie ich vor kurzem ausdrücklich erklärt[2] habe.

Die weitere sachliche Erörterung jenes Hinweises involvierte nicht notwendig die Frage nach dem Mindestmaß der Forderungen von seiten des Heiligen Vaters, das heißt die Frage nach dem Ausmaß weltlicher Souveränität, mit welchem er sich vorerst zu einiger Besserung seiner Lage in

[1] Siehe diese Zeitschrift 91 (1916) 521.

[2] „Kölnische Volkszeitung" vom 21. Dezember 1916, Nr. 1021; „Germania" vom 21. Dezember 1916, Nr. 591.

Erwartung besserer Zeiten zufrieden geben könnte oder wollte. Eingedenk der in sehr entschiedenen Ausdrücken erfolgten Abmahnung des Kardinals Csernoch glaubte ich in die Erörterung dieser Frage und dieses Mindestmaßes nicht eintreten zu sollen und erklärte mehrmals ausdrücklich, daß die Entscheidung über diesen Punkt dem Papste allein zustehe und vorbehalten bleiben müsse.

Diese Zurückhaltung gab, wie ich nachträglich sah, Anlaß zu Irrungen und Mißverständnissen, indem mehrfach das, was nur als ein Mindestmaß des von der italienischen Regierung zu erwartenden Angebotes gedacht und vorgelegt worden war, trotz aller Vorbehalte auch als ein Mindestmaß aufgefaßt und bezeichnet wurde, mit welchem sich Benedikt begnügen könne und wolle.

Es wird sich empfehlen, das dort Ausgeschaltete hier nachzutragen. Ich werde daher mit aller schuldigen Rücksichtnahme auf die eventuelle Entscheidung des Heiligen Vaters die Gesichts- und Lehrpunkte unsern Lesern vorlegen, welche für die theoretische Beurteilung des Umfanges und der juristischen Gestaltung des Kirchenstaates von theologischer und kanonistischer Seite bereits längst aufgestellt und vorgetragen wurden. — Diese Darlegung dürfte auch geeignet sein, die katholischen Dingen ferner stehenden Leser von dem so weit verbreiteten Aberglauben an eine grenzen- und maßlose Machtvollkommenheit des Papstes zu bewahren oder zu befreien. Wir erwarten vom Papste in dieser wichtigen Sache die endgültige Entscheidung, und sie muß auf einer weiten, freien Fläche gar vieler Möglichkeiten mit großer persönlicher Verantwortlichkeit eingezeichnet werden. Trotzdem können wir bereits die Grenzen angeben, innerhalb deren die maßgebende Linie gezogen werden wird und werden muß. Sie muß innerhalb der aus den Glaubensquellen festgestellten Sätze und der aus diesen hergeleiteten Wahrheiten verlaufen. — Im übrigen habe ich für diese Darlegung nur das weiterzuführen, was ich bereits im Septemberartikel[1] über die grundlegende Frage: über die Notwendigkeit eines Kirchenstaates, ausgeführt habe.

Zur größeren Klarheit dürfte es sich empfehlen, die Frage nach der Ausdehnung, nach dem Ausmaße der zur Betätigung der geistlichen Souveränität erforderlichen weltlichen Souveränität für drei Möglichkeiten oder Voraussetzungen zu beantworten.

* * *

[1] Diese Zeitschrift 91 (1916) 517.

Fragen wir daher zunächst: Welches ist das Ausmaß weltlicher Souveränität, das zur Betätigung der geistlichen an und für sich, ohne Rücksicht auf irgendwelche äußere Hemmungen, erforderlich ist?

Auf diese Frage antworten die Theologen und Kanonisten[1] mit aller wünschenswerten Klarheit und Bestimmtheit. Ihre Aufstellungen gehen von dem Fundamentalsatz aus, daß dem Oberhaupt der Kirche von dem göttlichem Stifter mit seiner Sendung alle zu deren Betätigung erforderlichen Pflichten und Rechte übertragen wurden. Von diesen Pflichten und Rechten greifen gar manche, wie die Kirche selbst, auf das weltliche Gebiet über, auf dem also der Papst das für seine Sendung Erforderliche nicht nur beanspruchen kann, sondern auch beanspruchen muß; und zwar kann er dies nicht nur nach Maßgabe des Unerläßlichen zum Bestehen, sondern auch des Genügenden und zur vollen Auswirkung Geeigneten.

Die Verwirklichung dieses Satzes nach der uns beschäftigenden Richtung: die Beschaffung des erforderlichen Ausmaßes an diesseitigen, materiellen Mitteln, an Lebens- und Betätigungsbedingungen, nahm nach der Katakombenzeit und dem Siege Konstantins die besondere, über die Kirche wachende Vorsehung selbst in fast sicht- und greifbarer Weise an sich, durch die Anbahnung und den Ausbau eines jenen Anforderungen entsprechenden Kirchenstaates. Ohne Zweifel entsprach dieser allen wesentlichen Anforderungen sowohl nach innen für die Entfaltung der zur Leitung der Gesamtkirche nötigen Maßnahmen als auch in bezug auf die äußere, politische Unabhängigkeit, solange Italien eine Anzahl kleinerer, sich gegenseitig in einem gewissen Gleichgewichte haltender Staaten aufwies. Wir haben daher in dem Ausmaß und in der Gestaltung dieses für Jahrhunderte dem Papste zugewiesenen Kirchenstaates annähernd eine tatsächliche historische Verkörperung, ein konkretes Maß dessen, was dem Oberhaupt der Kirche zur Betätigung seiner Sendung an weltlicher Herrschaft gebührt.

Außer diesem verkörperten Maß, welches uns die Geschichte vor Augen stellt, hat die Theologie und das Kirchenrecht aus den einzelnen Funktionen, aus welchen sich die Regierung der Gesamtkirche zusammensetzt, eine Reihe

[1] F. Cavagnis, Institutiones iuris publici[4]. Romae, III (1906), n. 446 sqq. — F. Wernz, Ius decretalium[2]. Romae, II 1 (1906), 338, n. 603 sqq. — D. Palmieri, Tractatus de Romano Pontifice cum prolegomeno de Ecclesia[3]. Prato 1902. — A. Straub, De Ecclesia Christi. Oeniponte 1912, n. 1136 sqq. — G. M. Pinchetti-Sanmarchi, Guida diplomatica ecclesiastica. Roma 1903, pp. 119 sqq. 171 sqq. 307 sqq. — Giobbio, Lezioni di diplomazia ecclesiastica. Roma I (1899) n. 68 sqq.

von Forderungen hergeleitet und zusammengestellt, welche auf das Gebiet der Weltlichkeit übergreifen. Diese umschreiben das theoretische Ausmaß der dem Oberhaupte der Kirche nötigen weltlichen Herrschaft. Von diesen Forderungen sind nicht alle gleich dringlich und in ihrer Ausdehnung nicht alle gleich scharf umgrenzt; trotzdem decken sie sich, auf das Geographische übertragen, in ihrer Zusammenfassung in etwa mit dem Kirchenstaat von 1816.

Vor allem wird mit Nachdruck für das Oberhaupt der Kirche eine wahre und wirkliche weltliche Souveränität gefordert. Mit der Sorge betraut, durch Belehrung, Leitung und sakramentale Gnadenspendung die Menschheit nach den liebevollen Absichten des Heilandes ihrem höchsten, ewigen Wohl zuzuführen, darf der Papst durch keine Macht und keine Rücksichtnahme auf ein minder hohes Gut am Streben nach dem höchsten behindert werden. Wie dieses höchste Ziel nicht einem niedrigeren, diesseitigen untergeordnet werden darf, so darf auch der von Gott gesetzte Förderer jenes höchsten Zieles nicht durch Abhängigkeit und Untertanschaft unter jene gehemmt und abgelenkt werden, deren Sendung und Autorität auf Zeitliches abzielt. Das Oberhaupt der Kirche hat seine Sendung, unabhängig von aller weltlichen Gewalt, vom Herrn der Welt erhalten; es muß sie daher auch unabhängig von aller weltlichen Gewalt bewahren und auswirken, darf sie nicht eigenmächtig einer solchen Gewalt unterwerfen. Es fordert also die Rücksicht sowohl auf den Gründer der Kirche als auf den Zweck der geistlichen Souveränität ihres Oberhauptes dessen völlige Unabhängigkeit. Diese völlige Unabhängigkeit ist nur möglich bei tatsächlicher, voller weltlicher Souveränität.

Dasselbe fordert aber auch die notwendige Rücksicht auf die von ihm Geleiteten. Sie müssen wissen, daß ihr geistliches Oberhaupt ohne Rücksicht auf Irdisches, ohne Beeinflussung von seiten irdischer Mächte in seiner Lehre und Leitung einzig auf ihr ewiges Wohl abzielt. Ferner bedarf der Papst zur Leitung der Kirche einer entsprechenden Zahl von Hilfskräften, in deren Wahl und Verwendung er gleichfalls nur vom Interesse seiner Sendung geleitet sein darf. Diese Hilfskräfte selbst müssen gleichfalls in dem Maße, in welchem sie an der Leitung der Kirche teilnehmen, auch an deren Unabhängigkeit teilhaben, dürfen nicht durch Abhängigkeit anderen Einflüssen unterworfen sein [1].

---

[1] Siehe das Rundschreiben des Kardinals Rampolla an die Nunzien vom 22. Juni 1887 bei Pinchetti a. a. O. 142, n. 144.

Schon aus allem diesem ergibt sich die Notwendigkeit eines weltlichen Gebietes von einem gewissen Ausmaß; eines Gebietes mit einer genügenden Bevölkerung, welche die der kirchlichen Verwaltung nötigen Hilfskräfte (Beamten) stellen kann[1]; eines Gebietes, das in sich und durch sich mit genügender Unabhängigkeit bestehen kann, ohne von den umliegenden Staaten in Welthändel verwickelt zu werden, welche seine geistliche Bestimmung schwer beeinträchtigen müßten.

An diese grundlegenden Anforderungen schließen sich eine Reihe anderer[2] an. Der Kirchenstaat — von einem solchen müssen wir nach obiger Darlegung sprechen — muß den Mittelpunkt der gesamten Weltkirche bilden, muß den zum Stuhle Petri pilgernden Gläubigen und Kirchenfürsten das kirchliche Leben in mustergültiger Gestaltung vorführen; muß ihnen die geistliche Souveränität in einer ihrer Würde und Sendung entsprechenden äußeren Erscheinung zeigen. Auch die äußeren und bürgerlichen Einrichtungen: die Kirchen, Schulen, Spitäler, Pilgerhäuser usw. müssen am Sitze des Papsttums den segensreichen Einfluß erfahren, den die Kirche vermöge ihrer erhabenen Sendung zu vermitteln berufen ist. Das Oberhaupt der Kirche muß auf seinem Gebiete auch Platz haben für die bei ihm akkreditierten Gesandten fremder Mächte[3], für die zur geeigneten Einwirkung auf weite Teile der Christenheit so wichtigen Bildungsanstalten des Klerus, für die zur Leitung der Orden und Kongregationen erforderlichen Zentral-Ordenshäuser[4]. Der Papst muß aus seinen, durch keine fremden politischen Abhängigkeitsverhältnisse verdächtigen Untertanen Nunzien und Legaten, in gewissen Fällen Kirchenfürsten und Ordensobere auswählen und aussenden können, die nur von ihm abhängig sind, nur seiner Sendung dienen. Endlich muß er die für diese Zwecke erforderlichen Mittel im wesentlichen aus dem Eigenen, aus seinem Gebiete schöpfen, ohne Abhängigkeit von anderer Seite. — Hieraus ist ersichtlich, daß das von dieser theoretischen Erörterung geforderte Ausmaß annähernd mit dem historischen, von der Vorsehung gestalteten Kirchenstaat übereinstimmt, wenigstens für die Zeit, in welcher die politische Lage in Italien die althergebrachte war.

Diese Darlegung der auf unsern Gegenstand bezüglichen theologischen und kanonistischen Leitsätze dürfte aber auch hinlänglich klargestellt haben, warum kirchlicherseits mit solchem Nachdruck auf der Notwendigkeit eines

[1] Siehe hierüber Pinchetti a. a. O. 142 442 468.

[2] Straub a. a. O. n. 1136. [3] Pinchetti a. a. O. 132.

[4] Ebd. 132, nota 3.

Kirchenstaates von entsprechendem Ausmaß bestanden wird. Diese Notwendigkeit wird, wie ich bereits im Septemberheft erwähnte, von einigen einfachhin für die in der gegenwärtigen Weltordnung gegebene Lage der Menschheit (in statu naturae lapsae), von andern nur für die nun vorhandene politische und soziale Lage derselben behauptet. Ist nun auch diese Notwendigkeit keine geoffenbarte Wahrheit, so ist sie doch mit solchen Wahrheiten so enge verknüpft, daß sie keineswegs als eine freie Ansicht bezeichnet werden kann, vielmehr als eine in den Glaubensquellen so begründete und vom kirchlichen Lehramt so deutlich ausgesprochene Wahrheit gelten muß, daß sie ohne Konflikt mit demselben nicht in Zweifel gezogen werden kann. Die wiederholten feierlichen Erklärungen Pius' IX. und seiner Nachfolger[1], die beiden diesbezüglichen Sätze des Syllabus[2], die in den Jahren 1862 und 1863 erfolgten feierlichen Zustimmungen der Bischöfe und Laien aus dem ganzen Erdkreis zu den Erklärungen Pius' IX.[3] verbürgen uns vollauf die Wahrheit und Berechtigung dieser kirchlichen Lehre.

Weiterhin dürfte obige Darlegung zeigen, was von den oft maßlosen Sprüchen über die Ländergier der Päpste zu halten ist. Es war für sie Amtspflicht, die sich ihnen bietenden Gelegenheiten zu geeigneter Abrundung oder erforderlichem Ausbau ihrer weltlichen Herrschaft zu benutzen, da diese zum größten Teil die zur Betätigung ihrer geistlichen Sendung nötige Vorbedingung war. Ja sie durften sich nicht damit begnügen, durch ihren Kirchenstaat unter den übrigen italienischen Kleinstaaten ein gewisses Gleichgewicht und hierdurch die für ihre geistlichen Aufgaben und für das Wohl der ganzen Halbinsel nötige Ordnung und Ruhe sicherzustellen[4]; sie mußten vielmehr auch aus demselben Grunde von Italien die Vorherrschaft jeder Großmacht nach Möglichkeit fernhalten. Der Hinweis auf diese Amtspflicht darf bei einer gerechten Wertung der Länderpolitik der Päpste im letzten Jahrtausend nicht außer acht gelassen werden. Der Papst durfte nicht der Kaplan eines Fürsten oder Königs, ja auch nicht des Kaisers sein. — Damit will ich jedoch in keiner Weise die nepotistische Schwäche mancher Päpste beschönigen, die den Ihrigen Kirchengut opferten oder bei Erwerbungen

[1] Siehe dieselben gesammelt in einer anonymen Schrift: De civili principatu Romani Pontificis. Romae 1901.

[2] Diese Zeitschrift 91 (1916) 517.

[3] Diese Zustimmungen füllen die fünfzehn dicken Bände des Sammelwerkes La Sovranità temporale dei Romani Pontifici propugnata nella sua integrità dal suffragio dell' orbe cattolico. Roma 1863; Acta S. Sedis III 17 sqq. 34 sqq.

[4] Vgl. Cavagnis a. a. O. n. 446 447.

von weltlichem Gut sich durch unberechtigte Rücksichten auf die Ihrigen leiten ließen.

* * *

In dem bisher Gesagten beschäftigten wir uns mit der Vergangenheit, mit der Theorie, wie sie uns Theologen und Kanonisten in wohlbegründeten Sätzen vortragen. Kommen wir nun zur Gegenwart, zur Wirklichkeit, für deren Gestaltung uns die Vergangenheit Licht und die Theorie die grundlegende Norm geben muß.

Die politische Gestaltung Italiens erfuhr von 1859 bis 1870 eine durchgreifende Änderung. An Stelle der Vielzahl kleinerer Einheiten trat der Nationalstaat. Es traten Deutschland und Italien an die Seite der seit Jahrhunderten bestehenden nationalen Großmächte: England, Frankreich, Rußland. Leider wurde bei Italien diese Neubildung durch die unselige Verbindung mit den antichristlichen Kräften atheistischer Verschwörer und religionsfeindlicher Freimaurer und durch schnöde und brutale Vergewaltigung von gutem Glauben und Recht erblich belastet[1]. Trotz dieser Belastung und dieser abstoßenden Gefolgschaft erwies und erweist das Ideal nationaler Einigung erstaunliche Zug- und Werbekraft sogar in geistlichen Kreisen und verhallte der Kanonendonner der Porta Pia infolge der sehr unglücklichen Zeitlage und der verschlagenen Politik der neuen Regierung ohne wirksame Proteste von seiten der leitenden Kreise katholischer Länder. Durch das mit ausgesuchter Schlauheit und Hinterlist zusammengedrechselte Garantiegesetz wurde die tatsächliche Unterdrückung besiegelt. Der Papst wurde zu einem privilegierten Untertanen des neuen Königreichs oder einem staatenlosen Fürsten herabgedrückt. — Damit war freilich nicht der so heiße und so oft ausgesprochene Wunsch Garibaldis und Mazzinis erfüllt und die Kirche nicht vernichtet. Immerhin befindet sie sich seitdem mit ihrem Oberhaupt in einer schwer erträglichen Notlage.

Hiermit kommen wir zur zweiten Voraussetzung oder Möglichkeit, für welche wir die Frage nach dem Ausmaß der dem Papste unerläßlichen weltlichen Herrschaft zu beantworten haben: zu den Zeiten, die dem Papste den historisch erwachsenen oder von den Zwecken der Kirche erforderten Besitz schmälerten oder entrissen.

Auch ohne weltliche Herrschaft kann die Kirche bestehen, kann der Papst seine geistliche Souveränität ausüben. Das zeigten die Jahrhunderte der

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift 91 (1916) 508, Anm. 1.

Katakomben, das die Gefangenschaft, in welche Napoleon I. Pius VII. verschleppte. Trotz schwerer Schädigung wichtiger Organe kann der Mensch einigermaßen bestehen, aber nicht gedeihen, sich nicht entsprechend entfalten und betätigen. Wir haben an der Hand der von einer besondern Vorsehung gestalteten Geschichte des ehemaligen Kirchenstaats und nach den einschlägigen theologischen und kanonistischen Leitsätzen das Ausmaß aufgezeigt, welches zum gebührenden und vollen Leben und Wirken des Oberhauptes der Kirche erforderlich ist. Hieraus ergibt sich, daß kein Papst auf dieses Maß unbedingt und absolut verzichten kann. Es steht nämlich hier die Pflicht zu voller Entfaltung seiner geistlichen Regierungsgewalt und das entsprechende Recht auf die zu dieser Entfaltung erforderlichen Mittel und Vorbedingungen in Frage. Dieser Pflicht und dieses Rechtes, die ihm Gott übertrug, kann sich der Papst nicht entäußern. Hier handelt es sich um göttlichen Willen und göttliche Anordnung, gegen die kein menschlicher Wille ankommt.

Das erforderliche Ausmaß an weltlichem Besitz ist indessen nicht mit mathematischer Genauigkeit umgrenzt. Ferner kann der Verzicht von seiten des Papstes auf ein vielleicht wirklich erforderliches Teilmaß unter Umständen nicht absolut, sondern beschränkt und bedingt sein. Solche Verzichte sind zulässig, zumal wenn sie entsprechende Vorteile einbringen. So erklärt sich die Abtretung Avignons, so die der nördlichen Provinzen im Frieden von Tolentino (1797). Avignon war nur mehr eine historische Erinnerung, und schwerwiegende Gründe sprachen für dessen Aufgabe; die Abtretung der Legationen von Ferrara und Bologna war eine in schwerer Stunde aufgenötigte Abschlagszahlung zur Rettung des Hauptteiles.

Hieraus erklärt sich die Nachhaltigkeit, mit der Pius IX. und seine Nachfolger dem neuen italienischen Nationalstaate gegenüber auf der Rückgabe des historischen Kirchenstaats und seit 1898 wenigstens auf der Beschaffung eines ausreichenden Äquivalentes bestanden, das den oben dargelegten Anforderungen zur Sicherung der Würde und der Unabhängigkeit des Papstes entspräche. Ferner ergibt sich, daß das Schweigen in betreff der genannten Rückgabe durchaus nicht einem Verzichte auf diesen Kirchenstaat gleichkommt oder einen solchen einschließt, da nach obigem ein solcher Verzicht ausgeschlossen ist, bevor nicht in anderer Weise jenen Erfordernissen genügt wird.

Dieses unentwegte Festhalten des prinzipiellen Standpunktes schließt jedoch Verhandlungen und Abkommen zum Zwecke teilweiser Besserung

der sehr bedauernswerten, durch die Garantiegesetze geschaffenen Lage nicht aus; im Gegenteil macht der tiefere Sinn dieses Festhaltens es dem Heiligen Vater zur Pflicht, alle sich ihm bietenden Gelegenheiten zu solchen Verbesserungen nach Möglichkeit auszunutzen. Gegenwärtig könnte ihn vielleicht die Festigung, welche die nationale Einigung Neuitaliens sowohl im Konzern der politischen Großmächte als durch tiefgehende Sympathien im Volke ohne Zweifel gewonnen hat, veranlassen, an eine langsame und stufenweise Besserung seiner Lage zu denken. In der Tat wurden die Hindernisse, welche sich einer vollständigen Wiederherstellung des Alten entgegenstellen, mit jedem Jahr größer. Man wird dies bedauern, aber man darf es nicht mißkennen. Die Freude und Befriedigung an der nationalen Einigung, an der Bedeutung Neuitaliens, die Anteilnahme an seinen Freuden und Leiden wurde immer größer und tiefer; der Wettbewerb der Großmächte um die italienische Bundesschaft immer lebhafter und damit auch die Rücksichtnahme auf dessen Hoffen und Fürchten und Trachten immer weitgehender.

* * *

Zu diesen Schwierigkeiten, welche die nationale Einigung von 1870 einer befriedigenden Lösung der damals entstandenen römischen Frage entgegenstellt, kamen 1915 mit der Kriegserklärung Italiens neue, schwere Verwicklungen und belasteten den Heiligen Vater mit einer Masse dornenvoller Sorgen und Fragen. Durch sie kommen wir zur dritten und vollen, zur gegenwärtigen Voraussetzung, zu der überschweren Kriegslage, in der bei ihrer Dringlichkeit die römische Frage nicht ruhen darf. Hiermit kehren wir zur Situation unseres September-Artikels zurück, dem wir durch Vorstehendes in der eingangs bezeichneten Richtung die wünschenswerte Ergänzung gegeben haben.

Hier haben wir nun den Vorteil, daß uns einige klare und bestimmte Äußerungen Benedikts und seines Staatssekretärs als Leitsterne dienen. Allerdings müssen wir uns selbstverständlich bei der Wertung und Deutung dieser Äußerungen an die Grundsätze erinnern, welche wir oben für die erste Voraussetzung nach dem Vorgang der Theologen und Kanonisten aufgestellt haben. Wir dürfen in diese Äußerungen nicht einen formellen oder absoluten Verzicht auf den historischen Kirchenstaat oder auf ein ihm entsprechendes Äquivalent hineinlesen. Sie besagen nur, was Benedikt in Anbetracht der vollen Neutralität, welche er sich gemäß seiner geistlichen Sendung auch Italien gegenüber zur Pflicht gemacht hat, in

dieser Kriegslage **nicht** fordere. Sodann dürfte es sich wohl nur um eine Besserung seiner gegenwärtigen Lage, nicht unmittelbar um die Schaffung einer definitiven, allen berechtigten Anforderungen entsprechenden Lage handeln. Diese bleibt vorbehalten und muß vorbehalten bleiben. Es würde also hier nur eine einstweilige Abschlagszahlung durch die Beseitigung der unwürdigsten und drückendsten Seiten seiner gegenwärtigen Lage angestrebt. Aber auch für diesen Zweck will Benedikt im gegenwärtigen Augenblick, im Hinblick auf seine auch Italien gegenüber einzuhaltende Neutralität nichts verlangen, was von der italienischen Regierung nur durch Waffengewalt zu erzwingen wäre, ja nichts, dessen Leistung ihr ernste Schwierigkeiten bereiten könnte. Offenbar widerstreitet es ihm, noch so berechtigte Forderungen zu seinen eigenen Gunsten in einem Augenblick zu erheben, in dem Europa von Blutströmen gerötet ist und sein eigenes unglückliches Vaterland von tausend Nöten bedrückt wird. Aber selbst in diesem Augenblick bezeichnet er eine wahre, offenkundige, weltliche Souveränität als erste und unumgängliche Bedingung der so nötigen Besserung seiner Lage.

Dieser letzten Forderung stellte die Regierung schon seit Jahren durch ihre Preßorgane die Ausflucht entgegen, sie taste die nationale und territoriale Einheit und Integrität des neuen Königreiches an. Um diese Ausflucht auszuräumen und damit die Möglichkeit einer Verhandlung auf Grundlage der Gewährung einer wahren weltlichen Souveränität anzubahnen[1], schien es nützlich, die Regierung auf ein Mindestmaß solcher Souveränität hinzuweisen, welche sie ohne die von ihr vorgeschützte Beeinträchtigung dem Heiligen Vater gewähren kann. Damit war nicht im

---

[1] Die Civiltà a. a. O. 143 ff. besteht mit beachtenswerten Gründen auf der in ihr bereits 1904 von P. Brandi, von Pinchetti (a. a. O. 171—239) verteidigten These, daß nach dem italienischen Gesetz — wenigstens nach den dem Garantiegesetz vorhergehenden Erlassen — dem Papste die volle weltliche Souveränität des vatikanischen Gebietes zustehen müsse, gibt aber zu, daß die tatsächliche Wirklichkeit: das Verhalten der Regierung, dieser These vielfach widerstreite. Ich hielt mich, wie es meine Ausführungen erforderten, in dieser Richtung an das tatsächliche Verhalten der Regierung, an das, was das Garantiegesetz, der letzte in dieser Materie vorliegende gesetzgeberische Akt, fordert und voraussetzt, obgleich er dies nicht ausdrücklich sagt. — Die Genesis dieser Gegensätzlichkeit und damit deren volles Verständnis kann, wie ich schon früher (Bd. 91 [1916] 508) hervorhob, nur durch die Vorgeschichte des Garantiegesetzes und die nötigen Mitteilungen aus den dasselbe betreffenden Kammerverhandlungen in genügender Weise klargelegt werden, weshalb ich hier von neuem auf die in den nächsten Heften folgenden Beiträge P. v. Nostitz-Rienecks verweise.

entferntesten gesagt, daß dieses von der Regierung leicht zu gewährende Mindestmaß auch das Mindestmaß sei, mit welchem der Heilige Vater sich vorerst zufriedengeben könne. Dieses Mindestmaß der Regierung kundzugeben, ist dessen eigenste Sache, falls er sich überhaupt zu einer solchen stufenweisen Besserung seiner Lage entscheiden sollte. Entschließt sich aber die Regierung zur Gewährung des angegebenen Mindestmaßes, so kann sie auch einem weiteren Ausmaß: „dem nur wenige Quadratkilometer umfassenden Gebiete“ Hoebers oder „einer leoninischen Stadt“, keine „unüberwindlichen“, „grundsätzlichen“ Schwierigkeiten entgegensetzen.

* * *

Nach obiger Darlegung dürfte es, wie ich hoffe, klar sein, daß die Kinder der Kirche allen Grund haben, die Lösung auch der römischen Frage vertrauensvoll von der Einsicht und Selbstlosigkeit des Heiligen Vaters zu erwarten. Er wird weder zu wenig noch zu viel fordern. Er wird weder die säkularen Rechte des alten Kirchenstaates noch seinen Anspruch auf ein volles, den Anforderungen seiner geistlichen Souveränität entsprechendes Äquivalent aufgeben. Es sei dies hier noch ausdrücklich hervorgehoben, obwohl ein solcher Verzicht für niemand in Frage kommen konnte, dem die grundlegenden theologischen Leitsätze dieser Materie nicht aus dem Gedächtnis entschwunden waren. Anderseits ist Benedikt nicht der Mann, der sich vor den hochragenden Mauern der nationalen Einheit in Klagen und Protesten erschöpfen wird oder dem Grundsatz huldigt: Alles oder nichts. Mit der ihm eigenen ruhigen Überlegung, seinem scharfen Blick und seiner unbezwinglichen Ausdauer wird er der Wiederaufrichtung des seinem geistlichen Regimente nötigen Kirchenstaates die erforderliche Zeit und Kraft widmen. Die früher erwähnten öffentlichen Äußerungen, die privaten Mitteilungen und die Erklärungen seines Staatssekretärs zeigen uns, daß er an der Arbeit ist und deuten uns die Richtung, in die seine Bestrebungen gehen: auf eine wahre, wohlverbürgte weltliche Souveränität beim Grabe des hl. Petrus, sei sie auch als erste Abschlagszahlung von geringerem Ausmaß, zur Beseitigung der schreiendsten Mißlichkeiten seiner gegenwärtigen Lage[1].

Was dem beginnenden Kirchenstaat an Ausdehnung fehlt, kann vielleicht, wie schon im September-Artikel ausgeführt wurde, teilweise durch

---

[1] Eine Übersicht über die bereits gemachten Versuche siehe bei Pinchetti a. a. O. 424—440.

internationale Garantien ersetzt werden[1]. Ein weiteres Auskunftsmittel erwähnt Pinchetti[2] in seiner reichhaltigen Studie. Sollten sich der weiteren nötigen Ausdehnung des päpstlichen Gebietes allzu große Schwierigkeiten entgegenstellen, so könnte, wie manche glauben, das fragliche Gebiet inzwischen unter der Verwaltung der Regierung bleiben, das Besitzrecht aber dem Heiligen Stuhle zustehen; weshalb in diesem Falle die italienischen Verwaltungsbeamten dort ihre Befugnisse im Namen und Auftrag des Papstes ausüben würden.

Doch dies alles sind Modalitäten, deren Beurteilung wir vertrauensvoll dem Heiligen Vater überlassen können und müssen. Seine Sache ist es auch, zu entscheiden, ob Verhandlungen mit der Regierung geraten und ob sie aussichtsvoll sind. Zu Anfang jedes der beiden letzten Pontifikate finden wir eine Epoche, in der von beiden Seiten eine Annäherung, eine Verständigung gesucht wird. Es ist, als ob jeder Papst vorerst einmal seine eigene Hand an die harte Scheidewand legen müsse, welche das traurige Jahr 1870 aufgerichtet hat, bevor er auf seine idealen Wünsche und Hoffnungen einer Besserung der Beziehungen verzichten kann. Schon zweimal führten die Bemühungen zu keinem nennenswerten Resultate und kehrten sowohl Leo XIII. als Pius X., da sie die nötigen Vorbedingungen nicht fanden, in die würdevolle Protestſtellung zurück, zu der sich Pius IX. entschlossen hatte. Wenn auch im wesentlichen erfolglos, zeitigten diese Epochen und Bemühungen doch den Vorteil, daß sie die Geneigtheit der Päpste bekundeten, selbst durch schwerwiegende Opfer der 1870 geschaffenen Gegensätzlichkeit wenigstens ihre größten Schärfen zu nehmen.

In Beziehung auf solche Verhandlungen macht Benedikt, soviel wir seinen Äußerungen entnehmen können, dieselbe Unterscheidung zwischen der großen Mehrheit des italienischen Volkes und der treibenden und leitenden Minderheit, wie sie sich jedem Fremden aufdrängte, der die letzten Wochen vor der Kriegserklärung in Rom verlebte. Wie die große, wohlhabendere und gebildetere Mehrheit des italienischen Volkes von der Teilnahme an dem Weltkriege nichts wissen wollte, so wäre sie auch für eine

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift 91 (1916) 524; Cavagnis a. a. O. 448. Eine solche internationale Sicherung wurde neuerdings vom König von Belgien zugunsten sämtlicher kleineren Staatengebilde angeregt.

[2] A. a. O. 436, n. 382. Es klingt hier die bekannte Vikariatsidee Cavours und Gladstones wieder an. Diese Idee stieß schon früh auf Schwierigkeiten, vgl. Cavagnis a. a. O. n. 463.

zufriedenstellende Besserung der Lage des Papstes leicht zu haben[1]. Aber diese große Mehrheit wird nun schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts gejagt und getrieben von einer zahlenmäßig verhältnismäßig geringen Clique gottloser Revolutionäre und der freimaurerischen Internationale, welche mit Geld und Gewalt die Wahlen, Aufläufe, Volkskundgebungen und antiklerikale Hetzen nach Bedarf ins Werk setzen. Hier finden wir in ihrem traurigen Handwerke ergraute Religionshasser und Pfaffenfresser, welche der Kirche und ihrem Oberhaupte längst Tod und Verderben geschworen haben, an der Seite von Männern, welche in dieser selben Pose seit Jahren politische Bedeutung und eine mühelose Existenz gefunden haben. Diese Vorherrschaft der Sekte hat zwar ihre Flut und ihre Ebbe, aber sie hält nun doch schon allzulange die zu Besserem fähige und berufene Mehrheit nieder. Auf diese vergewaltigte Mehrheit: „auf dieses italienische Volk“, setzt der Heilige Vater seine Hoffnung, und jeder Kenner der italienischen Verhältnisse wird ihm recht geben, daß nur von dieser Seite irgendwelche Hoffnung winkt und Besserung kommen kann. So möge es denn diesem Volk gelingen, sich von seinen wahren Bedrückern zu befreien und seinem ältesten Fürsten, dem der Heiland und seine über die Kirche waltende besondere Vorsehung Italien und Rom als Wohnsitz angewiesen hat, eine seiner Würde und Sendung entsprechende weltliche Herrschaft zu sichern. Dieses Volk wenigstens muß verstehen, daß mit der Ehre und dem Vorteil einer solchen Auserwählung die Vorsehung Italien auch Pflichten auferlegt hat.

---

[1] Die Mentalität, mit der die italienischen Katholiken in den Krieg gingen, und das schwere Opfer, das sie bei dieser Gelegenheit brachten, wird von der Civiltà Cattolica vom 21. Oktober 1916 (vol. 4, quad. 1592, p. 132) in beachtenswerter Weise geschildert. Wir können ihre Ausführungen in folgender Weise kurz zusammenfassen: Die italienischen Katholiken kannten ihre Gehorsamspflicht gegenüber der bestehenden Regierung, auch für den Fall, daß diese sich zu einem von ihnen aus hohen und edlen Gründen gefürchteten, aber nicht augenscheinlich ungerechten Krieg entschließen sollte (anche quando l'autorità suddetta intimi una guerra da essi dinanzi temuta per alti e nobilissimi principii, ma non *evidentemente* [auch im Original kursiv] ingiusta). Deshalb taten sie mit heroischem Opfermut ihre Bürgerpflicht; aber sie werden nie zugeben, daß ihr Blutopfer den Zwecken einer verruchten Sekte dienstbar gemacht und gegen den Papst mißbraucht werde.

Franz Ehrle S. J.

Die Volkswirtschaft der Zukunft.

Bedarf es der Neuorientierung? Nun, der Wanderer kann sich vergewissern wollen, ob er auf dem rechten Wege ist, um noch mutiger der alten Bahn zu folgen. Wir werden nach dem Kriege nicht von der Wirtschafts- und Sozialpolitik lassen wollen, wie sie die Zeit vor dem Kriege schon eingeleitet hatte. Aber der Krieg hat doch weitere Klärung zugleich mit der Bestätigung der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges gebracht. Wir wollen nicht stehen bleiben, wollen voranschreiten. Überdies hat der Krieg mit seinen Folgen neue Probleme geschaffen. So lohnt es sich denn in der Tat, darüber nachzudenken, welche Aufgaben in naher Zukunft der Lösung harren.

Unter dem Einfluß der Kriegsnot konnte der Geist bürgerlicher Solidarität allgemeiner und stärker sich Geltung verschaffen, als dies unter andern Voraussetzungen geschehen wäre[1]. Wir wollen diesen „Geist" als ein hohes Gut bewahren, zugleich mit dem Geiste echter beruflicher und menschlicher Solidarität. Ja, auch menschliche Solidarität muß nicht bloß im Innern der Nation, sondern darüber hinaus die vielen Wunden wieder heilen, die entmenschter Haß unserem Geschlechte geschlagen hat.

Soll aber der durch den Krieg neubelebte nationale Gemeinschaftsgedanke bei uns fruchtbar werden für die praktische Orientierung im Wirtschaftsleben, soll er nicht im Bereich untätiger Gefühlsbegeisterung sich verlieren, dann muß er sich mit dem verbinden, was alle Zeiten als Grundlage des staatsgesellschaftlichen Lebens bezeichnet haben: Iustitia est fundamentum regnorum!

Die Schule hat eine dreifache Gerechtigkeit unterschieden: die Iustitia generalis oder legalis, die Iustitia distributiva und die Iustitia commutativa.

Jede dieser drei Arten der Gerechtigkeit hat entscheidende Bedeutung für die Gestaltung unserer volkswirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Kriege.

1. Die Iustitia legalis ordnet das Verhältnis zwischen dem staatlichen Gemeinwesen und den Bürgern. Sie verpflichtet den Staatsbürger

[1] Diese Zeitschrift 92 (1917) 418 ff.

zur Unterordnung unter das Ganze, zum Gehorsam gegen die staatliche Autorität innerhalb der Grenzen dieser Autorität; anderseits die Träger der Staatsgewalt, die öffentliche Wohlfahrt unparteiisch autoritativ zu wahren.

Die öffentliche Wohlfahrt bildet den Zweck der staatlichen Gesellschaft, d. i. der staatlich geeinten Volksgemeinschaft, ist nicht lediglich Aufgabe der Staatsgewalt. Alle Bürger und alle bürgerlichen Organisationen wirken mit bei und zur Erfüllung dieses Zweckes, positiv durch Vollzug der bürgerlichen Berufstätigkeit, durch Beiträge zu den gemeinsamen Lasten usw.; negativ durch Vermeiden alles dessen, was die gemeinsame bürgerliche Wohlfahrt schädigt oder gefährdet.

Schon hieraus ergibt sich, daß die Staatsgewalt die Wirksamkeit der Bürger und deren Organisationen nicht willkürlich beschränken oder verdrängen, nicht nach Belieben ganze Wirtschaftsgebiete an sich reißen darf, daß sie nur da ergänzend und ordnend einzugreifen hat, wo die bürgerliche Kraft versagt, und wo die staatliche Intervention um der öffentlichen Wohlfahrt willen notwendig wird. Auch die Freiheit gehört mit zu den gesellschaftlichen Bedingungen der öffentlichen Wohlfahrt.

Die Volkswirtschaft gilt uns folgerichtig nicht als eine Verbandswirtschaft im sozialistischen Sinne, wohl aber als eine Gemeinschaft mit Solidaritätspflichten aller Bürger und aller bürgerlichen Organisationen im Hinblick auf die gemeinsame öffentliche Wohlfahrt. Sie bleibt also eine Vielheit selbständig und selbstverantwortlich wirtschaftender bürgerlicher Subjekte. Zugleich gewinnt sie aber, aus ihrer Beziehung zum Zweck der staatlichen Gesellschaft, die ihr eigentümliche soziale Einheit und in der Deckung des Volksbedarfs an äußeren Gütern die ihr eigentümliche Aufgabe. Dabei erscheint diese Aufgabe als Kultur- und Fortschrittsaufgabe, eben wegen ihrer Beziehung zur öffentlichen Wohlfahrt, deren Bestandteil sie ist.

In einer langen Reihe von Jahren wurden diese Grundsätze in den „Stimmen aus Maria-Laach" ausführlich behandelt. Ihre Richtigkeit und Bedeutung hat heute bereits allgemeinere Anerkennung gefunden. Sie verbreiten Licht über wichtige Fragen der wirtschaftlichen Orientierung in nächster Zukunft.

a) Das Privateigentum gewährt Macht; der Rechtscharakter des Eigentums erfordert aber Regelung des Erwerbes und Gebrauches von Privateigentum durch die staatliche Rechtsordnung. Das Privateigentum ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zur geordneten Versorgung der Menschen innerhalb des Gesellschaftslebens. Seine Gestaltung und Ausübung

darf darum nicht zur Behinderung dieser Versorgung werden. Es kann nicht die höheren persönlichen Rechte anderer Menschen und insbesondere der Staatsgenossen auf Leben und Existenz ausschließen, unwirksam machen. Rücksichten auf höhere fremde Rechte und die allen gemeinsame öffentliche Wohlfahrt ziehen darum der Willkür in Ausübung des Eigentumsrechts, im Gebrauch der Eigentumsgegenstände positiv und negativ Grenzen. Der Grundeigentümer z. B. kann sich nicht auf sein Eigentumsrecht berufen, wenn er den für die Ernährung des Volkes notwendigen Boden unbenutzt liegen lassen will usw.

Gewiß hat der Reichtum hohe Bedeutung für die Wohlfahrt des Volkes in vielfacher Hinsicht. Auch aus volkswirtschaftlichen Gründen muß berechtigten Ansprüchen auf privatwirtschaftliche Rentabilität des bürgerlichen Geschäftslebens genügt werden, weil volkswirtschaftliche Produktivität ohne privatwirtschaftliche Rentabilität nicht erhofft werden kann. Allein die Gesamtentwicklung darf die Richtung auf die materielle Wohlfahrt des ganzen Volkes nicht verlieren, das private Geldinteresse keine Freiheit für Schädigungen des Gemeinwohles, der Kapitalbesitz keine Freiheit fordern für den Mißbrauch seiner Machtstellung. Überall bleibt die private Verfügungsfreiheit im Gebrauch des Eigentums und im ganzen Erwerbsleben der Gesamtwohlfahrt untergeordnet. Diese Unterordnung nach Möglichkeit und Bedarf zu wahren, ist Sache der Staatsgewalt, soweit gesellschaftliche Regelung fehlt, das Gewissen der einzelnen versagt.

b) Die Vielheit der Arbeitsarten führt zur Mannigfaltigkeit der Lebensberufe in der volkswirtschaftlichen Organisation, die Verschiedenheit der Bedürfnisse, der Kräfte, der Schicksale zur Mannigfaltigkeit in den Abstufungen und Teilungen der Arbeit, wie diese für die vollkommenere Deckung des Volksbedarfs notwendig ist. Die gemeinsamen Interessen der im gleichen Berufe Stehenden aber begünstigen die Bildung besonderer Gemeinschaften der Berufsgenossen innerhalb der staatsbürgerlichen Gemeinschaft. Das Bedürfnis nach *beruflicher Organisation* offenbarte sich in den Kasten der alten Kulturvölker des Orients, in so mancherlei gesellschaftlichen Bildungen der Römerzeit, selbst während des absolutistischen Kaisertums, ganz besonders aber in den Zünften und Gilden der deutschen stadtwirtschaftlichen Epoche. Dem mit dem 16. Jahrhundert sich durchsetzenden absolutistischen Territorialstaate fehlte das Verständnis für den Wert einer mit besondern Rechten ausgestatteten beruflichen Volksorganisation. Was an spärlichen Resten davon übrigblieb, wurde dann von

dem in der französischen Revolution siegreichen Liberalismus hinweggeräumt. Die Staatsbürger sollten nichts als Staatsbürger sein, frei wirtschaften, ohne daß mit öffentlichrechtlichen Befugnissen ausgestattete berufliche Organisationen für die Vertretung der Standesinteressen, für die Regelung der Standesarbeit in Betracht kämen. Das Bedürfnis nach beruflichem Zusammenschluß war indessen so mächtig, daß sich auch in der freiwirtschaftlichen Epoche, auf der Grundlage des freien Vereinswesens, allmählich eine reiche Fülle privater Gemeinschaften von Personen des gleichen Berufes gebildet hat. Die moderne Gesetzgebung ging dazu über, zunächst für das Gebiet des Kleingewerbes, dieser Entwicklung, wenn auch vorerst tastend, entgegenzukommen. Gleichzeitig gewannen oder erwarben sich die offiziellen Vertretungen des Kammersystems: der landwirtschaftlichen, Handels-, Handwerkskammern, eine erhöhte Bedeutung. Die Bewegung zur Organisation des Volkes nach Arbeits- und Lebensberufen ist jedenfalls heute stark im Fluß. Alles kommt für die Zukunft darauf an, diese Bewegung zu fördern, zu stärken und in die rechten Bahnen zu leiten.

Kann schon jetzt an eine obligatorische Berufsorganisation gedacht werden? Im Prinzip mag hier der Zwang berechtigt sein. Seine vorzeitige Anwendung würde aber der Organisationsbewegung mehr schaden als nützen. Der Zwang wird auch hierbei stets nur das letzte Mittel sein und für den einzelnen Beruf erst dann in Frage kommen können, wenn innerhalb desselben die Überzeugung von der Notwendigkeit der Organisation eine nahezu allgemeine geworden ist. Jede irgendwie stärkere Minorität renitenter Elemente würde die Wirksamkeit der Organisation in Frage stellen.

Schon heute können die beruflichen Organisationen zum Wohle ihres Standes erfolgreich mitwirken, indem sie der staatlichen Verwaltung einen Teil ihrer Verantwortung und Arbeit abnehmen. Auch für die Parlamente wird es von hoher Bedeutung sein, wenn mehr als bisher die Bedürfnisse der einzelnen Volksstände durch Angehörige derselben in der Volksvertretung sachkundige und warme Anwälte finden.

Alles dies bedeutet allerdings nur die Einleitung einer Entwicklung, die ihren Abschluß in einer späteren, noch wirksameren Vertretung der Stände auch bei der Gesetzgebung, in der Ausbildung fester Standesordnungen zum Besten der Stände, unter Wahrung der Solidarität der höheren, staatsbürgerlichen Gemeinschaft auch zum Besten des ganzen Volkes finden kann und hoffentlich finden wird.

Die Organisation, wie sie uns heute entgegentritt, ist eine zweifache: eine berufliche und eine wirtschaftliche. Die berufliche Organisation verbindet, wie wir sahen, die Standesglieder zur Vertretung und Förderung der Interessen des ganzen Standes als solchen. Die wirtschaftlichen Organisationen bezwecken in der Form der Kartelle die Regelung von Produktion und Absatz für eine Gruppe gleichartiger oder verwandter Unternehmungen im Interesse dieser Unternehmungen; in der Form der Genossenschaften die gemeinsame Verfolgung bestimmter Ziele und Zwecke in Ergänzung und Förderung von Wirtschaft und Erwerb der zur Genossenschaft gehörigen Personen.

Daß eine gute und wirksame Kartellgesetzgebung zum dringenden Bedürfnis geworden ist, wird kaum bestritten werden können, eine Gesetzgebung, die bei den Kartellen schont und schützt, was zur Überwindung „anarchischer Produktion" dienen kann, und die anderseits monopolistische Ausbeutung verhindert. Ebenso wird allgemein anerkannt, daß Gesetzgebung und Verwaltung der weiteren Aus- und Fortbildung eines solid aufgebauten Genossenschaftswesens jegliche Förderung gewähren müssen. Gehört ja doch dieses Genossenschaftswesen zu den mächtigsten Mitteln der Erhaltung und Kräftigung des für Staat und Gesellschaft so wichtigen Mittelstandes.

Auch Konsumentenorganisationen werden voraussichtlich in Zukunft allgemeinere Bedeutung und einen erweiterten Kreis von Funktionen finden.

c) Nach den Entbehrungen der Kriegszeit wird das Verlangen des Volkes mit besonderer Lebhaftigkeit der reichlicheren und preiswürdigen Versorgung mit den Gegenständen des täglichen Bedarfs, insbesondere mit Lebensmitteln, sich zuwenden. Hierbei erwachsen der Selbsthilfe der Konsumenten sowohl wie den staatlichen und gemeindlichen Organen wichtige Aufgaben. Vor allem wird es notwendig sein, die inländische Produktion nach Möglichkeit zu steigern. Nicht nur Nutzbarmachung von Öländereien, Pflege der Nutzgärten u. dgl. kommen hierfür in Betracht, sondern auch die Vervollkommnung und Verbreitung landwirtschaftlicher Kenntnisse zur besseren Ausnutzung des Bodens unter Anwendung aller modernen technischen Hilfsmittel und Verfahrensarten (Volldüngung usw.), darum Pflege des landwirtschaftlichen Bildungswesens, ausgedehnter Betriebsberatung, der Untersuchungs-, Versuchs-, Zuchtanstalten usw. Sodann wird auch der Regelung und Kontrolle des Verkehrs mit Lebensmitteln eine erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt werden müssen.

Es dürfte sich empfehlen, die Einrichtung der Lebensmittelämter, wie sie während der Kriegszeit für Reich, Staat, größere Gemeinden geschaffen wurden, beizubehalten zur Regelung der Zufuhr, zur Vorbereitung langfristiger Lieferungsverträge zwischen dem organisierten Vertrieb in der Stadt und den organisierten Produzenten auf dem Lande, zur Prüfung der Warenbeschaffenheit und zur Überwachung der Preisbildung. Für die öffentlichen Verkehrsmittel ferner muß hier der Grundsatz noch mehr zur Geltung kommen, daß sie ihren subjektiven Zweck nur durch eine den Anforderungen der Volkswohlfahrt angepaßte Erfüllung ihres objektiven Zweckes erstreben dürfen. Die Frachtsätze werden demgemäß nicht nur nach finanziellen, sondern mehr noch nach volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten und darum nach den Anforderungen zweckmäßiger Deckung des Volksbedarfs, speziell wiederum guter Versorgung des Volkes mit Lebensmitteln, bemessen werden müssen.

Zu den dringendsten Aufgaben gehört sodann die Reform des Siedelungs- und Wohnungswesens. Was in dieser Hinsicht von Staat, Gemeinde, Selbsthilfeorganisationen geleistet werden muß, wurde bereits in dieser Zeitschrift ausführlich behandelt. Wir können darum sogleich zu andern Fragen übergehen.

d) Während des Krieges sind die Zahlungsmittel über das im Frieden übliche Maß hinaus vermehrt worden. Die für den Krieg notwendigen Ausgaben und die Kriegspreise vermehrten sich indes noch stärker als die Banknoten. Die Folge war dann eine allmählich sich unangenehm fühlbar machende Knappheit der Zahlungsmittel. Hierdurch aber trat wiederum der Vorteil und die Notwendigkeit erweiterter Ausdehnung des bargeldlosen Zahlungsverkehrs klarer zutage. Wenn die Zahlungen zum großen oder größeren Teil durch Überweisungen in den Büchern der Banken oder des Postscheckamtes sich vollziehen, bedarf der Verkehr einer geringeren Menge von Banknoten, es werden die Mittel der Reichsbank gestärkt, ihr Goldschatz bleibt für Zwecke der Devisenpolitik verfügbar. Schon hat sich die Anzahl der Postscheckkunden in der Kriegszeit sehr vermehrt. Es bleibt indes noch zu wünschen, daß auch die breiteren Schichten des Volkes in weit stärkerem Maße durch das bequeme Mittel der bargeldlosen Abwicklung ihrer Geldgeschäfte an der Kräftigung der Reichsfinanzen sich beteiligen. Die Staatsbehörden werden ihrerseits nichts versäumen dürfen, was geeignet ist, diese Umbildung der Geldwirtschaft zu fördern. Man darf die Einführung der bestätigten Reichsbankschecks, die Einwirkung auf die Privatbanken, eine Ermäßigung der Gebühren herbeizuführen, dann

die eventuelle Aufhebung des Scheckstempels schon unter dieser Rücksicht begrüßen. Auch würde z. B. eine zweckmäßige Regelung der Gehaltszahlung (Verallgemeinerung der vierteljährlichen Vorauszahlung) innerhalb der kleineren Beamtenwelt die Möglichkeit und Neigung, ein Guthabenkonto bei einer Bank oder einem Postscheckamt zu unterhalten, vermehren können.

„Die Reichsbank darf künftig nicht mehr durch bankökonomische Rücksichten gehindert sein, das nationalökonomisch Erstrebenswerte einzuführen." So meint Friedrich Bendixen in seiner neuen Schrift „Währungspolitik und Geldtheorie im Lichte des Weltkrieges" [1]. Bendixen ist Anhänger der Knappschen Geldtheorie, derzufolge das Geld chartales Zahlungsmittel ist, unabhängig von dem Stoffe, aus dem Geld hergestellt wird. Diese Theorie ist auf vielfachen Widerspruch gestoßen, und gewichtige Autoritäten zweifeln noch, ob die nominalistische Auffassung des Geldes über den realistischen Metallismus endgültig siegen werde. Auch was Bendixen über eine wirtschaftliche Ergänzung der Knappschen Theorie sagt, seine Vorschläge über Beseitigung der Dritteldeckung der Banknoten, die Geldschöpfung usw., das alles mag als Theorie Interesse beanspruchen können, wird aber für die praktische Verwirklichung vorerst gewichtigen Bedenken begegnen. Sagt Bendixen, er verspreche sich von einer Neuordnung des Reichsbankgebietes unter der gegenwärtigen Leitung nicht viel Gutes, so muß er sich von Diehl sagen lassen [2], er selbst scheine nicht der Chirurg zu sein, dem man eine Operation am deutschen Geldwesen anvertrauen dürfe.

Die Reichsbank hat auch während des Krieges an der Dritteldeckung der Noten mit Gold festgehalten. Zu Anfang des Krieges betrug ihr Goldbestand 1250 Millionen Mark, im Herbst 1916 2,5 Milliarden bei einem Notenumlauf von über 7 Milliarden Mark. Eine noch weitere Ausdehnung des Notenumlaufes ist bei den Anforderungen der Kriegszeit zu erwarten. Zur Ausgleichung der aus dem internationalen Handelsverkehr erwachsenden Verpflichtungen an das Ausland sind wir stark auf Gold angewiesen. Bei der Überführung unserer Wirtschaft aus dem Kriegszustande in den Friedensstand wird es ferner erheblicher Beträge an Gold bedürfen, um diejenigen Industrien, welche ihre Rohstoffe nur aus dem Auslande beziehen können, wieder zu versorgen. Auch wird dann eine erweiterte Ausgabe von Banknoten notwendig werden, um die für Neuaufrichtung unserer Industrie usw. nötigen Kredite gewähren zu können, was wiederum

---

[1] 1916. [2] Bank-Archiv XVI (1916) Nr. 1.

eine Verstärkung der bankgesetzlichen Deckung erheischt. Kurz, die Verstärkung des Goldschatzes der Reichsbank ist dringende Notwendigkeit. Es bleibt darum eine patriotische Pflicht, was etwa noch an Gold zurückgehalten wird, abzuliefern, wie es auch echten Gemeinsinn bekundet, wenn entbehrlicher Goldschmuck usw. zur Verfügung der Reichsbank gestellt wird.

e) Ihrer Natur nach widerstreben die Verkehrsanstalten mehr oder minder individualistischem und privatkapitalistischem Betriebe. Sie gewinnen jedenfalls sehr durch einheitliche Führung und Zusammenfassung in größeren Gebieten. Die Zukunft wird voraussichtlich auch diesbezüglich für die günstige Entwicklung der deutschen Volkswirtschaft höchst wichtige Entscheidungen treffen müssen. Man kann nur wünschen, daß sie in echt fortschrittlichem Sinne und mit nationaler Weitherzigkeit getroffen werden.

Es hat eine Zeit gegeben, wo selbst einsichtsvolle Leute im Staatseisenbahnwesen schon den reinsten Staatssozialismus erblicken wollten. Heute wird wohl niemand mehr auf die Staatseisenbahnen verzichten wollen. Und wenn die Zukunft uns selbst eine sehr beträchtliche Zunahme der öffentlichen Betriebe und Monopole bringen wird, sind wir deshalb dem Staatssozialismus rettungslos verfallen? Keineswegs. Gewiß ist die Ausdehnung gemeinwirtschaftlicher Formen nicht an sich empfehlenswert, nicht schon dadurch gerechtfertigt, daß die Verstaatlichung oder Vergemeindlichung technisch und ökonomisch möglich erscheint. Es können aber mächtige praktische Gründe finanzieller oder volkswirtschaftlicher Art eine solche Verstaatlichung oder Vergemeindlichung geradezu als notwendig oder durch zwingende Zweckmäßigkeit gefordert erweisen. Solange das Privateigentum an den Produktionsmitteln nicht prinzipiell dem Staate geopfert oder bloß als geschichtliche Übergangsstufe hingestellt wird, liegt noch kein Staatssozialismus vor. Es steht darum auch der Überführung spezieller Gebiete ein grundsätzliches Bedenken nicht im Wege, sofern nur die Verstaatlichung oder Vergemeindlichung im einzelnen Falle als praktisch notwendig erwiesen ist. Selbstverständlich wird die Prüfung sich jedesmal zugleich auf die technische und ökonomische Möglichkeit und Zweckmäßigkeit erstrecken müssen, in manchen Fällen wohl auch die Form einer gemischtwirtschaftlichen Unternehmung (Grundkapital von Privaten aufgebracht mit staatlicher Verwaltung, wie z. B. bei der Reichsbank) vorzuziehen sein.

Aus volkswirtschaftlichen Gründen insbesondere wird die Verstaatlichung eventuell in Betracht kommen, wo eine immer dringender notwendig werdende Kartellgesetzgebung, staatliche Kontrolle und Teilnahme an der

Verwaltung nicht ausreichen sollte, um die gemeinschädliche Entwicklung trustartiger Gebilde hintanzuhalten.

Auch sonst wird sich auf Gebieten, die das Gesamtinteresse näher berühren, die Übernahme von Produktion und Verteilung durch Staat oder Gemeinde empfehlen können, um privatwirtschaftlichen Auswüchsen erfolgreich zu begegnen. Was hierin z. B. für Fragen der Deckung des unmittelbaren Lebensbedarfs vorbildlich von einzelnen Gemeinden bereits geleistet wurde, dürfte auch in Zukunft, durch Erfahrungen der Kriegszeit bewährt und verbessert, in vielleicht noch erweitertem Maße zur Anwendung kommen.

f) Die Abschließung vom Weltmarkte hat für die Bevölkerung der Zentralmächte manche Härten mit sich gebracht. Sie hat aber anderseits gezeigt, daß eine wenn auch knappste Selbstversorgung im Bereich der Möglichkeit liegt, und zwar nicht bloß für einige Monate, sondern für Jahre. Dieses jetzt durch ernste Erfahrung unterstützte und bestärkte Bewußtsein, daß unsere Volkswirtschaft in umfassendem Maße über wirtschaftliche Autarkie verfügt, verschafft uns dem Weltmarkte gegenüber größere Selbständigkeit, gefestigtes Selbstbewußtsein. Wenn heute noch verblendeter Haß die Absperrung auch auf die Friedenszeit auszudehnen versuchen will, so verursacht das uns darum nichts weniger als Schrecken. Das Interesse wird sich schon bald stärker erweisen als der Haß, der Weltmarkt nicht dauernd auf die Produkte unserer Volkswirtschaft verzichten, in mancher Hinsicht von uns abhängiger als wir von ihm sein wollen. Aber auf die aus unserer *relativen Autarkie* erwachsenden Vorzüge werden wir doch auch in Zukunft keineswegs verzichten. Nicht als ob der geschlossene Handelsstaat unser Ideal sein könnte. Absolute Autarkie ist Utopie. Wir haben nicht für alles, was der Weltmarkt uns bieten kann, „Ersatzstoffe", müssen überdies eine Bevölkerung von nahezu 70 Millionen ernähren. Soweit aber die Autarkie, durch Kolonialbesitz gestützt, vernünftigerweise aufrechterhalten werden kann, muß sie auch in der Friedenszeit aufrechterhalten werden. Das setzt nun die Pflege, Erhaltung und Stärkung derjenigen Elemente voraus, auf denen die Selbstgenügsamkeit unserer Volkswirtschaft beruht. Es sind die Naturschätze unseres Bodens, die körperlichen, geistigen, sittlichen Kräfte unseres Volkes, seine technische Leistungsfähigkeit, seine schöpferische Tüchtigkeit in Darbietung von Qualitätsarbeit.

England, das sich im Prinzip zur Handelsfreiheit bekannte, hat seinerzeit es fertig gebracht, daß alle deutschen Waren, welche irgendwie an

englische Händler gelangten, durch ein Made in Germany gekennzeichnet werden mußten. Diese Maßregel hat den deutschen Produzenten nicht geschadet. Sie zeigt uns aber, wie selbst England auf die vielgepriesene Freiheit des Verkehrs zu verzichten verstand, wenn es sich darum handelte; die Produkte eines lästigen Produzenten fernzuhalten. Wir wollen diese Politik und die gleichen Mittel keineswegs als nachahmenswert empfehlen. Allein es bleibt doch auch für uns richtig und von praktischer Bedeutung, daß Export und Import keine absolute Freiheit für sich beanspruchen können. Die Weltwirtschaft erhebt sich nicht selbständig über die Volkswirtschaft. Nicht das Geldinteresse einzelner Kreise bestimmt und begrenzt unsere Beteiligung am Welthandel, sondern das Bedürfnis und Interesse der ganzen Volkswirtschaft. Wo die eigenen Produktionsquellen zur Deckung des Volksbedarfs nicht ausreichen, werden wir darum die entsprechenden Güter durch Einfuhr uns sichern, auch Güter einführen, die der Erschließung, Erhaltung, Verbesserung der eigenen Produktionsquellen dienen können. Wir werden für die Überschüsse unserer Güterproduktion lohnenden Absatz auf fremden Märkten suchen. Wir werden aber die Einfuhr möglichst auf Rohstoffe beschränken, die im Inlande wertsteigernde Verarbeitung finden können. Wir werden uns ferner den Import von Waren verbitten dürfen, die wir im eigenen Lande, und vielleicht gar besser, erzeugen. Wir werden ganz besonders kulturell schädliche Produkte des Auslandes fernzuhalten berechtigt sein. Wir werden auch nicht jedwede Anlage deutschen Kapitals im Auslande als einen besondern Vorzug, als Zeichen materiellen Fortschrittes preisen, namentlich nicht, wenn dieses Kapital besser der Stärkung der eigenen Volkswirtschaft gedient hätte, oder wenn es unsern Kolonien, den verbündeten Völkern vorenthalten wird. Wir werden schließlich unsere Grenzen nicht fremden Arbeitskräften in einem Maße und in einer Weise öffnen, daß dadurch die eigene Arbeiterschaft schwer geschädigt wird.

g) Es bedarf kaum der Erwähnung, daß zwischen den verbündeten Staaten sich nach dem Kriege um so engere Beziehungen herausbilden werden, je mehr von andern Seiten mit einem wirtschaftlichen Boykott gedroht wird. Auch für diese Beziehungen und ihre Ausgestaltung ist nicht ein Aufgehen der einen Volkswirtschaft in die andere, stärkere und höher entwickelte, zu erwarten und zu erstreben. Jeder Staat kann vielmehr fordern, daß seine Selbständigkeit, sein eigenes Interesse gewahrt, auf seine Eigenart, seine besondern Entwicklungsbedingungen gebührend

Rücksicht genommen werde. Dabei wird aber der Anschluß an ein erweitertes, überlegenes Wirtschaftsgebiet für alle beteiligten Staaten von größtem Vorteil sein können.

Wenn wir nur diese Beispiele aus dem Bereich einer wirtschaftlichen Orientierung uns vor Augen halten, so zeigt es sich sofort mit unzweifelhafter Klarheit, daß sowohl der Gesetzgebung wie der gesamten Staatsverwaltung in der neuen Zeit schwere und wichtige Aufgaben harren. Zu ihrer Bewältigung wird es nicht nur einer vom vaterländischen Geiste und vom Geiste wahrer, unparteiischer Gerechtigkeit erfüllten, beruflich geschulten und tüchtigen Beamtenschaft bedürfen, auch das Volk selbst muß mitwirken bei der Neugestaltung so vieler Verhältnisse. Denn gerade vom richtigen und einheitlichen Zusammenwirken der staatlichen und gesellschaftlichen Kräfte und zugleich von der Fortdauer des im Kriege bewährten tatkräftigen Opfersinnes hängt der Erfolg wesentlich ab. Ebendarum ist es aber auch von der größten Wichtigkeit, daß das Volk selbst mit dem rechten „staatsbürgerlichen Geiste", dem Geiste legaler, oder wie man jetzt zu sagen pflegt, sozialer Gerechtigkeit erfüllt sei.

2. Die Iustitia distributiva, die verteilende Gerechtigkeit, fordert die Verteilung der öffentlichen Vorteile und Güter nach Bedürfnis und Verdienst, der öffentlichen Lasten nach der Leistungsfähigkeit der Bürger.

a) In manchen deutschen Staaten ist lange schon gegen die verteilende Gerechtigkeit, zum schweren Schaden der katholischen Bevölkerung, auch mit wirtschaftlicher Benachteiligung, gefehlt worden. Die Katholiken fordern keineswegs mechanische Parität. Mechanische Parität wäre es z. B., wenn die katholische Kirche keine Berücksichtigung ihrer Eigenart finden würde. Wie die Katholiken für volle Freiheit der religiösen Institutionen anderer Konfessionen und des Judentums nach der besondern Eigenart dieser Religionsgemeinschaften eintreten, so wird man in Deutschland die katholische Kirche mit allen ihren besondern Einrichtungen fürderhin frei leben und wirken lassen müssen, wenn man es wirklich mit der Gerechtigkeit ernst nehmen will.

Wir verlangen auch keine mechanische Parität, soweit die Übertragung von höheren Staatsämtern, die Besetzung der Professuren an den Universitäten usw. in Frage kommen. Aber wir leugnen, daß hierbei lediglich die Rücksicht auf größere Tüchtigkeit bisher entschieden habe. Die Herren, die zu den höchsten Würden berufen worden sind, waren unsere Mitschüler auf Gymnasium und Universität. Dort hat sich bei ihnen nicht gerade

immer hervorragende Begabung bekundet. Vielleicht daß ihnen später, etwa wie bei den Schwaben mit dem 40. Lebensjahr oder unter der Einwirkung der bunten Mütze des Korpsstudenten, eine besondere Erleuchtung gekommen ist. So lange aber, bis dies nicht mathematisch genau erwiesen wird, möchten wir eher der Annahme zuneigen, daß die katholische Überzeugungstreue in manchen Staaten ein Hemmnis für den Aufstieg bildet, daß es Ringe und Gevatterschaften gibt, die Katholiken ausschließen. Diese Annahme findet durch den Hinweis auf vereinzelte Katholiken in höheren Ämtern eher eine Bestätigung als eine Widerlegung. Es liegt nun auf der Hand, daß die fehlende Aussicht, voranzukommen, den Katholiken nachgerade den Mut genommen hat, als Mitbewerber aufzutreten. Dazu kommt die höchst bedenkliche wirtschaftliche Folge, daß nämlich die gedachte Zurücksetzung der Katholiken schädigend auf deren Vermögensverhältnisse einwirken, folgerichtig ihre materielle Fähigkeit zum Mitbewerb wesentlich vermindern mußte.

Die Katholiken haben in dem Weltkrieg vollauf ihre Schuldigkeit getan. Sie stehen um ihres Gewissens willen treu zum Staate, in welchem sie die natürliche Gottesordnung verehren. Sie erwarten aber auch von dem Gewissen der Staatslenker und ihrer Volksgenossen, daß nun endlich mit der Ungerechtigkeit der bisherigen tatsächlichen Imparität im verfassungsmäßig paritätischen Staate aufgeräumt werde. Freie Bahn allen Tüchtigen!

b) Die verteilende Gerechtigkeit fordert sodann, daß den verschiedenen Ständen staatlicher Schutz, staatliche Hilfe gewährt werde, gemäß Bedürfnis und Verdienst.

a) Nie ist die volkswirtschaftliche Bedeutung des Bodens und seiner Bewirtschaftung so klar hervorgetreten wie jetzt in der Kriegszeit. Daß wir unter der Absperrung vom Weltmarkte nicht in kürzester Zeit zugrunde gingen, verdanken wir ja in erster Linie der Landwirtschaft. Man begreift heute in der Tat kaum mehr jene Lehren und Mahnungen aus der Zeit vor dem Weltkriege, die uns zur Preisgabe des Körnerbaues veranlassen wollten. Wo wären wir heute, wenn wir diesen Ratschlägen hätten folgen wollen? Das indische, argentinische, amerikanische Getreide wäre wohl billiger gewesen, und billiges Brot entspricht an sich dem Lebensinteresse des Volkes. Hätten wir uns aber um der absoluten Billigkeit wegen der Macht des Weltmarktes gebeugt, hätten wir den Leuten geglaubt, die uns belehren wollten, es sei unwirtschaftlich, im Inlande eine

Produktion fortzusetzen, wenn deren Erzeugnisse auf dem Weltmarkte zu billigeren Preisen gekauft werden könnten, hätten wir der Landwirtschaft den Zollschutz versagt, dann wären wir jetzt in wenigen Monaten zur Beute unserer Feinde geworden. Der Zollschutz der Landwirtschaft bleibt auch in Zukunft ein Bedürfnis unserer Volkswirtschaft und zugleich ein politisches Bedürfnis von höchster Tragweite. Es wäre geradezu vermessen, wollte man unsere Landwirtschaft einer durch Öffnung unserer Grenzen für den freien Verkehr erhofften allgemeinen Weltverbrüderung opfern. Wieweit uns die Weltwirtschaft in dieser Verbrüderung gebracht, das hat doch der Weltkrieg unzweideutig gezeigt.

Wir wollen natürlich keine Prohibition der Einfuhr und keine Prohibitionszölle empfehlen. Die agrarischen Produkte sollen nicht künstlich zu Seltengütern für unsere Volkswirtschaft gemacht werden. Haben wir ja schon auf die Notwendigkeit einer Steigerung der inländischen Produktion und die eventuelle Ergänzung des Fehlenden durch Einfuhr, namentlich aus den verbündeten Ländern, hingewiesen. Doch für die Erhaltung der Landwirtschaft muß gesorgt werden; erhalten wird die Landwirtschaft aber nicht, wenn sie dauernd ohne Ersatz ihrer Produktionskosten und ohne einen entsprechenden Gewinn bleibt. Es werden folgerichtig für einen zwar mäßigen, aber doch wirksamen Zollschutz alle diejenigen eintreten müssen, die einen zukünftigen Aushungerungskrieg ebenso vereiteln wollen, wie er jetzt vereitelt worden ist. Bei unserer geographischen Lage bleibt es dauernd ein Lebensinteresse Deutschlands, daß wir Befriedigung des Nahrungsbedarfs im wesentlichen durch den vaterländischen Boden und seine Produkte, durch die erzeugende Arbeit unserer Bauern finden können.

Aber der Bauernstand geht ja doch zurück — so wendet man vielleicht ein. Der volkswirtschaftliche Organismus Deutschlands hat in den letzten Jahrzehnten freilich große Wandlungen durchgemacht. Im Jahre 1871 umfaßte die landwirtschaftliche Bevölkerung noch 47,3 Prozent von der Gesamtbevölkerung des Deutschen Reiches. Im Jahre 1907 waren es nur mehr 28,5 Prozent. Die Industriebevölkerung wuchs in dem gleichen Zeitraume von 32,8 auf 42,5 Prozent. 1871 wohnten auf dem platten Lande 26,2 Millionen und 1907 noch 25,8 Millionen. Die städtische Bevölkerung stieg in der gleichen Zeit von 14,8 auf 35,8 Millionen. 1875 wohnten nur $2^1/_2$ Millionen in Orten mit über 100 000 Einwohnern, 1910 waren es 13,8 Millionen. Ein gutes Fünftel der Gesamtbevölkerung entfällt heute auf die Großstädte. Dennoch wäre es

gänzlich verfehlt, wollte man aus der relativen, prozentualen Abnahme der ländlichen Bevölkerung auf eine verminderte Bedeutung derselben in Staat und Volkswirtschaft schließen. Der entgegengesetzte Schluß ist vielmehr richtig. Was von der Landwirtschaft noch vorhanden ist, hat einen um so höheren Wert, bedarf und verdient eine um so sorgfältigere Pflege, einen um so kräftigeren Schutz. Denn das kann sich doch niemand verhehlen: Grund und Boden bleiben schon an sich auch für uns ein starker, unerschöpflicher Quell der allgemeinen Wohlfahrt, die ländliche Bevölkerung eine nicht zu verachtende Garantie der Volksvermehrung, körperlicher, geistiger, sittlicher Kraft, die festeste Grundlage der bürgerlichen und staatlichen Gesellschaft und Ordnung. Dieses Ferments bedürfen Staat und Gesellschaft gerade um so mehr, je weiter die Großstadtbildung voranschreitet. Man wird es darum auch nur begrüßen können, wenn Zahl und Kraft des deutschen Bauernstandes durch eine umfassende innere Kolonisation die möglichste Vermehrung erfährt. Auch der Großgrundbesitz wird schon aus technischen, wirtschaftlichen Gründen in mäßigen Grenzen seine Berechtigung bewahren. Er braucht nicht ausnehmend privilegiert zu sein. Wir können aber anderseits auch nicht mit Franz Oppenheimer[1] nun gerade im Großgrundbesitz „die Wurzel aller sozialen Übel" erblicken.

β) Der Prozeß der Stoffveredlung, dem in unserer heutigen hochentwickelten Industrie nicht mehr bloß wie ehedem Wind und Wasser, sondern Dampf, Elektrizität, Explosivstoffe dienstbar sind, hat innerhalb Deutschlands während der letzten Jahrzehnte eine erstaunlich rasche und gewaltige Entwicklung erhalten. Man braucht nur z. B. die Strecke von Wanne bis Köln zu durchfahren, um sich davon zu überzeugen. Es wäre mehr als kurzsichtig, wollte man die außerordentlich wichtige Förderung verkennen, welche die numerischen Bevölkerungsverhältnisse und die materielle Wohlfahrt durch diese Entwicklung erfuhr. Die Industrie ernährt mehr Menschen als der Ackerbau. Die Erzeugnisse einer hochentwickelten Industrie verbessern und verfeinern die Lebenshaltung des Volkes, soweit dafür die Verfügbarkeit verarbeiteten und veredelten Naturstoffes in Frage kommt. Auch die Landwirtschaft bedarf für ihre höhere Entwicklung der Maschinen, welche die Industrie hervorbringt. In besonderer Weise ist dann noch in der Kriegszeit die hohe Bedeutung, aber auch die staunenswerte Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit unserer Industrie in voller Helle zutage getreten.

---

[1] Theorie der reinen und politischen Ökonomie (1910) 700.

Das deutsche Volk in seiner Gesamtheit kann und wird darum auf die Erhaltung und Fortbildung, den weiteren Aufstieg seiner Industrie nicht verzichten, wird nicht auf eine niedrigere wirtschaftliche Stufe zurücksinken wollen. Deshalb erwartet es aber auch von den öffentlichen Gewalten, von Gesetzgebung und Verwaltung aus populationistischen und volkswirtschaftlichen Gründen jede im Rahmen der Gesamtwohlfahrt mögliche, für die industrielle Blüte erforderliche Hilfe.

Hochqualifizierte Leistung wird die Zukunft noch mehr als bisher von der Industrie verlangen. Man ziehe daraus frühzeitig die richtigen Folgerungen! Um hier nur eines hervorzuheben: „Der Staat", sagt Kammerer, „der nicht auf irgendeine Art dafür sorgt, daß die heranwachsende Generation eine Fachbildung erhält, wird vielleicht in Zukunft in die gleiche Bedrängnis geraten wie ein Staat, der hölzerne Kriegsschiffe mit Vorderladekanonen in den Kampf gepanzerter Linienschiffe mit Schnelladegeschützen schickt."

Hängt der Fortschritt der Großindustrie nicht allein, so doch insbesondere von der weiteren Entwicklung der Technik ab, dann wird die Erhaltung und Blüte des für unser gesamtes Staats- und Volksleben so wichtigen gewerblichen Mittelstandes zwar auch von der Verbreitung technischer und kaufmännischer Bildung, daneben aber insbesondere von der organisierten Selbsthilfe wesentlich abhängig sein. Auch hier eröffnen sich dem Staate wichtige Aufgaben der Gewerbeförderung, der Unterstützung des gewerblichen Genossenschaftswesens, der Fortbildung der gewerblichen Gesetzgebung nach der organisatorischen Seite hin. Die Gewerbetreibenden werden ihrerseits unter anderem nicht vergessen dürfen, was die Kriegszeit sie z. B. bezüglich organisierter großer Lieferungen gelehrt hat. Von entscheidender Wichtigkeit für den Wiederaufbau des Handwerks nach dem Kriege wird die Gründung besonderer Hilfskassen sein mit möglichst weitherziger Prüfung der Anträge auf Kreditgewährung. Das städtische Bauhandwerk bedarf namentlich einer erweiterten hypothekarischen Beleihung mit günstigen Darlehensbedingungen. Fruchtbare Hilfe kann ferner durch besondere Beratungsstellen dem Handwerke geleistet werden; ebenso werden Maßnahmen getroffen werden müssen, ihm Arbeitskräfte zuzuführen; auch sind öffentliche Arbeiten rechtzeitig ins Auge zu fassen und bereitzustellen usw. Nicht gering zu schätzen für den Wiederaufbau des Handwerks ist auch das, was das Vereinswesen, was z. B. die Katholischen Gesellenvereine leisten. Beruht die Zukunft des Handwerks unzweifelhaft auf der Qualitäts-

leistung, dann verdienen namentlich jene Bestrebungen der Gesellenvereine, die sich auf Weiterbildung des gewerblichen Nachwuchses richten, nicht weniger Anerkennung als ihr Bemühen, zwischen Meistern und Gesellen ein gutes Einvernehmen zu pflegen, dadurch aber dem ganzen Stande Arbeitsfreudigkeit, Frieden und kraftvolle Leistungsfähigkeit zu erhalten.

γ) Die Aufgabe des Handels besteht in der Verteilung der Waren über Ort und Zeit. Er führt sie dorthin, wo man ihrer bedarf oder wo ein Bedürfnis nach ihnen geweckt werden kann; er erschließt der heimischen Industrie neue Absatzgebiete; er führt als Kleinhandel die Waren dem einzelnen Verbraucher zu. Daß der Handel somit die öffentliche Wohlfahrt zu heben imstande ist, daß er durch ausgedehntere Verbreitung der Erzeugnisse einer höher entwickelten Industrie der allgemein menschlichen Kultur dienen kann, steht außer Frage. Wir werden darum auch es als selbstverständlich betrachten, daß nach dem Kriege alles aufgeboten werden muß, um den Handel neu zu beleben. Zunächst gehört u. a. dazu die Sorge für den Wiederaufbau unserer Handelsflotte. Anderseits dürfen wir doch Bedenken tragen, die Entwicklung zum vollen Handelsstaate, wie sie vor dem Kriege in Deutschland manchmal stark befürwortet wurde, als volkswirtschaftlich vorteilhaft und durch die Gesamtwohlfahrt des Volkes gefordert betrachten zu wollen. Gewiß ist unsere Selbstgenügsamkeit keine absolute, die Autarkie, wie sie der Kriegszeit angehört, ein Notprodukt, ein Notbehelf, nicht ohne herben Beigeschmack. Dennoch werden wir uns nach dem Kriege wenigstens nicht mit Übereilung in die Weltwirtschaft stürzen; werden die Geldinteressen des Großhandels bei der Wiedereröffnung des Weltverkehrs nicht allein über Import und Export entscheiden lassen; werden vor allem unsere Landwirtschaft nicht den Wünschen derjenigen opfern wollen, die durch Einfuhr ausländischer Bodenschätze Kaufkraft zu gewinnen hoffen; werden die Exportsteigerung nicht als Fortschritt preisen, wenn sie Folge verminderter Kaufkraft der Arbeiter ist; werden nicht vergessen, daß hier wie in allen Fragen das Gesamtwohl und die Lebensbedürfnisse des Volksganzen das letzte Wort zu reden haben.

Oder sollte es unsere Absicht sein können, England als Handelsvolk in der Weltherrschaft ablösen zu wollen? Dazu fehlen uns die Vorbedingungen, die geschichtlichen und speziell die geographischen Bedingungen[1]. Die Zeit der Entdeckungen hatte den Ozean zum Hauptträger des Welt-

---

[1] A. Hettner, Englands Weltherrschaft und der Krieg (1916).

verkehrs gemacht. Als Nord- und Ostsee in den Verkehr einbezogen wurden, der vordem hauptsächlich auf das Mittelländische Meer sich beschränkte, da bot die insulare Lage England die beste Gelegenheit, zu merkantiler Größe emporzusteigen. Die Weltherrschaft Englands ist aufgebaut auf der Beherrschung des Meeres. Das Meer verbindet das kleine Mutterland mit einem gewaltigen Kolonialreiche, mit ausgebreiteten, vielfach zusammenhängenden Siedelungen des angelsächsischen Volkstums; das Meer, von monopolisierten Kabelverbindungen durchzogen, eröffnet den Produkten der riesenhaften englischen Industrie freie Bahn zu allen Ländern. Die Seeherrschaft, von einer mächtigen Flotte gedeckt, erlaubte es dem Mutterlande, die natürliche Grundlage jeder Volkswirtschaft, die agrarische Produktion, in die Kolonien zu verlegen. Durfte man ja doch hoffen, die Zufuhr von dort oder sonst vom Auslande stets durch die eigene Seemacht sichern zu können. Die Zeit der Unterseeboote hat allerdings diese Hoffnung wesentlich erschüttert, und auch in England wird es heute schon bedauert, daß man die Landwirtschaft dem Handel geopfert. Nicht zu übersehen ist ferner bei Erklärung der englischen Entwicklung der Reichtum an Kohle und Eisen, der erst die volle industrielle Entfaltung ermöglichte, anderseits die besondere Geschicklichkeit usw. Englands in der Ausnutzung seiner Geldmacht. Kurz, wir werden manches von England lernen dürfen, ohne es jedoch in allem nachahmen zu können und zu wollen. Wir werden im Interesse unserer volkswirtschaftlichen Entwicklung auf der Freiheit der Meere bestehen, Freiheit für unsere wirtschaftliche Betätigung in der Welt fordern, Welt- und darum auch Seegeltung erstreben müssen, auf Kolonialbesitz nicht verzichten dürfen. Gleichwohl bildet das nicht unsere erste Sorge. Das Wichtigste bleibt für uns die Stärke und Aufnahmefähigkeit des inneren Marktes. Hieran reiht sich dann an zweiter Stelle eine ausgedehnte wirtschaftliche Betätigung im Innern der Kontinente. Bei der heutigen Ausbildung der Verkehrsmittel (Eisenbahn Berlin-Bagdad) eröffnen sich da besonders günstige Aussichten, die dauernde Erfolge versprechen, sofern die notwendige Rücksicht auf den Nutzen aller dabei Beteiligten genommen wird.

Handel bedarf der Freiheit, eine oft und gerade jetzt wieder häufig betonte Forderung. Nur sollte man richtiger sagen: der Handel bedarf jeder und aller Freiheit, die sich mit der Gesamtwohlfahrt des Volkes vereinbaren läßt. Die Notwendigkeit einer solchen Einschränkung ist denn doch durch so manche Erfahrungen gerade der Kriegszeit wieder klar erwiesen

worden. Nicht der Wert der Ware, sondern die Not, der dringende Bedarf des Konsumenten hat nur zu oft zu übermäßigen Preisforderungen geführt. Und dann der sog. Kettenhandel[1], bei dem die Ware durch eine Reihe von Zwischengliedern ging, die sich zwischen den Produzenten und den Verbraucher einschoben und die ihre nicht immer geringen Gewinste bezogen, ohne einen irgendwie notwendigen oder nützlichen Dienst geleistet zu haben usw. Gewiß, Schutz und Ehre dem durch seine Leistungen im Prozeß der Bedarfsdeckung des Volkes unentbehrlichen Handel. Ein Händlertum aber, das nur auf Gewinn ausgeht, das neben den Großhändler, der die Waren vom Produzenten entnimmt, und den andern Großhändler, der sie dem Kleinhändler zuführt, ferner neben diesen Kleinhändler tritt, welcher die Ware dem Verbraucher verkauft, ein solches Raubhändlertum verdient wahrhaftig keinen Schutz, sondern ernste Bekämpfung. Gerade beim Handel hat die Unterscheidung zwischen gänzlich überflüssigem und der Bedarfsdeckung des Volkes nützlichem Betrieb besondere Bedeutung.

Verwandt mit dem gekennzeichneten Übelstande ist eine allzu große Zahl von Kleinhändlern am gleichen Orte, die sich gegenseitig die Existenz erschweren. Besserung solcher Verhältnisse wird vielleicht am ehesten von beruflichen Organisationen herbeigeführt, vorausgesetzt daß diese Organisationen nicht durch Zersplitterung ihrer Kraft und ihres Einflusses beraubt sind.

δ) Es gab eine Zeit, wo namentlich industrielle Kreise in Frankreich und Belgien vermeinten, der Notlage der Arbeiterklasse könne durch Werke christlicher Liebestätigkeit genügend abgeholfen werden. Nachdem aber Leo XIII. durch die Enzyklika Rerum novarum Recht und Pflicht des Staates, in die Arbeiterfrage helfend und schützend einzugreifen, nachdrücklich betont hatte, wendete sich auch auf unserer Seite die Aufmerksamkeit ungeteilt der Frage zu, auf welchem Wege, durch welche Mittel nun dem zahlreichen Arbeiterstande[2] geholfen werden könne. Hier ging vor allem Deutschland, der hochherzigen Initiative seiner Kaiser folgend, mit gutem Beispiele voran. Allgemein bekannt ist, was die gesetzliche Sozialreform zum Schutze der Arbeiter gegen Mißstände, die sich aus der Gewerbefreiheit und der sog. Freiheit des Arbeitsvertrages ergaben, geleistet hat. Das Werk der Reform

---

[1] Man vergleiche Berthold Otto, Kriegsrechenwirtschaft (1916).

[2] Von den 28½ Millionen Erwerbstätiger im Deutschen Reiche sind nach der Statistik von 1907 rund 25½ Millionen Lohnarbeiter, Dienende, Handelsangestellte und untere Beamte.

ist aber noch nicht abgeschlossen. Was bisher erreicht wurde, muß gesichert, zu einem vollkommenen Arbeitsrecht ergänzt, auf weitere des Schutzes Bedürftige ausgedehnt werden. Namentlich sei hier an die Notwendigkeit eines allgemeineren Schutzes der Jugendlichen, die möglichste Beseitigung der dauernden gewerbsmäßigen Beschäftigung verheirateter Frauen, die Ausdehnung der Sonntagsruhe, an die Frage eines Höchstarbeitstages, des Ausbaues des Hausarbeitergesetzes usw. erinnert.

Wahrhaft glänzend sind sodann die Zahlen, auf welche der verdienstvolle Präsident des Reichsversicherungsamtes, Paul Kaufmann, zur Beleuchtung der Wirksamkeit unserer Sozialversicherung hinweisen konnte[1].

Bei Kriegsbeginn waren in Deutschland von einer Gesamtbevölkerung von 68 Millionen rund 20 Millionen gegen Krankheit, 25 gegen Unfall, 16 gegen Invalidität und Alter versichert. Bis Jahresschluß 1914 wurden nahezu 11,7 Milliarden Entschädigungen an etwa 127 Millionen Versicherte gezahlt, wozu die Versicherten selber 6,4 Milliarden beitrugen. Der tägliche Aufwand in den drei Versicherungszweigen betrug 1914 über 2,4 Millionen Mark. Demgegenüber hatte das feindliche Ausland gegen Krankheit versichert: Italien 1 Million auf 35 Millionen Einwohner, Frankreich 4,7 auf 40, Belgien 0,49 auf 7,5, Rußland 0,84 auf 169. Aber nicht im Ausgleich, sondern in der Verhütung von Schäden liegen die letzten Ziele der Sozialversicherung. Die Abnahme der Sterblichkeit an Tuberkulose ist ihr zu verdanken; auf 10 000 Lebende berechnet, ist sie 1913 in Preußen auf 13,65 gegen 30,95 im Jahre 1876, und im Deutschen Reich auf 14,3 gegen 25,9 im Jahre 1892 zurückgegangen. Auch den Kampf gegen die Trunksucht haben die Versicherungsanstalten geführt und haben für Heilzwecke bis jetzt rund 320 Millionen ausgegeben. Die Versicherungsanstalten sind jetzt am Werke, neue Einrichtungen für geschlechtskranke Kriegsteilnehmer zu schaffen, die später für eine umfassende Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten innerhalb der gesamten Bevölkerung nutzbar gemacht werden sollen. Ihr 2,1 Milliarden betragendes Kapitalvermögen hat ferner folgendermaßen zur Erhöhung der Gesundheit und Wohlfahrt der Nation Verwendung gefunden: Bis Ende 1914 wurden für Arbeiterwohnungsbau aufgewendet 533 Millionen Mark, für landwirtschaftliche Kreditbedürfnisse ausgeliehen 129 Millionen, zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrtspflege 605 Millionen verausgabt, für eigene Heil-

[1] In einem zu Prag am 2. Oktober 1916 gehaltenen Vortrage.

anstalten 85 Millionen. Auf über $1^1/_2$ Milliarden Mark sind die Aufwendungen deutscher Unternehmer für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen veranschlagt; auch große Berufsvereine der Arbeiter ergänzen die gesetzlichen Maßnahmen. Solche Leistungen für körperliche und geistige Gesundheit übersteigen die Erfolge vieler Menschenalter. Gegenüber der Sterblichkeit im Deutschen Reich von 30,6 auf 1000 Einwohner 1872 zählte man 1912 16,4 und 1913 in Preußen 14,9 Todesfälle. Die mittlere Lebensdauer verlängerte sich von 1871 bis 1910 um über 9 Jahre. Von den gedienten Landwehrmännern wurden bei der Mobilmachung über 90 Prozent felddienstfähig befunden. Zu all diesen Erfolgen hat die Sozialversicherung beigetragen. Die Versicherungsanstalten wendeten ferner für Aufgaben der Kriegswohlfahrtspflege bis zu 5 Prozent ihres Vermögens auf. Aus dem Betrag von 105 Millionen, der zur Verfügung steht, erhielt das Rote Kreuz 3, dem Kriegsausschuß für warme Unterkleidung wurden $2^3/_4$ überwiesen, 280 000 Mark für Einrichtung von Bade- und Desinfektionswagen; für die Arbeitslosen-Unterstützung 11 Millionen, $5^1/_4$ Millionen Dankes- und Ehrengaben den Hinterbliebenen der Gefallenen; für Kriegswaisen besondere Fürsorgeeinrichtungen. Insgesamt wurden für Kriegswohlfahrtszwecke über 30 Millionen gezahlt.

Gewiß, die Arbeiter- und auch die Angestelltenversicherung bleibt noch der Vollkommnung fähig und bedürftig. Man wünscht z. B. eine obligatorische Familienversicherung, den Ausbau der Wochenhilfe, Ausdehnung der Unfallversicherung auf weitere Berufe, ferner die Einbeziehung der Berufskrankheiten, Erhöhung der Leistungen bei der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung und ebenso bei der Angestelltenversicherung, reichsgesetzliche Regelung des Knappschaftswesens, Schaffung einer gesetzlichen Arbeitslosenfürsorge usw. Die Reformarbeit wird hier um so weniger ruhen dürfen, je offensichtlicher die Wirkung unserer Sozialreform in der Kriegszeit zutage getreten ist. Wenn die Hoffnungen unserer Gegner auf die Unzufriedenheit der deutschen Arbeiter sich nicht erfüllten, so ist das nächst der vaterländischen Gesinnung unserer Arbeiter auch der klaren Einsicht zuzuschreiben, daß bei uns die sozialen Zustände weit besser geregelt sind als in den meisten andern Staaten.

Eine den Bedürfnissen und dem Verdienst der Arbeiterschaft entsprechende Schutz- und Versicherungsgesetzgebung leistet viel beim schönen Werke der sozialen Reform. Sie kann indes nicht für sich allein die Arbeiterfrage lösen. Dazu bedarf es noch der vollen Eingliederung der Arbeiterklasse

in den staatlichen und gesellschaftlichen Organismus. Der Führer der christlich-nationalen Arbeiterschaft[1] hat betont, daß die Anerkennung der Gleichwertigkeit des Arbeiterstandes sich stütze auf die rechte Wertung der Produktionskraft, der Konsumkraft, der staatlichen Kulturbedeutung des Standes. Das schließt andere und höhere Gesichtspunkte nicht aus, hebt aber mit besonderer Schärfe diejenigen Momente hervor, die unter Berücksichtigung der volkswirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung eine solche Eingliederung des Arbeiterstandes als nützlich und notwendig und auch als gerecht im Sinne der verteilenden Gerechtigkeit erscheinen lassen. Der Arbeiter ist Gehilfe des Unternehmers, nicht selbst Unternehmer; Produzent aber ist der arbeitende Mensch schlechthin und darum nicht bloß der Unternehmer im rechtlichen Sinne. Je mehr die Entwicklung zur Qualitätsarbeit in der deutschen Industrie voranschreitet, je mehr die geistige Kraft und technische Kenntnisse beim Vollzug auch der ausführenden Arbeit an Bedeutung gewinnen, um so höher muß deren Produktivkraft eingeschätzt werden. Auch die Konsumkraft der Arbeitermassen ist von nicht geringerer Bedeutung für die Erhaltung und Stärke der in unsern Verhältnissen unersetzbaren Aufnahmefähigkeit des Innenmarktes als die Kaufkraft der ländlichen Bevölkerung. Entfallen ja doch jährlich nicht weniger als rund 20 Milliarden Mark auf den Konsum der deutschen Arbeiter. Ein so wichtiger und wertvoller Stand muß in der Volkswirtschaft in Staat und Gesellschaft die ihm gebührende Anerkennung finden; er darf nicht in ungerechter Weise andern Ständen nachgesetzt werden, muß eine seinen besondern Bedürfnissen entsprechende Möglichkeit der Entwicklung und Ausbildung der Fähigkeiten, speziell für den Bereich seiner Berufstätgkeit, erhalten. Seine Organisationen ferner dürfen dieselbe Freiheit und Förderung beanspruchen, wie sie den Organisationen anderer Stände gewährt wird; ebenso bleibt eine öffentlich-rechtliche Vertretung des Standes in besondern Berufskammern erstrebenswert. Es wird jedenfalls auch nicht mehr mit dem Mangel an Bildung der Arbeiter erklärt werden dürfen, daß in den staatlichen und gemeindlichen Verwaltungen der Arbeiter bisher eine relativ seltene Erscheinung geblieben. Man unterschätze die Intellegenz unserer Arbeiter nicht, namentlich nicht ihr praktisches Urteil. Bildung ist ein höchst

[1] Adam Stegerwald, Die Gleichberechtigung der Arbeiterschaft im neuen Deutschland, in Thimmes Sammelwerk „Vom inneren Frieden des deutschen Volkes" (1916). Vgl. auch Theodor Brauer, Zur Vorbereitung des inneren Friedens, in „Deutsche Arbeit" I (1916) 479 ff.

relativer Begriff, wie Berthold Otto ganz richtig bemerkt: Mediziner, Philologen und Juristen verstehen sich in der Unterhaltung oft ganz und gar nicht: „Das Ergebnis eines solchen Gespräches ist dann mitunter, daß jeder den andern für einen Dummkopf hält, wodurch aber die Gefahr, die darin für die Volkseinigkeit liegt, durch Gegenseitigkeit einigermaßen ausgeglichen ist." Ähnliches dürfte auch in vielen Fällen zutreffen, wo Arbeiter sogenannten Gebildeten gegenüberstehen. Also Beteiligung der Arbeiter am Staats- und Gemeindeleben, erweiterte Anteilnahme an der Verwaltung der Versicherungsanstalten und auch bei den Verwaltungen der durch Unternehmer geschaffenen Wohlfahrtseinrichtungen usw.

Wenn im Hinblick auf die Arbeiterfrage manche Kreise einer Neuorientierung bedurften, so hoffen wir, daß der Weltkrieg es fertig gebracht, ähnliche Stimmungen fürderhin fernzuhalten, wie sie 1903 und 1912 nach den Wahlsiegen der Sozialdemokratie zutage traten, als die Idee von Schutzverbänden gegen Sozialpolitik und Versicherungsseuche in Deutschland Anhänger finden konnte. Aber auch weite Kreise der Arbeiterschaft werden ihr Verhalten dem Unternehmertum gegenüber einer Änderung unterwerfen müssen. Keine maßlosen Forderungen mehr, die sich ohne Schädigung des Gewerbes, ohne Untergrabung der Arbeitsfreude beim Unternehmer nicht erfüllen lassen! Der Krieg hat Arbeiter und Unternehmer gemeinsam hart getroffen. Die Not der Zeit führte die beiderseitigen Verbände häufiger in Arbeitsgemeinschaften zusammen. Damit ist der Weg für die zukünftige Entwicklung gegeben: Weiterentwicklung der Tarifverträge mit Arbeitsgemeinschaften, friedliche Erledigung von Differenzen durch die beiderseitigen Organisationen usw., stets unter Wahrung der die Arbeiter und Unternehmer miteinander verbindenden Gewerbesolidarität. Nur wenn das Gewerbe blüht, kann die Lage der Arbeiter verbessert werden. Voraussetzung der gewerblichen Blüte ist und bleibt aber auch die Arbeitsfreude und der wirtschaftliche Ertrag auf seiten des Unternehmers.

c) Verlangt die verteilende Gerechtigkeit einerseits eine solche Ausgestaltung der öffentlichen Wohlfahrtsverhältnisse, daß dabei die Staatsbürger und verschiedenen Stände, soweit gesellschaftliche öffentliche Bedingungen in Frage kommen, für ihre berechtigten Bestrebungen je nach Bedürfnis und Verdienst Schutz und Hilfe finden können, so würde anderseits eine Verteilung der öffentlichen Lasten, die keine Rücksicht nähme auf finanzielle Kraft und Leistungsfähigkeit der zu Belastenden, der Iustitia distributiva

widersprechen. Das wird insbesondere zu beachten bleiben, wenn nach dem Kriege die schwierige Regelung unseres Steuerwesens in Frage kommt. Bringen nicht große Kriegsentschädigungen eine besondere Entlastung, dann werden außerordentliche Anforderungen an unser Volk für Deckung des Steuerbedarfs gestellt werden müssen. Wir spüren heute vorerst nur die Beschwerden der Teuerung infolge des Krieges. Geldopfer, die als notwendige Zahlung an den Staat gebracht werden müssen, drücken uns heute noch nicht, solange die Kosten des Krieges durch Kriegsanleihen aufgebracht werden. Neue Steuern belasten vorderhand das Volk noch wenig. Auf der andern Seite hat der Krieg für viele Personen die Einnahmen beträchtlich gesteigert: hohe Gehälter bei Offizieren und Beamten, hohe Preise für Kriegslieferungen, Steigerung aller Warenpreise, Erhöhung der Arbeitslöhne. Das wird sich nach dem Kriege wesentlich ändern. Fehlen, wie gesagt, große Beträge an Kriegsentschädigungen, dann werden wir die Zinsen für die vielen Milliarden der Kriegsanleihen aufbringen müssen, wohl auch schon bald der Frage einer allmählichen Milderung und Abtragung dieser drückenden Last näher treten wollen. Dazu kommen die Kosten der Renten für Kriegsinvaliden und Hinterbliebene der gefallenen Krieger, überdies noch die Kosten für den Wiederaufbau des Heeres, der Marine, die unerläßliche Sorge für neue Kriegsbereitschaft mit Berücksichtigung der Ansprüche modernster Kriegführung. Schon wurde einmal im Reichstage gesagt: Wenn wir vor dem Kriege 1½—2 Monate im Jahre für Reich, Staat und Kommune zu arbeiten hatten, dann würden es nach dem Kriege vielleicht 6 Monate sein. Und in England sprach man von einer Erhöhung der Einkommensteuer auf einen Durchschnittsatz von 50 Prozent, so zwar, daß von den kleineren Einkommen weniger, von den größeren aber Sätze von 80 Prozent zu entnehmen seien, also vier Fünftel des Gesamteinkommens. Wie dem immer sei, wir dürfen uns auch in der Steuerfrage auf radikale Vorschläge um so eher gefaßt machen, als nicht nur der Krieg, sondern auch eine solche Milliardenbelastung katastrophalen Charakter besitzt. Bei großen Katastrophen macht aber die Steuergesetzgebung selbst vor dem Vermögen nicht Halt.

Nur zwei Punkte möchten wir hier bezüglich zukünftiger Steuern hervorheben; es sind Forderungen, die von der verteilenden Gerechtigkeit gestellt werden. Erstens: Wenn es notwendig wird, die bisherigen Steuern aus den gleichen Quellen zu steigern oder auch neue Steuern einzuführen, so möge vor allem darauf geachtet werden, daß in dem

zukünftigen Steuersystem, als ein Ganzes betrachtet, das Prinzip der progressiven Besteuerung nach dem wahren Maße wirklicher Leistungsfähigkeit besonders strenge gewahrt werde. Geschieht das, dann wird das Volk sich auch mit leider unvermeidlichen indirekten Belastungen leichter versöhnen, sein Patriotismus nicht angesichts des Steuerzettels ersterben. Eine in diesem Sinne gerechte Steuer bewirkt auch den sozialpolitisch wünschenswerten Ausgleich, und zwar ohne Konfiskation.

Zweitens: Es muß für ein Volk zum Verhängnis werden, wenn es dauernd eine solche Steuerlast zu tragen hat, daß keine Privatvermögen neu sich bilden können. Mit andern Worten: Auf die Dauer müßte ein Steuersystem volkswirtschaftlich vernichtend wirken, welches die für die weitere Entwicklung der nationalen Produktion notwendige Kapitalbildung unmöglich machte. Ein solches System zu vermeiden, auch das ist eine Forderung der Gerechtigkeit. Die Iustitia distributiva kann eben nicht in Gegensatz treten zur Iustitia legalis, kann sich nicht unter Verletzung der öffentlichen Wohlfahrt durchsetzen. Das würde aber geschehen, wenn im Steuerwesen der fiskalische Gesichtspunkt den volkswirtschaftlichen verdrängte. Auch der Staatshaushalt ist und bleibt Bestandteil des Volkshaushaltes und darum der volkswirtschaftlichen Aufgabe untergeordnet. Die Steuer kann nicht das einzige Mittel sein, um den Finanzbedarf zu decken.

Damit haben wir nun in summarischer Übersicht gezeigt, 1. welche Anforderungen für die nächste Zukunft die allgemeine oder legale Gerechtigkeit stellt, die die Handlungen der Bürger und der Staatsgewalt mit ihren Organen der allen gemeinsamen öffentlichen Wohlfahrt dienstbar macht, und 2. wie öffentliche Lasten und Vorteile gemäß der verteilenden Gerechtigkeit den Einzelnen und deren Organisationen zuzuwenden und zuzuweisen sind.

Die Frage der Neuorientierung unter dem Gesichtspunkte der Gerechtigkeit ist jedoch mit dem Gesagten nicht erschöpft. Es wird noch zu untersuchen sein, welche Anforderungen die Gerechtigkeit für den Verkehr der Einzelnen in den verschiedenen Formen des Tausches stellen muß. Aus dieser zweiten Art der besondern Gerechtigkeit erwächst die auf andern Wegen nie und nimmer zu erreichende, für das Wohl der Völker so hochbedeutsame Interessenharmonie in der Bedarfsdeckung. Hiervon ein andermal.

Heinrich Pesch S. J.

Die Inländische Mission der katholischen Schweiz.

Im Lärm des Weltkrieges ist außerhalb der Schweiz das Jubiläum eines Liebeswerkes unbeachtet geblieben, das die Beachtung und Bewunderung der ganzen katholischen Welt verdient und unter andern Umständen gewiß auch gefunden hätte. Im Jahre 1914 waren 50 Jahre vergangen, seit die „Inländische Mission für die katholische Schweiz", ein Gegenstück zum Bonifatius-Verein, ins Leben trat.

Auf den ersten Blick könnte es befremdlich scheinen, daß überhaupt ein eigener Verein zur Unterstützung der katholischen Diaspora der Schweiz begründet wurde. Denn § 1 der Statuten des Bonifatius-Vereins lautet: „Der Bonifatius-Verein bezweckt in Beziehung auf Seelsorge und Schule die Unterstützung der in protestantischen und gemischten Gegenden Deutschlands, mit Einschluß der Schweiz, und in allen mit Deutschland[1] in politischer oder Diözesanverbindung stehenden Ländern lebenden Katholiken." Der Zusatz „mit Einschluß der Schweiz" ist bereits bei der endgültigen Formulierung der Satzungen auf der Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands zu Linz im Jahre 1850 hinzugefügt worden. Es bestand auch auf seiten des Bonifatius-Vereins stets das Bestreben, die Schweiz in den Bereich der Vereinstätigkeit einzubeziehen, und Unterstützungsgesuche von dort fanden Berücksichtigung weit über das Maß der aus der Schweiz eingegangenen Gaben hinaus. Gleichwohl gelang es dem Bonifatius-Verein nicht, in der Schweiz festen Fuß zu fassen. Es kam dort weder zur Bildung von Diözesankomitees noch überhaupt zu einer eigentlichen Einführung des Vereins.

Und doch gab es auch in der Schweiz eine Diasporanot, die dringend Abhilfe erheischte. In den Artikeln über die konfessionelle Bevölkerungsbewegung in der Schweiz von 1850 bis 1900 und über die schweizerische Konfessionszählung vom 1. Dezember 1910 (in dieser Zeitschrift 68 [1905] 144 ff. 266 ff.; 92 [1917] 274 ff.) wurde nachgewiesen, daß die

[1] Gemeint ist Deutschland in dem Umfange, wie es bei Begründung des Bonifatius-Vereins verstanden wurde, also mit Einschluß von Österreich-Ungarn und Luxemburg.

konfessionelle Zusammensetzung der Schweiz mit der des Deutschen Reiches große Ähnlichkeit hat. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts beschränkte sich in der Schweiz die konfessionelle Mischung auf einige wenige Kantone, während die überwiegenden Mehrheiten der Katholiken und Protestanten in konfessionell geschlossenen Gebieten beieinander wohnten. Das wurde anders, als die Bundesverfassung von 1848 jedem Schweizer das freie Niederlassungsrecht an jedem beliebigen Orte der Schweiz gewährleistete. Die katholischen Kantone boten, da sie meist wenig Industrie besaßen, ihrem starken Bevölkerungsüberschuß keine genügende Gelegenheit zu lohnendem Verdienst, und so begann denn eine stetig zunehmende Abwanderung nach Zürich, Basel, Genf, Schaffhausen und andern industriellen Gegenden. Dort fehlte es aber, abgesehen von den Kantonshauptorten und den größeren Städten, oft an jeder Gelegenheit zur öffentlichen Ausübung der Religion, oder die Seelsorgskräfte waren so unzureichend, daß sie sich der Zuwanderer mit bestem Willen nicht annehmen konnten.

Wie in Deutschland ein apostolisch gesinnter Laie, der edle Graf Joseph zu Stolberg, der Hauptbegründer des Bonifatius-Vereins wurde[1], so war auch in der Schweiz ein Laie, der Arzt Dr. Zürcher-Deschwanden in Zug, der Begründer und Organisator des Vereins für die Inländische Mission, der sich die Abhilfe der Diasporanot zur Aufgabe gesetzt hat. Im Namen des Kreis-Pius-Vereins von Zug richtete Dr. Zürcher im August 1863 an die Generalversammlung des schweizerischen Pius-Vereins zu Einsiedeln die Aufforderung, einen Verein nach dem Vorbilde des Bonifatius-Vereins zur Beschaffung von Mitteln für die Diasporaseelsorge ins Leben zu rufen und zu diesem Zweck ein vorbereitendes Komitee zu bilden. Das Zentralkomitee des schweizerischen Pius-Vereins erließ daraufhin am 1. November 1863 einen Aufruf an das katholische Schweizervolk, worin mit warmen Worten zum Eintritt in den neuen Verein aufgefordert wurde. Der jährliche Mitgliedsbeitrag wurde auf nur 20 Rappen festgesetzt, um auch den ärmsten Volksgenossen die Beteiligung zu ermöglichen. Der Aufruf fand überall in der Schweiz begeisterte Aufnahme. Trotz des geringen Mitgliedsbeitrages er-

---

[1] Der erste Anstoß ging freilich von Döllinger und Baltzer aus. Aber sie traten sehr bald ganz zurück gegenüber dem Grafen Stolberg, der seine Persönlichkeit in den Dienst der Sache stellte, der erste Präsident und der Hauptförderer des Vereins war. — Vgl. Joseph Graf zu Stolberg-Westheim 1804—1859. Seine Verdienste um die katholische Kirche Deutschlands. Ein Lebensbild. Von Otto Pfülf S. J. Freiburg 1913.

gab sich gleich im ersten Jahre an ordentlichen Einnahmen eine Gesamtsumme von 7408,88 *Fr*; im Jahre 1869 waren es bereits 25 721,90, im Jahre 1900 123 022,65 und im Jahre 1913 181 271,33 *Fr*. Das allmähliche Anwachsen erhellt aus der folgenden Übersicht über die Gesamtsumme der Einnahmen und Ausgaben in den zehn Fünfjahrperioden von 1864 bis 1913, die wir nach dem 50. Jahresbericht der Inländischen Mission [1] zusammengestellt haben:

	Ordentliche Einnahmen *Fr*	Ordentliche Ausgaben *Fr.*	Außerordentl. Ausgaben *Fr*
1864—1868:	72 552,02	51 837,43	—
1869—1873:	135 050,63	124 721,22	—
1874—1878:	161 393,65	147 890,15	19 100,00
1879—1883:	200 363 93	194 377,93	58 100,00
1884—1888:	250 547,39	248 485,40	71 600,00
1889—1893:	309 508,74	332 158,36	106 900,00
1894—1898:	458 620,63	462 847,92	150 015,50
1899—1903:	704 200,22	698 000,55	233 000,00
1904—1908:	877 439,49	907 065,70	218 675,00
1909—1913:	922 054 05	1 047 923,09	263 100,00

Im ganzen beliefen sich die ordentlichen Einnahmen von 1864 bis 1913 auf 4 091 828,05 *Fr*, die ordentlichen Ausgaben auf 4 215 208,75 *Fr* und die außerordentlichen Ausgaben auf 1 120 490,50 *Fr* [2]. In den beiden folgenden Jahren kamen noch hinzu nach dem 51. und 52. Jahresbericht:

	Ordentliche Einnahmen	Ordentliche Ausgaben	Außerordentl. Ausgaben
1914:	177 491,59 *Fr*	217 402,20 *Fr*	42 300,00 *Fr*
1915:	188 736,37 „	216 477,42 „	43 100,00 „

Seit ihrer Begründung hat also die Inländische Mission beinahe 6 000 000 *Fr* (4 649 088,37 *Fr* ordentliche, 1 205 890,50 *Fr* außerordentliche Gaben, zusammen 5 854 978,87 *Fr*) für die schweizerische Diaspora verausgabt. Das ist für die schweizerischen Katholiken, deren Zahl sich im Jahre 1860 auf 1 021 821, im Jahre 1910 auf 1 593 538 belief, eine sehr achtungswerte Leistung. Das Samenkorn, das der schlichte Laienapostel von Zug gepflanzt hat, ist herrlich aufgegangen. Er selbst war bis zu seinem im Jahre 1902 erfolgten Tode in leitender Stellung unermüdlich für den Verein tätig und konnte zu seinem Troste dessen mächtiges Aufblühen beobachten, da in dem seinem Ableben voraufgegangenen Jahre die ordentlichen Einnahmen bereits die Höhe von 155 426,98 *Fr* erreicht hatten.

---

[1] Solothurn, Buch- und Kunstdruckerei Union 1914.

[2] Im Jahresbericht sind 1 020 490,50 *Fr* angegeben, was wohl ein Druckfehler ist.

Die ordentlichen Einnahmen setzen sich zusammen aus den Mitgliederbeiträgen, dem Ertrag der Kollekten für die Inländische Mission und besondern Einzelgaben. Die ordentlichen Ausgaben bestehen zum weitaus größten Teil aus Gehältern oder Gehaltszuschüssen für die Seelsorger in den Diasporastationen, daneben aus Zuschüssen für die außerordentliche Seelsorge und die Italiener- und Polenpastoration, Beihilfen für die Schulen usw. Die Verwaltungskosten sind außerordentlich gering. Im Jahre 1913 beliefen sie sich nur auf 13 788,82 *Fr*, einschließlich 7797,30 *Fr* für Druckkosten, Bildchenverteilung und Auslagen für die Bücher- und Paramentenkasse.

Beihilfen zu Kirchenbauten können aus den ordentlichen Einnahmen nicht bestritten werden. Dafür wird durch die ebenfalls schon von Dr. Zürcher-Deschwanden ins Leben gerufenen Extragaben und den zum gleichen Zweck von ihm begründeten Missionsfonds gesorgt. Letzterer hatte im Jubeljahr bereits die Höhe von 897 829,03 *Fr* erreicht, von denen allerdings 488 574,80 *Fr* noch durch den Vorbehalt der Nutznießung belastet waren. Bei den meisten der ungefähr 90 Kirchenbauten in der schweizerischen Diaspora war die Inländische Mission finanziell mehr oder minder beteiligt. Auch zur Deckung und Amortisation von Kirchenbauschulden und zu Schulbauten hat sie erheblich beigetragen.

Im Anschluß an den Missionsfonds wurde schon Mitte der 1870er Jahre der sog. Jahrzeitenfonds (ein Fonds für Meßstiftungen in der Diaspora) gegründet, der im Jubeljahre 1913 ein gestiftetes Kapital von 94 854 *Fr* (1915: 98 004 *Fr*) hatte.

Auch mehrere Hilfsvereine bzw. Hilfswerke wurden der Inländischen Mission angeschlossen, so das Paramentendepot und der Paramentenverein der Stadt Luzern, das Bücherdepot und der Frauenhilfsverein. Letzterer hat sich die Unterstützung armer Kinder in der Diaspora zur besondern Aufgabe gemacht. Die Mitglieder zahlen entweder einen Jahresbeitrag von 1 *Fr* oder schenken irgendwelche Kleidungsstücke oder beteiligen sich an gemeinsamen wöchentlichen Arbeitsstunden zur Verarbeitung der Kleider. Ungefähr 50 Missionsgemeinden wurden jährlich zu Weihnachten mit Tausenden von Kleidungsstücken beschert. — Unter den Kindern werden ebenfalls besondere Sammlungen abgehalten, die im Jahre 1913 1425,30 *Fr* ergaben.

Ein Hilfsmittel zur Vermehrung der Einnahmen, das sich in Deutschland beim Bonifatius-Verein glänzend bewährt hat, nämlich die Samm-

lung von Gegenständen, die an sich geringen Wert haben (inländische und ausländische Briefmarken, Zigarrenabschnitte, Metallabfälle und verbrauchte Gegenstände von Metall, Stanniol usw.), wie sie im Bonifatius=Sammelverein geschieht, hat bis jetzt in der Inländischen Mission der Schweiz keine Nachahmung gefunden. Vielleicht wäre die Einführung eines solchen Sammelvereins der geeignete Weg, um die gerade jetzt dringend wünschenswerte Vermehrung der Einkünfte der Inländischen Mission herbeizuführen.

Es bleibt noch übrig, zu untersuchen, in welchem Maße die einzelnen Kantone der Schweiz an der Aufbringung der Mittel für die Inländische Mission beteiligt sind. Darüber unterrichtet die folgende Übersicht, die dem 52. Jahresbericht über die Inländische Mission[1] entnommen ist:

Kantone	Katholikenzahl 1910	Ordentl. Beiträge 1915	Auf je 1000 Katholiken	Außerordentl. Beiträge 1915
1. Zug (1, 1) . . .	25 534	10 006,87 *Fr*	391,90 *Fr*	4 600 *Fr*
2. Glarus (5, 6) . .	9 279	2 690,75 „	290,20 „	—
3. Obwalden (3, 4) .	16 646	3 837,50 „	230,53 „	—
4. Luzern (2, 3) . .	148 982	33 867,00 „	227,32 „	27 744,90 „
5. Schwyz (6, 8) . .	56 043	12 624,50 „	225,26 „	2 000 „
6. Uri (10, 2) . . .	20 822	4 433,80 „	212,93 „	2 000 „
7. Appenzell J.-Rh. (9, 5)	13 738	2 712,00 „	197,40 „	—
8. Nidwalden (7, 7) .	13 549	2 668,90 „	196,98 „	—
9. St. Gallen (4, 9) .	184 347	34 454,05 „	186,89 „	12 600 „
10. Aargau (8, 10) .	100 461	15 520,47 „	154,49 „	13 400 „
11. Freiburg (12, 11)	120 194	18 335,90 „	152,55 „	1 000 „
12. Thurgau (11, 12)	48 501	6 554,90 „	135,14 „	3 000 „
13. Appenzell A.-Rh. (14, 14)	6 853	749,00 „	109,29 „	—
14. Graubünden (15, 16)	56 861	4 981,17 „	87,60 „	2 000 „
15. Basel-Stadt (19, 18)	45 448	3 730,00 „	82,07 „	2 000 „
16. Solothurn (16, 15)	77 408	5 570,87 „	71,96 „	9 000 „
17. Bern (21, 20) . .	91 878	6 575,35 „	71,56 „	6 500 „
18. Basel-Land (18, 17)	18 866	1 201,00 „	63,65 „	—
19. Neuenburg (17, 22)	18 526	1 072,40 „	57,88 „	—
20. Schaffhausen (13, 13)	10 032	557,00 „	55,52 „	500 „
21. Wallis (16, 19) .	124 508	5 937,85 „	47,69 „	3 700 „
22. Zürich (23, 23) . .	109 668	4 575,06 „	41,71 „	2 000 „
23. Waadt (24, 21) . .	51 850	1 636,80 „	31,56 „	—
24. Genf (22, 24) . .	76 785	1 804,45 „	23,50 „	—
25. Tessin (25, 25) . .	146 759	2 011,13 „	13,70 „	1 000 „

In dieser Übersicht sind die Kantone nach der relativen Höhe der ordentlichen Beiträge im Jahre 1915 geordnet. Die entsprechenden Rangnummern für 1914 und 1913 sind in Klammern beigefügt. Die außer=

[1] Solothurn 1916, S. XI.

ordentlichen Beiträge, die manchmal aus einem einzigen Legat herrühren, daher einen mehr zufälligen Charakter an sich tragen, sind bei Bestimmung der Rangnummern nicht mitberücksichtigt. Sie sind aber der Vollständigkeit halber in der vierten Spalte gesondert angeführt.

Aus der Übersicht geht hervor, daß die Diasporakantone selbst bis jetzt absolut und relativ wenig für die Inländische Mission beisteuern. Namentlich gilt das von Zürich, Waadt, Genf, Neuenburg, Basel und Schaffhausen. Die Katholiken gehören dort allerdings zum weitaus größten Teil den ärmeren Volksklassen an. Anderseits ist aber der ordentliche Mitgliedsbeitrag der Inländischen Mission so außerordentlich niedrig angesetzt, daß eine größere Anteilnahme am Verein auch in diesen Kantonen wohl zu erreichen sein sollte. Ein Vergleich beispielsweise von Zürich mit der Diasporadiözese Hildesheim, die 207,20 *M* auf je 1000 Katholiken im Jahre 1913 für den Bonifatius-Verein beisteuerte, fällt sehr zugunsten Hildesheims aus. Noch günstiger schneidet das Apostolische Vikariat Dänemark, das im Jahre 1913 431,04 *M* auf je 1000 Katholiken beisteuerte, bei einem Vergleich mit Schaffhausen ab, das ungefähr die gleiche Katholikenzahl wie Dänemark hat. Zu einem sehr großen Teil dürfte der Unterschied auf das oben berührte Fehlen eines Sammelvereins in der Schweiz zurückzuführen sein, da dieser gerade in der Diaspora erfahrungsgemäß gute Dienste tut und das Interesse für den Hauptverein weckt.

Verhältnismäßig sehr gering ist auch die Beteiligung der welschen Schweiz an der Inländischen Mission. Auf die welsche Schweiz[1] kamen im Jahre 1915 nur 35 779,70 *Fr* ordentliche Einnahmen, auf die deutsche dagegen 152 956,67 *Fr*. Auf je 1000 Katholiken berechnet, gibt das für die welsche Schweiz 62,01 *Fr*, für die deutsche 150,46 *Fr*. Zu den außerordentlichen Beiträgen hat im Jahre 1915 die deutsche Schweiz 85 344,90 *Fr*, die welsche nur 7700 *Fr* beigesteuert. Der Kanton Freiburg ist der einzige unter den welschen Kantonen, der eine verhältnismäßig hohe Beteiligungsziffer aufweist. Die höchsten Ziffern kommen, abgesehen von Glarus, auf die Innerschweiz, und allen voran steht immer Zug, der Ausgangspunkt der Inländischen Mission. Bei der Verteilung der Gaben wurde aber in echt katholischer Weise in erster Linie auf das Bedürfnis gesehen. So kamen, abgesehen von den 17 Italienermissionen,

---

[1] Bei dieser Unterscheidung ist der Kanton Bern ganz zu den deutschen, die Kantone Wallis, Freiburg und Graubünden ganz zu den welschen gerechnet.

im Jahre 1915 von den unterstützten Pfarreien, Filialen, Schulen und Kinderasylen 72 auf die welsche, 89 auf die deutsche Schweiz.

Welche Ursachen dazu geführt haben, daß die Diasporafürsorge in der Schweiz sich getrennt vom Bonifatius-Verein entwickelt hat, vermögen wir nicht zu beurteilen. Daß die politische und kirchliche Organisation der Schweiz sich von der Deutschlands stark unterscheidet, ist eine bekannte Tatsache und dürfte auf den Gang der Ereignisse wohl nicht ohne Einfluß geblieben sein. Die Hauptsache ist, daß Bonifatiusarbeit geleistet wird, und das geschieht in der Schweiz zweifellos in hervorragender Weise. Ersprießlich würde es aber unseres Erachtens für beide Teile sein, wenn unbeschadet der Selbständigkeit eine engere Verbindung der beiden verwandten Organisationen zustande gebracht werden könnte.

Hermann A. Krose S. J.

Streiflichter auf das philosophische System Leibnizens.

Von all den vielen Schöpfungen des Leibnizischen Universalgenius dürfte wohl keine einen solchen Gegenwartswert besitzen, keine so lebendig in unser Zeitbewußtsein hineinreichen als seine Philosophie. Unter den zünftigen Historikern ist seit Couturats La logique de Leibniz (1901) und Cassirers „Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen" (1902) ein lebhafter Streit um die Deutung seiner Grundlehren entbrannt; der moderne hochgespannte Fachbetrieb in Psychologie anerkennt Leibnizens Entdeckung des Unbewußten als eine schöpferische Intuition; der heutige Entwicklungsgedanke zählt ihn unter seinen bedeutendsten und ältesten Ahnen; die gegenwärtige Hochflut an logisch-erkenntnistheoretischen Untersuchungen widmet seinem logischen Algorithmus liebevolle Beachtung, anerkennt seine Verdienste um Anwendung der Mathematik auf Logik, seine Pflege des auf den verschiedensten Gebieten heimischen Wahrscheinlichkeitsbeweises; die Vertreter des Zweckgedankens feiern ihn mit Recht als den ersten Denker der neueren Philosophie, der in der einseitig mechanisch-mathematischen Denkorientierung der Neuzeit die immanente Teleologie wieder zu Ehren brachte und wie kein Denker vor ihm mit scharfem Griffel die Grenzen zwischen mechanisch und teleologisch zulässiger Welterklärung zog.

Kuno Fischer macht in seiner Geschichte der neueren Philosophie die Bemerkung, der Eintritt in das Leibnizische System erscheine, mit dem in das Spinozistische verglichen, leicht und populär; umgekehrt sei das tiefere Eindringen, ein volles Erfassen der Leibnizischen Gedankenwelt schwieriger. Lästiges, zeitraubendes Hin- und Hersuchen und Vergleichen fordert schon die Art seiner Darstellung: keine einzige erschöpfende systematische Arbeit, fast alle, wenn nicht gar alle sind Gelegenheitsschriften, diese aber in unzählige Male sich wiederholenden Aufsätzen, Briefen, Antworten, Verteidigungen. Die Form seiner Philosophie gleicht ganz ihrem Inhalte: wie jede der unzähligen Monaden ebenso oft das ganze Weltbild, aber jede von einer andern Seite, unter einem neuen Gesichtswinkel widerspiegelt, so wird in den Mittelpunkt der einzelnen Essays irgendein

besonderes Lehrstück gestellt, um es dann sofort in das Ganze des Systems einzurücken und somit dieses selbst peripherisch darzustellen.

Selbst die beiden Hauptwerke sind Gelegenheitsschriften, die wiederum, wenn auch nur als Untersatz der Beweisführung, als Digression, als weitere Ausführung und Veranschaulichung des eigentlichen Themas, als ästhetischen und architektonischen Zierat alle Leitsätze der Lehre zur Darstellung bringen: die 1704 vollendeten, aber erst 50 Jahre nach Leibnizens Tode veröffentlichten Nouveaux essais sind die vom rationalistischen Standpunkt aus gehaltene Antwort auf die vom Empirismus aus orientierte Lösung der Entstehung und Geltung unseres Wissens, wie sie einige Jahre zuvor John Locke in seinem Essay concerning human understanding versucht hatte. Die Anlage der vier Bücher des Leibnizischen Werkes ist bestimmt durch die seines Gegners. Die Theodizee aber nennt Leibniz selbst wiederholt ein „Gewebe", stückweise (par lambeaux) entstanden aus den Gesprächen, welche er jahrelang mit seiner königlichen Freundin, der geistvollen Sophie Charlotte, über die damals viel umstrittenen Fragen der Güte Gottes, der Vereinbarkeit menschlicher Freiheit und göttlichen Vorherwissens, über Gnade und Vorherbestimmung, über das Übel und die Welt geführt hatte; sie waren die zum Teil tiefsinnigen, mit dem ganzen Reichtum der einzigartigen Belesenheit Leibnizens gespickten, im Sinne des Platonischen metaphysischen Idealismus gehaltenen Ausführungen eines tiefchristlichen Weltweisen. Von all der Unmenge der Aufsätze und Briefe, wie sie Gerhardt in seiner siebenbändigen Ausgabe der philosophischen Schriften von Leibniz kritisch gesammelt hat, geben der Discours de métaphysique und die vielberufene Monadologie und Principes de la nature et de la grâce den besten und schnellsten Einblick in das Ganze seiner Welt- und Lebensanschauung. — Nun bringt es aber das literarische Genus der Gelegenheitsschrift, des brieflichen Gedankenaustausches und der Diskussion mit sich, daß sich unwillkürlich die Färbung der Gedanken verschiebt und daß sie je nach der Eigenart des Gegners, des Adressaten, des beabsichtigten Zweckes wechselt. Daher das Schillernde, das Unstimmige, zuweilen hart an Widerspruch Grenzende in Leibnizens philosophischem Nachlaß. Erst liebevoll eingehende, vorsichtig abwägende, breit angelegte geschichtliche Untersuchungen werden die großen Richtlinien und Grundmotive herausarbeiten können.

Die Schwierigkeit einer geschichtlich getreuen Darstellung wächst an, weil der Historiker genau die verschiedenen Phasen seiner Entwicklung aus-

einanderhalten muß; die Grenzmarken aber laufen, weil wir es mit einem organischen, höchst komplizierten Lebensprozeß, mit dem Werden einer äußerst feinen, vielseitigen Psyche zu tun haben, naturgemäß ineinander. Wie tief ist der Wunderknabe, der bereits richterliche Entscheide über die Aristotelischen Kategorien fällt, der Jüngling, der mit fünfzehn Jahren die mittelalterlichen und neuzeitlichen Scholastiker wie ein Märchen gelesen haben will, in diese tiefsinnigen Spekulationen eingedrungen? Und wenn sich dann der angehende Universitätsstudent auf dem berühmten Spaziergang durch das Leipziger Rosental von Formen und Zwecken und Kräften abwendet und mit jugendlichem hochgeschwollenem Selbstgefühl in „Atomen und Vakuum" tut und sich von der rein mechanischen Betrachtungsweise der kühn vorandrängenden modernen Naturwissenschaft bezaubern läßt, inwieweit war er damals in die Gesetze der Mechanik, in die Formeln niederer und höherer Mathematik eingedrungen? Und dann hält's ihn nicht mehr bei der bloßen Größe und Bewegung; die Ergebnisse der Physik weisen das kritische, über seine Zeit hoch emporragende Genie über sich selbst hinaus auf die Metaphysik: zurück zu immanenten Kräften und Zwecken, „Rehabilitieren der verschrieenen Formen"! Es folgt das Ringen um eine neue Weltformel; gar mannigfaltig sind die Elemente und Motive, ebenso vielseitig die kleinen Anleihen bei Platon, Aristoteles, Scholastikern und andern Geistesgrößen wie kraftvoll, kritisch, kombinatorisch und schöpferisch die eigene Weiterführung, die schließlich den ebenso einheitlichen wie reich gegliederten Begriff „Monade" prägen. Die Richtlinien der neuen Wissenschaftslehre sind gezogen, es folgt die detailliertere Zeichnung, die Einverleibung der verschiedensten Wissensgebiete in den Grundplan. Endlich wird der Plan durchgeführt, Gutachten, Meinungsäußerungen werden von den vielen Freunden und Beziehungen eingeholt, es wird verbessert, modifiziert, ausgebaut, umgebaut, bis der aller Weisheit spottende Tod die tausend Projekte des jugendlich frischen Siebzigjährigen zunichte macht.

In dem fertigen, höchst verwickelten System mit seinen verschiedenartigen Seiten gilt es sodann mit feinfühligem Tastsinn all die verschlungenen Fäden bloßzulegen, Grundlegendes und Prinzipien von dem Sekundären und den Folgerungen zu scheiden; erst dann hat man die Methode in der Hand, die Dunkelheiten im Lichte der Grundgedanken aufzuhellen; man wird nicht, wie es leider so tüchtigen Forschern wie Cassirer oder Kinke in v. Asters „Große Denker" beifallen konnte, diese Dunkelheiten, natürlich von dem persönlichen philosophischen Standpunkt taghell erleuchtet, zum

sichern Ausgangspunkte machen und nachher mit elementarer Vergewaltigung alles übrige in diese künstlichen neugeschichtlichen Konstruktionen hineinpressen. Daher heischt der erkenntnistheoretische Rationalismus der damaligen Zeit, die Anwendung der Mathematik auf Philosophie bei Leibniz notwendige Berücksichtigung.

Weiterhin bleibt die Bedeutung seiner Weltformel ohne Untersuchung der geschichtlichen Bedingungen ein ewiges Sphinxrätsel. Dem Systematiker der Philosophie, aber ganz gewiß dem Historiker wird man es kaum verzeihen können, wenn er unbarmherzig über gewisse Entgleisungen und Überspannungen, halbbildliche Redewendungen herfällt, ohne den geringsten, allerdings mühevollen Versuch zu machen, den darin steckenden wahren Goldkern herauszuarbeiten; ich denke hier vor allem an den Monadenbegriff mit den Anthropomorphismen „Perzeption“, „Vorstellung des Alls“ und dessen uneingeschränkte Verurteilung bei manchen Historikern. Überhaupt gilt hier „wägen“ und nicht bloß „zählen“. Im einzelnen könnte ein Pedant sehr viel Schiefes und Irrtümliches herausklauben; Leibniz ist aber schwerlich der Mann, dem solche Köpfe gerecht würden. Ein weitherziger und weitblickender Kritiker wird hervorheben, daß gerade die Fundamente der philosophischen Wahrheit, ihre großen Linien, von ihm gewahrt und vertieft werden und daß die Entgleisungen im großen ganzen Wahrheiten zweiter Ordnung betreffen oder wenigstens noch ein gut Stück Richtiges enthalten. Auf diese milde Beurteilung hat Leibniz nach dem göttlichen Urteilkodex: Mit welchem Maße ihr messet, mit dem gleichen wird euch wieder gemessen werden, um so mehr Recht, als nach einem bekannten Worte Lessings „Leibniz bei Untersuchung der Wahrheit nie Rücksicht auf angenommene Meinungen nahm, aber in der Überzeugung, daß keine Meinung angenommen sein könne, die nicht in einem gewissen Verstand und von gewisser Seite wahr sei, die Gefälligkeit hatte, sie so lange zu drehen und zu wenden, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen. Er schlug aus Kiesel Feuer, aber er verbarg sein Feuer nicht im Kiesel.“ Auch eine gerechte, allseitige Beurteilung der fruchtbaren Motive einerseits und der logisch-sprachlich-psychologischen Unmöglichkeiten anderseits, wie sie in der Scientia und Characteristica universalis stecken, wird mit Trendelenburg höchst bedächtig zu Werke gehen und ein umfangreiches Aktenmaterial zu bewältigen haben, wie es etwa Gerhardt in seinem siebten Band zusammengetragen hat.

Die endgültige Würdigung des Denkers schließlich und seiner Verdienste um die Philosophie läßt sich bei Leibniz schwerer an als bei den meisten andern Weltweisen. Schon die fast polartigen Gegensätze in der Beurteilung der Historiker, ihre auf ein Minimum oder Maximum gehenden Werturteile weisen auf große Schwierigkeiten hin: Universalgenie, allseitiger Polyhistor wie Aristoteles, scharfsinniger Kritiker, schöpferischer und fruchtbarer Metaphysiker bilden die positive Reihe — oberflächlicher Eklektiker und Fragmentist, charakterloser Vermittler und Opportunist, phantasievoller Idealist die negative Reihe. In der Tat, ziehen schon solche Denker, mit welchen eine völlig neue Ära in der Geschichte einsetzt, wie etwa Platon und Kant, viel mehr Nahrungsstoffe aus ihrer Vorzeit, als das Neue ihrer Schöpfungen ahnen läßt, und ist darum schon bei ihnen die Scheidung von Fremdem und Eigenem schwierig, so steigert sich diese Schwierigkeit fast zur Unmöglichkeit bei einem Leibniz, der nach einer geistreichen Bemerkung K. Fischers spielend erledigt, was den gewöhnlichen Sterblichen das Schwerste ist: rezipieren und das Rezipierte sofort schöpferisch weiterführen, anhören und das Gehörte sofort kritisch beurteilen und umbilden. Diese Verschränkung von Rezeptivität und Produktivität bringt Leibniz selbst in den Nouveaux essais auf die scheinbar paradoxe, im Grunde aber richtige Formel: „Dieses System scheint Platon und Demokrit, Aristoteles mit Descartes, die Scholastiker mit den Neueren, die Theologie und Moral mit der Vernunft zu versöhnen. Von allen Seiten scheint es das Beste zu nehmen und dann weiterzukommen, als man jemals gekommen ist.“ Diese in der Geschichte der Philosophie wohl einzig dastehende, für normal-menschliche Verhältnisse fast uneingeschränkte Verbindung von Anregungsbedürftigkeit und synthetischer Schöpfungskraft bedingt letztlich Leibnizens philosophische Größe und Schwäche.

* * *

„Wenn du den Dichter willst verstehn, mußt du in Dichters Lande gehn.“ Diesem Leitstern moderner Umweltbetrachtung hat auch der Philosophiehistoriker zu folgen, seitdem sein Fach, durch Hegels Bemühen zuerst, zum Rang einer strengen Wissenschaft mit kausal-genetischem Charakter ausgebildet wurde, in erhöhtem Grade aber der Leibnizforscher, eben wegen der vorhin angedeuteten Eigenart des Leibnizischen Philosophierens.

Als der junge Leibniz die Universität besuchte (1661—1666), hatte die neuere Philosophie in ihren Begründern Descartes, Bacon von Verulam, Hobbes, Galilei usw. ihren viel, sehr viel Bestehendes zertrümmernden und glänzende Neugebiete erobernden Siegeslauf durch die protestantischen Länder angetreten

Insonderheit war der Cartesianismus von Holland aus in Frankreich und Deutschland die in den akatholischen Bildungszentren vorherrschende Richtung geworden, neben welchem ein von Melanchthon und andern Glaubensneuerern wieder belebter eigenartiger Aristotelismus ein kümmerliches Dasein fristete. In formell-methodischer Beziehung war die Lossage von der wissenschaftlichen und kirchlichen Autorität, um welche die Renaissancestürmer so leidenschaftlich gerungen und von welcher Descartes in seinem philosophischen Grundbuch, dem Discours de la méthode, das vollendetste Vorbild gegeben hatte, nunmehr prinzipiell und auch praktisch großenteils verwirklicht. Die Wissenschaft war glücklich „entmündigt und verweltlicht“; die Entmündigung hat in Descartes’ Cogito, ergo sum und die Verweltlichung in Bacons Knowledge is power ihren bezeichnenden Ausdruck gefunden. Die vorwiegend metaphysische Orientierung der Philosophie, wie sie dem Mittelalter eigen war, wird zu gunsten kritisch-methodologischer, naturwissenschaftlich-exakter Untersuchungen umgebogen, ohne daß einstweilen die Metaphysik, „die Königin aller Wissenschaften“, wie Hekuba verstoßen wäre und — wie zu Kants Zeiten — zu klagen hätte: Modo maxima rerum, tot generis natisque potens — nunc trahor exul, inops.

Die Erkenntnislehre selbst aber, nach ihrer kritischen Seite sowohl als psychologischen, hat die harmonische Verbindung des empirischen und rationalen Faktors, wie sie in der alten Abstraktionstheorie ihren klassischen Ausdruck gefunden hatte, großenteils gewaltsam gesprengt: der festländische Rationalismus mit seinem naiven, vorkritischen Zutrauen zur höheren Erkenntnis betrachtet Begriffe und Ideen losgelöst von der Erfahrung, glaubt a priori ein System objektiv geltender Vernunftwahrheiten aufbauen zu können; das Ideal seines Definitions- und Beweisverfahrens, seiner Wissenschaftsmethode überhaupt ist das der mathematischen Wissenschaften, die damals in ihren genialen Meistern solche Fortschritte zu verzeichnen hatten, wie sie nach der prinzipiellen und theoretischen Seite keine Zeit nachher, auch nicht die in technischer Beziehung unerreichte Neuzeit, aufzuweisen hat. Umgekehrt erwartet der englische Empirismus, wie er von Bacon gefordert, aber erst von Locke begründet und von Hume folgerichtig bis zum Sensismus durchgeführt wird, mit hochmütiger Verwerfung der noch von Kant hochgefeierten Aristotelischen deduktiven Logik alles wissenschaftliche Heil von der Erfahrung und ihrer wissenschaftlichen Erkenntnistheorie, der Induktion. Insofern Locke Empirist bleibt und nicht schon im zweiten Teil seines Essays die mühsam erworbenen Errungenschaften des ersten Teiles dem Intellektualismus mehr hochherzig als klug wieder opfert, beschränkt sich alle Kraft des höheren Erkenntnisvermögens darauf, die aus der Erfahrung durch den äußeren und inneren Sinn herbeigeführten Elemente weiter zu verarbeiten, d. h. zu trennen und zu verbinden und durch diese rein sinnliche Assoziation, Abstraktion und Kombination das farbenreiche Gewebe und kunstvolle Gefüge unserer Vorstellungs- und Gedankenwelt aufzubauen. Aus diesem Aufgeben der alten Wissenschaftsmethoden, aus den durch die Neuorientierung in Naturphilosophie, Psychologie und andere philosophische Zweige zugeführten neueren Lehrgegenständen, die eine ihr an-

gemessene Verarbeitung, Darstellung und Didaktik heischten, ergab sich von selbst das Suchen nach neuen Lern- und Lehrwegen, die dem veränderten Wissensstand gerecht werden. Daher die mannigfachen methodischen Untersuchungen dieser Zeit: von Bacons bekannter Aufstellung der vier Idole in dem Novum Organon, den verbreiteten Logiken der Ramisten und der L'art de penser der Jansenisten, Melanchthons Bearbeitungen der Aristotelischen Logik abgesehen, schrieb Descartes seinen Discours de la méthode, seine Regulae ad directionem ingenii, Spinoza seinen Tractatus de intellectus emendatione, Geulincx verschiedene methodologische Abhandlungen, Locke seinen Conduct of the understanding.

Was die Seinslehre, speziell die angewandte Metaphysik dem Lehrinhalt nach oder in sachlicher Hinsicht betrifft, so war die folgenschwerste Theorie diejenige philosophische Naturerklärung, die man als die streng mechanische bezeichnet. Negativ bezeichnet sie Ausschluß spontan wirkender Innenkräfte, substantialer Formen und immanenter Zweckstrebigkeit. Mit der den Renaissancemenschen eigenen Leidenschaftlichkeit und Verachtung wurden sie als unfruchtbar abgetan. Gewiß läßt sich nicht leugnen, daß sich manche Vertreter der Spätscholastik in ihrer Problemverarmung und formalistischen Ausartung zum Teil einseitig auf sie festgelegt, mit der Konstatierung von Zweckursachen den geheimen Mechanismus der Natur restlos erklärt zu haben glaubten und sich in befangener Kurzsichtigkeit dem modernen Fortschritt verschlossen hatten. Nicht so marktschreierisch wie von dem englischen Lordkanzler Bacon und so massiv wie von Hobbes, aber ebenso einseitig mathematisch wurden sie von so bedeutenden Denkern wie Descartes und Spinoza geleugnet, und selbst der überlegene Newton schloß sie noch von der streng wissenschaftlichen Betrachtung aus. Alle Naturvorgänge sollten quantitativ durch Größe und passiv übertragene Bewegung restlos erklärt werden. Der herrschende Cartesianismus hatte sich so weit verstiegen, daß er sogar begrifflich den physischen Körper dem mathematisch abstrakten gleichsetzte.

In der Seelenlehre war das uralte Geheimnis vom Verhältnis der Seele zum Leibe „das Problem“ schlechthin geworden; je nach der Antwort darauf mußte natürlich auch die Stellung zur verwandten Frage nach dem Ursprung des höheren Wissens ausfallen. Descartes erneuerte die Platonische Auffassung und betrachtete Leib und Seele als zwei selbständige Substanzen, zwischen denen keine Verbindungsbrücken hin und her führen. Dementsprechend erklärte er auch das geistige Erkennen unabhängig von dem sinnlichen. Mit logisch-geschichtlicher Notwendigkeit drängte diese unhaltbare Position über sich hinaus zum Spinozismus und Okkasionalismus. Weit folgerichtiger machte Spinoza mit scharfsinniger Ausbeutung des Cartesianischen Substanzbegriffes Denken und Ausdehnung zu den beiden parallel verlaufenden Erscheinungsformen der einen unendlichen Substanz, während der mystische Malebranche mit einem kühnen Salto-mortale jedwedes geschöpfliche Wirken, auch das seelisch-körperliche, glatt leugnete und schier alle Tätigkeit in die göttliche Ursache verlegte.

Diese philosophischen Strömungen wurden gespeist und getragen von einer ebenso vielfachen und starken theologischen, teilweise liefen beide auch parallel

nebeneinander her, ohne sich je zu vereinigen. Sollte sich der seichte Deismus, religiöse Skeptizismus und theologische Rationalismus für die weiten Kreise des praktischen Lebens auch erst im 18. Jahrhundert auswirken, so fällt doch die theoretische Begründung und Darstellung noch ins 17. Jahrhundert: Tolands Geheimnisvolles Christentum, Collins Abhandlung über das Freidenkertum, Tindals Christentum so alt als die Schöpfung, Chubbs Wahres Evangelium Jesu Christi erschienen um die Jahrhundertwende oder waren doch schon im Geiste ihrer englischen Urheber geboren. Gleichzeitig war in Frankreich, dem klassischen Lande des neuzeitlichen Skeptizismus mit seinen Montaigne, Charron und Sanchez, der Zweifel von dem gefeierten Pascal auf Pierre Bayle (1647 bis 1705) übergesprungen. Vornehmlich in seinem vielgelesenen Dictionnaire historique et critique hatte er mit all dem frivolen Esprit, der oberflächlichen Erudition und dem berechnenden Zynismus der französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts die geoffenbarten Glaubenswahrheiten als vernunftwidrig und absurd hinzustellen gesucht, um sie dann mit pharisäischer Heiligenmiene an die höhere Glaubensinstanz zu verweisen; insonderheit setzte er sich mit dem Übel, dem Bösen auseinander.

Die sachlich scharfen Auseinandersetzungen, die leider auch allzu bittere Gemütserregungen auslösen sollten zwischen Thomisten und Molinisten einerseits, Katholiken und Neugläubigen, Lutheranern und Calvinern usw. anderseits, über die schwierigen Fragen der menschlichen Freiheit und göttlichen Mitwirkung, der Wirksamkeit der übernatürlichen Gnade und Vorherbestimmung hatten zwar an Schärfe, persönlicher Leidenschaftlichkeit und gefühlsbetontem Gegenwartsinteresse verloren, um so höher war aber gegen Ende des 17. Jahrhunderts die diesbezügliche Kontroversenliteratur angeschwollen.

Wie die deutsche Eiche ihre Nahrung aus ihrer Umgebung zieht und ihrem Typ gemäß aus eigener Lebenskraft zum wetterfesten Stamm und zur vielästigen schattigen Krone assimiliert, so nimmt der junge deutsche Philosoph all diese Bildungselemente in sich auf, bis er aus ihnen in langjähriger organischer Entwicklung spontan und schöpferisch seinen originellen Wissensneubau aufgeführt hat. Wenn man die im ersten Band von Gerhardt abgedruckten Briefe des Fünfundzwanzigjährigen an Herzog Johann Friedrich und Arnauld, seine mehrfachen kurzen Entwicklungsschilderungen überfliegt, wird man vor Erstaunen schier sprachlos über die Belesenheit, das Bücherstudium und die ins Uferlose gehenden wissenschaftlichen Reformpläne des jungen Mannes. Jugendliche Eitelkeit und strotzendes Selbstgefühl hat da wohl die Farben zu stark aufgetragen, und man wird in der Bewertung dieser Selbstbezeugungen vorsichtig sein müssen. Wie P. v. Nostitz-Rieneck und Rintelen seine „gründliche“ Kenntnis der Scholastik akten- und zitatenmäßig auf ein ziemlich oberflächliches Lesen und

ein geniales „Nachschlagen" kritisch herabgesetzt haben, wie Stein in seinen tüchtigen Spinoza-Leibniz-Studien seine angebliche Vertrautheit mit Aristoteles auf ähnliche mittelmäßige Kenntnisse zurückführt, so würden dieselben vergleichenden Quellenstudien vielleicht zu einem gleichen Ergebnis in bezug auf seine Vertrautheit mit den Modernen führen. Daß er z. B. das damals herrschende Cartesianische System bis zum fünfundzwanzigsten Jahr noch nicht einmal „aufmerksam" gelesen habe, hat er selbst in einem Briefe an Fabri (bei Gerhardt IV 427) gestanden. Trotzdem wird man allgemein sagen müssen, was P. v. Nostitz-Rieneck über seine Kenntnis der Scholastik sagt, daß ein so bedeutender Geist mächtige Impulse aus den versprengten Anregungen, dem gelegentlichen Nachschlagen und selbstverständlich weit mehr noch aus den selbständigen Studien zu gewinnen wußte. Jedenfalls spiegeln, von einzelnen Entstellungen und Verzerrungen abgesehen, Leibnizens Werke die Hauptlehren der eben erwähnten Denker getreu wider, machen ganz bedeutende Anleihen bei ihnen, um anderseits die eigene Lehrmeinung in kritisch-ablehnender Auseinandersetzung mit ihnen zu befestigen und zu verstärken.

Dazu sein häufiges Zurückgehen auf Platon, Aristoteles, den hl. Augustin, die mittelalterliche und neuerwachte Scholastik, seine Kenntnis der Methoden, Theorien und Errungenschaften der zeitgenössischen Mathematiker und Naturerschließer, eines Kepler, Pascal, Galilei, Descartes, Huygens, Fabri, Newton, Leeuwenhoek u. a. Endlich mußte der rege mündliche und briefliche Gedankenaustausch über Weltanschauungsfragen ungemein anregend auf ihn wirken. Der Briefwechsel mit Philosophen der verschiedensten Richtungen, mit Gelehrten wie Thomasius, Arnauld, Conring, Malebranche, des Bosses, Bayle, Remond füllt mehrere Bände bei Gerhardt.

Wie weit im Verhältnis zu dieser Rezeptionsgabe die schöpferische Kraft reicht, wird die Darlegung des Lehrinhaltes von selbst zeigen.

* * *

Es ist in den letzten Jahren viel gestritten worden, ob in Leibnizens System die Erkenntnislehre oder die Metaphysik das Ursprüngliche und Maßgebende sei. So bedeutende Leibnizkenner wie Couturat und Cassirer machen die Logik, Mathematik und Erkenntnistheorie zum Ausgangspunkt und treten nun an die Beurteilung seiner Metaphysik ganz im Lichte dieser erkenntnistheoretischen Ergebnisse heran. Zuerst staunte die wissenschaftliche Welt über diese „Resultate"; allmählich aber besann man sich wieder, und dann trat man entschieden dieser ungeschichtlichen Vergewaltigung entgegen,

so vor allem der angesehene Leibnizforscher Kabitz, dem u. a. mit gewohnter Besonnenheit auch Überweg-Frischeisen-Köhler beipflichtet.

Wie nämlich Aristoteles in den Mittelpunkt seines weit abgemessenen Wissensgebietes die erste Philosophie, die Lehre vom Sein stellt, genau so tut es Leibniz. Der grundlegende Aufsatz De primae philosophiae emendatione ist unter vielen andern ein vollgültiges Zeugnis dafür. Die letzten Prinzipien, der Satz vom Widerspruch und vom hinreichenden Grund, auf die sich nach ihm alle Wahrheiten zurückführen lassen, sind in erster Linie Seinsgesetze und erst nachträglich Denkgesetze. Keiner von beiden macht mit Kant die Möglichkeit der Metaphysik von der Untersuchung des apriorischen Erkenntnisvermögens abhängig, beide gehen stillschweigend von der Voraussetzung aus, daß die Denknotwendigkeit eine Seinsnotwendigkeit ist: veritas est adaequatio intellectus cum re. Wie nun weiterhin Aristoteles in seinem philosophischen Grundbuch in der kritischen Stellungnahme zu dem Platonischen Seinsbegriff, mit Ablehnung der Allgemeinsubstanzen, das wahre Sein in dem Einzelnen und genauer in der Einzelsubstanz findet, so gelangt Leibniz durch die Kritik des damals herrschenden Cartesianischen Körperbegriffs zu der Fassung des ursprünglichen Seins als Monade.

Wie bereits erwähnt, entschied er sich nach seinem umfangreichen Bücherstudium der Alten für die mechanische Naturauffassung, „ihre exakte Art, die Natur zu erklären, entzückten mich . . . und Atome und Leeres füllten am besten die Einbildungskraft aus". Er steckte eben noch in den Elementen der Mathematik und Mechanik und sollte auch während der Universitätsjahre trotz des anregenden Weigel darüber nicht hinauskommen. Das sollte ganz anders werden in Paris, wo er eifrig Pascals mathematischen Nachlaß studierte und vor allem von Huygens in die Tiefen der höheren Mathematik eingeführt wurde. Und da sieht der Scharfblickende eben in den Gesetzen der exakten Mechanik die Unzulänglichkeit der Mechanik als Philosophie: die Erscheinung der Widerstandskraft, die gleichmäßig beschleunigte Bewegung lassen sich von dem Cartesianischen Körperbegriff, der bloß Größe und Bewegung umfaßt, nimmer erklären. Auch die durch den Glauben bezeugte Tatsache der eucharistischen Wesensverwandlung, zu der er sich trotz der Vorurteile seiner protestantischen Erziehung durchgerungen hatte, ist mit der obigen Fassung unvereinbar: besteht das Wesen des Körpers in der bloßen Ausdehnung, so ist mit dem Verschwinden der Brot- und Weinsubstanz kein Platz mehr für die Brots- und Weingestalten,

wie sie doch gemäß der Glaubensforderung die Transsubstantiation behauptet. Mithin eignet dem Körper ein Plus: Kräfte nämlich; die Formel mv ist dementsprechend in mv^2 zu verbessern. Alte Erinnerungen steigen da vor seinem Geiste auf; er erinnert sich der „verschrieenen" Entelechien des Aristoteles, der Formen der Scholastiker als Tätigkeitsprinzipien: man muß sie rehabilitieren; er erinnert sich an die Aristotelische Fassung der Natur, der Naturdinge: sie ist das von innen aus sich betätigende Prinzip der Wirksamkeit. Das Wesen des Körpers — und der Substanz überhaupt, schließt er ohne weiteres — besteht deshalb in der Kraft: la substance est un être capable d'action.

Wie ist nun näher diese Kraft zu bestimmen? unterscheiden die Alten mit Recht ruhende und sich betätigende Kraft oder actus primus et secundus? ist es richtig, wenn sie behaupten, das Kraftprinzip bedürfe zu seiner wirklichen Betätigung eines Anregers, eines positiven Anstoßes? Gewiß nicht; die Kraft sagt bereits begrifflich und darum notwendig Betätigung, mit Hobbes ist sie als ein Streben, als Trieb (conatus) zu bestimmen, wenngleich diese Kraft an ihrem vollen Einsetzen, an ihrem sich spontan auswirkenden Tun durch ein äußeres Hindernis gehemmt sein kann. An Stelle der ruhenden Fähigkeit der Scholastiker ist mithin der Begriff des conatus, des Strebens als Kraft und Tätigkeit zu setzen. Darum ist jede Substanz in ständiger Tätigkeit, sie gleicht dem gespannten Bogen, der zu seiner vollen Kraftentfaltung nur der Loslösung aus den Fesseln bedarf. Sie ist, eben weil aus sich heraus tätig, lebendig; in diese Selbstbetätigung und von innen erfolgende Bewegung hat man ja stets das Eigentümliche der Lebensvorgänge gesetzt.

Im Wesen der Kraft liegt es, daß sie einer Anregung von außen nicht bedarf, ja nicht einmal zugänglich ist. Jeder Substanz eignet, was Aristoteles bloß der absoluten Tätigkeit zuerkennt, vollkommene Selbstgenügsamkeit, Autarkie; sie kann nach außen nichts mitteilen und von außen nichts empfangen: „sie hat keine Fenster". Darum ist, von Gottes ständiger Erhaltung und Mitwirkung abgesehen, jedes Einzelding der vollkommene Grund all seiner Zustände: le présent est gros de l'avenir. Darum kann ein allwissendes Auge in jedem gegenwärtigen Zustande vollkommen alle folgenden ablesen; man sieht, wie die mathematisch orientierte Geschlossenheit der Kausalzusammenhänge für den strengen Freiheitsbegriff keinen Raum läßt. Nachweislich hat „das Problem" des 17. Jahrhunderts, das Verhältnis von Leib und Seele in der Descartesschen Lösung, die

jede Wechselwirkung ausschließt, Leibniz viel beschäftigt: die Monadenlehre ist die Verallgemeinerung dieses Einzelfalles. Ist er vielleicht auch den Schwierigkeiten des befreundeten Malebranche, mit dem er seit 1679 in eifrigem Briefwechsel ist, unterlegen?

Durch den völligen Gegensatz zur Cartesianischen Körperlehre wird Leibniz zur neuen Fassung des Substanzbegriffes bestimmt. Descartes hatte das Körpersein in die Ausdehnung verlegt, folglich scheidet sie aus dem neuen Körperbegriff aus. Ist aber die Kraft unausgedehnt oder einfach, dann auch ihr Träger, die Substanz; für Leibniz ist ja der Substanzbegriff noch nicht wie für Locke und wie später für Hume und Kant ein fragliches Problem geworden.

Unausgedehnt sind die letzten Elemente des Seins auch deshalb, weil sich sonst die Einheit der zusammengesetzten Dinge nicht erklären ließ. Es ist endlos viel über die Beziehungen Leibnizens zu Spinoza geschrieben worden. Eines steht fest: Leibniz fühlt sich nach Ausreifung seiner Lehre in scharfem Gegensatz zu dem Autor pessimae notae. Den schärfsten Gegensatz nun bildet sein Individualismus zu dessen Pantheismus. Es ist gewiß nicht zufällig, sondern in Leibnizens Denkrichtung, dessen späteres System Kabitz all seinen Grundmotiven nach bereits in der Jugendperiode vorfinden will, tief begründet, daß seine erste Schrift die vielbehandelte Frage nach dem Prinzip der Individuation erörtert: Die numerische Einheit ist die ursprünglichste transzendentale Eigenschaft jeden Dinges. Die Einheit aber der zusammengesetzten Dinge, wie sie uns in der Erscheinungswelt gegeben sind, fordert, daß das ihnen zugrunde liegende wahre Sein unausgedehnt oder einfach ist. Das wahre Sein oder die Substanz ist mithin Monade, wie Leibniz im Anschluß an Platon, Giordano Bruno, oder wer sonst der glückliche Pate gewesen sein mag, sie benennt: die Monaden sind die „reellen Einheiten", die „substantiellen Einheiten", „metaphysische Punkte". Im vollen Sinn eins ist aber jedes Ding erst dann, wenn es von jedem andern verschieden ist. Es kann nicht zwei absolut gleiche Wesen geben; das ist der Sinn des Prinzips von der identitas indiscernibilium, für das sich Leibniz gern auf die bekannte Thomistische Geisterlehre beruft. — Aus dieser Einfachheit ergibt sich, daß Ausdehnung und Raum nur der Erscheinungswelt angehören.

Wenn das wahre Sein die einfache Kraft ist, dann muß sie als etwas den seelischen Kräften Analoges gefaßt werden. Offenbar macht Leibniz diesen weittragenden Schluß, weil ihm in der Erfahrung nichts anderes

gegeben ist, wodurch er die einfache Kraft näher bestimmen könnte. In unserem persönlichen Bewußtsein, im tierischen Leben aber lassen sich alle Seelenkräfte auf Vorstellungen und Strebungen zurückführen. Er fühlt selbst das Kühne und Weltfremde dieser Folgerung, und darum schwächt er die perception und appétition ab, so stark es nur das Wesentliche des Begriffs verträgt: quelque chose d'analogique au sentiment et à l'appétit, il fallait les concevoir à l'imitation de la notion que nous avons des âmes. Jahrelange Überlegungen brauchte es, ehe sich in ihm dieser phantasievolle Einfall zur Weltformel verdichtete; bereits in dem berühmten Brief an Johann Friedrich (1671) findet sich der Begriff Kraft als geistiger Kraft. Übte nicht etwa auch das für ihn feststehende Weltgesetz der Analogie, wonach alle Dinge eine große Familie mit verwandten Zügen bilden, einen bestimmenden Einfluß auf diese Fassung aus?

Noch befremdender als die Allbeseeltheit der Monaden klingt der Satz vom Inhalte ihrer Vorstellungen: Jede stellt das All dar. Jede spiegelt freilich das Weltbild von ihrem, d. h. von einem andern Standpunkt wider, und diese Verschiedenheit des Vorstellungsinhaltes bedingt die Seinsverschiedenheit. Auch die größere oder geringere Vollkommenheit im Sein ist bedingt und gemessen an dem Grade der Klarheit und Deutlichkeit der Vorstellungen. Verwischt sich noch in dem Anorganischen der Inhalt chaotisch, so heben sich in dem Pflanzlichen bereits die einzelnen Gestalten in etwa voneinander ab, immer schärfer treten die Konturen hervor, bis im Menschen die Vorstellung zum Selbstbewußtsein, die Perzeption zur Apperzeption aufleuchtet, der Geist aus der Summe der erfahrungsmäßig gegebenen Einzeleindrücke die allgemeinen und notwendig geltenden Wahrheiten herausarbeitet. Deutliche, klare und verworrene, dunkle Vorstellungen wohnen friedlich in der beschränkten Intelligenz der Geschöpfe nebeneinander, während das allwissende Auge der unendlichen Monade den weiten Ozean alles Seins und aller Wahrheit bis auf den Grund deutlich durchschaut. Man glaubt einen Dichterphilosophen zu lesen, und doch ist's derselbe nüchterne Mathematiker, der die Differentialrechnung, die viel angestaunte Rechenmaschine erfunden hat. Zählt und wägt man die vielen Ausdrücke von der Vorstellung des Alls, so war's Leibniz im Grunde darum zu tun, sein groß gedachtes Gesetz der Weltharmonie, des Zusammenhanges und Zusammenklanges aller Dinge zum Ausdruck zu bringen: Nichts in der Welt steht allein und isoliert da, jedes Stäubchen hat Beziehungen der Abhängigkeit und Hilfeleistung zu allen andern. Wahrlich eine Konzeption,

würdig eines Leibniz, der, wie im praktischen Leben, so auch in der theoretischen Betrachtung das Einzelne sofort in die großen Zusammenhänge eingliedert, weite Ausblicke eröffnet, das Endliche sub specie aeternitatis betrachtet.

Wenn nun die Monaden tür- und fensterlos hermetisch gegeneinander abgesperrt sind, wie ist dann die Erscheinung des Zusammenwirkens, die kein Vernünftiger bezweifeln kann, zu erklären? Im Sinne des klassischen Uhrengleichnisses des 17. Jahrhunderts: wenn die verschiedenen Uhren auf die Sekunde übereinstimmen, treibt dann der Mechanismus der einen die andere, wie die scholastische Ansicht will, oder bewirkt ständig der Mechaniker den Einklang durch neues Stellen, wie die Okkasionalisten und Newton wollen, oder hat nicht etwa der Künstler von vornherein die Kunstwerke so gebaut und gefügt, daß jedes nur seiner eigenen und gesetzmäßigen Einrichtung zu folgen hat, um von selbst die schöne Übereinstimmung mit allen andern zu verwirklichen? Nur diese letzte Annahme ist des göttlichen Weltenbaumeisters würdig, der nicht nachträglich seine Werke zu verbessern hat. Ergibt sich somit die präformierte Harmonie als notwendige Folgerung aus der Natur der Monaden, so ist diese nämliche Harmonie von seiten Gottes eine prästabilierte. Folglich ist die prästabilierte Harmonie der höchste Gedanke, der alles einende und tragende Schlußstein der Leibnizischen Metaphysik. So ist bei gänzlicher Verschiedenheit des durchlaufenen Weges der Abschluß der allgemeinen Seinslehre bei Aristoteles und bei Leibniz der gleiche: dort der erste unbewegte Beweger, die reine Tätigkeit, hier die alles ordnende Güte und Weisheit, die von einem Ende zum andern reicht und alles stark und lieblich anordnet. — Diese mehr allgemeinen Ergebnisse und Leitsätze der Metaphysik sind die Richtlinien, in der die Antworten auf die speziellen Fragen der Naturlehre, Psychologie usw. zu erfolgen haben.

So ist auch die Logik zum Teil an der Metaphysik orientiert, zum Teil aber durch die mathematische Denkart bestimmt. Ich sage ausdrücklich: Logik, und nicht: Erkenntniskritik. Eine Erkenntniskritik als selbständige aufgerollte Disziplin im Sinne unserer heutigen Philosophie kann nur ein ungeschichtlich denkender moderner Systematiker in die Leibnizische Lehre anachronistisch hineintragen. In keiner systematischen Schrift wird die Frage nach der Geltung unseres Wissens, ob innerhalb des eigenen Ich, der Phänomene und der Erfahrung gebannt oder an das Ding an sich und das positiv Geistige heranreichend, ausdrücklich behandelt.

Selbstverständlich liegt aber doch seiner Philosophie eine ganz bestimmte Auffassung von der Geltung und dem Wert des Wissens zu grunde. Und dieser Goldgrund ist der streng realistische, leider verunstaltet durch mathematische Farbentönung im Sinne des damaligen erkenntnistheoretischen Rationalismus. „Die kontinentale Philosophie des 17. und 18. Jahrhunderts", so charakterisiert ihn Clemens Baeumker, „ist in ihren eigenartigen Gestaltungen durchaus beherrscht von den methodischen Gesichtspunkten, welche durch die Mathematik und die mathematischen Wissenschaften an die Hand gegeben wurden. . . . So begreifen wir, daß eine damals ziemlich allgemein verbreitete Auffassung . . . nach dem Vorbilde der Mathematik eine Wissenschaft glaubte aufbauen zu können, in der die Vernunft unabhängig von der Erfahrung und aus reinen Begriffen die Natur des Wirklichen und seine Gesetze, ebenso seine letzte Ursache, das notwendige, unendliche Sein bestimmen sollte." Im Lichte dieses Wahrheitsbegriffes hätten Darsteller wie Cassirer und Kinkel idealistisch klingende Redewendungen, wie sie z. B. in den Aufsätzen Meditationes de cognitione, veritate et ideis und De modo distinguendi phaenomena realia ab imaginariis fallen, exegesieren müssen. Das ist doch die erste methodologische Regel jedweder Schriftforschung: einzelne Dunkelheiten und Abweichungen sind nach den anderweitig feststehenden allgemeinen Anschauungen zu erklären; vielleicht wird man dann schließlich ehrlich eine unlösbare Abweichung buchen müssen, die zu dem Ganzen nicht paßt. Dann wird man weiterhin aus dem Verfahren Leibnizens, der aus der Widerspruchslosigkeit der Begriffe vorschnell auf das Dasein ihres Inhaltes schließt, nicht das Dasein im Sinne Kants phänomenal deuten und zu dem Schluß kommen: „Das Denken schafft das Sein", um einige Zeilen weiter den großen Denker eines ganz auf der Oberfläche liegenden Widerspruchs zu zeihen: freilich „verrät die dogmatische Fassung des Seinsbegriffes, welche uns in der Metaphysik begegnen wird, die Kluft, die zwischen Leibniz und Kant noch vorhanden ist". Im Gegenteil, man wird auf übertriebenen Ontologismus erkennen, wie er im ontologischen Gottesbeweis seinen belastendsten Zeugen aufweist, und der darum nicht zufällig bei allen damaligen Rationalisten auftritt. Häufig aber ist bei dem Schluß von der Widerspruchslosigkeit der Begriffe auf die Existenz nicht das physische Dasein, sondern das Gelten, die Wahrheit in der unabhängig vom denkenden Geist gültigen metaphysischen Ordnung gemeint. So wird sich das Wirklichsein, das im Gegensatz zur Nominaldefinition erst die Realdefinition

verbürgt, im großen ganzen mit der inneren Möglichkeit (possibilitas intrinseca) der Neuscholastik decken.

Daß nicht im Sinne Kants „das Bewußtsein überhaupt“ die Seinsordnung schafft, erhellt auch daraus, daß Leibniz nicht müde wird, immerfort gegen die Cartesianer zu wiederholen, nicht der Wille, sondern der Verstand und letztlich die Wesenheit Gottes sei der Quell und der letzte Seinsgrund der gesamten Wahrheitsordnung, vor allem der ewigen und notwendig geltenden Wahrheiten. Nun ist das aber gerade der springende Punkt der Kantischen Erkenntnislehre, daß die notwendigen und ewigen Wahrheiten, deren Nachweis „objektiver“ Geltung die ganze mühsame Arbeit der Kritik der reinen Vernunft gewidmet ist, als nur für das menschliche Bewußtsein geltend nachgewiesen werden sollen; ob sie jenseits desselben gelten, davon, betont Kant mit unerbittlicher Strenge so oft, wissen wir gar nichts. Übrigens erweisen die Kantjünger mit dieser Leibnizischen Vorläuferschaft ihrem verehrten Meister einen gar schlechten Dienst. Selbst einem halbwegs andächtigen Leser der Kritiken und Prolegomenen muß der Eindruck tief haften geblieben sein, daß Kants Kritizismus sich gegen niemand so namentlich und scharf richtet als gegen Leibnizens Dogmatismus; ganze Kapitel der Kritik sind ausschließlich gegen ihn gerichtet. Nun werden zwar besagte Jünger das ungeschichtliche Denken Kants unbefangen zugeben, aber die geschichtliche Ungeheuerlichkeit werden sie dem langjährigen Professor der leibniz-wolfischen Metaphysik schwerlich zumuten können, daß er zeitlebens wie der edle Ritter Don Quijote gegen Windmühlen gekämpft habe. Gerade der übertriebene Apriorismus und einseitige Rationalismus war es, der ein solch kritisches Genie, wie es Kant ist, geradezu zur Kritik herausfordern mußte und, geschichtlich nachweisbar, auch tatsächlich herausgefordert hat.

Liegen also dem philosophischen Genius Leibnizens erkenntnistheoretische Untersuchungen fern, so hat er sich um so eingehender sein Leben lang mit dem Ausbau der formalen Logik, mit der Verbesserung der philosophischen Methodenlehre beschäftigt. Er folgte darin, wie gesagt, dem Zuge seiner Zeit mit ihren veränderten Wissensgebieten und Forschungswegen. Dabei ist er dank seines Studiums der Alten und seiner Überlegenheit über den Zeitgeist weit von der Herabsetzung der Aristotelischen Logik entfernt, er urteilt da wie Kant. Ihm schwebt eine Reform, ein Ideal der Logik vor, dem gegenüber „alle unsere bisherigen Logiken kaum ein Schatten dessen seien, so ich wünsche“: diese Reform ist vor allem durch die Mathe-

matik ihrem Ziele zuzuführen. Wie sich Leibniz dieses Ideal dachte, mit welchen Mitteln er es zu verwirklichen suchte und welche Verdienste er sich tatsächlich um die Vervollkommnung der Logik erworben hat, alles das geht unter den Namen Scientia generalis bzw. universalis und Characteristica universalis. Wir fassen diese merkwürdigen Versuche, denen der große Mann so auffallend viele Arbeiten gewidmet, an die er zeitlebens so übertriebene Hoffnungen für die verschiedensten Wissensgebiete, fürs praktische Leben und selbst für die Glaubenseinigung geknüpft und an deren Durchführbarkeit er noch am Abend seines Lebens trotz aller bisherigen Erfolglosigkeit so siegesgewiß festgehalten hat, heutzutage unter dem Namen „logischer Algorithmus" zusammen. Leibniz selbst ist sein bedeutendster und eifrigster Vertreter. Hat er auch hier an Vorarbeiten und namentlich an lebhafte Bestrebungen seiner Zeitgenossen angeknüpft, so ist doch die ganze Methode und vor allem seine unerschütterliche hoffnungsfreudige Zuversicht nur von dem bereits charakterisierten Rationalismus aus verständlich.

Die Scientia universalis umfaßt im Grunde drei Aufgaben. Zunächst sind alle Vernunftwahrheiten — die Tatsachenwahrheiten scheiden natürlich aus — auf ihre Elemente zurückzuführen; denn nur dadurch wird die häufige Unstimmigkeit, der Widerspruch in den höheren Gedankenverbindungen aufgedeckt. Hat man die Grundbestandteile aufgefunden, so sind sie definitorisch zu bestimmen. Daher die Wichtigkeit und breite Behandlung der Definition in Leibnizens Philosophie, worauf Trendelenburg aufmerksam macht. Jedem Kenner der Aristotelischen Logik wird auffallen, wie sehr er hier in Aristotelischen Gedankengängen wandelt, wie vor allem die so bedeutsamen Bemerkungen, daß die letzten Wahrheiten nicht mehr bewiesen werden können, vielmehr durch ihr eigenes, in den erkennenden Geist einstrahlendes Licht sich als wahr darstellen, an den klassischen Schluß der zweiten Analytiken erinnern.

Diese so ermittelten Elemente sind nun synthetisch zu dem vollendeten System aller Vernunftwahrheiten aufzubauen. Ihre logische Verbindung ist aber eine rein mechanische, rein rechnerische; mit ein wenig Übung kommt nach dieser Methode ein mittelmäßiger Kopf in wenigen Tagen weiter als sonst ein noch so findiges Genie in Jahren. Ja, jeder Irrtum erweist sich als ein bloßer Rechenfehler, bei Meinungsverschiedenheiten disputiert man nicht mehr, „man nimmt die Feder zur Hand, setzt sich an den Rechentisch und sagt sich gegenseitig: „Calculemus, fangen wir an zu

rechnen." Offensichtlich hat hier die Überspannung und einseitige Übertragung der Mathematik auf Philosophie Leibniz den schlimmsten Streich gespielt. Hobbes war vor allem sein böser Genius gewesen.

Endlich umfaßt die neue Methodenlehre die rechte Wahl geeigneter Zeichen, die Scientia universalis wird zur Characteristica generalis, zur Spécieuse générale. Vieta hatte kurz zuvor die Algebra in neue Bahnen gelenkt und ihre Methoden ungemein befruchtet und vereinfacht: er hatte die Buchstabenbezeichnung eingeführt. Leibniz selbst hatte 1676 die Differentialrechnung erfunden: ihm hatte sich die Macht des Zeichens in persönlichen Erlebnissen, Erfolgen und Entdeckungen offenbart. Becher, Dalgarno, Kircher, Wilkins und andere hatten die phantasievollen Sprachversuche des mittelalterlichen Raymundus Lullus erneuert. Was wäre es für ein Gewinn, nicht bloß für das Behalten und den internationalen Austausch der Ideen, sondern vor allem auch für das Auffinden neuer Wahrheiten, für die rechnerische Verbindung der Elemente zu den inhaltreichsten Gedankengefügen, ließen sich Zeichen ausfindig machen, die ihrer Natur nach eindeutig die Begriffe und Urteile darstellten, gleichsam abmalten oder ein Monogramm derselben wären! Das wäre das wahre, ersehnte „Gedankenalphabet". Vorläufig müssen wir uns freilich mit einer willkürlich aufgebauten Kultursprache begnügen; das Deutsche kommt vor allen andern Sprachen, besonders vor den zur Phrase neigenden romanischen, in Betracht; durch seinen nüchternen, sachlichen Aufbau ist es geradezu ein Prüfstein der Wahrheit. Auch hier ist Leibniz der Unterschied zwischen der mit verhältnismäßig wenig Zeichen und darum leicht und erfolgreich rechnenden Mathematik und der ganze Legionen von Bezeichnungen benötigenden Weltweisheit entgangen. Weit mehr aber überrascht es, daß einem so kritischen Kopf die Unmöglichkeit der Grundvoraussetzung, kraft welcher jedes sinnfällige Einzelzeichen für allgemeine Gedankeninhalte und folglich für die Philosophie notwendig von der Willkür und freien Wahl abhängt, nicht zum Bewußtsein gekommen ist.

Trotz all dieser Überspannungen birgt der logische Algorithmus Leibnizens viele fruchtbare Momente, viele kräftige Keime gesunden Fortschritts: die Betonung und Förderung der Definition und ihrer Technik, die kritische Vorsicht und weise Prüfung beim fortschreitenden Gedankenaufbau, die Bedeutung der wissenschaftlichen Kunstsprache, scharfe Umgrenzung der Begriffe und ihrer Termini, die Forderung einer einheitlichen Gelehrtensprache. Das Allerbedeutsamste aber ist die im Zusammenhange dieser logisch-mathe-

matischen Betrachtungen geförderte Theorie der Wahrscheinlichkeit. Aristoteles kennt sie überhaupt nicht, das Mittelalter und die Neuzeit vor Leibniz pflegt sie auch nicht. Um so mehr empfindet er diese Lücke der bisherigen Wissenschaftsmethode, um so mehr betont er ihre Notwendigkeit und allseitige Fruchtbarkeit für die verschiedensten Gebiete. Von der Mathematik geht er aus, wendet sie in vielen Arbeiten auf Philosophie, Naturlehre, Geschichte, Recht und Politik an. Überall will er, wenn man nicht zur Sicherheit vordringen kann, mit dieser statera ponderum das Gewicht der Wahrscheinlichkeiten gewägt, bei gegenüberstehenden Gründen den endgültigen Ausschlag ermittelt wissen.

Um die Naturphilosophie hat sich Leibniz durch das „Rehabilitieren" der immanenten Teleologie ein unsterbliches Verdienst erworben. Die Abgrenzung aber gar, wieweit die Zulässigkeit der Naturerklärung aus Wirkursachen und wieweit aus Zweckursachen geht, dürfte unstreitig das Glanzstück in Leibnizens System überhaupt sein; in ihrer klassischen Formulierung hat er alle Früheren, selbst einen Aristoteles und Thomas von Aquin, überholt und ist von keinem Späteren, selbst nicht von Kants Kritik der Urteilskraft, überholt worden. Wie ein Adler übersteigt er in stolzem Höhenflug die Niederungen des damaligen Mechanismus, der nur Größe, Zahl, Maß, Gewicht und Bewegung kennt, und erhebt sich zu den idealen Regionen platonisch-aristotelisch-thomistischer Weltbetrachtung. Er führt wieder innere, spontan sich auswirkende Naturkräfte ein, läßt die Naturdinge aus sich heraus Zwecke verwirklichen, läßt sie im Dienste höherer Gedanken unbewußt arbeitende Werkzeuge sein. Das All ist nicht mehr der Ausfluß blinder Naturkräfte, auch nicht das Werk des Zufalls, noch weniger die notwendige Entfaltung einer unendlichen, ungewordenen Naturkraft: die Welt ist die schöpferische Verwirklichung göttlicher Gedanken und Absichten im Sinne des hl. Augustinus.

Erfahren sodann und kundig in all den exakten Arbeitsweisen und vertraut mit den überraschenden Erfolgen der jugendfrischen und siegesbewußten Naturwissenschaften, zieht er mit scharfem Griffel die Markungen zwischen der Domäne mechanischer und teleologischer Erklärung: die einzelnen Vorgänge und Gesetze sind rein mechanisch aus ihren Wirkursachen zu erklären; mag der Forscher auch von der Zweckbetrachtung als der heuristischen Hilfsgröße ausgehen, er hat erst dann der mechanisch-kausalen Erklärung genuggetan, wenn er das ganze Getriebe des Mechanismus aufgedeckt, all die Fäden der mechanisch nach Zahl, Größe, Gewicht

bestimmbaren Wirkursachen bloßgelegt hat. Dagegen ist das Weltgefüge, die Einordnung des Einzelnen in das Ganze und der harmonische Zusammenklang nur aus der Zweckbetrachtung verständlich. Ferner geht das Leben, alle seelische Betätigung auf Verwirklichung von Zwecken und ist deshalb ohne teleologische Gesichtspunkte unerklärlich.

Die Zweckbetrachtung führt von selbst zur weiteren Darlegung der Eigenart des Organismus. So bei Aristoteles, Thomas, Kant. Ähnlich bei Leibniz. Die Seele ist der innere Naturzweck des Körpers; der organisch differenzierte Körper zielt auf Auswirkung des Lebensprinzipes hin, wie anderseits die Seele die Bestandteile des Leibes eint und ordnet. Etwas störend wirkt die, allerdings folgerichtige, Anwendung der Prinzipien der allgemeinen Metaphysik auf die Lehre vom Leben. Streng genommen gehört danach der Organismus oder die Verbindung vieler Monaden unter einer leitenden Zentralmonade nur der Erscheinungswelt an. Fast phantastisch könnte es klingen, wenn jeder Teil des Organismus wiederum Organismus sein soll und so weiter ins unendliche; und doch ist dieser Gedanke von gewissen Vertretern der modernen Zellentheorie wieder aufgebracht worden.

Die gleiche Weite des Blickes verrät das Weltgesetz der Harmonie. Mit Platon läßt Leibniz das All mathematisch geordnet sein und aus dem Ebenmaß seiner Verhältnisse seine Schönheit hervorgehen. Die Vollkommenheit dieser besten Welt leitet er natürlich rein a priori aus Gottes Güte und Weisheit ab; mit der ganzen Findigkeit seines Genius weiß er nun so viel Licht über dieses Erdendunkel, so viel Zauber über all die Steppen und Wüsteneien zu gießen, ja selbst die Schatten für das Weltbild, die Mißtöne für den Weltakkord so notwendig zu finden, daß der Leser der Theodizee über dem Idealbild die Wirklichkeit fast aus dem Auge verliert. Wie das Gesetz der Identität des bloß numerisch Verschiedenen alle Einförmigkeit verbietet, so das ihm polartig entgegengesetzte der Analogie alle Isoliertheit; es eint alles scheinbar Getrennte zu einer großen Familie. Dazu gesellt sich endlich das Gesetz der Kontinuität. Mathematischen Ursprungs, aus der Differentialrechnung mit dem unendlich Kleinen geboren, regelt es alle Übergänge, macht sie zu verschwindend kleinen: natura non facit saltus. Wie es kein physisches Leere gibt, sondern selbst das Entfernteste durch zahllose sich berührende Zwischenglieder miteinander verbunden ist, so gibt es auch kein vacuum formarum. Wie Ruhe und kleinste Bewegung nur durch ein unendlich Kleines ge-

trennt sind, ebenso verschwindend klein ist die Kluft zwischen den verschiedenen Reihen der Naturdinge, z. B. Anorganischem und Organischem. Darum führt auch eine Hierarchie von Genien zum Gottmenschen hinauf, der als die Krone, das Ideal und die Vollendung der Schöpfung notwendig in die beste Welt eingeschlossen ist; er vereint Unendliches und Endliches, notwendiges und zufälliges Sein. Wie aber die Welt deshalb frei geschaffen sein soll, weil sie nicht schon kraft ihrer Wesenheit existiert und ihre Nichtexistenz keinen Widerspruch enthält, so mußte anderseits Gottes Wille mit „moralischer Notwendigkeit" dem stärkeren Zug des höheren Gutes folgen, er war deshalb zur Schaffung der besten Welt genötigt. Leibniz versteigt sich gar zu dem kühnen Bild der Divina Mathesis, die alle Kombinationen von Schaffungsmöglichkeiten erwägt, bis sie das Beste ausscheidet. Wahrlich ein hochfliegender Idealismus, wäre er nur in allen Stücken aus dem Realismus herausgewachsen und deshalb kritisch unanfechtbar!

Nächst der Abgrenzung der Wirk- und Zweckursachen sieht Kuno Fischer die Entdeckung der petites perceptions, dieser bislang unerforschten Region des Unbewußten, als den fruchtbarsten Gedanken der Leibnizischen Philosophie an. Leibniz selbst weist im Vorwort der Nouveaux essais mit starkem Akzent auf ihre fundamentale Bedeutung für die verschiedensten Seiten seines Systems hin. Wie sie in der Natur die vorhin berührten Weltgesetze, namentlich das der Kontinuität, ermöglichen, so baut sich auch der ganze Reichtum des Seelenlebens aus ihnen auf. Im Kampfe mit der Cartesianischen Denklehre, die nur bewußtes Erkennen zuläßt, klärt sich ihre Fassung, in der Auseinandersetzung mit Lockes Empirismus leisten sie ihm in der Erklärung des Wissensprozesses die besten Dienste. Wenn nämlich die Monade, fensterlos gegen die Außenwelt abgeschlossen, ihren gesamten Vorstellungsinhalt aus sich entwickeln soll, wenn jede Monade stets vorstellen soll, dann ist das unbewußte Vorstellen, das Wachstum aus unscheinbaren Uranfängen in unmerklichen Etappen eine notwendige Forderung. Die moderne Psychologie, deren Unterbewußtes nahe an das Unbewußte Leibnizens herankommt, hat denn auch seine geniale Intuition vollauf gewürdigt: ohne die schöpferische Kraft des Unbewußten keine Erfindungsgabe, kein Schaffen neuer Werte, keine Gestaltungskraft in Wissenschaft, in Kunst, im praktischen Leben. War es das plötzliche Aufleuchten neuer geistiger Sphären, nach denen er vielleicht Jahre oder Monate vorher vergeblich ausgeschaut hatte, waren es Entdeckungen wie

die Differentialrechnung, die nach jahrzehntelangem Suchen auf einmal als reifer Gedanke vor seinen Geist trat, die dem Seher aus eigenem tiefsten Erlebnis auch diese bislang in geheimnisvollem Dunkel geborgenen Tiefen des Unbewußten wie mit Schlaglichtern erhellten?

An Fruchtbarkeit, an zentraler Stellung im System kann sich die vielbesprochene Untersuchung nach dem Entstehen des höheren Wissens in keiner Weise mit der Lehre vom Unbewußten messen. Äußerlich beansprucht sie zwar einen breiten Raum: das Hauptwerk, die Nouveaux essais, verdankt ihr seinen Ursprung. Aber schon die Tatsache, daß in den unzähligen Darstellungen vor den Essays diese Frage kaum berührt wird, weist auf ihre peripherische Stellung hin. Trotz der angeschwollenen Literatur schwebt die Frage noch in einem gewissen Halbdunkel. Wie sein Gegner Locke in der ersten Hälfte seines Essays einen einseitigen Empirismus vertritt, um in der zweiten Hälfte dem Rationalismus oder Intellektualismus das Wort zu reden, so betont umgekehrt Leibniz an vielen Stellen das Platonische Angeborensein der Ideen, um dann an ebensoviel andern das Selbstbewußte aus dem Unbewußten, alles Intellektuelle aus dem Sinnlichen hervorgehen zu lassen. Leibniz ist da ebenso schillernd und schwankend wie Descartes, seine Vergleiche lassen sich ähnlich denen Descartes' ebensogut Platonisch als Aristotelisch deuten.

Man dürfte seiner Grundauffassung am nächsten kommen, wenn man das Angeborensein als ein Mittleres zwischen der leeren Tafel des Aristoteles und den fertigen Gedankenelementen Platons deutet: die Ideen sind angeboren wie eine Disposition, ein Habitus, wie Anlage und Neigung, so äußert sich Leibniz selbst wiederholt. Das dürfte auch der Sinn des vielbesprochenen Satzes sein: Nihil est in intellectu quod non fuerit in sensibus nisi intellectus ipse. Locke gegenüber heißt das: freilich liefern die Sinneseindrücke oder die Erfahrung dem Verstande alles Gedankenmaterial, aber er schafft aus diesem etwas wesentlich Neues, er sieht in den Sinnesempfindungen wesentlich höhere Seiten als der Sinn: das Sein, die Substanz, das Ding, das Allgemeine, das Notwendige. Diese Fähigkeit aber ist dem Verstand angeboren und kein Produkt der materiellen Entwicklung, diese Ideen stammen nicht aus der Erfahrung: nisi intellectus ipse. So scharf seine Absage an den Empirismus ist, so nahe rückt er Platon und Aristoteles aneinander, ohne sich mit einem der beiden zu identifizieren — und dieser Zug fügt sich wiederum so einheitlich seinem Gesamtbilde ein —: Platoniker ist er und kein Aristoteliker, in-

sofern er eine Fertigkeit angeboren sein läßt; Aristoteliker ist er und kein Platoniker, weil das geistige Erkennen Neubildung und keine bloße Wiedererinnerung ist.

Mehr als alle bisherigen Probleme ergreifen Leibnizens innerste Seele die religiösen: ihrer Lösung gibt er das Mark seiner Kraft hin; der Gotteslehre macht er alle vorhin behandelten philosophischen und mathematischen Wissenschaften dienstbar, die Jugendschriften sind vorwiegend religiösen Inhalts, apologetischen Charakters, das große abschließende Werk ist die Theodizee, die Rechtfertigung der unendlichen Vollkommenheit, insbesondere der Güte Gottes. Über rein philosophische Fragen hinaus nimmt sie zu all den damals brennenden theologischen Kontroversen Stellung: Verhältnis von Glauben und Wissen, Vernunftgemäßheit der Offenbarung, Freiheit und göttliche Mitwirkung, Wirksamkeit der Gnade, göttliche Vorherbestimmung, Wunder und Geheimnisse. Eine geistreiche, wenn auch nicht immer sieghafte Apologie des Christentums gegen damaliges englisches Freidenkertum, französische Frivolität und Baylesche Zweifelsucht!

Seine rein natürliche Gotteslehre mit ihren Vorzügen und Entgleisungen wurde vorhin schon wiederholt gestreift; im großen ganzen lenkt Leibniz wieder in die alten bewährten Bahnen des hl. Thomas von Aquin ein. Ein besonderes Verdienst hat er sich um den Ausbau des Gottesbeweises aus der Zufälligkeit des Endlichen erworben. Ist es auch eine leicht verzeihliche Selbsttäuschung, wenn er meint, zum erstenmal das Wesen der Kontingenz und Notwendigkeit bestimmt zu haben, so hat er doch dieses wichtige Begriffspaar von neuen Seiten beleuchtet, ihm dem damaligen Wissensstand entsprechend einen neuen breiteren Unterbau gegeben.

Ein weiteres Ruhmesblatt ist sein machtvolles Eintreten für die Persönlichkeit und Individualität Gottes, sein zielbewußter und unerbittlicher Kampf gegen jedwede Form von Pantheismus, mochte dieser nun in Form einer Weltseele oder des Averroismus, Quietismus und falschen Mystizismus oder als naturalistischer Spinozismus sein Haupt erheben. Selbst den Okkasionalismus verfolgt er mit Späherblick bis in seine zur Alleinsubstanz drängenden logischen Konsequenzen hinein. Gravitierte bereits der Grundbegriff seiner Monadenlehre, der des streng in sich geschlossenen Individuums, von selbst zur Fassung Gottes als scharf umrissener Persönlichkeit hin, so berief er sich noch eigens und oftmals auf das scholastische Prinzip: Actiones sunt suppositorum, und weist aus der Eigentätigkeit und Kraftäußerung der Dinge, aus dem Zeugnis unseres

Selbstbewußtseins die Vielheit der Substanzen nach. Ebenso bestimmt wie ideal schließt er: Die Seelen sind nicht Teile, sondern Abbilder Gottes. Das Bedeutsame, die Gottesverwandtschaft und Gottesnähe, das mystische Gotteserfassen, dessen sich der Pantheismus rühmt, wahrt er, seine logischen, metaphysischen und sittlichen Ungeheuerlichkeiten weist er ab.

Eigenartig ist Leibnizens berühmter Versuch, das Problem des Übels zu lösen. War es von jeher bei Weltweisen und Gottesgelehrten, aus spekulativen Schwierigkeiten und weit mehr noch aus innerstem, leidenshartem Erlebnis heraus eine der tiefsten Fragen aller Kulturgeschichte gewesen, so gewann es durch Bayles Angriffe eine besondere Schärfe und Aktualität. Leibnizens Erklärung der Übel läuft im Grunde auf folgenden rein apriorischen Schluß hinaus: Gott konnte nur die beste Welt schaffen; zu dieser geschaffenen Welt gehört aber tatsächlich diese Summe von metaphysischen, physischen und moralischen Übeln; folglich ist das Übel, weil ein notwendiger Bestandteil dieser besten Welt, nur ein Scheinübel oder verschwindend klein oder der Weg zu höheren Gütern. Kehrte diese mehr als einfache Lösung nicht unzähligemal wieder, man könnte es kaum glauben, daß ein so ideal hervorragender Denker es so leicht mit all den Strömen von Tränen und Blut, mit den unheilvollen Gespenstern von Hunger, Pest und Krieg, mit all den dunklen, unheimlichen Nachtseiten menschlicher Irrtümer und Bosheit nimmt. Fast möchte man hier das Wort Harnacks bewahrheitet finden: „Seine Talente als Seelenkräfte saßen ziemlich flach auf"; wo bleibt die deutsche Tiefe, die Tiefe des Gedankens und Gemüts! So hat denn auch die geschichtliche Würdigung gerade seine Erklärung des Übels schwach gefunden. Obschon er in der Theodizee theologische und philosophische Beweisführung ohne Unterschied herbeizieht, kommt er doch kaum je auf die nächstliegende und zugleich gründlichste Ableitung der Übel, auf die Erbsünde zu sprechen; auf die sühnende und verdienende Kraft des Kreuzes und das Vorbild des leidenden Erlösers weist er überhaupt nicht hin. Einigemal erwähnt er den erzieherischen Wert des Leidens mit Berufung auf das schöne Wort Christi: Wenn das Samenkorn nicht stirbt, wird es keine Frucht bringen. Gelegentlich wendet er auch das Paulinische Vergleichungsmaß des geringen Erdenleidens und der unvergleichlichen Himmelsherrlichkeit an.

Um so klarer faßt er dagegen mit dem hl. Augustin und der Scholastik das Übel als eine privatio, als einen Mangel eines positiv Gegebenen. Mit entschiedener Zurückweisung manichäischer Irrungen erblickt er den

letzten Seinsgrund aller Übel in der Beschränktheit alles Endlichen; für diese Begrenztheit, dieses Versagtsein weiterer Vollkommenheiten prägt er den neuen Kunstausdruck: metaphysisches Übel, und leitet daraus das physische und moralische ab. Ein gut Teil des physischen Elends sodann führt er auf Schuld und Sünde zurück, während die Möglichkeit des moralischen Übels durch die menschliche Freiheit bedingt ist. Das alles sind gewiß philosophisch tüchtige und haltbare Deduktionen, einiges Licht, aber nicht viel Kraft und noch weniger Wärme. Freilich hat der moderne, sittlich lähmende Pessimismus wenig Recht, sich über Leibnizens Schwäche gedankenstolz zu belustigen. An den Theorien der Größten unter den Philosophen, den alten Griechen, gemessen — um von den mehr theologisch orientierten Lehren der Väter und Scholastiker abzusehen —, bedeutet Leibnizens Theodizee immerhin einen Riesenfortschritt. Angesichts all dieser Lösungsversuche dürfte man mitten in der heutigen Weltkatastrophe die Behauptung schwerlich übertrieben finden: Hier steht die Vernunft, auf sich allein gestellt, vor undurchdringlichen Geheimnissen, hier entbehrt die rein philosophische Betrachtung der stärkenden, tröstenden und ermutigenden Motivationskraft.

* * *

Überblicken wir noch einmal die Gedankenwelt des großen deutschen Philosophen, so zeigt sie uns neben manchem Irrtum ein bedeutendes Plus an Wahrheitsmomenten. Zählen wir sodann nicht bloß, sondern wägen und werten wir außerdem, so überwiegt der Wahrheitsgehalt bei weitem das Falsche: die Wahrung des realistischen Erkenntnisbegriffes, die Objektivität der metaphysischen Ordnung, die Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens, die Zweckstrebigkeit und Eigentätigkeit der Naturdinge, die Ordnung des All, die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele, der ideale, sittlich-religiöse Sinn und Zweck des Lebens, die Persönlichkeit des unendlich vollkommenen Gottes, seine Beziehungen zur Welt. Es sind Fundamentalwahrheiten jeder gesunden Philosophie. Leibniz aber hat diese nicht bloß gewahrt, sondern auch mit neuen zeitgemäßen Beweisen gestützt, in neuzeitliches Licht gerückt. Demgegenüber ist das Charakteristische seiner Philosophie, seine Monadologie und prästabilierte Harmonie von Systematikern zwar scharf abzuweisen und zu widerlegen, findet aber in den Augen des genetisch denkenden Historikers eine mildere Beurteilung; und selbst seine unhaltbare Freiheitslehre und sein übertriebener Schöpfungsoptimismus enthalten eine richtige Seite. In methodologischer Hinsicht sodann ist seine glückliche Gabe umfassendster Rezeption,

gepaart mit einer hervorragenden Kombinations-, Produktions- und Gestaltungskraft, die Fähigkeit, reichste Erfahrungskenntnisse zu sammeln und systematisch zu verarbeiten, der harmonische Ausgleich zwischen Konservativismus oder Anerkennung des Überlieferten und kritischen Scharfblickes oder selbständigen Fortschreitens geradezu vorbildlich und nur von ganz wenigen bevorzugten Geistern in gleicher Weise erreicht.

Bewerten wir weiterhin ein philosophisches System nach seiner inneren Fruchtbarkeit, so behauptet wiederum Leibniz seinen Platz in der ersten Reihe der Weltphilosophen. Gewiß sind es nicht stets die wahrsten und korrektesten Denker gewesen, von denen in der Geschichte die mächtigsten Impulse, die größte Anregung, auch für die Wahrheit, ausging. Vielleicht ist von keinem Philosophen des Abendlandes eine so umfassende, allseitige, tiefe und nachhaltige Wirkung ausgegangen als von Platon: ohne ihn kein Aristoteles und Augustin und darum auch kein Thomas von Aquin. Und doch, welche Irrtümer! Ähnlich birgt die Leibnizische Gedankenarbeit trotz aller Wahrheitsentstellungen die fruchtbarsten Motive: Vervollkommnung der Philosophie durch Mathematik, die Wahrscheinlichkeitslehre, die Hervorhebung des Satzes vom zureichenden Grunde und von der Zufälligkeit alles Endlichen, das Unbewußte und unendlich Kleine, die Abgrenzung der Wirk- und Zweckursachen.

Werfen wir endlich aus der Höhe der Weltphilosophie einen letzten Blick auf Leibniz, so gehört er eher der Denkerreihe Platon, Augustin, Nikolaus von Cues ... als etwa dem Typus Aristoteles, Thomas, Descartes, Kant ... an (Gruppierungen, bei welchen wir allerdings von dem allentscheidenden inneren Wahrheitsgehalt der Systeme absehen und nur die Geistes- und Gemütsart der Denker ins Auge fassen): größer an Ideenreichtum, an genialen Intuitionen, an Kombinationskraft und Gesichtsweite als an nüchternem Abwägen, systematischem Aufbauen und abgeschlossenen Werken. Beide Arten haben ihre eigenen Vorzüge, beide sind notwendig, bedingen und ergänzen sich gegenseitig für den Fortschritt der Weltweisheit. Unter allen gefeierten Vertretern der „neueren Philosophie" aber steht Leibniz dem aristotelisch-scholastischen Denken, dem christlichen Gedanken am nächsten.

Bernhard Jansen S. J.

Mozarts religiös-sittliche Erziehung.

Bald nach dem Tode des genialen Komponisten († 5. Dezember 1791) schrieb Andreas Schachtner, Hofmusiker beim Erzbischof von Salzburg und ein besonderer Freund der Familie Mozart, an Wolfgangs Schwester einige Erinnerungen an den Heimgegangenen, in denen er auch dessen Charakter berührt: „Er war voll Feuer, seine Neigung hing jedem Gegenstand sehr leicht an; ich denke, daß er im Ermangelungsfalle einer so vorteilhaft guten Erziehung, wie er hatte, der ruchloseste Bösewicht hätte werden können, so empfänglich war er für jeden Reiz, dessen Güte oder Schädlichkeit er zu prüfen noch nicht imstande war." Niemals ist Mozarts seelische Veranlagung kürzer und treffender ausgesprochen worden als in diesen Worten. In der Tat: Mozarts Charakter war weich wie Wachs, und die Erziehung mußte darauf ausgehen, alle jene fern zu halten, die mit derber Hand das zarte Gebilde hätten verbiegen oder verunstalten können.

Die Vorsehung hatte Mozart einen Vater gegeben, gerade wie er ihn brauchte, einen Mann von Stahl und Erz, von ausgezeichneter Weisheit und Lebenserfahrung und tiefstem religiösen Sinn und dabei von einer wahrhaft erwärmenden und beglückenden väterlichen Güte, Liebe und Aufopferung für das irdische und ewige Wohl seiner zwei Kinder Wolferl und Nannerl. Niemand kann ohne Ergriffenheit die herrlichen Briefe lesen, die Leopold Mozart in großer Zahl geschrieben hat, und es drängt sich der Ruf auf die Lippen: Glückselig die Kinder, die einen solchen Vater haben [1].

Leopold Mozart war ein gebildeter Mann, der in seiner Vaterstadt Augsburg die niederen und in Salzburg an der Universität höhere Studien

---

[1] 1914 erschien bei Georg Müller in München die erste, nach modernen wissenschaftlichen Grundsätzen bearbeitete Ausgabe der Briefe Mozarts und seiner Familie in fünf starken Bänden, herausgegeben von Ludwig Schiedermair, durch die alle früheren unvollständigen, stark gekürzten und in neuzeitliche Rechtschreibung übertragenen Briefsammlungen entwertet sind. Diese neue Ausgabe habe ich meiner Arbeit zugrunde gelegt, die Schreibweise aber, dem Zwecke unserer Zeitschrift entsprechend, mäßig modernisiert.

gemacht hatte. Hier war er als Logicus eingeschrieben und gewann bald auf Grund eines Examens eine öffentliche Auszeichnung. Bald jedoch widmete er sich ganz der Musik. Von seinen sieben Kindern waren ihm nur zwei erhalten geblieben, deren Erziehung er alle Sorgfalt widmete. Selbst das Komponieren und Erteilen von Lektionen hat er eingestellt, um ganz für seine Kinder leben zu können. Wie schnell und wie weit er sie musikalisch gefördert hat, wissen wir: die beiden Wunderkinder wurden von der ganzen europäischen Kulturwelt angestaunt.

Man könnte nun glauben, daß bei einer so intensiven Pflege der Musik und bei den ausgedehnten Virtuosenreisen die religiöse und sittliche Erziehung hätte Schaden leiden müssen. Allein Leopold Mozart verlor das eine Notwendige nie aus den Augen, ihm galt Ehre und Ruhm nie als Ersatz für sittliche Tugenden, er wurde nicht müde, seine Kinder durch Wort und Beispiel darauf hinzuweisen, daß ein in lebendigem Christentum verankertes Seelenleben das wichtigste sei. Nannerl war ein einfacher Charakter, und des Vaters Lehren fielen auf fruchtbaren Grund. Bei Wolfgang war das Erziehungswerk ungleich schwieriger, das Fundament mußte auf dem weichen Boden viel tiefer und breiter gelegt werden.

Schon die rein menschlichen, gewinnenden Eigenschaften des Vaters leuchten aus seinen Briefen hier und dort wundersam auf, seine Bescheidenheit, sein Edelmut, sein feiner Takt, sein gerader, aufrechter Sinn, seine Nächstenliebe und Wohltätigkeit, besonders aber seine unvergleichliche Menschenkenntnis, die, wie er selbst sagt, die Frucht seines Lieblingsstudiums bildete. „Gott erhalte meinen prophetischen Geist", schrieb er einmal, als eine gewisse Persönlichkeit, deren Umgang er stets gemieden, sich als ein aventurier entpuppt hatte. Nicht geringer war seine Klugheit und Lebensweisheit. Leider gelang es ihm nicht, trotz seiner unermüdlichen Mahnungen und seiner klugen Verhaltungsmaßregeln, auch dem Sohne diese gerade für ihn so notwendige Kenntnis des Lebens und der Menschen beizubringen; in all diesen praktischen Dingen blieb Wolfgang zeitlebens ein naives Kind. Als dieser im Alter von 22 Jahren auf einer Kunstreise mit der Mutter in Mannheim weilte und zu sehr auf sein eigenes Plänemachen vertraute, ohne sich die reifen Erfahrungen des Vaters genügend zu nutze zu machen, schrieb Leopold: „Ihr wißt und habt tausend Proben, daß mir der gütige Gott eine gesunde Vernunft gegeben, daß mir der Kopf noch immer am rechten Orte steht, und daß ich in den verwirrtesten Sachen oft einen Ausweg gefunden, und eine Menge Sachen

vorausgesehen und erraten habe: was hielt Euch denn ab, mich um Rat zu fragen und allzeit nach meinem Willen zu tun? Mein Sohn, Du hast mich mehr als Deinen aufrichtigsten Freund denn als einen scharfen Vater anzusehen."

Über all diese natürlichen Geistesgaben des Vaters, die ich hier nur kurz erwähnen wollte, erhob sich sein tief christlicher Sinn. Gott war ihm das Alpha und Omega, ohne ihn hat er nichts begonnen und nichts durchgeführt. Ihm gab er bei allen Erfolgen, und was noch weit größer ist, bei allen Mißerfolgen und schweren Schicksalsschlägen die Ehre. Wie oft kommt in seinen Briefen diese absolute Ergebung in Gottes Fügungen zum Ausdruck, und wie oft hat er sie in rührendster Weise erprobt! „Sie wissen schon", schrieb er an seinen Salzburger Freund, den Kaufmann Lorenz Hagenauer, „ich bleibe bei meinem alten Spruch: In te, Domine, speravi, fiat voluntas tua!" „Wenn Gott nicht will", schrieb er ein andermal an denselben, „so will ich auch nicht." Die wundersamen Talente seines Sohnes hielt er für Gottes Geschenk und ward nicht müde, auch seinem Sohn diesen Gedanken tief ins Herz zu prägen. Nicht eitle Ruhmgier war deshalb der Grund, warum er seinen Sohn schon so frühzeitig in die große, weite Welt einführte, sondern er wollte zur Ehre seines Fürsten und seines Vaterlandes „der Welt ein Wunder verkünden, welches Gott in Salzburg hat geboren werden lassen. Ich bin diese Handlung dem allmächtigen Gott schuldig, sonst wäre ich die undankbarste Kreatur; und wenn ich jemals schuldig bin, die Welt dieses Wunders halben zu überzeugen, so ist es eben jetzt, da man alles, was nur ein Wunder heißt, lächerlich macht und allen Wundern widerspricht. Man muß sie demnach überzeugen. Und war es nicht eine große Freude und ein großer Sieg, da ich einen Voltairianer mit einem Erstaunen zu mir sagen hörte: ‚Nun habe ich einmal in meinem Leben ein Wunder gesehen, das ist das erste.' Weil nun aber dieses Wunder zu sichtbarlich und folglich nicht zu widersprechen ist, so will man es unterdrücken. Man will Gott die Ehre nicht geben. Man denkt, es kommt noch auf einige Jahre an, alsdann verfällt es ins Natürliche und hört auf, ein Wunder zu sein." Als man in Salzburg seine Rückreise wünschte, schrieb er: „Bitte, man wolle mich nur machen, und dasjenige, was ich mit Gott angefangen habe, mit dessen Hilfe ausmachen lassen. . . . Gott verläßt keinen ehrlichen Teutschen", und einige Monate später: „Wir haben uns jederzeit dem göttlichen Willen überlassen und schon, ehe wir

von Salzburg abgereist sind, so haben wir Gott inständig gebeten, unsere vorhabende Reise zu verhindern oder zu segnen."

Auch bei den mancherlei schweren Krankheiten der Kinder und beim Tode der Gemahlin, die zu Paris in den Armen Wolfgangs starb, wurde Vater Leopold nicht einen Augenblick an seinen erhabenen Grundsätzen irre. Es hänge von der Gnade Gottes ab, meinte er, ob er dieses Wunder, seinen Wolfgang, erhalten oder zu sich nehmen wolle. Über die schwere Krankheit des Nannerl berichtete er aus Holland an Kaufmann Hagenauer: „Mein armes Kind sah einesteils die Gefahr selbst ein und empfand ihre Schwäche. Ich bereitete sie zur Resignation in den göttlichen Willen; sie empfing nicht nur das heilige Abendmahl, sondern der Geistliche fand sie in so schlechten Umständen, daß er ihr auch das heilige Sakrament der Ölung gab. . . . Sollte jemand unsere Unterredung, die wir drei, meine Frau, ich und meine Tochter, manchen Abend zusammen hatten, und wo wir dieselbe von der Eitelkeit der Welt, von dem glückseligen Tod der Kinder überzeugt, gehört haben, der würde ohne nasse Augen es nicht angehört haben. . . . Nun kommt es darauf an, ob ihr Gott die Gnade gibt, daß sie wieder zu ihren Kräften gelangt, oder ob ein anderer Zufall dazu kommt, der sie in die Ewigkeit schickt. Wir haben uns jederzeit dem göttlichen Willen überlassen. . . . Stirbt meine Tochter, so stirbt sie glückselig. Schenkt ihr Gott das Leben, so bitten wir ihn, daß er ihr seinerzeit einen ebenso unschuldigen seligen Tod verleihen möge, als sie jetzt nehmen würde. Ich hoffe das letztere, indem, da sie sehr schlecht war, am nämlichen Sonntage ich mit dem Evangelium sagte: Domine, descende, Komm, Herr! bevor meine Tochter stirbt. Und diesen Sonntag hieß es: Die Tochter schlief; dein Glaube hat dir geholfen. Suchen Sie nur im Evangelium, Sie werden es schon finden."

Als Wolfgang mit der Mutter 1777 die Reise nach Mannheim-Paris angetreten hatte, wußte der Vater in seinem ersten Brief ganz meisterhaft die Stimmung der Öde und Leere zu schildern, die ihr Abschied bei ihm und der Tochter zurückgelassen hatte. In dem Taumel habe er ganz vergessen, seinem Sohn den väterlichen Segen zu geben. „Ich lief ans Fenster und gab ihn euch beiden nach." Täglich bete er auch den Rosenkranz für sie. Hätte er eine Ahnung gehabt, daß dieser Abschied einen Abschied von seiner Gemahlin fürs Leben bedeutete! Nach zehn Monaten war diese gestorben, gestorben zu Paris, fern von der Heimat, ohne daß der Vater irgendwie darauf vorbereitet war. Wolfgang konnte sich denn auch

nicht entschließen, dem Vater diese niederschmetternde Nachricht direkt mitzuteilen; er wandte sich an Abbé Bullinger, den besten und treuesten Hausfreund der Familie Mozart, mit der Bitte, dem Vater schonend die Wahrheit beizubringen. Er selbst schrieb dem Vater nur von der sehr schweren und sehr bedenklichen Erkrankung der Mutter. Allein der Vater war viel zu klug und erfahren, um sich täuschen zu lassen. „Wir weinten zusammen, daß wir kaum den Brief lesen konnten", so schrieb er zurück, „— und Deine Schwester! — Großer, barmherziger Gott! Dein allerheiligster Wille geschehe! Mein lieber Sohn! Bei aller meiner immer möglichen Ergebung in Gottes Willen wirst Du es doch ganz menschlich und natürlich finden, daß ich durch Weinen fast gehindert werde, zu schreiben. . . . Du bemühst dich zu sehr, mich zu trösten; das tut man nicht gar so eifrig, wenn man nicht durch den Verlust aller menschlichen Hoffnung oder durch den Fall selbst dazu ganz natürlich angetrieben wird. Nun gehe ich zum Mittagessen, ich werde aber Appetit haben. . . . Dieses schreibe ich um halb 4 Uhr nachmittag. Ich weiß nun, daß meine liebe Frau im Himmel ist. (Bullinger hatte unterdessen seinen schweren Auftrag ausgerichtet.) Ich schreibe es mit weinenden Augen, aber mit gänzlicher Ergebung in Gottes Willen. . . . Wegen meiner kannst Du ruhig sein, ich werde als ein Mann handeln. . . . Daß es unbegreiflich empfindlich ist, wenn der Tod eine gute, glückselige Ehe zerreißt, das muß man erfahren, um es zu wissen. . . . Großer Gott! Das Grab meines lieben Weibes muß ich in Paris suchen!"

Man könnte versucht sein, in einer so vollendeten Hingabe an Gottes Schickungen einen gewissen Charaktermangel, eine zu stark ausgeprägte Passivität zu sehen. Allein Leopold Mozart war von der Wahrheit gänzlich durchdrungen, daß der Mensch zwar auf Gott vertrauen soll, als ob alles von ihm abhinge, daß er aber anderseits so arbeiten müsse, als ob die menschliche Tätigkeit eins und alles sei. Als ihm sein Sohn, der in der Tat stark zu dieser Passivität neigte, einmal schrieb, daß alle Spekulationen überflüssig seien, da wir doch nicht wissen könnten, was geschähe, antwortete er sehr ernst: „Das ist in der Tat ohne alle Überlegung in den Tag hineingedacht und gewiß unbesonnen hingeschrieben. Daß alles nach Gottes Willen gehen muß, wird kein vernünftiger Mensch, will nicht sagen Christ, leugnen. Folgt aber daraus, daß wir blind dahin handeln und für alles unbesorgt leben, keine Anstalten treffen und nur abwarten sollen, bis etwas oben von sich selbst zum Dache hereinfliegt? Verlangt

nicht Gott selbst und die vernünftige Welt von uns, daß wir bei allen unseren Handlungen die Folgen und das Ende nach unseren menschlichen Vernunftkräften zu überlegen, und soviel uns möglich, vorauszusehen uns bemühen sollen? ... Mit einem Wort! Es sind keine überflüssigen Spekulationen, wenn man etwas vorhat und sich zwei bis drei Pläne darüber formiert und die dazu nötigen Veranstaltungen vorausmacht, um, wenn eines nicht geht, ohne Verhinderung das andere ergreifen zu können. Wer anders handelt, ist ein unverständiger oder leichtsinniger Mensch, der sonderheitlich bei der heutigen Welt bei aller der größten Geschicklichkeit immer zurückbleiben, ja unglücklich sein wird, da er überdies von Schmeichlern, Maulfreunden und Neidern beständig wird hintergangen werden. Merke es Dir wohl, mein Sohn, ein einziger Mensch unter tausend, der nicht aus Eigennutz Dein wahrer Freund ist, ist eines der größten Wunder dieser Welt." Vor wie vielen Enttäuschungen wäre Wolfgang bewahrt geblieben, wenn es ihm je gelungen wäre, die Tragweite dieser Grundsätze zu erfassen!

Diese Gottesfurcht Leopold Mozarts war fest gebunden und aufs innigste verknüpft mit seinem katholischen Glaubensbewußtsein. Spuren davon sind uns ja bereits begegnet. Am 23. Oktober 1777 sandte er seinem Sohn folgenden Namenstagsglückwunsch: „Aber was kann ich Dir jetzt wünschen, was ich Dir nicht immer wünsche? ... Ich wünsche Dir die Gnade Gottes, die Dich allerorten begleite, die Dich niemals verlassen wolle und niemals verlassen wird, wenn Du die Schuldigkeit eines wahren katholischen Christen auszuüben beflissen bist. Du kennst mich. — Ich bin kein Pedant, kein Betbruder, noch weniger ein Scheinheiliger: allein Deinem Vater wirst Du wohl eine Bitte nicht abschlagen? — Diese ist: daß Du für Deine Seele besorgt sein wollest, daß Du Deinem Vater keine Beängstigung in der Todesstunde verursachst, damit er in jenem schweren Augenblick sich keinen Vorwurf machen darf, als hätte er in der Sorge für Dein Seelenheil etwas vernachlässigt. ..."

Sein Eifer für den katholischen Glauben ging sogar so weit, daß er Bekehrungsversuche machte. So schrieb er im Jahre 1764 an Hagenauer aus Chelsea bei London: „Der obbemeldete Sipruntini ist ein großer Virtuos auf dem Violoncello, er ist eines holländischen Juden Sohn. Er fand den jüdischen Glauben und ihre Zeremonien und Gebote, nachdem er Italien und Spanien durchgereist, lächerlich: er hat solchen Glauben demnach verlassen; doch weiß ich noch nicht, ob er sich taufen läßt, und da ich nächstens von Glaubenssachen mit ihm sprach, so fand ich aus allen seinen Reden, daß er sich dermalen

begnüget, einen Gott zu glauben, diesen bevörderst, dann seinen Nebenmenschen wie sich selbst zu lieben und als ein ehrlicher Mann zu leben. Ich gab mir Mühe, ihm Begriffe von unserem Glauben beizubringen, und ich brachte es so weit, daß er nun mit mir eins ist, daß unter allen christlichen Glauben der katholische der beste ist. Ich werde mit nächstem wieder eine Attaque machen, denn man muß ganz gelinde darein gehen. Geduld! Vielleicht werde ich noch Missionarius in Engelland." Nicht ganz zwei Jahre später schrieb er an denselben aus Paris: „Wir haben einen Salzburger in Amsterdam angetroffen, welcher wegen gewisser Umstände kalvinisch geworden ist. Ich wünschte nichts mehreres, als ihn auf einen besseren Weg zu bringen. Ich gab mir alle Mühe. Das zog mich wieder nach Amsterdam. Das hielt mich länger in Holland auf."

Irgendwelchen intoleranten Eifer können wir bei Leopolds Charakter nicht annehmen. Er schätzte das Gute an den Menschen, wo er es fand. So berichtet er aus Paris von zwei Reisegefährten, „die alles haben, was ein ehrlicher Mensch auf dieser Welt haben soll. Und wenn sie gleich beide Lutheraner sind, so sind sie doch ganz andere Lutheraner, an denen ich mich oft sehr erbaut habe." Sein Taktgefühl in dieser Hinsicht zeigt der Brief an den Sohn, wo er ihm die üblichen Benennungen Andersgläubiger mitteilt. „Du wirst wissen, daß man die Lutheraner Evangelische nennen muß, denn sie wollen nicht Lutheraner genannt werden so sagt man auch eine evangelische Kirche und nicht lutherische Kirche. Wir die Kalvinisten Protestanten wollen genannt werden und nicht Kalvinisten. Das fiel mir eben bei, Dir zur Nachricht zu sagen, man könnte oft mit einem unruhigen Menschen wegen einem einzigen solchen Wort in Verdrießlichkeiten kommen; obwohl sich Vernünftige nicht darüber aufhalten."

In der praktischen Ausübung seiner kirchlichen Pflichten ging Leopold Mozart weit über das Gebotene hinaus. Auch auf Reisen ließ er sich lieber eine Unbequemlichkeit gefallen, als daß er die heilige Messe versäumen wollte. Und wie oft kehrt in seinen Briefen die Bestellung heiliger Messen wieder! Für seine treu kirchliche Gesinnung sehr bezeichnend ist ein Brief aus Holland an Lorenz Hagenauer nach der Krankheit seiner Tochter. Nachdem er wieder eine Reihe heiliger Messen bestellt hatte, fügt er bei: „Nun hat mein Mädl auch an die fromme Crescentia[1] gedacht und auch ihr zu Ehren eine heilige Messe wollen lesen lassen. Allein, da wir noch nicht dergleichen zu tun befugt sind, bevor unsere Kirche in betreff dieser frommen Person etwas decidiert hat, so lasse ich dero Frau Liebsten über, mit etlichen Patribus Franziskanern ein Konsistorium darüber zu halten und die Sache so einzurichten, daß meine Tochter zufrieden gestellt, die Satzungen Gottes und unserer Kirche aber nicht beleidigt werden." Niemand wird es bei solchen Gesinnungen wunder nehmen, daß ihm jede

[1] Crescentia Höß von Kaufbeuren † 1744, selig gesprochen 1900.

Art von Unehrbietigkeit beim Gottesdienste in der Seele verhaßt war. So schrieb er an seine Frau aus Mailand: „Du mußt Dir nicht einbilden, daß ich Dir eine Beschreibung der hiesigen Andachten machen werde; ich könnte es für Ärgernis nicht tun: Alles besteht in der Musik und im Kirchenaufputz, das Übrige ist alles die abscheulichste Ausgelassenheit."

Die heiligen Sakramente empfing Leopold Mozart oft und gerne und bestand auch bei seinem Sohne darauf. In einem Bericht aus Bologna vom 25. August 1770 sagt er z. B.: „. . . so haben wir heute in der Pfarrkirche unsere Andacht verrichtet . . . allda gebeichtet und kommuniziert, dann den Kreuzweg miteinander gemacht und sodann miteinander in das nur 200 Schritte entfernte Schloß zurückgekehrt, wo er (sc. ein Dominikanerpater) alsdann gegen 12 Uhr für die Herrschaft die heilige Messe und gewöhnlichen Rosenkranz gehalten. Du kannst inzwischen in Salzburg ein paar schön vergoldete Scheine für uns machen lassen, denn wir kommen sicher als Heilige nach Hause." „Darf ich wohl fragen", schrieb er sieben Jahre später, als Wolfgang mit der Mutter in Mannheim weilte, „ob Wolfgang nicht auf das Beichten vergessen hat? . . . Gott geht vor allem! Von ihm müssen wir unser zeitliches Glück erwarten und für das ewige immer Sorge tragen. Junge Leute hören dergleichen Sachen nicht gern, ich weiß es, ich war auch jung; allein Gott sei Dank gesagt, ich kam doch bei all meinen jugendlichen Narrenspossen immer wieder zu mir selbst, floh alle Gefahren meiner Seele und hatte immer Gott und meine Ehre und die Folgen, die gefährlichen Folgen vor Augen." Es handelte sich dabei nicht etwa um die Osterbeicht, denn der Brief war im Dezember geschrieben. Wolfgang war wirklich etwas verdrießlich über diese Mahnung, aber die Mutter konnte berichten, daß sie am Tage der Unbefleckten Empfängnis gebeichtet hätten. Als einmal nach dem Tode der Mutter der gewohnte Brief von Wolfgang nicht eintraf, kam der Vater in große Sorge um den Sohn: „Ich erwarte mit Begierde einen Brief — und doch zittere ich und wir alle vor dem Briefträger, weil ich mich vor einer erschrecklichen Nachricht fürchte. So oft Bullinger eintritt, betrachte ich seine Gesichtszüge mit der größten Aufmerksamkeit, ob er nicht etwa mein Todesurteil in Händen hat. Ich hatte vier schlaflose Nächte; — die Nächte sind gar schwer, sehr schwer, mein Sohn . . . ich beichtete und kommunizierte samt Deiner Schwester allsogleich und bat Gott inständig um Deine Erhaltung. Der beste Bullinger betet täglich in der heiligen Messe für Dich."

Nicht minder streng hielt Vater Mozart auf die Beobachtung des Fastengebotes, auch auf der Reise trotz größter Unbequemlichkeit. „Es ist mir nur leid", schrieb er an die Gemahlin auf der Rückreise von Venedig am 1. März 1771, „daß wir nichts als betrübte Fasttage auf unserer Reise haben werden." Aus Schwetzingen berichtet er an Hagenauer, daß man dort nur sehr schwer Fastenspeisen bekomme und diese in schlechter Zubereitung; alles esse (er gebraucht hier einen derberen Ausdruck) Fleisch. „Und wer weiß, was sie uns gegeben haben. Basta! Wir haben keine Schuld!" Über mailändische Mißbräuche schreibt er am Vorabend von Aschermittwoch 1770: „Hier ißt man morgen oder Donnerstags noch Fleisch. . . . Dies ist nach der ambrosianischen Kirchenordnung, und so lebt die Stadt. In den Klöstern aber hält man die römischen Gebräuche und fängt die Fasten am Aschermittwoch an. Es laufen aber am Aschermittwoch und Donnerstag alle Geistlichen aus den Klöstern zu ihren Bekannten in der Stadt und laden sich zum Fleischessen ein. Wie gefällt es? O, mit der Zeit werde ich Dir hundert dergleichen schöne Sachen erzählen, die gar nicht auferbaulich, sondern höchst ärgerlich sind."

Der Briefwechsel ist ferner voll von Aufforderungen zum Beten. Daß der Vater während der fast einjährigen Kunstreise seines Sohnes täglich den Rosenkranz betete, ist bereits erwähnt. Er unterließ ihn auch nicht, wenn es noch so spät abends geworden war und das Nannerl bereits schläfrige Augen hatte. Wiederholt wies er Wolfgang auf den Gebrauch des großen, lateinischen Gebetbuches hin, das er ihm auf die Reise mitgegeben hatte. Es seien dort alle Psalmen und andere Kirchentexte sowie Morgen-, Abend-, Beicht- und Kommuniongebete enthalten. Da die lateinischen Psalmen schwer zu verstehen seien, rät er ihm, sich in Mannheim eine deutsche Übersetzung zu kaufen.

Noch in manchen andern kleinen Zügen zeigt sich die katholische Tradition in der Familie Mozart. Aus Italien brachte er verschiedene Reliquien und eine Kreuzpartikel mit, in Genazzano besuchte und verehrte er das wundertätige Bild Mariä vom guten Rat, und aus Schwetzingen berichtet er in dem bereits erwähnten Brief: „Merkwürdig ist, daß wir von Wasserburg aus bis jetzt kein Weihbrunnkrügl mehr in unserem Zimmer hatten. Denn, wenn die Örter gleich katholisch sind, so bleiben derlei Sachen doch schon weg, weil viele lutherische Fremde auch durchreisen, und folglich sind die Zimmer schon so eingerichtet, daß alle Religionen darin wohnen können. Man sieht auch in Schlafgemächern selten

etwas anderes als ein paar Landschaften oder das Porträt eines alten Kaisers, gar selten ein Kruzifix." Aus folgendem Satz, den er an seine Frau aus Bologna schreibt, wird man unschwer herauslesen können, daß Mozart schon damals an die päpstliche Unfehlbarkeit glaubte. Es handelt sich um die Synopsis sententiarum, welche die Universität in Wien zusammengestellt hatte: „Viele Sachen werden dem römischen Hof nicht sonderheitlich gefallen, sonderheitlich, da sie festsetzen, daß das Konzilium mehr als der Papst ist, das ist so viel, als daß der Papst nicht unfehlbar ist."

Bei dieser ausgesprochen katholischen Gesinnung bewahrte jedoch Leopold Mozart stets sein nüchternes Urteil. Er gehörte nicht zur Sorte der Leichtgläubigen. Als einmal die Jungfer Sandl unter Symptomen erkrankte, die man für Besessenheit hätte halten können, schickte er nach dem Arzt; eine Geisterhistorie aus dem Varisanischen Hause, die ihm mitgeteilt wurde, hielt er für hysterische Verblendung. Sehr scharf geißelt er den Aberglauben, den er in Italien gefunden hatte: „Hundert schöne Sachen machen mir meine Abreise aus Neapel traurig; die Unfläterei, die Menge der Bettler, das abscheuliche Volk, ja das gottlose Volk, die schlechte Erziehung der Kinder, die unglaubliche Ausgelassenheit sogar in den Kirchen macht, daß man auch das Gute mit ruhigerem Gemüte verläßt, . . . den erschrecklichen Aberglauben und die Menge der gottlosesten Abgötterei könnte ich Dir in Kürze nicht beschreiben. . . . Auch Leute von Distinktion sind voll des Aberglaubens. Ich werde Dir genug zu erzählen wissen. Und es ist gar nichts Kleines, wenn Du hörst, daß jemand zu Gott ruft: Gott wolle den hl. Januarium bitten, daß er dem Menschen in diesem oder jenem Zufall helfen solle." Nur in bezug auf die Wirkung geheimer Naturkräfte scheint die Familie den Glauben der Zeit geteilt zu haben. „Hier sind die Pillulen", schreibt er an den Sohn, „davon werden NB. einen Tag, nachdem der Mond angefangen hat abzunehmen, morgens fünf genommen." Und der Sohn macht ihm gar zur Linderung seiner Schwindelanfälle folgenden Vorschlag: „Nehmen Sie Wagenschmier in ein Papierl eingewickelt und tragen Sie es auf der Brust — und nehmen Sie auch das Kaiserbeinl von einem Kalbschlegel und für einen Kreuzer Schwindlwurzel in einem Papier, und tragen Sie es bei sich im Sack." Wolfgang mochte seinen Vater vielleicht doch zu gut gekannt haben, um bei ihm irgendein Vertrauen in so abenteuerliche Mittel voraussetzen zu dürfen, denn im nächsten Brief kommt er nochmals darauf zurück: „Ich habe Ihnen in meinem letzten Schreiben zweierlei Mittel für den Schwindel vorgeschlagen, die, wenn sie Ihnen nicht bekannt sind, Ihnen vielleicht nicht tauglich vorkommen werden. — Man hat mich aber versichert, daß sie gewiß guten Erfolg bringen würden."

Otto Jahn schrieb in seiner monumentalen Mozartbiographie über Vater Leopold den Satz: „Ungeachtet seiner Frömmigkeit spricht er die tiefste Verachtung und den bittersten Spott gegen Pfaffentum und Pfaffenwirtschaft aus —

er hatte Gelegenheit, beides in der Nähe kennen zu lernen." Es ist wahr: Leopold Mozart unterschied, wie jeder Vernünftige, bei dem Priester das übernatürliche Vermittlungsamt von dem Menschen. Und er hatte in seiner so verlotterten Zeit Gelegenheit genug, höchst unerbauliche Beispiele geistlichen Stolzes und schlechter Sitten kennen zu lernen, und bei seiner offenen, geraden Natur hielt er auch mit seiner Meinung nicht zurück. So schreibt er aus Rom an seine Gemahlin: „Du kannst Dir den Hochmut der hiesigen Abbate unmöglich vorstellen. Jeder, der nur das Mindeste bei einem Kardinal zu tun hat, glaubt sich so gut als der Kardinal selbst zu sein." Aus Paris berichtet er an Frau Hagenauer: „Hingegen laufen die Geistlichen hier einzeln auf der Gasse herum, nehmen die Kutten bis unter die Achseln hinauf, setzen den Hut nach der Seite und unterscheiden sich gar nichts von einem weltlichen Gassentreter." Und an Wolfgang schreibt er: „Die Prälaten in Augsburg waren alle, die ich als junger Mensch kannte, alle solche Schrollen und werden es noch sein: A bove maiore discit arare minor (arare heißt das Feld pflügen)."

Trotzdem bleibt die Behauptung Jahns, so allgemein ausgesprochen, unzutreffend. Weitaus der beste und treueste Hausfreund der Mozartschen Familie war der Geistliche Bullinger, dessen Namen etwa 120mal, stets mit Ehren genannt, im Briefwechsel vorkommt. Freundschaftlich war ferner der Verkehr mit den Patres im Kloster Seeon. Als ein Sohn Hagenauers Benediktiner wurde, schrieb der Vater aus London: „Ich und die Meinen wünschen Ihnen und dero Frau Gemahlin Million Glück zu der angetretenen Standesveränderung des Herrn Sohnes Cajetan. . . . Er hat also das Ordenskleid an dem nämlichen Tage angelegt, und sich ins Novitiat begeben, an welchem ich vor etwa 17 Jahren in den Orden der geflickten Hosen getreten und zu Aigen mit meiner Frau Profession gemacht habe." Das sich immer mehr verdüsternde Schicksal der Gesellschaft Jesu verfolgte der Vater bis nach ihrer Aufhebung mit warmer Sympathie. Schon 1764 schrieb er aus Paris, daß der dortige Erzbischof in die Verbannung verwiesen worden sei, weil er gegen das Parlament zugunsten der Jesuiten geschrieben habe, und fügt bei: „Der weltliche Arm ist hier ein bißchen gar zu groß." 1770 schreibt er aus Bologna: „Man hört hier und in Rom neuerdings große Bewegungen, die dahin zielen, die Religion der Jesuiten aufzuheben. Das Haus Bourbon will sich gar nicht besänftigen lassen, und sowohl Spanien als Frankreich dringen beim Papste noch immer heftigst darauf." Als 1773 der Orden wirklich aufgehoben wurde, schrieb er von Wien aus an seine Gemahlin einen langen Brief, der mit den Worten beginnt: „Nun ist's mit den armen Jesuiten geschehen!" Er berichtet dann, wie das Publikum betrübt sei, und wie selbst gute katholische Christen der Meinung wären, daß ihnen Seine päpstliche Heiligkeit außer in Glaubenssachen nichts zu befehlen habe. (!) Immer wieder kommt er in den nächsten Briefen darauf zurück und sah bei seiner Weltkenntnis auch gleich voraus, was kommen würde: die Millionen, die man von den Jesuiten erhielte, würden den Appetit nach den Einkünsten anderer Klöster reizen. Vielleicht war der Grund, warum Leo-

pold so ausführlich über die Jesuiten berichtete, das Interesse an den Ereignissen, das er bei seinen beiden Hausfreunden Bullinger und dem eingangs erwähnten Andreas Schachtner voraussetzen durfte. Bullinger hatte seine Bildung im Münchener Jesuitenkolleg erhalten, Schachtner in Ingolstadt. Letzterer hatte auch lebhafte literarische Interessen und hatte unter anderem ein Jesuitendrama, P. Franz Neumayrs „Der hl. Augustin in seiner Bekehrung“, ins Deutsche übersetzt.

So fromm Leopold Mozart war, so sehr war dem aufrichtigen, ehrlichen Mann die Betschwesterei verhaßt. So schreibt er an seine Tochter, allerdings zu einer Zeit, wo Wolfgang wie auch die Tochter selbst bereits verheiratet waren, und er selbst etwas von josephinisch-radikalen Ideen, die wir uns natürlich nicht zu eigen machen können, angesteckt war: „Da sieht man, was Eure Betschwesterei für ein schauerlicher Unterschied vom wahren Christentum ist. Es ist doch immer gut, wenn man die Weiberklöster aufhebt. Es ist weder wahrer Beruf, weder übernatürlicher Zug, geistlicher, wahrer Eifer, noch echte Schule der wahren Andacht und Abtötung der Leidenschaften darinnen, sondern nichts als Zwang, Gleisnerei, Verstellung, Scheinheiligkeit und unendlich viel Kinderei und am Ende versteckte Bosheit.“ Zwei Monate später kommt er nochmals darauf zurück. Er habe es „allzeit untrüglich wahr gefunden, daß die Betschwesterei das unfehlbare Zeichen vieler moralischer Fehler sei, die boshafte Menschen durch ihre Scheinheiligkeit bedecken wollen“.

Der tiefernsten religiösen Gesinnung, die Leopold Mozart nie in seinem Leben verleugnete, entsprach eine ebenso tiefe Auffassung der sittlichen Pflichten. Immer wieder wies er darauf hin, daß er Gott Rechenschaft für die Seelen seiner Kinder schulde. Als er einmal bei einem Aufenthalt in München seine Tochter zu sich kommen lassen wollte, schrieb er an seine Frau: „Wegen der Nannerl habe ich noch keinen Ort, der anständig wäre, aufbringen können, denn in diesem Punkt ist hier in München sehr große Behutsamkeit nötig.“ Und als einmal der Leibkammerdiener und Truchseß des Fürsten bei der Tochter Bekanntschaft suchen wollte, berichtete er darüber an Wolfgang: „Einmal überfiel er uns; von derselben Zeit an aber waren wir niemals mehr zu Hause. Und endlich, da er sich über seine Liebe gegen unsere Dienstmagd Tresel öfters herausließ, befahl ich ihr zu sagen, daß es uns, wenn er einmal verheiratet wäre, eine Ehre sein würde, ihn und seine Frau bei uns zu sehen, solange er aber Witwer wäre, müßte ich mir seine Besuche verbitten, indem meine Tochter nicht der Stoff einer Stadtgeschichte sein wolle.“

Den Charakter seines Sohnes Wolfgang hat er in seinen Briefen wiederholt so geschildert, daß wir seine intuitive Menschenkenntnis nur bewundern können. Oft und oft hielt er ihm seine Fehler vor und bat ihn, doch sich selbst kennenzulernen und nicht blind in den Tag

hineinzuleben. Er wußte recht gut, daß Wolfgangs kritiklose Vertrauensseligkeit die Hauptgefahr bildete, und wurde nicht müde, ihn vor falschen Freunden und Schmeichlern zu warnen. „Die Erfahrung, die Du mit Schaden erst machen wirst, hat mich genug überzeugt, daß es keinen wahren Freund — im äußersten Grade genommen — gibt, als einen Vater. Selbst die Kinder sind es nicht in dem nämlichen Grade gegen ihre Eltern. . . . Gott hat auch dessentwegen den Kindern das Gebot, ihre Eltern zu ehren, und Strafe sogar beizufügen für notwendig befunden, da er den Eltern ein Gebot beizusetzen nicht nötig fand." Er behütete ihn auch, solange er mit ihm reiste, wie seinen Augapfel, und noch dem 22jährigen gab er seine Mutter als Begleiterin mit. Diese konnte freilich die starke Hand des Vaters nicht ersetzen, bei all ihrer Frömmigkeit war sie viel zu nachgiebig. Das wußte Leopold, und darum wollte er auch bei dieser Reise stets die Zügel in der Hand behalten, drang auf häufige, die Verhältnisse genau schildernde Berichte, um in verwickelten Lagen gleich helfend mit seiner Erfahrung und mit seinem weisen Rat eingreifen zu können. „Das mag Dir als Regel dienen", schrieb er, „mehr mit erwachsenen Personen frei und natürlich umzugehen, als mit solchen ungezogenen, unzeitigen Buben, die mit nichts groß tun können, als daß ihr Vater Stadtpfleger ist. Gegen solche Burschen muß man sich immer zurückhalten und ihrem Umgang, folglich ihrer Vertraulichkeit mit allem Fleiß ausweichen." Dann etwas später, nachdem er ihm gezeigt, daß er seit der Kindheit seinen ganzen Charakter geändert habe: „Jetzt aber bist Du, wie mir scheint, zu voreilig, jedem in spaßhaftem Ton auf die erste Herausforderung zu antworten, und das ist dann der erste Schritt zur Familiarität, die man bei dieser Welt nicht viel suchen muß, wenn man seinen Respekt erhalten will. Wenn man ein gutes Herz hat, so ist man freilich frei und natürlich sich herauszulassen gewohnt, allein das ist gefehlt. Und eben Dein gutes Herz ist es, welches macht, daß Du an einem Menschen, der Dich wacker lobt, der Dich hochschätzt und bis in den Himmel erhebt, keinen Fehler mehr siehst, ihm alle Deine Vertraulichkeit und Liebe schenkst, wo Du als Knabe die übertriebene Bescheidenheit hattest, gar zu weinen, wenn man Dich zu sehr lobte. Die größte Kunst ist, sich selbst kennen zu lernen, und dann, mein lieber Sohn, mache es wie ich, und studiere andere Leute recht kennen zu lernen. Du weißt, daß dies immer mein Studium war, und es ist gewiß ein schönes, nützliches, ja notwendiges Studium."

In Mannheim hatte sich Wolfgang in Aloysia Weber, die Schwester seiner späteren Gemahlin Constanze, verliebt und plante, obwohl selbst auf Zuschüsse des ohnehin bedrängten Vaters angewiesen, in seinem unpraktischen, unüberlegten Sinn eine Kunstreise mit der verarmten Familie Weber nach Italien. — Darauf der Vater:

„Deinen Brief vom 4. habe ich mit Verwunderung und Schrecken durchgelesen. Ich fange auch an, ihn heute den 11. zu beantworten, indem ich die ganze Nacht nicht habe schlafen können, und so matt bin, daß ich ganz langsam Wort für Wort schreiben und ihn nach und nach bis morgen zu Ende bringen muß. Ich war, Gottlob, jetzt immer wohlauf: allein dieser Brief, an dem ich meinen Sohn an nichts anderem mehr erkenne, als an dem Fehler, daß er allen Leuten auf das erste Wort glaubt, sein zu gutes Herz durch Schmeicheleien und gute schöne Worte jedermann bloßstellt, sich von jedem auf alle ihm gemachten Vorstellungen nach Belieben hin und her lenken läßt, und durch Einfälle und grundlose, nicht genug überlegte, in der Einbildung tunliche Aussichten sich dahin bringen läßt, dem Nutzen fremder Leute seinen eigenen Ruhm und Nutzen und sogar den Nutzen und die seinen alten, ehrlichen Eltern schuldige Hilfe aufzuopfern: dieser Brief hat mich um so mehr niedergeschlagen, als ich mir vernünftige Hoffnung machte, daß Dich einige Dir schon begegnete Umstände und meine hier mündlich und Dir schriftlich gemachten Erinnerungen hätten überzeugen sollen, daß man, um sein Glück sowohl als auch sein auch nur gemeines Fortkommen in der Welt zu suchen, und unter der so verschiedenen Art guter, böser, glücklicher und unglücklicher Menschen endlich das gesuchte Ziel zu erreichen, sein gutes Herz mit größter Zurückhaltung verwahren, nichts ohne die größte Überlegung unternehmen und sich von enthusiastischer Einbildung und ungefähr blinden Einfällen niemals hinreißen lassen müßte. Ich bitte Dich, mein lieber Sohn, lies diesen Brief mit Bedacht, nimm Dir die Zeit, solchen mit Überlegung zu lesen. Großer, gütiger Gott, die für mich vergnügten Augenblicke sind vorbei, wo Du als Kind und Knabe nicht schlafen gingst, ohne, auf dem Sessel stehend, mir das oragnia figatava vorzusingen, mich öfters und am Ende das Nasenspitzl zu küssen, und mir zu sagen, daß, wenn ich alt sein werde, Du mich in einer Kapsel, wo ein Glas davor, vor aller Luft bewahren wollest, um mich immer bei Dir und in Ehren zu halten. Höre mich demnach mit Geduld! Unsere Salzburger Bedrückungen sind Dir vollkommen bekannt, Du weißt mein schlechtes Auskommen, und endlich, warum ich Dir mein Versprechen gehalten, Dich weiter gehen zu lassen, und alle meine Drangsale. Die Absicht Deiner Reise waren zwei Ursachen: einen beständigen guten Dienst zu suchen, oder, wenn dies mißlingt, sich an einen großen Platz zu begeben, wo große Verdienste sind. Beides ging auf die Absicht, Deinen Eltern beizustehen, und Deiner lieben Schwester fortzuhelfen, vor allem aber, Dir Ruhm und Ehre in der Welt zu machen. . . . Das bist Du Deinem von dem gütigsten Gott erhaltenen außerordentlichen Talente schuldig, und es kommt nur auf Deine

Vernunft und Lebensart an, ob Du als ein gemeiner Tonkünstler, auf den die ganze Welt vergißt, oder als ein berühmter Kapellmeister, von dem die Nachwelt auch noch in Büchern liest, ob Du von einem Weibsbild etwa eingeschläfert mit einer Stube voll notleidender Kinder auf einem Strohsack, oder nach einem christlich hingebrachten Leben mit Vergnügen, Ehre und Nachruhm, mit allem für Deine Familie wohlversehen, bei aller Welt in Ansehen sterben willst. ... Dein Vorschlag (ich kann kaum schreiben, wenn ich daran denke), der Vorschlag, mit Herrn Weber und NB. zwei Töchtern herumzureisen, hätte mich beinahe um meine Vernunft gebracht. Liebster Sohn! Wie kannst Du Dich doch von so einem abscheulichen, Dir zugetragenen Gedanken auch nur auf eine Stunde einnehmen lassen. Dein Brief ist nichts anders als ein Roman geschrieben. ... Fort mit Dir nach Paris! Und das bald, setze Dich großen Leuten an die Seite — Aut Caesar, aut nihil."

Der Vater wußte natürlich recht gut, daß Paris ein schlüpfriger Boden sei, und mochte auch die Mutter dabei sein, so konnte er seine Besorgnisse nicht verhehlen. „Du siehst unter anderem", schrieb er darum an den Sohn, „daß Herr v. Heufeld, so ein lauer Christ als er, wie wir ihn alle kennen, dennoch die Anmerkung macht, daß er Dir zutraut, daß Du nach den von Deinen Eltern erhaltenen guten Grundsätzen Dich vor übler Gesellschaft hüten wirst. Eben eine dergleichen Unterredung hielt Graf Khünburg, Oberststallmeister, dieser Tage mit mir, der eben, wie bekannt, keinen Anspruch auf Heiligkeit macht, und äußerte mir seine ängstliche Besorgnis wegen Paris, da er Dich liebt und Paris kennt, wo man sich alle Mühe geben muß, den Gefahren auszuweichen; sonderheitlich muß man alle Familiarität überhaupt, sonderheitlich mit jungen Franzosen, fliehen. Und Frauenzimmer, die ihre Versorgung suchen, stellen jungen Leuten von großem Talent erstaunlich nach, um sie ums Geld zu bringen, oder gar in ihre Falle und zum Mann zu bekommen. Gott und Deine wachtbare Vernunft werden Dich bewahren. Das würde wohl mein Tod sein." Er selbst hatte schon 14 Jahre vorher in einem Brief an die Gemahlin seines Freundes Hagenauer folgende lebendige Charakteristik der Französinnen niedergeschrieben: „Man muß nicht immer an Mannspersonen schreiben, sondern sich auch des schönen und andächtigen Geschlechtes erinnern. Ob die Frauenzimmer in Paris schön sind, kann ich Ihnen mit Grund nicht sagen, denn sie sind wider alle Natur, wie die Berchtesgadener Docken, so gemalt, daß auch eine von Natur schöne Person durch diese garstige Zierlichkeit den Augen eines ehrlichen Deutschen unerträglich wird. Was die Andacht anbelangt, so kann ich versichern, daß man gar keine Mühe haben wird, die Wunderwerke dieser französischen Heiliginnen zu

untersuchen; die größten Wunder wirken diejenigen, die weder Jungfern, weder Frauen noch Witwen sind, und diese Wunder geschehen alle bei lebendigem Leib. Wir wollen seinerzeit klarer über diese Sache sprechen. Genug! Man hat Mühe genug, hier zu unterscheiden, wer die Frau vom Haus ist. Jeder lebt, wie er will, und (wenn Gott nicht sonderheitlich gnädig ist) so geht es dem Staat von Frankreich wie dem ehemaligen persischen Reiche. . . . Das meiste Geld wird hier auf Lukretien, die sich nicht selbst erstechen, verwandt. . . ."

Kurz bevor Wolfgang nach Paris abreiste, schrieb ihm der Vater noch einen herrlichen Brief, ein wahres Denkmal treuester Vaterliebe und Vatersorge, mit dem ich diese Studie, die Wirkung der väterlichen Erziehungsgrundsätze einer späteren Darlegung vorbehaltend, beschließen möchte. Jedes weitere Wort könnte die tiefe Ergriffenheit nur abschwächen, die der Brief im Herzen des Lesers zurückläßt.

Salzburg, den 5. Febr. 1778.

Mein lieber Sohn!

Da allem Vermuten nach dieser der letzte Brief sein kann, den Du von mir gewiß noch in Mannheim erhalten wirst, so ist er an Dich allein gerichtet. Wie schwer es mir fällt, daß ich nun weiß, daß Du Dich noch weiter von mir entfernest, kannst Du zwar Dir in etwa vorstellen, aber mit derjenigen Empfindlichkeit nicht fühlen, mit der es mir auf dem Herzen liegt. Wenn Du Dir die Mühe nehmen willst, bedächtlich nachzudenken, was ich mit euch zwei Kindern in eurer zarten Jugend unternommen habe, so wirst Du mich keiner Zaghaftigkeit beschuldigen, sondern mir mit allen andern das Recht widerfahren lassen, daß ich ein Mann bin und allzeit war, der das Herz hatte, alles zu wagen. Nur tat ich alles mit der menschenmöglichsten Vorsichtigkeit und Nachdenken; wider die Zufälle kann man dann nicht; denn nur Gott sieht die Zukunft voraus. Wir waren freilich bisanhero weder glücklich noch unglücklich, es war, Gott sei es gedankt, so mitten durch. Wir haben alles versucht, um Dich, und auch uns durch Dich, glücklicher zu machen und wenigstens Deine Bestimmung auf einen festern Fuß zu setzen; allein das Schicksal wollte, daß wir nicht zum Zweck kamen. Ich bin aber, wie es Dir bekannt, durch unsern letzten Schritt tief hineingesunken, und Du weißt, daß ich nun gegen 700 fl. schuldig bin, und mit meiner monatlichen Einnahme nicht weiß, wie ich nun mich, die Mama und Deine Schwester unterhalten werde, da ich jetzt gar in meinem Leben von dem Fürsten nicht einen Kreuzer zu hoffen habe. Du siehst also sonnenklar ein, daß Deiner alten Eltern und gewiß guten, Dich von ganzem Herzen liebenden Schwester zukünftiges Schicksal lediglich in Deinen Händen ist. Ich habe seit euerer Geburt und auch schon vorhero, seitdem ich verheiratet bin, mir es gewiß sauer genug werden lassen, um nach

und nach einer Frau und sieben Kindern, zwei Ehehaltern und der Mama Mutter mit etlichen und 20 fl. monatlichem gewissen Einkommen Unterhalt zu verschaffen, Kindbetten, Todsfälle und Krankheiten auszuhalten, welche Unkosten, wenn Du sie überlegst, Dich überzeugen werden, daß ich nicht nur allein nicht einen Kreuzer auch nur zu meinem mindesten Vergnügen angewendet, sondern ohne sonderbare Gnade Gottes, bei aller meiner Spekulation und sauern Mühe, es niemals hätte dahin bringen können, ohne Schulden zu leben: und dennoch war ich niemals in Schulden als jetzt. Ich habe dann alle meine Stunden euch zwei aufgeopfert, in der Hoffnung, es sicher dahin zu bringen, nicht nur daß ihr beide seinerzeit auf eure Versorgung Rechnung machen könntet, sondern auch mir ein geruhiges Alter zu verschaffen, Gott für die Erziehung meiner Kinder Rechenschaft geben zu können, ohne fernere Sorge nur für mein Seelenheil sorgen und mit Ruhe meinem Tod entgegensehen zu können. Allein die Fügung und der Wille Gottes hat es so geordnet, daß ich nun erst von neuem der gewiß sauern Arbeit, Lektion zu geben, mich unterziehen muß, und zwar an einem Ort, wo diese schwere Bemühung so schlecht bezahlt wird, daß man doch alle Monate seinen und der Seinigen Unterhalt nicht herausbringt. Und dennoch muß man noch froh sein und sich eine Brustkrankheit an den Hals reden, um wenigstens doch etwas einzunehmen. Ich habe nun in Dich, mein lieber Wolfgang, nicht nur allein kein, auch nur das geringste Mißtrauen, sondern ich setze in Deine kindliche Liebe alles Vertrauen und alle Hoffnung: Es kommt nur auf Deine gesunde Vernunft, die Du gewiß hast, wenn Du sie hören willst, und auf glückliche Umstände an. Das letzte läßt sich nicht zwingen; Deine Vernunft aber wirst Du immer zu Rate ziehen, das hoffe ich, und das bitte ich Dich. Du kommst nun in eine ganz andere Welt: und Du mußt nicht glauben, daß ich aus Vorurteil Paris für einen so gefährlichen Ort halte, au contraire — ich habe aus meiner eigenen Erfahrung gar keine Ursache, Paris für so gefährlich anzusehen. Allein meine damaligen und Deine dermaligen Umstände sind himmelweit unterschieden. Wir waren in dem Hause eines Gesandten und das zweite Mal in einer geschlossenen Wohnung; ich war ein gestandener Mann, und ihr waret Kinder; ich vermied alle Bekanntschaft, und NB. sonderheitlich mit Leuten von unserer Profession floh ich alle Familiarität; denke nach, ob ich nicht das nämliche in Italien tat. Ich machte nur Bekanntschaft und suchte nur die Freundschaft mit Personen höheren Standes — und auch unter diesen nur mit gestandenen Leuten, und nicht mit jungen Burschen, und wären sie auch vom ersten Range. Ich lud niemand ein, mich in meiner Wohnung öfters zu besuchen, um in meiner Freiheit zu bleiben, und hielt es immer für vernünftiger, andere, wenn's mir gelegen, zu besuchen. Denn gefällt mir der Mann nicht, oder ich habe Arbeit und Verrichtung, so kann ich wegbleiben — im Gegenteil: kommen die Leute zu mir und sind von schlechter Aufführung, so weiß ich nicht, wie ich sie loswerde; und oft eine mir sonst nicht unangenehme Person hindert mich an meiner notwendigen Arbeit. Du bist ein junger Mensch von 22 Jahren; hier ist also keine Ernsthaftigkeit des Alters, die einen jungen

Burschen, wessen Standes er auch immer sein mag, — einen Aventurier, einen Schwenkmacher — einen Betrüger — er mag alt oder jung sein, abhalten könnte, Deine Freundschaft und Bekanntschaft zu suchen, um Dich in seine Gesellschaft, und dann nach und nach in seine Absicht zu ziehen. Man kommt so ganz unvermerkt hinein, und weiß alsdann nicht mehr zurück. Vom Frauenzimmer will ich gar nicht einmal sprechen, denn da braucht es die größte Zurückhaltung und alle Vernunft, da die Natur selbst unser Feind ist, und wer da zur nötigen Zurückhaltung nicht alle seine Vernunft aufbietet, wird sie alsdann umsonst anstrengen, sich aus dem Labyrinth herauszuhelfen; ein Unglück, das meistens erst mit dem Tod endet. Wie blind man aber oft durch anfangs nichts zu bedeuten habende Scherze, Schmeicheleien, Spässe usw. anlaufen kann, worüber sich die nach der Hand erwachende Vernunft schämt, magst Du vielleicht selbst schon ein wenig erfahren haben; ich will Dir keinen Vorwurf machen. Ich weiß, daß Du mich nicht allein als Deinen Vater, sondern auch als Deinen gewissesten und sichersten Freund liebest; daß Du weißt und einsiehest, daß unser Glück und Unglück, ja mein längeres Leben, oder auch mein baldiger Tod, nächst Gott sozusagen in Deinen Händen ist. Wenn ich Dich kenne, so habe ich nichts als Vergnügen zu hoffen, was mich in Deiner Abwesenheit, da ich der väterlichen Freude, Dich zu hören, Dich zu sehen und zu umarmen beraubt bin, allein noch trösten muß. Lebe als ein guter katholischer Christ, liebe und fürchte Gott, bete mit Andacht und Vertrauen zu ihm mit voller Inbrunst, und führe einen so christlichen Lebenswandel, daß, wenn ich Dich nicht mehr sehen sollte, meine Todesstunde nicht angstvoll sein möge. Ich gebe Dir von Herzen den väterlichen Segen und bin bis in den Tod Dein getreuer Vater und sicherster Freund

Leopold Mozart.

Josef Kreitmaier S. J.

Besprechungen.

Theologie.

Das Jenseits. Von Professor Dr. Joseph Zahn. gr. 8° (VIII u. 432) Paderborn 1916, Schöningh. *M* 5.—

Professor Zahn, der uns die wertvolle „Einführung in die christliche Mystik" geschenkt hat, stärkt und tröstet mit seinem neuen Werk den Glauben all der Hinterbliebenen, die mit leidvoller Sehnsucht ihren Gefallenen nachblicken ins dunkle Jenseits. So ist das Werk eben zur rechten Stunde erschienen. Das Buch gibt die öffentlichen Vorlesungen wieder, die der Verfasser im Wintersemester 1913/14 für Studenten aller Fakultäten zu Würzburg gehalten hat. Es ist also nicht bloß für Fachkreise bestimmt, sondern wendet sich an die weiten Kreise der Gläubigen, aber auch der Suchenden und der Zweifelnden. Daraus erklärt sich der starke Anteil, der auf apologetische Untersuchungen entfällt: so ist vor allem der Frage nach der Harmonie von Jenseitshoffnung und Diesseitswirken reichlich Raum gewährt; auch die Unsterblichkeit der Seele ist viel mehr mit philosophischen als mit theologischen Beweisgründen gestützt. Anderseits wieder ist es ein erstaunlich großes Maß von theologischem Interesse und Wissen, das dieses Buch seinen Lesern zutraut; es gibt kaum eine bedeutendere eschatologische Frage oder Kontroverse, die nicht irgendwie berührt wäre; und so findet auch der Fachtheologe in dieser Lektüre noch mannigfache Anregung.

Was vor allem angenehm berührt, ist die ruhige und nüchterne Auffassung, die alles streng vermeidet, was einzig nur die Neugierde reizen oder befriedigen könnte; für die Phantastik bietet dieses Buch gar keinen Anhaltspunkt, darum ist es geeignet, der eben jetzt steigenden Flut von spiritistischen und theosophischen Jenseitsträumen einen Damm entgegenzusetzen. Das Wesentliche, in der Offenbarung klar und sicher Enthaltene oder Begründete ist überall deutlich geschieden von den rein menschlichen Versuchen und Bemühungen um Nebenfragen, die freilich vielfach die Wißbegier heftiger reizen als die schlichten Tatsachen, die Gott uns zu offenbaren für gut gefunden.

Eine einleuchtende Gliederung des Ganzen und eine kurze, übersichtliche Inhaltsangabe, die jeder einzelnen der neun Vorlesungen vorausgeschickt wird, erleichtern das systematische Studium des Werkes, und eine reichhaltige und genaue Angabe der einschlägigen Literatur, wobei die Hinweise auf die orientalische Literatur besonders wertvoll sind, unterstützen das Bedürfnis nach Fortbildung, das durch dieses Buch sicher geweckt wird; denn nach allen Richtungen hinaus weisen seine Fragestellungen.

Seite 170 ff. scheint dem Verfasser eine Vergeßlichkeit begegnet zu sein. Er stellt dort folgende Doppelfrage auf: „Wie ist es mit der Güte Gottes vereinbar, daß er Menschen das Dasein gibt, von welchen er voraussieht, daß sie seine Gaben grundfalsch gebrauchen, daß sie auch die Gnade der Buße nicht benutzen und so der Verdammnis auf ewig sich schuldig machen werden?" Und: „Besteht denn ein entsprechendes Verhältnis zwischen der zeitlichen Sünde und der ewigen Strafe? Ist also die Hölle mit der Gerechtigkeit Gottes vereinbar?" In der Darstellung, welche dieser Doppelfrage folgt, finde ich nur den zweiten Teil derselben behandelt, und zwar ist das reichlich und mit viel Geschick und Überzeugungskraft geschehen; die Antwort auf den ersten Teil aber scheint zum mindesten nicht klar und deutlich genug herausgearbeitet, wenn sie nicht etwa ganz übersehen wurde.

Zum Beweise, daß das Fegfeuer nicht bloß Strafort, sondern auch Läuterungsort ist, wo die Seele von der anhaftenden Sündenschuld gereinigt wird, beruft sich der Verfasser auf die Gebete, in denen die kirchliche Liturgie der Verstorbenen gedenkt; aber diese Berufung dürfte wenig beweiskräftig sein, denn diese Gebete scheinen auch um Nachlassung der schweren Schuld und um Bewahrung vor der ewigen Verdammnis zu flehen, obgleich feststeht, daß nach dem Tode keine solche Befreiung mehr stattfindet. Wie diese Gebete — es handelt sich vor allem um das Offertorium der Requiemsmesse — aufzufassen sind, ist freilich eine offene Frage.

Die Eschatologie spielt im Glauben und Beten und Leben der Kirche wie der einzelnen Gläubigen eine große Rolle; um so notwendiger ist es, diese religiöse Praxis auf gediegene theologische und philosophische Grundlagen zu stellen; Professor Zahn hat das in diesem Buche getan, und zugleich gezeigt, daß die Jenseitshoffnung und Jenseitslehre ein Kernpunkt des Christentums ist. Schön und wahr ist sein Wort: „Wer immer es unternommen hat, die Menschheit zu segnen, hat sie gesegnet im Zeichen der Zukunft. Auch das Christentum segnet in diesem Zeichen."

Peter Lippert S. J.

Jesus Christus. Apologie seiner Messianität und Gottheit gegenüber der neuesten ungläubigen Jesus-Forschung. Von Dr. P. Hilarin Felder O. M. Cap. II. Band: Die Beweise Jesu. gr. 8° (VIII u. 582) Paderborn 1914, Schöningh. *M* 9.50

Die Beweise Jesu für seine Messianität und Gottheit teilt Felder in zwei Gruppen: Die Person Jesu Christi und die Werke Jesu. Ihnen entsprechen die beiden Abschnitte des Buches. Das erste Kapitel trägt die Aufschrift: „Die psychische Gesundheit Jesu". Es beschäftigt sich mit den modernsten aller Kritiker, jenen, die Jesus von Nazareth zum Geisteskranken oder wenigstens zum halluzinierenden Schwärmer stempeln. So sehen wir gleich zu Beginn des Werkes mit erschreckender Deutlichkeit die Endstation aller rationalistischen Versuche, die Person Jesu Christi erklären zu wollen, ohne seine Gottheit anzuerkennen.

Siebzig lange Seiten — das ist freilich viel für diese phantastischen Konstruktionen, schlimmsten Ausdeutungen und zum Teil gemeinen Unterstellungen. Wissen-

schaftlichen Gehalt besitzen die traurigen Machwerke, mit denen Felder sich hier abgeben muß, nicht. Abneigung und Haß gegen das Christentum reden aus ihnen. Schon Zitate aus ihnen lesen zu müssen, wird zum Ekel.

Das zweite Kapitel handelt von der geistigen Hoheit Jesu. Zunächst gibt Felder einen Einblick in die Weisheit Jesu.

„Hätte der Heiland auch nur dieses eine vollbracht, die Rückkehr des Spätjudentums zur reinen und unverfälschten Religion des Alten Testamentes, er würde eine Neuschöpfung allererster Größe vollzogen haben" (S. 95). Christus ging indes weiter: er erfüllte das Alte Testament und bildete es fort zum Evangelium, „in solch meisterhafter Weise, daß seine ganze Religion durchaus das Gepräge des Neuen, Eigenartigen, allseitig Ursprünglichen erhalten" (96).

Dies zeigt der Verfasser, indem er die drei Grundzüge der Predigt Jesu: das Evangelium von der Gottvaterschaft, vom Gottesreiche, von der Gottähnlichkeit durchbetrachtet.

Es sind jedem Christen traute Wahrheiten, die uns hier entgegentreten: der Geist des Neuen Testamentes die Kindschaft, der des Alten Testamentes die Knechtschaft; das Gottesreich des Heilandes ist ein Reich der Gnade, der Wahrheit, der Erlösung, der Heiligkeit und Seligkeit für alle Menschen; es entbehrt jedes politischen Anstriches, jeder Verheißung rein materieller Güter; es liegt nicht mehr wie bei den Propheten in weiter Ferne, sondern beginnt durch den Heiland und mit dem Heiland Tat und Wirklichkeit zu werden. Die Gottähnlichkeit ist nicht mehr äußere Reinheit, Erfüllung der Gebote in Furcht, sondern innere Vollkommenheit in kindlicher Liebe. Aber diese alten Wahrheiten gewinnen neue greifbare Gestalt, namentlich dadurch, daß der Verfasser in scharfer Weise den Gegensatz zeichnet, in den das Evangelium zum rabbinischen Spätjudentum zur Zeit Jesu tritt. Der S. 112 gewählte Ausdruck: „die alttestamentliche Gottesreich-Idee" wisse trotz eines „durchaus geistigen und universalen" Grundtons, „sich dennoch nicht durchwegs freizuhalten von irdisch-politischen und national-partikularistischen Anwandlungen", ist wohl nicht ganz glücklich.

In bezug auf Jesu Weisheit und seine Voraussagungen hebt Felder zunächst mit Recht hervor, daß der Heiland nicht wie die Propheten auf die Stunde harren muß, wo das Licht Gottes für kurze Zeit über sie kommt, um dann wieder zu verschwinden, sondern nach den Evangelien ganz den Eindruck weckt: die Geheimnisse und Ratschläge Gottes liegen klar und unverhüllt vor seinem Blicke (144 ff.). An erster Stelle bespricht Felder Jesu Herzenskenntnis, erweist, wenngleich nur kurz, deren streng übernatürlichen Charakter (149) und geht dann zu Jesu Weissagungen über.

Ausführlich behandelt sind die Voraussagungen des Leidens. Felder verteidigt sie mit Berufung auf selbst ganz radikale Kritiker gegen den Einwurf, post eventum erfunden oder wenigstens mit Einzelzügen ausgeschmückt zu sein, und tritt den Beweis an, daß Jesus weder aus den Weissagungen des Alten Testamentes, noch aus den sich steigernden Anfeindungen des Synedriums seinen Tod, die Art desselben und seine Umstände voraussehen konnte (154 ff.). In ähnlicher Weise behandelt Felder kurz die Weissagung von der Auferstehung des Herrn und vom Schicksale Jerusalems. Die Weissagung Jesu von seiner Wiederkunft zum Gericht ist in ihrer Beziehung zur Irrtumslosigkeit Jesu gesondert behandelt (167—179).

Das dritte Kapitel trägt die Aufschrift: „Die sittliche Vollkommenheit Jesu". Ähnlich wie bei der Auffassung des Geisteslebens Jesu, so hat sich auch hier ein trauriger aber folgerichtiger Wandel in der freisinnigen Christus-Forschung vollzogen. Erst predigte man Jesus wenigstens noch als Heroen sittlicher Vollkommenheit; dann bildete man ihn um zum braven Alltagsmenschen, der manche Unvollkommenheit, manchen Fehler, ja selbst Böses an sich trage; endlich ziehen Ed. v. Hartmann und neueste Dekadenzpoeten die moralische Größe des Herrn in den Staub (180 ff. 195 f.). Demgegenüber entwirft Felder auf Grund der Evangelien ein herrliches Bild von der absoluten Sündenlosigkeit Jesu und seiner Tugendfülle.

Dieses ganze Kapitel ist voll des ansprechendsten, ergreifendsten und zugleich beweiskräftigsten Stoffes, eine wahre Fundgrube für Prediger und Katecheten. Ein Schlußparagraph S. 269—285 zeigt dann, welche Allseitigkeit und Harmonie, Einzigartigkeit und Universalität, Erhabenheit und Vorbildlichkeit in Jesus beschlossen liegt.

Dieses Bild geistiger sittlicher Größe ist unerklärlich für jeden, der in Jesus nur einen bloßen Menschen sehen will; es ist einfach unmöglich, wenn Jesus nicht das ist, als was er sich hinstellt: Gottes Gesandter und Gottes Sohn. Schon mit geistiger Gesundheit wäre eine Urteilsschwäche, die zur Selbsttäuschung führt, Gott zu sein, mit sittlichem Mittelmaß ein Stolz und eine Anmaßung, die sich Gott gleichstellt, schlechthin unvereinbar. Entweder — oder. Die Evangelien als geschichtliche Quelle zeigen uns aber den Weltheiland als geistesgewaltig und als sittlich tadellos erhaben und groß. So ungefähr faßt Felder (284) die Beweiskraft des ersten Teiles seiner vorliegenden Arbeit zusammen.

Der zweite Abschnitt ist den Wundern Jesu gewidmet. Felder behandelt in drei Kapiteln die Stellung der ungläubigen Wissenschaft zum Wunder überhaupt, dann zu den Wundern des Evangeliums, endlich zum Auferstehungswunder insbesondere. Er nimmt den Begriff Wunder im strengsten Sinne, als „Wirkungen, welche die Naturordnung absolut übersteigen" (306); ausführlich behandelt er die Möglichkeit der Wunder.

Er zeigt, in welchem Sinne Naturgesetze bestehen bleiben und weder Durchbrechung noch Änderung erleiden, auch wenn es Wunder gibt (315 ff.). Das richtig verstandene Prinzip der Erhaltung der Energie wird durch das Wunder nicht gefährdet (318 ff.), und die Furcht, als verliere das Naturerkennen alle Zuverlässigkeit, erweist sich als Schreckgespenst (323 ff.). Die Wundergegner sind übrigens in ihren Versuchen, das Wunder als unmöglich zu erweisen, über die von katholischen Theologen längst widerlegten Scheingründe eines Hume, Spinoza, Kant und Strauß noch nicht hinausgekommen.

Was die Erkennbarkeit des Wunders betrifft, so ist die historische Seite (Erkennbarkeit des Tatbestandes) am besten behandelt (336—347). Sie erhält überdies ihre konkrete Ausdeutung und Anwendung im Paragraphen: „Geschichtlichkeit der Wunder Jesu" (357—411), welcher durch sein reiches positives Material besonders wertvoll wird. Der Inhalt läßt sich hier nicht kurz angeben. Hingewiesen sei auf die verschiedenen Versuche der Kritiker, um die „Wunderberichte"

herumzukommen (381—390). Die philosophische Seite ist gewürdigt (348—356). Besonders nimmt Felder Stellung gegen die Behauptung, es sei unmöglich, ein Wunder zu konstatieren, solange man nicht alle Naturkräfte und Gesetze erkenne. Er macht eine Reihe bedeutsamer Bemerkungen, welche diesen Einwand entkräften (351—355).

Eine Schwierigkeit, welche sich aus der gar engen Auffassung des Wunderbegriffes ergibt, scheint der Verfasser, wenigstens hier, nicht bemerkt zu haben. Wenn man in der Apologetik als Wunder bloß jene Werke betrachtet, welche die Naturordnung absolut übersteigen, so sieht man sich bei der Frage nach der philosophischen Erkennbarkeit der Wunder vor die Notwendigkeit gestellt, darzutun, daß ein bestimmtes, in der Heiligen Schrift erzähltes Ereignis sich nicht so vollziehen kann, wie es dort erzählt ist, wenn bloß ein Engel die Naturkräfte in geeigneter Weise verwendet. Aber der Verfasser geht auf das, was die Engel gegenüber den Naturkräften vermögen oder nicht, nirgends näher ein[1]. Das ist bei seiner Formulierung des Wunderbegriffs in der Apologetik eine unverkennbare Lücke.

Das vom Verfasser über die philosophische Erkennbarkeit des Wunders Gesagte erhält in dem Paragraphen „Übernatürlichkeit der Wunder Jesu" seine praktische Anwendung und Ergänzung. In erster Linie behandelt Felder hier die Heilwunder, und zeigt, wie sie weder als Wirkungen physischer Heilkunde noch durch Psychotherapie erklärt werden können (418—432). Den Teufelaustreibungen sind die S. 433—453 gewidmet. Wie der Verfasser nachweist, können wir nach den Evangelien die Besessenen auch dann, wenn bei ihnen Symptome sich geltend machen, denen wir sonst bei körperlicher oder auch seelischer Erkrankung begegnen, keineswegs als bloße Kranke betrachten. Weder Befreiung noch Heilung der Besessenen läßt sich natürlich erklären. Endlich folgen noch die Naturwunder Jesu und die Totenerweckungen. Die „natürlichen" Erklärungsversuche der rationalistischen Schule, welche Felder reichlich zu Worte kommen läßt, dokumentieren sich selber als haltlose Phantasieprodukte.

Bei den Teufelaustreibungen hätten wir gerne die apologetische Beweiskraft besser herausgearbeitet gesehen. Dieser Beweis hat seine eigene gewaltige Wucht, aber auch seine besondere Schwierigkeiten, da wir, abgesehen vom Worte und der Handlungsweise des göttlichen Meisters gegenüber den Besessenen, bei einzelnen vom Evangelium erzählten Fällen wohl kaum Momente besäßen, um die Besessenheit zu erweisen.

Das Schlußkapitel beschäftigt sich ganz mit dem Wunder der Auferstehung Jesu. Gründlich werden zuerst die Tatsachen bewiesen, welche auf die Auferstehung Bezug haben: die urchristliche Überzeugung, daß der Heiland wirklich leiblich auferstanden sei, die Tatsache, daß das Grab des Herrn am dritten Tage leer befunden wurde, endlich die Erscheinungen des Auferstandenen.

---

[1] S. 412—417 widerlegt Felder die Anklage jüdischer und heidnischer Autoren auf Zauberei und die in der Neuzeit versuchte Gleichstellung der Wunder Jesu mit spiritistischen Erscheinungen. Die kurzen Bemerkungen des Verfassers genügen indessen nicht zur Lösung unserer Frage.

Felder geht besonders auf die Frage nach dem Schauplatz der Erscheinungen ein (500—509), weil die Kritiker zwei sich widersprechende Traditionen entdeckt haben wollen, eine galiläische und eine judaische, von denen sich die erstere dadurch empfehle, daß sie erlaube, mit den unbequemen Erscheinungen in Jerusalem aufzuräumen.

Dann durchgeht der Verfasser die verschiedenen Erklärungsversuche für die oben genannten Tatsachen: Entlehnung aus orientalischen Mythen, Scheintod, anderes Grab, Leichendiebstahl, Massenhalluzinationen usw. Die Widerlegung ist kurz und kräftig. Das Endresultat lautet: Die ungläubige Kritik der Auferstehung des Herrn ist eine willkürliche im Interesse einer falschen Weltauffassung.

Fassen wir unser Urteil kurz zusammen, so können wir dem zweiten Bande des Werkes ähnliches Lob spenden wie dem ersten [1]. Auch hier finden wir reichste Fülle positiven Stoffes, Berücksichtigung ungemein vieler und verschiedenartiger Einwürfe der modernen und modernsten ungläubigen Christus-Forschung. Dieselben sind nicht bloß gewertet, sondern werden im einzelnen mit guten, nicht selten vorzüglich wirksamen Bemerkungen widerlegt. Das Ganze ist getragen von warmer, christkatholischer Überzeugung.

Für eine Zweitauflage des verdienstvollen Werkes hat Referent den Wunsch, es möchten die beiden Hauptbeweise sowohl in ihren einzelnen Beweismomenten wie im ganzen Beweisgange formell noch mehr herausgearbeitet und namentlich auch beim Beweis aus den Wundern spekulativ mehr vertieft werden. Vor allem erscheint eine ausdrückliche Behandlung der wesentlichen Frage geboten, inwieweit ein Wunder Beziehung zur Beglaubigung einer Lehre haben könne, und wie wir eine solche Beziehung als wirklich vorliegend betrachten können. Ähnliches gilt von den Weissagungen. Die einleitenden Bemerkungen S. 287—289 vermögen keinen genügenden Ersatz für diesen Ausfall zu bilden. Auch moderne Gegner des Wunders wiederholen den alten Einwand Lessings: ein zufälliges Ereignis könne nicht Beweis für eine metaphysische Wahrheit werden. Es wäre gut, die Ausdrücke: Halluzination, Suggestion, Untersuggestion, Katatonie, und ähnliche Ausdrücke sowie die ihnen zugrunde liegenden Beweismomente der Gegner an der Hand fachmäßiger Literatur auf ihre Tragweite zu prüfen.

Julius Beßmer S. J.

1. Die kirchlichen Quatember. Ihre Entstehung, Entwicklung und Bedeutung in liturgischer, rechtlicher und kulturhistorischer Hinsicht. (Veröffentlichungen aus dem Kirchenhistorischen Seminar München. Herausg. von Professor Dr. A. Knöpfler. IV. Reihe Nr. 3.) Von Ludwig Fischer. 8° (XII u. 278) München 1914, Leutner. *M* 6.20

2. Bernhardi, Cardinalis et Lateranensis ecclesiae Prioris, Ordo officiorum ecclesiae Lateranensis. Herausgegeben von Ludwig Fischer. Mit drei photographischen Tafeln.

---

[1] Siehe diese Zeitschr. 81 (1911) 431 ff.

(Historische Forschungen und Quellen, herausg. von Professor Dr. J. Schlecht, 2. und 3. Heft.) gr. 8° (LXVIII u. 184) Freising 1916, Datterer. *M* 9.—

1. Die Schrift über die kirchlichen Quatember ist die vollständigste, welche wir über diesen Gegenstand besitzen. Sorgfältig ist alles Quellenmaterial zur Geschichte dieser dem Abendlande eigentümlichen, den Riten des Orients fremden Fasten, soweit solches vorliegt, herangezogen, scharfsinnig geprüft und ausgiebig verwertet. Wenn es dem Verfasser trotzdem nicht gelungen ist, in allem die erwünschte Klarheit zu schaffen, wenn noch immer das eine oder andere in der Entstehung und Ausbildung der Quatember im Dunkeln bleibt und die Wissenschaft sich bezüglich dieser Punkte mit mehr oder weniger wahrscheinlichen Hypothesen bescheiden muß, so liegt das lediglich an dem Umstande, daß wie für die Geschichte mancher andern kirchlichen Einrichtungen, so auch für die der Quatember die Quellen allzu spärlich fließen. Daß die Quatember als Fasten weit über die Zeit Leos I. hinausreichen, ist kein Zweifel. Möglich ist, daß sie auf ein Dekret Kallistus' I. zurückgehen, sicher ist das jedoch nicht. Die Annahme Duchesnes, es seien die Quatemberfasten die reduzierten und zugleich verschärften Wochenfasten, lehnt der Verfasser ab, desgleichen die Auffassung Morins, der sie von den feriae sementinae, messis und vindemiales, römischen Erntefesten, ableiten möchte. Ursprünglich der Zahl nach nur drei, waren sie vielleicht schon unter Leo I. auf vier gestiegen. Den Charakter eines Erntedanktages haben die Dezemberquatember schon bei Leo I., die Pfingst- und Herbstquatember erhielten ihn jedoch erst nach dessen Zeit, vielleicht im Zusammenhang mit Almosen in Naturalien, die man an jenen Tagen von dem Ertrag der neuen Ernte spendete. Die eigenartige Liturgie, durch die der Quatembersamstag ausgezeichnet ist, erscheint als Überrest eines Lesegottesdienstes und der ehemaligen Sonntagsvigil. Daß sich dieser in der Liturgie des Quatembersamstags erhalten hat, verdankt er wohl dem Umstande, daß Gelasius 494 die Quatember zu den offiziellen Weihetagen machte. Die Heimat der Quatemberfasten ist Rom, von wo sie sich seit etwa dem 6. bis 7. Jahrhundert allmählich auch im übrigen Abendlande einbürgerten, hier früher, dort etwas später. Die Festsetzung der Quatember war bis in das 11. Jahrhundert starken Schwankungen unterworfen, was zu Wirrwarr und manchen disziplinären Unzuträglichkeiten führte. Gregor VII. schuf auf der Ostersynode 1078 die heutige Ordnung; doch währte es noch bis in das 13. Jahrhundert, ehe diese allgemein aufgenommen worden war. Interessant ist, was der Verfasser über den Einfluß mitteilt, den die Quatember auf das religiös-sittliche und das bürgerliche — private wie öffentliche — Leben ausübten und der sich in ersterer Beziehung namentlich durch mannigfaltige, bisweilen eigenartige Fürsorge für die armen Seelen äußerte, deren besonders an den Quatembern mit Messe, Gebet, Almosen und allerlei Seelstiftungen gedacht wurde. Er zeigt, wie tief die Einrichtung der Quatember sich nachgerade mit dem ganzen Volksleben verwachsen hatte, wenn auch ihre Bedeutung für dasselbe nur in recht losem vielfach rein äußerlichem Zusammenhang mit der ursprünglichen Idee der

Quatemberfasten stand. Daß sich aber unter solchen Umständen wie an anderes, so auch an die Quatemberzeiten im Volke mancherlei Aberglauben anknüpfte, Reste aus alter heidnischer Zeit, kann nicht wundernehmen.

Eine Parallele zum Namen Fronfasten (S. 187) bietet die Bezeichnung Fronaltar = altare principale, Hochaltar, nicht Sakramentsaltar. Zu dem, was S. 101 über die planetati in des Johannes Diakonus Vita Gregorii M. gesagt wird, ist zu bemerken, daß die Diakonen zwar auf dem Weg zur Kirche wie die übrigen die Planeta trugen, diese aber in der Kirche vor Beginn des Gottesdienstes mit der Dalmatik, ihrem spezifischen liturgischen Obergewande, vertauschten, dann, daß es sich bei den planetati der Vita Gregorii um die Begleitung des zur Kirche ziehenden Papstes handelt, welche keineswegs nur aus Diakonen bestand, sondern auch aus andern Klerikern, und daß alle Kleriker nach damaligem römischen Brauche mit der Planeta bekleidet waren.

2. Eine sehr dankenswerte Arbeit ist die Herausgabe des Ordo officiorum ecclesiae Lateranensis. Derselbe ist, wie aus dem prologus hervorgeht, das Werk des Priors Bernhardus, des nachmaligen Kardinalpriesters von S. Clemente und Kardinalbischofs von Porto, der ihn verfaßte secundum antiquorum patrum statuta et secundum Lateranensis ecclesiae consuetudinem, quae caput et magistra est omnium ecclesiarum. Kardinaldiakon von S. Clemente wurde der Prior Bernhard 1145; 1139 war noch Donatus Prior der Laterankirche. Der Ordo entstand demnach etwa zwischen 1140 und 1145, also gleichzeitig mit dem Ordo des Kanonikus Benediktus von St. Peter. An Veröffentlichungen römischer Ordines fehlt es keineswegs; es sei an die fünfzehn von Mabillon herausgegebenen Ordines und an den von Duchesne vorgelegten römischen Ordo erinnert. Diese Ordines umspannen auch einen sehr weiten Zeitraum; denn sie gehen vom 8. bis zum 15. Jahrhundert. Allein sie geben uns zunächst nur Aufschluß über den Gottesdienst, soweit der Papst und die Curia romana daran teilnahmen, nicht aber, wie er sich sonst in den Kirchen Roms vollzog. Ebendarum bildet aber der Ordo des Priors Bernhard eine sehr wichtige Ergänzung zu den bisher veröffentlichten Ordines. Er gewährt einen überaus lehrreichen Einblick in den Ritus der gewöhnlichen liturgischen Funktionen — alltäglichen und festlichen —, wie sie um die Mitte des 12. Jahrhunderts nach altem Brauch das Kirchenjahr hindurch in den römischen Kirchen vor sich gingen. Von großer Wichtigkeit sind namentlich die einläßigen Bestimmungen über die Abhaltung der kirchlichen Tagzeiten, zumal die übrigen römischen Ordines entweder ganz von diesen schweigen oder doch nur mangelhafte Angaben machen. Von besonderer Bedeutung ist, daß die Kirche, von deren Gottesdienst wir ein so eingehend gezeichnetes Bild erhalten, keine geringere ist als die dem Range und Ansehen nach erste zu Rom, die Lateranensische Basilika. Zu den bisher bekannten römischen Ordines hat der Ordo ecclesiae Lateranensis keine nähere Beziehung.

Interessant ist die in den Rubriken betreffs der Präsanktifikatenliturgie sich findende Bemerkung: Sanctificatur autem vinum non consecratum per corpus Domini immissum. Sie beweist, daß die vom 9. bis zum 15. Jahrhundert

von manchen vertretene und selbst in liturgischen Büchern, Ordines wie Missalien, nicht selten geäußerte Auffassung, als ob am Karfreitag der Wein durch Einsenken der konsekrierten Hostie gleichfalls konsekriert werde, auch zu Rom im 12. Jahrhundert Anhänger hatte. Den übrigen römischen Ordines ist sie fremd; doch spricht der zehnte Ordo Mabillons im Ritus der Krankenkommunion eine ähnliche Anschauung aus. Ein eigentümlicher Brauch bestand in der Laterankirche am Gründonnerstag. Hielt der Papst oder ein Bischof an diesem Tage dort das Amt, so wurde die Mensa des Hochaltars abgehoben und bis zur Messe am Karsamstag in die Pankratiuskapelle gebracht, das Pontifikalamt aber auf dem mit Heiligtümern angefüllten Schrein gefeiert, der innerhalb des Altars stand und als die Bundeslade galt. Der Brauch, dessen auch der zehnte, elfte und zwölfte Ordo Mabillons, sowie Innozenz III. und noch Durandus gedenken, sollte daran erinnern, daß der alttestamentliche Hohepriester einmal im Laufe des Jahres, am großen Versöhnungstage, in das Allerheiligste eintrat. Zufolge dem zehnten und zwölften Ordo entnahm der Papst nach Entfernung der Mensa der Bundeslade ein Reliquiar mit Reliquien von Blut und von Wasser, die nach der Legende wunderbarerweise einem Kreuzesbilde entflossen waren. Der Ordo Benedikts und der ihm gleichzeitige Ordo der Laterankirche erwähnen diese Zeremonie nicht, was besonders bei dem letzteren auffallen muß, da er den vorhin genannten Brauch im übrigen sehr eingehend beschreibt. Ihr Schweigen läßt vermuten, daß sie um die Mitte des 12. Jahrhunderts noch nicht bestand und sich erst im Laufe der zweiten Hälfte desselben einbürgerte. Für die sehr schwierige genauere Datierung des zehnten Ordo wäre damit ein wichtiger Anhalt gegeben, da auch er die Zeremonie kennt und er somit wie der Ordo des Cencius Sabellius erst gegen Ausgang des 12. Jahrhunderts entstanden sein könnte.

Dem Text des Ordo hat der Herausgeber eine Untersuchung über die Person und die Tätigkeit des Verfassers vorausgeschickt, der als Kardinal mehrfach in päpstlichen Gesandtschaften tätig war, wenngleich nicht immer erfolgreich. Die Handschrift, in der der Ordo sich erhalten hat, gehört der k. k. Hofbibliothek zu Wien an und entstammt dem frühen 13. Jahrhundert, bietet also nicht das Original des Ordo, sondern nur eine Abschrift, und zwar eine teilweise interpolierte. Denn die Rubrik, welche vom Feste des hl. Thomas Beckett handelt, kann nicht in dem Text gestanden haben, wie er aus der Feder des Priors Bernhard hervorging. Die Ausnutzung des Ordo wird sehr erleichtert durch ein sorgfältig gearbeitetes, vierfaches Inhaltsverzeichnis (Verzeichnis der Lesungen in Messe und Brevier, Verzeichnis der liturgischen Initien, Heiligenverzeichnis und Sachregister). Hoffentlich bietet der Herausgeber uns in nicht zu ferner Zeit auch eine eingehende liturgie-geschichtliche Würdigung des Ordo.

Joseph Braun S. J.

Geschichte.

Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche. Im Auftrage des Zentralkomitees für die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands von Dr. Johannes B. Kißling. III. Band: Der Kampf gegen den passiven Widerstand. Die Friedensverhandlungen. 8° (VI u. 474) Freiburg 1916, Herder. *M* 6.50; geb. *M* 7.80

Pünktlich wie der zweite (s. diese Zeitschrift 87 [1914] 210 f.) ist nach abermals zwei Jahren auch der dritte Band dieses trefflichen Werkes erschienen, der die an sich traurige, aber für die Katholiken ruhmreiche und für alle lehrreiche Geschichte des sog. Kulturkampfes zum Abschluß bringt.

Der Verfasser verteilt den noch übrigen Stoff auf fünf Bücher. Nachdem das neunte Buch die Entstehung des Sperrgesetzes, des Gesetzes über die Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens, der Gesetze über die Vertreibung weiterer Orden und Kongregationen und über die Entfernung der Kirchenparagraphen (15 16 18) aus der preußischen Verfassungsurkunde sowie des Altkatholikengesetzes, also der letzten kirchenpolitischen Zwangsgesetze in Preußen, erzählt hat, führt uns das zehnte Buch mitten ins „Kampfestoben" hinein. Wir sehen die größere Zahl der preußischen Bischöfe im Kerker und in der Verbannung. Wir lesen nicht ohne innere Erschütterung von den harten Drangsalen, welche der Kulturkampf durch die gegen Priester und Laien verhängten Vermögens- und Gefängnisstrafen, durch Verhinderung des Gottesdienstes und der Spendung selbst der notwendigsten Sakramente, durch zahllose oft recht kleinliche Quälereien über den katholischen Klerus und das seiner Kirche treu ergebene Volk gebracht hat. Wir hören von den nur zu erfolgreichen Bemühungen des Kultusministers Falk, die Seelsorger nicht allein von der Schulaufsicht, sondern sogar von der Erteilung des Religionsunterrichtes in der Schule und von jeglichem Einfluß auf die katholischen Schulen auszuschließen, von Verboten altbewährter Lehrbücher der katholischen Religion, von Aufhebung der Schülerkongregationen und dem Bestreben, möglichst viele Volks- und höhere Schulen ihres verbrieften konfessionellen Charakters zu entkleiden und Schüler und Lehrer ohne Rücksicht auf ihr Bekenntnis untereinander zu mischen. Auf das Drängen des von Professor Heinrich v. Sybel gestifteten „Deutschen Vereins" soll den katholischen Westprovinzen die allen andern gewährte Selbstverwaltung vorenthalten, sollen die katholischen höheren Beamten in protestantische Gegenden versetzt oder, besser noch, vollständig beseitigt werden. Herrn v. Sybel unterstützen zahlreiche Lehrer auf fast allen deutschen Hochschulen, die uns in einem „Der Römerzug der deutschen Intelligenz" betitelten Hauptstück vorgeführt werden. Doch kann der Verfasser im letzten Kapitel des zehnten Buches bereits auf „das Erwachen der Kritik am Kulturkampf in Literatur und Parlament" hinweisen, als deren nächste Folge die Nationalliberalen bei der Reichstagswahl im Januar 1877 mit einem Schlag 22 Sitze verlieren. Damit ist der Wendepunkt erreicht. Nach der Thronbesteigung Papst Leos XIII. und der Trennung Bismarcks von den Liberalen bringen die im elften Buche

als „die Ära der diskretionären Vollmachten" bezeichneten Jahre 1880—1883 die ersten Milderungsgesetze. Die Urheber des Kulturkampfes, an der Spitze Fürst Bismarck, ihm nach die Hauptrufer unter den Professoren, treten den Rückzug an und versuchen, ihre Hände in Unschuld zu waschen. Freilich hat die Zentrumspartei unter Führung Ludwig Windthorsts auch so noch weitere drei Jahre zu drängen, bis es mit dem ersten „Friedensgesetz" vom 21. Mai 1886 zur „Anbahnung eines modus vivendi" kommt, worüber im zwölften Buch gehandelt wird. Das letzte, dreizehnte, Buch enthält den verhältnismäßig kurzen Bericht über „Fortsetzung und Ende der kirchenpolitischen Kämpfe in außerpreußischen Staaten des Deutschen Reiches" und eine Schlußbetrachtung, deren Überschrift „Die weltgeschichtliche Stellung des Kulturkampfes" jedoch nicht ganz zu dem sonst durchaus dankenswerten Inhalt zu passen scheint.

Wenn der Verfasser auch nicht wie letzes Mal aus bisher unbenutzten Quellen schöpfen konnte, so hat er doch die vorhandenen Quellen in vollständiger und mustergültiger Weise verwertet und zur Geltung gebracht. Ton und Urteil sind wie im zweiten Bande durchweg ruhig und angemessen. In diesem Punkte bedeuten die beiden letzten Bände wohl einen nicht zu unterschätzenden Fortschritt gegenüber dem ersten, dessen bisweilen etwas schroffe Art, bei aller Richtigkeit der beigebrachten Tatsachen und voller Berechtigung in der Abwehr gegnerischer Entstellungen, vielleicht manche Leser gegen sich einnehmen dürfte. Eine entsprechende Milderung würde hier der neuen Auflage sicher zum Vorteil gereichen.

Auch ein äußerer, sozusagen Schönheitsfehler, der allen drei Bänden anhaftet, sollte beseitigt werden, nämlich die Häufung, ja überhaupt die Anwendung überflüssiger Fremdwörter. Jedermann weiß ja, daß die Reden, Zeitungen und Flugschriften der Kulturkampfszeit davon angefüllt sind. Aber gerade weil der Verfasser dadurch schon von vornherein genötigt ist, viel dergleichen Bannware durchzulassen, sollte er in seinen eigenen Sätzen um so deutscher bleiben. Es steht sogar zu befürchten, daß er sonst von manchen Lesern nicht verstanden wird. Wer weiß z. B. heute, nachdem die verschiedenen französischen Prozeßordnungen bereits seit einem Menschenalter abgeschafft sind, bei uns noch etwas von einem „kassierten Manuskript" (Band 3 S. 2), einem „requirierten" Staatsanwalt (3), einer „Sekretierung" von Aktenstücken (21)? Auch ist es zuviel, wenn auf dem engen Raum einer halben Seite (14) nacheinander applaudiert, konstatiert, proponiert, jubiliert und zitiert wird, oder wenn gar innerhalb sieben Zeilen (175) Deliranten, Adepten, Popularisatoren, ein Autor und eine Prätension aufziehen. Bisweilen müßten die Fremdwörter in der angeführten Rede verdeutscht werden, wie das par ricochet des Grafen Andrassy (102) u. a.

Doch genug der Ausstellungen, die lediglich zugunsten einer noch größeren Vervollkommnung des prächtigen Werkes geäußert wurden. Nachdem dasselbe nun vollständig in unserem Besitze ist, beeilen wir uns vielmehr, seinem hochw. Verfasser für die große Mühewaltung zu danken, die er mit solchem Erfolg darauf verwendet hat. Wir können nur wiederholen, was wir bei der Besprechung des zweiten Bandes geschrieben haben: Diese Geschichte des Kulturkampfes verdient die beste Empfehlung. Kein Priester und kein gebildeter Laie sollte sie ungelesen lassen. **Konrad Kirch** S. J.

Die Wahlkapitulationen der Bischöfe und Reichsfürsten von Eichstätt, 1259—1790. Eine historisch-kanonistische Studie. Von Dr. Ludwig Bruggaier. [Freiburger theologische Studien, herausgegeben von Dr. G. Hoberg und Dr. G. Pfeilschifter, 18. Heft.] gr. 8° (XVI u. 130) Freiburg 1915, Herder. M 3.—

Die Vereinbarungen bei Gelegenheit der Bischofswahl gewähren beachtenswerte Aufschlüsse über die Geschichte der mittelalterlichen Stifter. Von den uns vollständig erhaltenen 23 Kapitulationen des Stiftes Eichstätt war bisher nur die erste gedruckt. Mithin wendet sich die Arbeit Bruggaiers einer wenig erforschten Quelle zu.

Wie die Kapitel in den Stiftern, so ließen bei der Papstwahl und Kaiserwahl die Wähler sich bestimmte Zusicherungen geben. In Eichstätt wurde von den in der Stadt anwesenden Domherren der Entwurf der Kapitulation angefertigt und dieser in einer außerordentlichen Sitzung, Peremptorialkapitel, durchberaten und seine endgültige Fassung beschlossen. Im 18. Jahrhundert wurde das durchberatene Projekt noch an eine Kommission von drei Kapitularherren zur Überprüfung verwiesen. In den letzten Tagen vor der Wahl wurde der Entwurf in pleno vorgelesen, von den anwesenden Kapitularen ratifiziert, „verpetschiert" und schließlich von jedem derselben dessen treue Erfüllung beschworen für den Fall, daß er durch die Stimmen seiner Kollegen zum Bischof erkoren werde. Diese von den wählenden Domherren beschworenen und mit ihrem Petschaft besiegelten Artikel sind eine litera confoederationis des Kapitels gegenüber dem künftigen Bischof. Auch bei Ausstellung der päpstlichen Kapitulation war es seit 1406 Übung geworden, daß alle Kardinäle dieselbe beschworen und unterzeichneten. Für Eichstätt bildet diese Confoederatio der Kanoniker, wie für Magdeburg und Speier, zugleich die älteste Form der Wahlkapitulation, da eine nachträgliche Verbriefung der vereinbarten Artikel durch den Bischof ursprünglich nicht erfolgte; aber selbst nachdem letztere längst eingeführt war, erhielt sich die Confoederatio in Eichstätt noch bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts in Übung (S. 26). In den ursprünglich lateinischen Wortlaut finden sich schon 1324 einige deutsche Ausdrücke eingeflochten, bis in der Mitte des 15. Jahrhunderts (1445) die lateinische Sprache durch die deutsche verdrängt und nur mehr zur Ausfertigung des Notariatsinstrumentes und einiger nachträglich hinzugefügter Artikel verwendet wurde (S. 29). Um die Einhaltung des von den Kanonikern aufgestellten Wahlgedinges durch den erwählten künftigen Herrn zu sichern, genügte ursprünglich der eine Eid, den jeder Domherr vor der Wahl bei der Confoederatio zu schwören hatte. Schon im Jahre 1324 wurde ein zweiter Eid von dem Erwählten zur Zeit der Possessergreifung gefordert. Ein dritter Eid wurde mit dem Beginne des 15. Jahrhunderts zwischen Wahl und Possessergreifung eingeschoben (S. 31). Seit 1429 mußte der Bischof zur Sicherung seiner Zusage ein Pfand stellen. Das Schloß Kipfenberg mit seinen Einkünften sollte im Falle der Übertretung der Kapitulation dem Kapitel zufallen. Dieser Forderung trat „von besserer Sicherheit wegen" 1536 jene von sechs „ehrbaren, statthaften und adeligen" Bürgen hinzu. Seit 1685 und 1705 unterblieben diese beiden Forderungen (S. 33 ff.).

Die Domherren ließen sich auch Dinge zusichern, die gegen die kirchlichen Vorschriften verstießen. Auf mangelnde Gewissenhaftigkeit deutet der 1562 berichtete

Vorwurf hin, den Bischof Martin von Schaumberg in einer Kapitelssitzung aussprach, daß „in keinem stift die thumbherrn freyer dan eben allhie leben“ (S. 43 Anm. 4). Schon lange vor dieser Zeit ließen sich Bischöfe von Verpflichtungen, die mit dem Gewissen nicht vereinbar schienen, vom Apostolischen Stuhl befreien. Dem entgegen nahm die Kapitulation vom Jahre 1324 die Bestimmung auf, daß der Erwählte keine Lossprechung von seinem Schwur anstreben werde (S. 33). Diese dem kanonischen Recht völlig widerstreitende Verwahrung gegen jedwedes Einschreiten des Papstes wurde seit dem von Kaspar von Seckendorf 1592 beschworenen Wahlgedinge unterlassen (S. 33). Das Verbot Gregors XIII. vom Jahre 1584 gegen kirchenrechtlich unzulässige Wahleide vermochte Bischof Kaspar von Seckendorf (1590 bis 1595), ein Mandatum Apostolicum zu erwirken, das ihn von seinem Schwure auf die Kapitulation absolvierte. Ein erbitterter Zwist mit dem Kapitel war die Folge, der erst völlig zur Ruhe kam, als der Bischof 1594 auf Bistum und Hochstift verzichtete (S. 43 ff.). Auf Betreiben des Eichstätter Bischofs Johann Euchar Schenk von Kastell (1685—1697) erließ Innozenz XII. 1695 die Konstitution „Ecclesiae catholicae“, durch welche unter Androhung strenger Strafen Verträge irgendwelcher Art vor der Wahl verboten, alle nach der Wahl einzugehenden Verpflichtungen der Bestätigung des Heiligen Stuhles unterworfen wurden, ehe sie Gültigkeit und bindende Kraft erlangen sollten. Kaiser Leopold I. hatte bereits am 9. Februar desselben Jahres dem päpstlichen Nuntius in Wien eine Resolution zugehen lassen, nach der auch er alle Kapitulationen für unverbindlich erklärte, welche nicht hinsichtlich der in ihnen geforderten Temporalia die kaiserliche Konfirmation erlangt hätten. Johann Euchar hatte damit zwar durch rastlose Bemühungen die Absolution von seiner Inskription erwirkt, seine Milde vermochte jedoch den Erfolg gegenüber dem ungestümen Andrang der Kapitulare nicht aufrecht zu erhalten. In der Sitzung vom 11. August 1696 konnte der Domdekan mitteilen, daß die „capitulatio in vigore“, „das Domkapitel bei seinen Rechten“ bleiben werde. Die Constitutio Innocentiana blieb in Eichstätt bis zur Säkularisation des Hochstifts ohne durchgreifenden Einfluß (S. 49 ff.).

Das Streben des Kapitels ging dahin, durch die Kapitulationen seine Befugnisse in der Leitung der Diözese auszudehnen und auch die landesherrliche Regierung des bischöflichen Reichsfürsten zu beschränken. Dabei wußte es auch für seine vermögensrechtliche Vorteile zu sorgen. Die Wahlkapitulationen waren mit Mißbräuchen verbunden, die mehr denn einmal ernste Gewissensbedenken auf seiten der Bischöfe, erbitterte Kämpfe zwischen Bischof und Kapitel hervorriefen. „Trotz alledem wäre ein bloß verwerfendes Urteil über die Wahlkapitulationen unbillig und ungerecht. Schon ihr langer Bestand sowie die Tatsache, daß selbst die höchste kirchliche und weltliche Autorität niemals ein absolutes Verbot derselben aussprach, müssen hiervon zurückhalten. Die Wahlgedinge hatten eben auch ihre unverkennbar guten Wirkungen auf kirchlichem wie auf weltlichem Gebiete“ (S. 121). Durch die Wahlkapitulationen wurde der Verschleuderung des Besitzes vorgebeugt, nicht selten wurde erst durch sie wohltätigen Gesetzen der Kirche die Durchführung gesichert, sie suchten in der Verwaltung Parteilichkeit und Gewalttätigkeit zu verhindern.

Jos. Laurentius S. J.

Griechische Palaeographie. Von V. Gardthausen. Zweiter Band: Die Schrift, Unterschriften und Chronologie im Altertum und im byzantinischen Mittelalter. 2. Auflage. Mit 35 Figuren und 12 Tafeln. gr. 8° (VIII u. 516) Leipzig 1913, Veit & Co. *M* 16.—

Dankbar begrüßt die Gelehrtenwelt das Erscheinen des zweiten (Schluß-) Bandes der griechischen Paläographie. So hat sich denn der in der Vorrede zum ersten Band angedeutete Plan verwirklichen lassen.

Opfer mußten wohl gebracht werden, und die vorgeschlagenen Ausscheidungen waren nicht zu umgehen. Daher hat in der Neubearbeitung das Kapitel „Benannte Schreiber" keine Stelle mehr gefunden. Desgleichen sind die Abschnitte „Heimat der Schreiber" und — wenigstens zum größten Teil — „Angewandte Paläographie" in Wegfall gekommen, auch die vom Griechischen abgeleiteten Alphabete fehlen. Erfreulicherweise hat man von der Aufzählung der datierten Handschriften nicht ganz abgesehen. Nach dem von mir gemachten Vorschlag (diese Zeitschrift Bd. 82 [1912] 442) finden sich nahezu 250 der wichtigsten datierten Handschriften und Urkunden vom Jahre 310 v. Chr. bis 1595 n. Chr. in zeitlicher Folge zusammengestellt (S. 515 f.). Damit ist das reiche, durch den ganzen Band zerstreute Material gesammelt und dem Benützer leicht zugänglich gemacht.

Die Anlage des Werkes hat keine Änderung erlitten. In den zwei Büchern „Schriftwesen" und „Unterschrift und Chronologie" gelangt die eigentliche Paläographie zur Darstellung. Der praktische Gebrauchswert liegt im ersten Buch, was schon durch dessen Umfang (420 Seiten) zum Ausdruck kommt. Mit Rücksicht auf den Zweck des Werkes mußten hier eingehende Untersuchungen und Vergleichungen der Schriftgattungen, selbst der Buchstaben und ihrer Form angestellt werden, die fast nur dem Fachgelehrten dienlich sein können. Trotzdem kommen auch da größere Abschnitte vor, die nicht einzig dem Paläographen wichtig erscheinen dürften. Die Fragen über den Ursprung und die Geschichte der griechischen Schrift reichen in ihrer Bedeutung tief in das Gebiet der Kulturgeschichte hinein. Auch über die altkretische, mykenische, troische und kypriotische Schrift und deren Entzifferung wird sich jeder Gebildete gerne unterrichten. Die künstlichen Schriftarten, Tachygraphie und Kryptographie, sind in sich schon Erscheinungen ganz eigener Art und Tragweite. Welchen Wert die Unterschriften der Schreiber, ihre Angaben über Bestellung, Ausführung, die Datierung haben können, braucht kaum eigens betont zu werden. Eine Paläographie wird so von selbst ein Ausschnitt der Kulturgeschichte.

Die Fortschritte der Wissenschaft kommen auch im zweiten Bande kräftig zum Ausdruck. Unser Wissen über die eigentlich literarische Periode des griechischen Schriftwesens ist ganz überraschend erweitert worden. Dabei kommt der Hauptgewinn der griechisch-römischen Zeit und Herrschaft in Ägypten zugute. Durch die Funde der jüngeren Vergangenheit sind wir über diese Jahrhunderte fast ebensogut unterrichtet wie über jede beliebige Periode. Originalurkunden aus allen Gebieten des öffentlichen wie privaten Lebens, vertrauliche Mitteilungen persönlichster Art, wie Erlasse der Behörden, Briefe, Verträge, Bestellungen, Klagen, Urteile, kleinere und größere Bruchstücke von bisher bekannten oder un-

bekannten Literaturwerken sind zutage gekommen. Zahlreiche Stücke können nach Alter und Herkunft aufs genaueste bestimmt werden und bieten somit unanfechtbare und zuverlässige Unterlagen für die Einreihung der nicht datierten, besonders der literarischen Funde. So gelingt es verhältnismäßig leicht, die Entwicklung der beiden Hauptgattungen der Schrift, der literarischen und nicht literarischen, zu zeichnen.

Allerdings hat Gardthausen diese Bezeichnungen nicht aufgenommen und er darf dabei der Zustimmung der Fachgenossen sicher sein. Die Scheidung der Papyri in literarische und nichtliterarische, wie sie namentlich in den englischen Ausgaben angewandt wird, ist wohl berechtigt, wenn der Inhalt der Schriftwerke der Unterscheidung zugrunde gelegt wird. Für den Paläographen ist sie nicht zuläßig, wir haben rasch hingeworfene Zeilen neutestamentlicher Texte in der Schrift des alltäglichen Lebens und Beispiele der schönsten und sorgfältigsten Schrift in Urkunden, die ihrem Inhalt nach den literarischen Erzeugnissen so ferne als möglich stehen. Gardthausen benennt die Schrift des gewöhnlichen Lebens nicht unzutreffend „Briefschrift", wohl noch bezeichnender ist der von Traube vorgeschlagene Ausdruck „Bedarfschrift", da er allgemeiner und umfassender ist. Für beide Schriftgattungen liegt nun ein mehr als ausreichendes Material vor. Doch ist es durch die Sache gegeben, daß gerade die datierten Stücke zumeist den Charakter der Bedarfsschrift aufweisen.

Die Buchschrift, insbesondere die Unziale, ist mit großer Sorgfalt untersucht worden, die Unterscheidung zwischen Pergament- und Papyrusunziale gut begründet und in gesonderter Behandlung durchgeführt. Die Beziehungen zwischen den beiden Formen liegen klar zutage, ja die Beurteilung unserer alten berühmten Bibelhandschriften wird durch das neue Material wesentlich erleichtert. Auch können diese Handschriften endlich aus der bisherigen Vereinsamung, die zum Teil künstlich geschaffen und erhalten erscheint, mehr und mehr losgelöst werden. Die Funde der letzten Jahre sind verzeichnet und besprochen, so die sogenannten Freerhandschriften, deren Auftauchen damals ein gewisses Aufsehen erregte.

Auffällig mag es erscheinen, daß als Grundlage und Ausgangspunkt für die Unziale nicht der Codex Vaticanus, sondern der Sinaiticus dienen muß. Vor 30 Jahren, kurz nach der Auffindung der Handschrift, war das begreiflich. Damals mochten auch Erörterungen über Entdeckung und Erwerb des Codex am Platze sein, heute kommt die Handschrift in einem Handbuch der Paläographie doch nur als Schriftdenkmal in Betracht. Und da erhebt sich die Frage, ob Gardthausen doch nicht besser daran getan, der römischen Handschrift den Vorrang zuzuerkennen. Sie erscheint nicht nur wegen ihres Textes, sondern auch wegen mancher paläographischen Eigentümlichkeiten geeigneter und wichtiger. Vielleicht war für Gardthausen der Umstand, daß er in den Leipziger Blättern des Friderico-Augustanus den Sinaiticus selbst benützen konnte und daß die Schrift nicht wie beim Vaticanus von späterer Hand nachgezogen ist, für seine Wahl bestimmend. Allein auch im Vaticanus finden sich längere Stellen, die von dem späteren Schreiber unberührt geblieben sind, es sind immer die aus Versehen zweimal geschriebenen Verse oder Worte, so etwa Röm. 4, 4; da zeigt sich die Schrift in ihrer ursprünglichen Form und in einer Schönheit, an die der Sinaiticus nicht heranreicht. Dazu zeichnet sich die Handschrift durch ein altes Akzent- und Punktationssystem aus, das wohl der Beachtung

wert gewesen wäre. So wird z. B. die als Ausnahme gewertete Tatsache, bei Doppellauten Akzent und Spiritus dem ersten Laut zuzuweisen, im Vaticanus beobachtet. Die Untersuchung über die Entstehungszeit der beiden großen Handschriften ergibt auch heute noch kein bestimmteres Ergebnis als vor beinahe 40 Jahren. Die Form der Schriftzeichen allein, die übrigens noch Anlaß zu genaueren Beobachtungen geben könnten, genügt nicht. Auch der schon in der ersten Auflage verwertete Brief des hl. Athanasius an die Einsiedler in der Wüste, C. I. Gr. IV 8607, darf in seinem Zeugnis nicht überschätzt werden, überdies ist die Ansetzung um mehrere Jahrzehnte zu früh: nicht um 330, wie Gardthausen annimmt und auch in die 2. Tafel übernommen hat, ist der Brief verfaßt, sondern nach 364, die Inschrift also entsprechend später. Damit wird indes Gardthausens Ansetzung eher bestätigt als umgestoßen. Ich möchte seine Zeitbestimmung für Sinaiticus, die Wende des 4. zum 5. Jahrhundert, für sehr wahrscheinlich halten. Die Versuche, Sinaiticus und Vaticanus unter die berühmten konstantinischen Handschriften einzureihen, sollten aufgegeben werden. Es läßt sich schlechterdings kein stichhaltiger Grund für diese Annahme beibringen.

Nicht weniger als die Unziale hat die Kursive in der neuen Bearbeitung gewonnen. Auch hier hat sich das Material so gehäuft, daß es uns nunmehr möglich ist, eine fortlaufende, lückenlose Entwicklungsreihe aufzustellen. In der Behandlung wie in den Tafeln kommt dieser Fortschritt ganz augenfällig zum Ausdruck, vielleicht darf man in diesen Abschnitten die wichtigste und dankenswerteste Leistung der neuen Auflage erkennen. Die Behandlung der Kursive regt manche interessante Frage an; erinnert sei an die nationalen Schriftformen, über die wir leider nur wenig unterrichtet sind, an die Kanzleikursive, namentlich das Verhältnis zwischen römischer und griechischer Kanzleischrift.

Für die Kenntnis der Schrift und die Möglichkeit der Zeitbestimmung undatierter Schriftwerke waren genauere Prüfungen der Buchstabenbildung unerläßlich, Untersuchungen, die naturgemäß nur für den Fachgelehrten geschrieben sind. Im darstellenden Teil wie in den Tafeln ist reichlicher Stoff geboten. Trotz der sorgfältigsten Feststellungen solcher Art wird eine Zeitbestimmung häufig nur annäherungsweise versucht werden dürfen, und der von Gardthausen zunächst für die Beurteilung der Pergamentunziale aufgestellte Satz: „Man darf nicht fragen, wie alt, sondern wie jung eine Handschrift sein kann" (S. 119), darf ganz allgemeine Geltung beanspruchen.

Unter den Zugaben der zweiten Auflage ist die Abhandlung über das stumme Iota (S. 241—244) zu erwähnen. Über die sakralen Kürzungen hätte wohl etwas ausführlicher gesprochen werden sollen. Die Chronologie hat eine nicht unwesentliche Erweiterung erfahren, die chronologische Tabelle beginnt mit dem Jahr 313, dem der Einführung der Indiktion. Die Buchstaben haben ein gesondertes Register erhalten, das mit dem der datierten Schrift gute Dienste leisten wird.

Was der Benützer von einem Handbuch billigerweise erwarten darf, leistet die Neuauflage; sie wird sich als nützliches, brauchbares Hilfsmittel bewähren und das Buch sein, das dem wissenschaftlichen Arbeiter unentbehrlich sein wird. Dem Historiker und Freund des Altertums wird ein Vergleich der beiden Auflagen der sprechende Beweis für die vielseitigen Fortschritte auf diesem Gebiete sein.

Die Erfüllung aller Wünsche kann ein solches Werk nicht bringen. In der Durcharbeitung des einzelnen hätte ohne Zweifel noch mehr geschehen können. Beim Gebrauch stellen sich die Wünsche und Fragen ein, und je mehr ein Gelehrter sein eigenes Forschungsgebiet durchdringt, um so mehr wird er imstande sein, seine Wünsche zu nennen. Im allgemeinen wird man auch vom zweiten Bande sagen dürfen, daß Altes und Neues da oder dort zu unvermittelt nebeneinander steht und daß die Genauigkeit zu wünschen übrig läßt. So mag dem Historiker auffallen, daß etwa die Nachrichten der alten Schriftsteller über den Ursprung der Schrift zu wenig kritisch gesichtet sind; was soll etwa des Josephus Zeugnis für die Tatsache, daß zur Zeit Homers eine ausgebildete Buchstabenschrift noch nicht bestand? Anderswo wird man sich wundern, den Tod des Arius unter dem Jahr 320 statt 336 zu finden. Doch gerade der Fachgelehrte, der sich berufen fühlen darf, als Sachverständiger zu urteilen, wird Einzelheiten gerne nachsichtiger beurteilen, weiß er doch am besten, was in einem solchen Handbuch an Einzeldurchdringung verlangt wird, wieviel von allen Seiten zusammengetragen werden muß, bis ein Gesamtbild gegeben werden kann. Rückhaltlose Anerkennung wird das Bestreben finden, die fortschreitende Entwicklung der Schriftformen klar zur Darstellung zu bringen. Damit wird das Werk zu einer Geschichte der griechischen Schrift von ihren Anfängen bis zum Ende der eigentlichen handschriftlichen Vervielfältigung der Schriftwerke.

August Merk S. J.

Umschau.

Haimo von Halberstadt, der Dichter des Heliand?

„Deutschtum und Dichtung.“ — Darüber hat letztes Jahr der Rektor der Philipps-Universität zu Marburg, E. Elster, seine Antrittsrede gehalten, die in manchem Betracht bemerkenswert ist. Das tiefste deutsche Wesen sei in dem Begriffe „Freiheit“ ausgedrückt, und zwar in der „inneren Freiheit“, nach der die deutsche Seele dränge, und diese finde künstlerisch ihren reinsten Ausdruck in dem freischaffenden Stil, der, von öder Nachbildung der bloßen Wirklichkeit entfernt, alles Wesentliche der Welt, die treibenden Kräfte, von Trübungen befreit, in selbständigen Neuschöpfungen wieder aufleben lasse. Zur Beleuchtung dieses Leitgedankens wird auf besonders bezeichnende Erscheinungen der Literatur aufmerksam gemacht. Da trete in unserer ältesten Dichtung die Darstellung deutscher Eigenart in erfreulicher Deutlichkeit zutage. Den ersten Beleg dafür leitet Elster also ein: „Wir lächeln wohl über des ‚Heliand‘-Dichters kindliche Umgestaltung der Überlieferung der Evangelien und erkennen doch wahres Deutschtum in seinem unchristlichen Heldensinn, begrüßen auch in dem Stabreim, dessen er sich bedient, ein deutsches Ausdrucksmittel voll trotziger Kraft, das in unserer Dichtung, unter Otfrieds Einfluß, zu früh verdorren und absterben sollte.“

Tatsächlich tritt in keiner unserer ältern Dichtungen die Darstellung deutscher Eigenart mit solcher Deutlichkeit zutage wie im „Heliand“. Darum ist die Zahl der Heliandforscher und -verehrer so groß, und sie bemühen sich nicht bloß, seine „wahrhaft große Kunst“ in immer glänzenderes Licht zu rücken, sondern auch die Persönlichkeit des Bewunderten näher kennenzulernen. Sie wagten es sogar, ihn neben den epischen Meister des alten Griechenlands zu stellen, in der festen Überzeugung, daß „er nicht allzuviel verliere, in einzelnen Zügen vielleicht sogar gewinne“. Und gerade in der jüngsten Zeit haben die sorgfältigen Untersuchungen über die Person des Helianddichters, seinen Stand und Namen sowie seine Heimat so glückliche Fortschritte gemacht, daß sich das bisher undurchdringlich geglaubte Dunkel plötzlich zu hellen scheint und man nunmehr die endgültige Entdeckung des Heliandsängers verkünden zu können meint[1].

Bekanntlich war es bisher die landläufige Annahme, daß ein sächsischer Bauersmann das Gedicht im Auftrage Ludwigs des Frommen verfaßt habe. Diese ganz sagenhaft ausgebildete Meinung hat der „Dreizehn-Linden“-Dichter am hübschesten dargestellt, indem er seinen Prior über den Sänger sprechen läßt:

---

[1] R. Heinrichs, Der Heliand und Haimo von Halberstadt. gr. 8° (V u. 43) Cleve 1916, Fr. Boß Witwe, Kommissionsverlag. *M* 1.50

„Dies und and'res, was in dürrer,
Dürft'ger Red' ich dir entfaltet,
Hat ein gottgeweihter Sänger
Reich zum Heilandslied gestaltet.

Einer von den Unsern, Elmar!
Nicht in weicher welscher Zungen,
In der Heimat vollen Klängen
Hat er herrlich es gesungen."

Genauer noch erfährt Elmar von seinem weisen Lehrer die nähere Heimat und den besondern Stand jenes frommen Dichters, der des Heilands Wort und Walten zum heiligen Lied gestaltet hat:

„Wo der Eichen hohe Wipfel
Mimigardefort [Münster] umschauern,
Wohnt mein Freund in Strohdachkotten
Unter Hirtenvolk und Bauern."

Weber hat dann noch in einer selbständigen Legende die alte Überlieferung, daß der Heliandbichter ein von Gott besonders begnadeter Volkssänger gewesen sei, anmutig und anschaulich geschildert:

„Es war ein Hirt in grauer Zeit; Frau Sage
Hat ganz den Namen, halb den Ort vergessen;
Es war im Sachsenland, wo er gesessen,
Sein Name wird erst kund am jüngsten Tage."

Wenn nun aber Heinrichs recht behält, so ist der Sänger der altsächsischen Evangelienharmonie Haimo von Halberstadt.

Bemerkenswert dabei scheint der äußere Umstand, daß es ein katholischer Theologe gewesen ist, der die glückliche Untersuchung geführt hat. Die christliche althochdeutsche Literatur hat zum größten Teil religiösen Inhalt, und es gehört eine ziemliche Vertrautheit mit dem kirchlichen Schrifttum dazu, um auf dem eigenartigen Felde allseitig ergiebige Forschungen zu machen. Insbesondere gibt gerade der „Heliand" mancherlei Rätsel auf, die nur ein Kenner der Literatur lösen kann, der zugleich theologisch gut geschult ist. So schloß man aus dem theologischen Inhalt des Gedichtes und den benutzten Quellen mit ziemlicher Gewißheit, daß dem vermeintlichen Volksänger ein Geistlicher bei seiner Arbeit als Beirat zur Seite gestanden habe. Dann ließ man den Volkssänger ganz fallen und nahm unmittelbar einen Geistlichen als den Dichter an, da er sich mit dem ganzen Rüstzeug der damaligen theologischen Bildung wohl gewappnet zeige und seinen Stoff nicht volkstümlich aus der mündlichen Überlieferung, sondern aus gelehrten Büchern schöpfe. Dabei darf aber nicht übersehen werden, daß der Sänger den fremdartigen Stoff ganz mit deutschem Leben durchsetzte und den Schauplatz des Orients ins Sachsenland verlegte.

Wohl hat Vilmar, der ausgezeichnete Kenner unseres alten Schrifttums, schon vor mehr als 70 Jahren auf die hervorragenden Schönheiten dieses einzigen christlichen Epos hingewiesen; er nennt es „bei weitem das Trefflichste, Vollendetste und Erhabenste, was die christliche Poesie aller Völker hervorgebracht, ja abgesehen von dem christlichen Inhalt eines der herrlichsten Gedichte überhaupt, welche der dichtende Menschengeist geschaffen hat, und welches sich in einzelnen Teilen, Schilderungen und Zügen vollkommen mit den homerischen Gesängen

messen kann". Der gefeierte Marburger Altmeister der Literaturgeschichte begründet mit einigen kurzen Hinweisen auf Inhalt und Form sein hochgegriffenes Urteil, der „Heliand" sei „das einzige wirkliche christliche Epos". Er hebt dann noch eigens die große Bedeutung des Gedichtes für die innere Geschichte der christlichen Religion, insbesondere für die Geschichte der Einführung des Christentums in Deutschland hervor und bezeichnet das großartige Werk als „das in deutsches Blut und Leben verwandelte Christentum". Aber die innerste Formschönheit der Dichtung, den feinen Aufbau erwähnt Vilmar nicht, und doch gibt gerade diese hervorragende Kunst die besten Aufschlüsse über die dichterische Begabung des Sängers und somit auch über die ganze Persönlichkeit. So sehr ist er ein Dichter von Gottes Gnaden, daß sein Werk einen künstlerischen Bau aufweist, wie wir ihn nur vom wissenschaftlich vorgebildeten Kunstdichter gewohnt sind. Nach einer glänzenden Einführung mit der Geburt und Jugendgeschichte des deutschen „Volkskönigs" erkennen wir unschwer bei der Versuchung in der Wüste das „erregende Moment" mit der Hindeutung auf den Sieg über Satanas:

„Da schied der Meintäter;
Grimmigen Sinns ging Satanas von dannen
In die Täler der Tiefe ...:"

Der Sieg erreicht seine Höhe im Erlösungstod Christi am Kreuz. Was dazwischenliegt, die Lehren und Wunder des Himmelskönigs, bildet die „steigende Handlung". Sehr geschickt hat der Dichter gerade vor der Verurteilung des Herrn durch Pilatus als das „Moment der letzten Spannung" die ganz eigenartige Darstellung eingefügt, wie Satan von der verdammten Seele des Judas erfährt, daß der „gebundene" Christ der „Geborne Gottes sei, der alle Welt, am Kreuze hängend, vom Höllenzwang erlösen wolle". Deshalb versucht es Satan, die Verurteilung zu verhindern; „er wußt' in Wahrheit, daß ihm sonst die Gewalt über die weite Welt genommen werde". So begann er, „der Ungeheure, der Gattin des Pilatus Wunder zu zeigen, daß ihr Wort Christus helfe, damit er das Leben behalte, der Schutzherr der Menschen". Wohl wagt Pilatus auf die Warnung seiner Gattin hin noch einen letzten Versuch zur Rettung Christi, allein umsonst; und so wird Satans Macht für immer gebrochen. Die kurze abfallende Handlung bis zur Himmelfahrt, „der Katastrophe seines Abscheidens von der Erde", zeigt ebenso den Meister der erzählenden Kunst.

Und dieser Meister soll der bekannte Benediktiner Haimo, der spätere Bischof von Halberstadt (840—853), gewesen sein. Der Beweisgang dafür entwickelt sich klar und äußerlich sehr einfach. Einleitend wird der „Heliand" in Beziehung zur Lateindichtung der karolingischen Zeit gesetzt, dem literarischen Grundsatz entsprechend, daß jede große Dichtung ihre Erklärung nicht bloß in der Persönlichkeit ihres Schöpfers, sondern auch in dem Zusammenhang der geistigen Entwicklung ihrer Vor- und Umwelt finde. Danach mußte die altsächsische Evangelienharmonie mit einer gewissen Naturnotwendigkeit aus der karolingischen Lateindichtung herauswachsen, um so mehr, als sich die erstarrten Formen der lateinischen Sprache als poetisches Ausdrucksmittel großen Stils unzulänglich erwiesen. „Der Stoff

des ‚Heliand‘ lag in der Luft, war wieder und wieder von den Lateindichtern variiert, und diese hatten sich das der Volkspoesie entlehnte Kunstmittel des Stabreims zunutze zu machen gesucht“. Die eigentliche Untersuchung über die Person des Dichters beginnt der mit gründlichem Wissen unseres ältesten Schrifttums ausgerüstete Verfasser durch eine geistreiche Annahme, die er in betreff des von Zangemeister aufgefundenen Kalendariums der Vatikana-Palatina macht. Dadurch „wird der Kreis, in welchem der Dichter zu suchen ist, enger gezogen“. Ein weiterer bedeutsamer Schritt in der Frage, welche Persönlichkeit in dem Freundeskreise Rhabans als Dichter in Betracht kommen kann, erfolgt durch ein Gedicht Rhabans selbst, das unter Zuhilfenahme der Namendeckung bei den karolingischen Dichtern auf Haimo bezogen wird: das ist der hochgepriesene Sänger, der in Rhabans Versen über Homer, Virgil, Horaz und Ovid gestellt wird. Die Bestätigungsfrage, ob in den Schriften Haimos Beziehungen zum „Heliand“ zu finden sind, füllt den größeren Teil der fesselnden Schrift. Es wird eine ganze Reihe bedeutsamer, sich entsprechender Stellen aufgeführt, die eine überraschende Übereinstimmung in der Auffassung und in der Darstellung, selbst im Wortausdruck des „Heliand“ und der Lateinschule Haimos verraten. So kann der gelehrte Pfarrer von Materborn seinen Beweis mit Sicherheit schließen: „Die Erklärungen im ‚Heliand‘ erscheinen für den Dichter durchaus selbstverständlich; die Darstellung geht ohne irgendwelche Unsicherheit vorwärts. Der Dichter kommt nicht in Verlegenheit; er schöpft aus dem Vollen, wie einer, der alle Bedingungen, die zum Werke befähigen, mitbringt. Diesen Eindruck macht die ‚Heliand‘-Darstellung unstreitig. Der Dichter schwebt über seinem Stoff und schaltet allseitig damit, wie es sein jedesmaliger Zweck erfordert. Das ist nur möglich, wenn der Dichter auch der Exeget ist“ — Haimo. Daß dann zuletzt der Lebens- und Bildungsgang Haimos, soweit Sicheres bekannt ist, mit dem gefundenen Ergebnis nicht in Widerspruch steht, vielmehr noch helleres Licht darüber verbreitet, weist der gelehrte Heliand-Forscher in seinem Schlußwort überzeugend nach; es gipfelt in folgender Zusammenfassung: „Die wissenschaftliche theologische Befähigung, die der ‚Heliand‘ bekundet, bringt Haimo in hohem Grade mit, besonders auf exegetischem Gebiete. Ihm, dem praktisch tätigen Missionär, dürfen wir das fein abwägende Urteil in der Auswahl des Stoffes und der Anpassung an die Vorstellungen und Bedürfnisse der breiten Volksmasse, wie sie im ‚Heliand‘ zutage treten, zutrauen.“

Daß der Verfasser der kleinen, aber reichen Schrift auch die Gesamtliteratur über den „Heliand“ kennt und geschickt zu verwerten versteht, braucht nach dem Dargelegten nicht mehr eigens hervorgehoben zu werden. Nur muß der bescheidene Ton, wie er sowohl seine Forschungsergebnisse darlegt als ganz besonders seine Gegner behandelt, rühmend anerkannt werden.

„Ob alle vorgebrachten Stellen genügen, um Haimo als den Verfasser des Heliand zu bezeichnen, das muß den Untersuchungen und der Kritik der Fachgelehrten überlassen bleiben“, meint ein Berichterstatter. Pfarrer Heinrichs darf vorläufig mit Ruhe der Kritik der Fachgelehrten entgegensehen.

Nikolaus Scheid S. J.

Zur Würdigung der „Tiergeschichte“ Alberts des Großen.

Die neuere Forschung über die mittelalterliche Philosophie hat den Schriften des seligen Albertus Magnus besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Sein Verhältnis zu Plato wurde 1913 von Leopold Gaul untersucht in den „Beiträgen zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters“ von Cl. Baeumker (Bd. XII, Heft 1). 1914 erschien in denselben „Beiträgen“ (Bd. XIV, Heft 5—6) die zweite Auflage der verdienstvollen Schrift Georg v. Hertlings „Albertus Magnus, Beiträge zu seiner Würdigung“, in welcher auch auf neuere Publikationen Bezug genommen wird. Nun ist endlich in den nämlichen „Beiträgen“ der erste Band der Neuausgabe der Kölner Handschrift der Tiergeschichte des Albertus von Hermann Stadler[1] veröffentlicht, über deren Vorgeschichte wir bereits in dieser Zeitschrift 82 (1912) 282 ff. berichteten. Die Herausgabe des Werkes wurde ermöglicht durch die Unterstützung der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München, der Görresgesellschaft und der Rheinischen Gesellschaft für wissenschaftliche Forschung. Der stattliche, über 900 Seiten umfassende Band bietet eine glänzende Rechtfertigung dafür, daß der große scholastische Philosoph und Theolog Albertus auch von der modernen Zoologie zu den „Großen“ unter den biologischen Forschern aller Zeiten gestellt wird.

Dem Werke ist eine Widmung an Richard v. Hertwig und P. Erich Wasmann vorgefügt, welche dem Verfasser die Anregung zu seiner Arbeit gegeben haben. Die Einleitung (S. vii) beschäftigt sich kurz mit der strittigen Entstehungszeit des Tierbuches des Albertus sowie überhaupt seiner naturwissenschaftlichen Aristoteleskommentare. Ältere Autoren, wie A. Jourdain, Sighart und Jessen, waren der Ansicht, daß dieselben erst nach 1262 entstanden, nachdem Albert auf den bischöflichen Stuhl zu Regensburg verzichtet hatte. 1913 hat jedoch J. A. Endres in der Festschrift für v. Hertling im Anschluß an P. Mandonnet zu beweisen gesucht, daß Albert bereits um die Mitte der fünfziger Jahre des 13. Jahrhunderts mit der Hauptarbeit seiner Kommentare des Stagiriten fertig gewesen sei. Dagegen wollte E. Stolz 1914 den Abschluß dieser Arbeiten wieder über 1268 hinaus verlegen. Ein entscheidendes Urteil in dieser Streitfrage kann der Verfasser nicht geben, er scheint jedoch der Ansicht von Endres zuzuneigen.

Schon in seinen „Vorbemerkungen zur neuen Ausgabe der Tiergeschichte des Albertus Magnus“ in den Sitzungsberichten der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften (philosophisch-philolog. und historische Klasse, 1912, 1. Abhandlung) hatte Stadler den eingehenden Beweis dafür erbracht, daß die Kölner Handschrift (Kodex C) unter den etwa 40 Handschriften, die M. Weiß 1905 aufzählt, die erste Stelle einnimmt und wirklich die Urschrift des Werkes ist; daher beschäftigt er sich in der Einleitung seiner Neuausgabe nur kurz zusammenfassend

---

[1] Albertus Magnus, De animalibus libri XXVI. Nach der Kölner Urschrift. Erster Band, Buch I—XII enthaltend. gr. 8° (XXVI u. 892) Münster i. W. 1916, Aschendorff. (Beiträge z. Gesch. der Philosophie d. Mittelalters von Cl. Baeumker Band XV.)

nochmals mit dieser Frage. Den Text hat er nach Jessens Vorgang buchweise in Paragraphen von ungefähr zwanzig Zeilen eingeteilt. Die von Albert benutzte Literatur wird erst am Schluß der Neuausgabe in einem Index autorum zusammengestellt werden. Vorläufig führt Stadler nur die Hauptquellen an. Diese sind die arabisch-lateinische Übersetzung des Aristoteles[1] von Michael Scotus, ferner die Canones und das Aristoteles-Exzerpt De animalibus von Avicenna und endlich Galenus, der meist indirekt aus Avicenna zitiert wird. Damit der Leser stets wisse, was von Albertus selbst stammt, und was er seinen Quellen entnommen hat, wendet Stadler zur Scheidung senkrechte Striche im Text an, deren Erklärung in der Einleitung (S. XII) gegeben wird. Auf eine Deutung der Aristotelischen Tiernamen konnte er sich nicht einlassen, sondern verweist auf Aubert-Wimmer u. a. Dagegen werden die Tiernamen des Albertus am Schlusse der Neuausgabe im Index rerum zusammengestellt und gedeutet werden. Die Orthographie der Urschrift ist im ersten Buche mit allen ihren Inkonsequenzen und Eigenheiten getreu wiedergegeben mit Ausnahme geringer notwendiger Änderungen. In den folgenden Büchern wurden jene unwesentlichen Abweichungen beseitigt, Eigenheiten der Schreibweise jedoch beibehalten (S. XI).

Daß Albert d. Gr. als selbständiger Forscher in vielen Punkten über seine Vorgänger hinausgeht, hatte Stadler schon früher in zwei bemerkenswerten Vorträgen gezeigt, zuerst 1905 in seinem Vortrag im Verein für Naturkunde in München (Döberl-Reinhardstöttner, Forschungen zur Geschichte Bayerns XIV 95 ff.) und dann noch eingehender auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Köln 1908 (Verhandlungen I [Leipzig 1909] 29—37) in seinem Eröffnungsvortrage „Albertus Magnus von Köln und das Kölner Autogramm seiner Tiergeschichte". Albert hat in diesem Werke das zoologische Volkswissen seiner Zeit in übersichtlicher Weise zusammengefaßt und mannigfach bereichert, wobei überall das Biologische und persönlich Erlebte in den Vordergrund tritt. Manche deutsche Tiere sind von ihm zuerst beschrieben worden, und über viele bietet er genaue Beobachtungen, besonders über die Lebensweise der Falken. Unter den neueren Zoologen ist es namentlich Richard v. Hertwig in München, der dem selbständigen Forschergeiste des Albertus gerechte Anerkennung zollt[2].

Schon wenn man die Überschriften der Bücher der Tiergeschichte in der Neuausgabe liest, ist man vielfach überrascht über die Anklänge an moderne wissenschaftliche Auffassung auf Aristotelischer Grundlage. Zur vergleichenden Morphologie gehören beispielsweise das erste und zweite Buch: Liber I^us^ qui est de membris animalium et praecipue perfectissimi animalis quod est homo; Liber II^us^ in quo agitur de comparatione aliorum animalium ad hominem secundum convenientiam et differentiam. Während diese beiden Bücher sich neben der äußeren Morphologie auch schon mit der Anatomie der Sinnesorgane,

---

[1] Vgl. M. Grabmann, Forschungen über die lateinischen Aristotelesübersetzungen des 13. Jahrhunderts (Münster i. W. 1916) 185: Beiträge zur Gesch. der Philosophie des Mittelalters Band XVII 6.

[2] Vgl. Wasmann, Die moderne Biologie u. d. Entwicklungstheorie[3] (1906) 13 ff.

des Skelettes, des Muskel- und Nervensystems usw. beschäftigen, bietet das dritte Buch, qui totus est de origine similium membrorum quae sunt in animalibus, weitere Betrachtungen der vergleichenden Anatomie und Physiologie des Blutumlaufs und des Nervensystems, wobei Albert allerdings die irrtümliche Ansicht des Aristoteles verteidigt, daß das Herz auch das Zentralorgan des letzteren Systems sei. Mit der vergleichenden Fortpflanzung und Entwicklung der Tiere befassen sich das fünfte Buch de generatione animalium in communi und das sechste Buch de natura et anathomia et generatione ovorum. Das siebte und achte Buch bieten eine vergleichende Übersicht über die Lebensweise der Tiere, de moribus et vita animalium. Im achten Buch beschreibt der erste Traktat die verschiedene Kampfesweise der Tiere, die folgenden Traktate desselben Buches entwerfen eine vergleichende Tierpsychologie, indem die Handlungen der Tiere „nach ihrer Klugheit und Torheit" untereinander verglichen werden. Von besonderem Interesse ist der vierte Traktat, „in dem von der Klugheit und den Werken der Gliedertiere gehandelt wird". Hier werden besonders die Spinnen und die geselligen Insekten, die Ameisen, Bienen und Wespen, berücksichtigt.

Greifen wir zu einer näheren Prüfung die Schilderung der Ameisen aus dem ersten Kapitel dieses Traktates heraus (627). Hier zeigt sich klar, wie Albertus als selbständiger Beobachter über Aristoteles hinausgeht. Von den 32 Zeilen, welche er den Ameisen widmet, sind nur 4, die dem Stagiriten entlehnt sind, und diese werden noch durch Zwischensätze ergänzt. Die ganze übrige Schilderung ist Original eines naiven Beobachters unserer nordischen Emsen und bietet neben manchem Irrtümlichen auch viele auffallend zutreffende Wahrnehmungen. Irrtümlich ist es, daß Albert die Fühler der Ameisen für deren Augenstiele hält. Aber die große biologische Bedeutung dieser Anhänge, „die nach Art zweier Haare vom Kopfe ausgehen", hat er richtig erkannt, wenn er beifügt, daß die Ameise nach Amputation jener Organe ziellos umherirre, errando nesciens quo vadat, und sich an ihren Gefährtinnen hartnäckig festbeiße. Die Kokons der Ameisen, die er in ihrer fast zylindrischen Form und der Pflege, die ihnen zuteil wird, richtig beschreibt, hält er natürlich für deren Eier. Wahrscheinlich hat er sie in den Haufen der Waldameisen beobachtet, wenn er sagt, daß die Ameisen beim Öffnen ihres Baues diese Eier ergreifen und forttragen. Zweifellos auf die Waldameise (Gruppe der Formica rufa *L.*) bezieht sich seine Bemerkung, daß diese Tiere zur Verteidigung einen scharfen, ätzenden Saft ausspritzen, spargunt humorem acutum mordicativum, der auf der menschlichen Haut Bläschen verursachen kann. Auch der starke aromatische Geruch der Waldameisenhaufen ist ihm bekannt, und er berichtet, daß neue Bretter von Weinfässern, wenn man sie auf den Haufen reibt und auf ihnen liegen läßt, deren Duft auch dem Weine mitteilen; deshalb nenne man diesen Wein „Ameisenwein" (vinum formicatum). Daß die Arbeiterameisen eine Kaste des weiblichen Geschlechtes sind, blieb ihm verborgen; er meint, die zusammenarbeitenden Ameisenscharen beständen aus Männchen und Weibchen. Die eierlegenden Königinnen in den Ameisennestern hat er übersehen; aber es ist durchaus richtig, wenn er bemerkt, daß die Ameisen

bei ihren Arbeiten und ihren Auszügen keinen „König“ als Leiter haben, sondern gewissermaßen eine demokratische Verfassung besitzen: et ideo civilitas earum non est sicut apum, sed potius sicut civilitas eorum, quorum nullus quidem optinet principatum, sed omnes simul ex affectu virtutis et boni naturalis gratia in unum habitant et in commune operantur. Der vergleichsweise republikanische Charakter der Ameisenstaaten, in denen die jeweilig eifrigste Arbeiterin die Tätigkeit der übrigen anregt, im Gegensatze zu dem mehr monarchischen Charakter der Bienenstaaten, wo die Königin in höherem Grade den Angelpunkt der sozialen Betätigung bildet, ist hier in fast modern psychologischer Weise angedeutet.

Möge die Stadlersche Neuausgabe der Tiergeschichte des Albertus bald vollendet vorliegen. Der erste Band ist eine außerordentlich mühevolle und sorgfältige Arbeit, die den Baeumkerschen „Beiträgen zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters“ zur Zierde gereicht. Die Zoologie bildet ja für Albertus wie für Aristoteles nur einen Zweig der Naturphilosophie; die Beobachtung steht bei ihnen im Dienste des philosophischen Denkens, und wenn die moderne Naturwissenschaft diese beiden Männer als Naturforscher unter ihre großen Pfadfinder rechnet, so zollt sie damit auch der Naturphilosophie eines Aristoteles und Albertus ihre Anerkennung. **E. Wasmann** S. J.

Die deutschen evangelischen Landeskirchen im Weltkrieg nach dem „Kirchlichen Jahrbuch“.

Den deutschen Katholiken liegt es fern, sich in die religiösen Streitigkeiten innerhalb des Protestantismus einmischen zu wollen. Anderseits kann es ihnen nicht gleichgültig sein, welchen Gang die religiöse Entwicklung bei ihren protestantischen Volksgenossen nimmt, mit denen sie im staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben durch tausend Fäden verbunden sind, und die ihnen jetzt die gemeinsame Not des Vaterlandes noch näher gebracht hat. Als ein vorzügliches Mittel der Orientierung über die deutschen evangelischen Landeskirchen wurde in dieser Zeitschrift wiederholt das „Kirchliche Jahrbuch“ von Pfarrer J. Schneider bezeichnet, von dem jetzt der 43. Jahrgang vorliegt [1]. Dem neuen Jahrgang fehlt zwar das, was bisher stets den Kern des Werkes ausmachte, der Abschnitt über kirchliche Statistik. Anderseits bietet gerade dieser Jahrgang eine solche Fülle von Material über die gegenwärtigen Strömungen innerhalb des deutschen Protestantismus und über die Kriegsarbeit der deutschen evangelischen Landeskirchen, daß er seinen Untertitel „Ein Hilfsbuch zur Kirchenkunde der Gegenwart“ vollauf verdient und als ein wertvoller Beitrag zur Zeitgeschichte bezeichnet werden muß.

Gleich das erste Kapitel des Jahrbuches, „Ausblicke von der gegenwärtigen inneren Lage der Kirche aus“, das den General-Superintendenten Zoellner in Münster

---

[1] Kirchliches Jahrbuch für die evangelischen Landeskirchen Deutschlands 1916. Ein Hilfsbuch zur Kirchenkunde der Gegenwart. 8° (X u. 604) Gütersloh 1916, Bertelsmann. *M* 6.—; geb. *M* 7.50

zum Verfasser hat, macht den Leser mit dem Gegensatz bekannt „zwischen dem, was die evangelische Kirche als den Kern ihres Bekenntnisses vertrat, und dem, was man die Geheimreligion der Gebildeten nannte". Letztere Richtung führt Zoellner zurück auf den Humanismus bzw. die durch die Stoa beeinflußte Renaissance, die zwar schon vom Reformationszeitalter an im Protestantismus fortwirkten, aber erst in neuester Zeit klar zum Ausdruck und in den gebildeten Kreisen zur Herrschaft gelangten. Diese humanistische oder intellektualistische Richtung läßt die Dogmen höchstens als „unzulängliche Andeutungen unfaßbarer Geheimnisse" gelten. Einer ihrer Hauptvertreter, Arthur Bonus, sagt geradezu (Kirchliches Jahrbuch S. 7):

„Ein neuer Mythos wendet sich nun nicht gegen die wuchtigen Gestalten des alten Mythos, sondern er sucht sie umgestaltend herüberzunehmen. Immerhin lassen sich einige Richtlinien heute schon feststellen. Über die volle Wendung zur Selbstachtung wird man sich nicht mehr täuschen können. Wir werden nie mehr ‚zu Kreuze kriechen'. Schuld, Sünde, Vergebung, Gnade, Reue, Erlösung: das sind alles Worte, die wir nicht mehr hören können vor Ungeduld. Wir haben genug davon, uns durch das Wühlen in unsern Sünden und durch Selbstbeschimpfung in den Genuß einer unverdienten Gnade heraufzuschrauben. Der neue Mythos wird die Gotteswelt in uns verkündigen, in der wir weder Delinquent noch Sohn, sondern in der wir ein Teil sind."

Die Anhänger dieser Richtung wollen aber in der Landeskirche bleiben, die staatlich privilegiert und unterstützt, „ein wohnliches Haus" darstellt, in der Hoffnung, dort allmählich die Herrschaft zu erlangen. Letzteres ist freilich nur möglich, wenn die evangelischen Landeskirchen ihren Charakter als Bekenntniskirchen aufgeben. Zoellner glaubt den Verzicht auf den Bekenntnischarakter befürworten zu sollen, wenn auch aus einem andern Grunde. Er sieht nämlich kein anderes Mittel, um die kirchliche Versorgung der bekenntnistreuen Minoritäten, die ihrerseits auch nicht aus der Landeskirche ausscheiden wollen, durchzusetzen. Denn solange die ganze Kirche rechtlich auf dem Standpunkt des Bekenntnisses steht, kann man, wie Zoellner meint, die Notwendigkeit einer besondern kirchlichen Versorgung der bekenntnistreuen Minderheit einer Gemeinde nicht anerkennen. Ob und inwieweit der Standpunkt Zoellners den Beifall der maßgebenden Instanzen innerhalb der evangelischen Landeskirchen findet, vermögen wir nicht zu beurteilen. Der Umstand, daß ein solcher Vorschlag im „Kirchlichen Jahrbuch" vertreten wird, berechtigt noch nicht zu der Annahme, daß der Herausgeber und die übrigen Mitarbeiter damit einverstanden sind, da jeder Mitarbeiter für seine Abteilung allein verantwortlich ist. Aber es ist doch bemerkenswert, daß ein so radikaler Versuch einer Lösung der innerhalb der evangelischen Landeskirchen bestehenden Schwierigkeiten von so angesehener Seite in Vorschlag gebracht wird.

Die eben berührten Gegensätze der Richtungen machen sich auch bei der Gemeindearbeit geltend, von der das von Professor Schian in Gießen bearbeitete zweite Kapitel handelt. Als Ausweg wurde auf einer Konferenz der sächsischen Landesgruppe für evangelische Gemeindearbeit unter anderem vorgeschlagen, für

Ortschaften mit mehreren Kirchengemeinden die Möglichkeit zu schaffen, daß Mitglieder einer Gemeinde auch ohne Umzug sich einer andern Gemeinde durch Umpfarrung anschließen können. Auch soll den Eltern eine größere Freiheit in der Wahl des Pfarrers für den Konfirmandenunterricht zugestanden werden.

Den Kern des Jahrbuches bildet diesmal das Kapitel über die kirchliche Zeitlage im Jahre 1915/16, das von dem Herausgeber, Pfarrer Schneider, selbst bearbeitet ist. Es ist nicht nur das umfangreichste (165 S.), sondern auch das inhaltlich bedeutendste und bietet einen Überblick über alle mit dem Weltkrieg zusammenhängenden Fragen vom evangelisch-kirchlichen Standpunkt aus, sowie über das kirchliche Leben in den evangelischen Landeskirchen während des Berichtsjahres.

Gegenüber den Glaubensgenossen im feindlichen und zum Teil im neutralen Ausland befinden sich die deutschen Protestanten nach dem Berichte Schneiders in einer ähnlichen Lage wie die deutschen Katholiken. So heißt es auf S. 31: „Die Waldenser haben uns einen Abschiedsbrief geschrieben, die evangelische Missionskirche Belgiens hat jede Beziehung zu ihrem deutschen Hinterland abgebrochen. Die Synode der evangelisch-lutherischen Kirche von Paris hat der deutschen Theologenwelt häßliche Verleumdungen nachgesagt. Die evangelischen Schweizer des Waadtlandes suchen sie fast noch zu übertreffen. . . .“ Demgegenüber schildert Schneider mit warmen Worten die einmütige Geschlossenheit des deutschen Volkes während des Krieges. Die Kriegsfürsorge, soweit sie von evangelischer Seite ausging, die den veränderten Zeitumständen angepaßte seelsorgliche Tätigkeit und die zu diesem Zwecke erlassenen Verordnungen der evangelischen Kirchenbehörden werden in diesem Kapitel ausführlich dargelegt. Auch der von vielen Seiten gewünschten Neuorganisation der evangelischen Landeskirchen nach dem Kriege ist ein längerer Abschnitt gewidmet. Schneider geht in dieser Frage nicht so weit wie Zoellner, hält aber auch eine gewisse Reform der jetzigen schwerfälligen Kirchenverfassung für notwendig.

Zu bedauern ist es, daß Pfarrer Schneider, der in allem, was die evangelischen Landeskirchen angeht, sich als ein zuverlässiger Führer erweist und sich durch sein maßvolles Urteil auszeichnet, über das, was außerhalb dieses Rahmens liegt, so wenig und einseitig informiert ist. Sonst hätte er nicht den Satz schreiben können (S. 32): „Noch nie war die Kurie politisch so hilflos und ohnmächtig wie jetzt, lahmgelegt durch in entgegengesetzter Richtung wirkende Kräfte.“ Gerade das Gegenteil ist der Fall. Noch nie war seit mehr als hundert Jahren das Ansehen des Heiligen Stuhles so groß wie gerade jetzt. Um die Wette haben sich die Vierverbandsmächte, wenn auch vergeblich, bemüht, den Vatikan auf ihre Seite zu ziehen. England hat nach langer Unterbrechung wieder eine Gesandtschaft beim Heiligen Stuhl errichtet. Serbien hat ein Konkordat abgeschlossen. Sogar neutrale Länder, wie Holland und die Schweiz, letztere freilich noch inoffiziell, haben wieder diplomatische Vertreter des Papstes zugelassen. Daß eine rein moralische Macht wie das Papsttum einen Weltkrieg, in dem Millionenheere einander gegenüberstehen und große Völker um ihre Existenz ringen, nicht

einfach durch ein Machtwort beendigen kann, ist selbstverständlich. Aber niemand auf der ganzen Welt hat zur Linderung der Härten dieses Krieges durch Gefangenenaustausch usw. so viel zustandegebracht wie Benedikt XV. Nicht „in entgegengesetzter Richtung wirkende Kräfte", sondern die eigene Überzeugung hat den Papst zur Wahrung einer unbedingten Neutralität vermocht. Hilflos ist er nur gegen brutale Gewaltakte, wie sie die italienische Regierung sich ihm gegenüber erlaubt hat.

Was der auf S. 67/68 erwähnte Protest des Papstes gegen die schamlose Propaganda und die Angriffe der englisch-amerikanischen Methodistengemeinde in Rom mit den deutschen evangelischen Landeskirchen zu tun hat, ist schwer erfindlich. Deutsche protestantische Missionäre haben wiederholt nicht minder energisch gegen Übergriffe der amerikanischen Methodistenmissionäre protestiert und deren „Bekehrungsmethoden" scharf getadelt. Die deutsche evangelische Gemeinde in Rom war zur Zeit der Ansprache des Papstes so gut wie völlig aufgelöst, konnte daher auch nicht gemeint sein, zumal ja die deutschen Protestanten in Rom derartige verwerfliche Lockmittel zum Abfall nicht angewandt und sich an den öffentlichen Verunglimpfungen des Papstes nicht beteiligt haben [1]. Zum Überfluß hat aber der Kardinal-Staatssekretär noch ausdrücklich erklärt, daß der Protest des Papstes sich nicht auf die deutschen Protestanten beziehe, und Kardinal von Hartmann hat diese Erklärung in der deutschen Presse bekanntgegeben. Wenn die deutschen Protestanten jede Verteidigung von katholischer Seite gegen die Übergriffe irgendeiner ausländischen protestantischen Sekte als einen gegen sie gerichteten Angriff auffassen, dann wird es immer wieder Anlaß zur Erregung geben und die Aufrechterhaltung des Burgfriedens unter den Konfessionen in Deutschland wird dann kaum möglich sein.

Sehr interessant und lehrreich ist die von Pfarrer P. Richter in Werleshausen redigierte Abteilung über die deutsche evangelische Heidenmission. Die deutschen evangelischen Missionen haben, soweit sie auf englischem Gebiete ausgeübt wurden, natürlich durch den Krieg sehr gelitten. Doch scheinen die evangelischen Missionäre glimpflicher behandelt worden zu sein als die katholischen, beispielsweise als die deutschen Jesuiten in Indien. Auch konnten sie vermittelst eingeborener Gehilfen, einiger schweizerischer und schwedischer Amtsbrüder an manchen Stellen den Missionsbetrieb aufrechthalten.

Die Krisis, die der Weltkrieg über die deutschen protestantischen Missionen gebracht hat, hat in den deutschen Missionskreisen eine lebhafte und zum Teil ziemlich scharfe Kritik an dem bisherigen Missionsbetrieb hervorgerufen. Man erhebt den Vorwurf, „daß der deutsche Missionsbetrieb in englisch-amerikanisches

---

[1] Die vom Papste gebrauchten biblischen Ausdrücke sind von der „Korrespondenz des Evang. Bundes", die überhaupt die künstliche Erregung angefacht hat, möglichst kraß in einer der Meinung Benedikts XV. sicherlich nicht entsprechenden Weise übersetzt worden. Daß in diesem Zusammenhang auch Luther und Calvin erwähnt werden, erklärt sich daraus, daß auch die Methodisten auf diese ihre religiösen Anschauungen zurückführen.

Fahrwasser gerate, daß man die alte solide ‚pietistische‘ Weise preisgebe und sich blenden lasse von ungesunden, unbiblischen englisch-amerikanischen Methoden und diese nachahme. Eine gewisse Großmannssucht wolle in die Missionsarbeit eindringen, man gefalle sich in anspruchsvoller Missionspolitik und Missionsstrategie, entwerfe großzügige Welteroberungspläne, in der heimischen Missionsarbeit herrsche viel menschliche Mache; anstatt sich auf die alte, erprobte Gemeinde der Missionsfreunde zu stützen, ziehe man mit oft nicht einwandfreien oder sogar recht bedenklichen Mitteln breitere außenstehende Kreise heran, denen zuliebe dann das eigentliche Missionsmotiv getrübt und Nebenmotive in den Vordergrund geschoben würden. Besonders habe in alledem die Edinburger Weltmissionskonferenz auf die Entwicklung des deutschen Missionslebens einen ungünstigen Einfluß geübt, und die auf ihr eingegangene internationale Arbeitsgemeinschaft sei für die deutsche Art kein Segen gewesen" (Kirchliches Jahrbuch S. 240).

Ähnlich schreibt Pfarrer Klautzsch (aus Posen) in dem Gemeinschaftsblatt „Licht und Leben": „Unsere großen Missionsgesellschaften sind zu sehr verweltlicht. Man will jetzt auf die Welt Eindruck machen. Man macht die Mission hoffähig und parlamentstüchtig. Sollte das wirklich ohne Kompromisse möglich sein? Man warb bei der Jubiläumsspende auch um die Gaben der Juden und suchte ihnen verständlich zu machen, daß auch sie für dieses edle Kulturwerk ohne Gewissensbeschwerden beisteuern könnten. Ganz ernsthaft! Sollten die Stimmen so ganz unrecht haben, die da sagen, die Deutsche Evangelische Missionshilfe, das jüngste Menschenwerk, sei eine Organisation für grundsätzliche Verweltlichung der Mission?" (Kirchliches Jahrbuch S. 242.)

Besonders hat ein Programmvortrag von Professor Richter auf der ersten Tagung der Deutschen Evangelischen Missionshilfe, worin er von einer prophetischen Sendung Deutschlands an die Menschheit sprach, lebhaften Widerspruch in protestantischen Missionskreisen hervorgerufen. Der Sekretär der deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung, Spemann, stellt es entschieden in Abrede, daß gerade das deutsche Volk eine besondere prophetische Sendung habe, „das widerspreche in gleicher Weise der Geschichte, den Tatsachen der Gegenwart und der Schrift. Das moderne Deutschland dürfe man nicht als ein im Grunde evangelisch-lutherisches Land ansprechen, denn — abgesehen von den Katholiken — wirke nicht der Glaube Luthers, sondern die in der Antike und Renaissance gebildeten Dichter, die neueren Philosophen und Naturwissenschaftler entscheidend auf die religiösen Ideale des im strengen Sinne gebildeten modernen Deutschen. Man habe von den Flugschriften der Missionshilfe den Eindruck, als ob die unter angelsächsischer Führung ausgegebene Losung der Edinburger Konferenz sich jetzt in anderer Form, aber unverändert in der Grundlage wiederholt, und während der stolze Erwählungsglaube der Briten zuschanden geworden sei, spielten wir bereits mit demselben Feuer" (Kirchliches Jahrbuch S. 244). Professor Richter verteidigt sich gegen diese Vorwürfe durch den Hinweis, daß auch er ein Missions*motiv* außer oder neben dem biblischen ablehne, aber einen Einschlag nationaler Missionsgedanken für notwendig ansehe.

Einen den pietistischen Missionskreisen noch mehr entgegengesetzten Standpunkt nimmt Professor Troeltsch ein, der in der „Christlichen Welt“ schreibt: „Für das internationale Christentum bedeutet der Krieg geradezu eine Katastrophe, deren Folgen noch schwer zu übersehen sind. Der Umstand, daß sich die christlichen Weltmächte unter Verleugnung der christlichen Grundsätze zerfleischen, der Umstand, daß die Kriegführung des allerchristlichsten England geradezu ein Hohn auf diese Grundsätze ist, wird der Gesamtmission und damit der Weltstellung des Christentums einen schweren Stoß versetzen. Mit alledem ist das Christentum natürlich nicht in den Gebieten der weißen Rasse erschüttert, auf die es sich — wenn man von dem Kolonialchristentum absieht — beschränken zu sollen scheint, aber wohl in seiner Weltmission. Die Besonderung der Menschheit in verschiedene religiöse Lebenskreise, zwischen denen nur mehr eine freie, gegenseitige Anregung des Geistes möglich ist, die aber jeder sein eigenes Schicksal erfüllen, scheint endgültig geworden zu sein. Das wird den nicht erstaunen noch erschüttern, der aus allgemeinen religionsgeschichtlichen Gründen auch ohnedies schon dieser Überzeugung war. Aber es beginnt nun vom Lauf der Geschichte allen deutlich gemacht zu werden. Alles Historisch-Besondere an den großen Religionen ist nur etwas Relatives, von höchster Bedeutung und Lebendigkeit für den Kreis, den es erfüllt, aber nicht bestimmt, zum schlechthin Allgemeinen zu werden“ (Kirchliches Jahrbuch S. 251). Solche Grundsätze müßten natürlich, wenn sie in weiteren Kreisen zur Annahme gelangten, das Missionswerk von Grund aus zerstören.

Die Gesamtübersicht der deutschen evangelischen Missionsgesellschaften, die freilich zum Teil den Stand vor dem Kriege wiedergibt, weist eine Gesamtzahl von 1068 ordinierten europäischen und 336 eingeborenen Missionären und von 534 europäischen und 8672 eingeborenen Missionshelfern auf. Die Zahl der Heidenchristen in den von den deutschen Gesellschaften missionierten Gebieten belief sich auf 721 605, diejenige der Taufbewerber auf 60 200. In 4498 Missionsschulen wurden 242 866 Schüler und Schülerinnen unterrichtet. Die Einnahmen betrugen 8 516 141 Mark, die Ausgaben 10 258 317 Mark.

Die Kapitel über kirchliche Gesetzgebung, über Judenmission, über die Lage der evangelischen Kirche in der ausländischen Diaspora bieten nichts besonders Bemerkenswertes. Nur muß es sehr befremdlich erscheinen, daß in dem letztgenannten von Pfarrer H. Neumann in Godesberg redigierten Kapitel ein Bericht wie derjenige des Pastors Theodor Fliedner über das deutsche Evangelisationswerk in Spanien Aufnahme gefunden hat. Zu den wenigen Freunden, die uns noch im neutralen Ausland geblieben sind, gehörten bis jetzt die katholischen Spanier (oder, wie Fliedner sie bezeichnet, die „Klerikalen“), während die liberalen und freimaurerischen Elemente auch in Spanien auf seiten der Entente stehen. Fliedner spricht verächtlich von „der neuentdeckten Deutschfreundlichkeit der Klerikalen“, über die man mit einem stillen Lächeln hinweggehe, und behauptet, die Evangelischen in Spanien sagten sich, „wenn Deutschland siegt, wird das Land Luthers dem Evangelium auch in Spanien Bahn brechen“. Das sind ganz die gleichen Ideen, wie sie die geschäftigen Feinde unseres Vaterlandes

überall durch Wort und Schrift unter den Katholiken des neutralen Auslandes zu verbreiten suchen, indem sie fälschlich Deutschland als eine protestantische Macht und den Sieg Deutschlands als gleichbedeutend mit einem Siege des Protestantismus hinzustellen suchen. Es ist daher unbegreiflich, wie ein Deutscher es mit seinem vaterländischen Empfinden vereinbaren kann, durch das Verbreiten derartiger Äußerungen den Feinden unseres Volkes Waffen in die Hand zu spielen. Daß diese Äußerung auch ein Schlag ins Gesicht für die deutschen Katholiken ist, liegt auf der Hand. Während die deutschen Katholiken zu Hunderttausenden Blut und Leben für das Vaterland aufopfern, wird ihnen hier gesagt, daß der mit ihrem Blute erkaufte Sieg dazu dienen soll, dem „Lande Luthers" die Möglichkeit zu bieten, dem „Evangelium" in katholischen Ländern Bahn zu brechen. Das ist denn doch eine Rücksichtslosigkeit, die kaum zu überbieten ist[1].

In dem von Pfarrer R. Schneider in Bielefeld bearbeiteten Kapitel über Innere Mission werden namentlich die Abschnitte über den Kampf gegen die Unsittlichkeit und die Trunksucht auf katholischer Seite ungeteilten Beifall finden. Was dort gegen manche Vorschläge der Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten vom christlichen Standpunkt eingewendet wird, deckt sich ganz mit den katholischen Anschauungen. Es ist das ein Gebiet, auf dem die gläubigen Elemente unter den Katholiken und Protestanten Deutschlands in weitem Maße, wie es ja auch bereits geschieht, zusammengehen können. So bietet das Studium des „Kirchlichen Jahrbuches", wenn man auch nicht mit allen Ausführungen einverstanden sein kann, doch auch für Katholiken außerordentlich viel Anregung und Belehrung.

---

[1] Übrigens ist die Behauptung Fliedners, daß die Protestanten in Spanien deutschfreundlich seien, nicht einmal richtig. Auf der diesjährigen Hauptversammlung des württembergischen Gustav-Adolf-Vereins wurde vielmehr (nach der „Köln. Volkszeitung", Nr. 801 vom 4. Oktober 1916) durch Hofrat Dr. Hoffmann ausdrücklich festgestellt, daß die Protestanten in Spanien mit ihren Sympathien größtenteils auf seiten des Vierverbandes ständen.

Hermann A. Krose S. J.



Gegründet 1865 von deutschen Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: z. Z. Franz Ehrle S. J., München, Giselastraße 31 (Fernsprecher: 32 749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Krose S. J., R. v. Nostitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

:::::::: Eingesandte Schriften ::::::::

(Ein Urteil bleibt vorbehalten; Besprechung folgt nach Tunlichkeit)

Aalberse, P. J. M., Economie en Techniek. 8° (36 S.) Leiden 1916, Futura.

Aumiller, J., Fliegende Menschen. [Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek. 69./70. Bdchn.] 8° (IV u. 285 S.) Regensburg 1916, Manz. *M* 2.40

Austria Nova. Wege in Österreichs Zukunft. Hrsg. von der Redaktion der Monatsschrift „Das Neue Österreich". Lex.-8° (X u. 318 S.) Wien 1916, Braumüller. *K* 12.—

Bahr, H., Die Stimme. Schauspiel in drei Aufzügen. kl. 8° (140 S.) Berlin 1916, Fischer. *M* 2.50; geb. *M* 3.50

Ballmann, W., O. S. B., **In neuer Kraft.** Ein Wort für den altkirchlichen Choral. 8° (96 S.) Trier 1916, Paulinus-Druckerei. *M* 1.50

Batzer, Maria, Rotstrümpfchen. Erzählung für Kinder. Mit 4 farb. Vollbildern von Wilh. Roegge. 8° (188 S.) Nürnberg, Nister. *M* 3.50

Baumgarten, O., Politik und Moral. 8° (179 S.) Tübingen 1916, Mohr. *M* 3.—

Beils, W., Das Lied als Schwert. Eine Studie. 12° (62 S.) Warendorf, Schnell. *M* 1.—

Benzigers Brachzeit-Bücher. kl. 8° Einsiedeln, Benziger.
I. Folge. Nr. 13: Frankenhauser, A., Das Urlaubsgesuch. (33 S.) 20 *Pf.*
II. Folge. Nr. 6: Böttcher, K., Mit Volldampf voraus! (50 S.) 30 *Pf.*

Beßler, W., O. S. B., **Der Prüfungs-Aufsatz.** 8° (120 S.) Donauwörth, Auer. *M* 1.80

Betzinger, B. A., Heliand. Lesungen vom Treubund Gottes. 8° (123 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein. *M* 1.20

Bram, Franziska, Der Ruf des Lebens. 12° (250 S.) Köln, Bachem. *M* 4.40

Brauer, Th., Bodenfrage und Arbeiterinteresse. Eine erste Einführung. gr. 8° (VI u. 217 S.) Jena 1916, Fischer. *M* 5.—

Brors, F., Feldpredigten. 8° (85 S.) Essen, Fredebeul & Koenen. Geheftet *M* 1.—

Broschüren, Frankfurter zeitgemäße. gr. 8° Hamm 1916, Breer & Thiemann. Jedes Heft 50 *Pf.*
XXXV. Bd., 10. Hft.: Pesch, J., Aberglaube und Kriegsaberglaube. (31 S.) 11.—12. Hft.: Löffler, K., Die römische Frage. (62 S.)
XXXVI. Bd., 1. Hft.: Dürrwächter, A., Das deutsche Erwachen. (31 S.)

Brückner, A., Die Slawen und der Weltkrieg. 8° (VIII u. 173 S.) Tübingen 1916, Siebeck. *M* 3.—

Bürkle, L., Samenkörner der Ewigkeit. 2. Aufl. 24° (149 S.) Schw.-Gmünd, Selbstverlag. Geb. *M* 1.80

— **„Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube."** Eine Feldpostgabe. 5. Aufl. kl. 12° (32 S.) Ebenda. 15 *Pf.*

— **„Kämpfe den guten Kampf des Glaubens!"** Eine Feldpostgabe. 4. Aufl. kl. 12° (32 S.) Ebenda. 15 *Pf.*

Bussar, M., Zehn-Minuten-Predigten auf jeden Sonntag des Jahres. 2. Aufl. 8° (VIII u. 140 S.) Regensburg 1917, Manz. *M* 2.80

Cladder, H., S. J., u. **K. Haggeney** S. J., **In der Schule des Evangeliums.** Betrachtungen für Priester. 5. Bdchn.: Im Kreise der Jünger. [Mt 16, 21 bis 20, 28.] 12° (VIII u. 250 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 2.40; geb. *M* 3.20

Dreßler, O., Denkschrift betreffend die Neugestaltung der Verwaltung der Kunstangelegenheiten im Reich und in den Bundesstaaten. Lex.-8° (31 S.) Breslau 1917, Schottländer.

Droste-Hülshoff, Annette Freiin von, **Das geistliche Jahr.** Hrsg. von Chr. Flaskamp. 8° (200 S.) München 1915, Müller. *M* 1.25

Ebner-Eschenbach, Marie von, **Meine Erinnerungen an Grillparzer.** 8° (190 S.) Berlin 1916, Gebr. Paetel.

Eick, Tony, Judas Ischariot. Ein Epos. 8° (165 S.) Bonn, Hauptmann. *M* 3.—

Faber, F. W., Die heilige Eucharistie. Neu hrsg. von J. Rhotert. 12° (VIII u. 448 S.) Regensburg 1916, Pustet. *M* 2.20; geb. *M* 3.—

Federer, H., Das Mätteliseppi. Eine Erzählung. 8° (565 S.) Berlin 1916, Grote. *M* 5.—

— **Eine Nacht in den Abruzzen.** Mein Tarcisius-Geschichtlein. 12° (II u. 64 S.) Freiburg 1917, Herder. In Pappband *M* 1.—

— **Patria!** Eine Erzählung aus der irischen Heldenzeit. 12° (II u. 92 S.) Ebenda. In Pappband *M* 1.—

Feuer, Das heilige. Monatsschrift für naturgemäße, deutsch-völkische und christliche Kultur und Volkspflege. 4. Jahrg., 1. Hft. 8° (48 S.) Paderborn 1916, Junfermann. 50 *Pf.*

Flemming, W., **Die Begründung der modernen Ästhetik und Kunstwissenschaft durch Leon Battista Alberti.** gr. 8° (IX u. 126 S.) Leipzig 1916, Teubner. *M* 4.—

Forschungen und Fragen, Pädagogische. Hrsg. von Dr. R. Stölzle. 8° Paderborn 1916, Schöningh.
2. Hft.: Müller, Dr. J. B., Ignaz Heinrich von Wessenberg, ein christlicher Pädagog. (X u. 196 S.) *M* 5.— 3. Hft.: Schnitzler, Dr. M. H., Christian Gotthilf Salzmann als Moralpädagoge. (106 S.) *M* 2.20. 4. Hft.: Hauser, Dr. J., Franz Jos. Müller, ein Volksschulpädagoge. (X u. 122 S.) *M* 3.—

Foerster, Fr. W., **Die deutsche Jugend und der Weltkrieg. Kriegs- und Friedensaufsätze.** 3., verm. Aufl. 8° (167 S.) Leipzig 1916, „Naturwissenschaften". *M* 2.60

Forstmann, F., en A. W. Ausems, **Het Neomalthusianisme.** Tweede vermeerderde Druk. 8° (96 S.) Utrecht 1916, van Rossum.

Frank, E., **Die Steinbauern.** 12° (259 S.) Köln, Bachem. *M* 4.40

Führer des Volkes. Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern. gr. 8° M.-Gladbach 1916, Volksverein.
18. Hft.: Wieser, S., Prokopius von Templin. (87 S.) *M* 1.20. 19. Hft.: Schmidt, F., Hermann von Mallinckrodt. (65 S.) *M* 1.20. 20. Hft.: Schallberg, W., Klemens Brentano. (179 S.) *M* 1.80. 21. Hft.: Schmidt, F., Burghard von Schorlemer-Alst. (79 S.) *M* 1.20

Fürst, A., **Emil Rathenau, der Mann und sein Werk.** gr. 8° (119 S.) Berlin, Vita. *M* 3.50

Gillmann, F., **Die Notwendigkeit der Intention auf seiten des Spenders und des Empfängers der Sakramente nach der Anschauung der Frühscholastik.** gr. 8° (76 S.) Mainz 1916, Kirchheim.

Gorion, M. J. bin, **Der Born Judas.** I. Bd.: Von Liebe und Treue. 12° (376 S.) Leipzig, Inselverlag. *M* 4.50; in Pappe *M* 6.—

Grabmann, M., **Die Grundgedanken des hl. Augustinus über Seele und Gott.** [Rüstzeug der Gegenwart. Neue Folge, hrsg. von J. Froberger. V. Bd.] 8° (126 S.) Köln 1916, Bachem. *M* 2.20

Grueneberg, W., **Wie führe ich eine Vormundschaft?** 8° (63 S.) Potsdam 1917, Stiftungsverlag. *M* 1.—

Gspann, Dr. J., **Kurze Predigten auf alle Sonntage des Kirchenjahres.** 8° (VIII u. 264 S.) Regensburg 1916, Manz. *M* 4.—

Guenther, J. v., **Fahrt nach Thule.** Gedichte. 8° (92 S.) München 1916, Müller. Geheftet *M* 3.—

Gutberlet, Dr. K., **Die Gottesmutter.** 8° (IV u. 124 S.) Regensburg 1917, Manz. *M* 2.80

Gyr, H., **Die Pfarreinteilung nach kirchlichem und staatlichem Rechte.** gr. 8° (XVI u. 223 S.) Einsiedeln 1916, Benziger. *M* 4.60

Handel-Mazzetti, Enrika v., **Ritas Briefe.** II. Tl. [Hausens Bücherei. Nr. 52/53.] 12° (162 S.) Saarlouis 1916, Hausens Verlagsgesellschaft. Geb. *M* 1.—

Häusler, B., O. S. Cist., **Die Marienlehre des hl. Bernhard.** 8° (VIII u. 140 S.) Regensburg 1917, Manz. *M* 1.20

Hartmann, J., **Uhlands Briefwechsel.** Im Auftrag des Schwäbischen Schillervereins. 4 Bde. gr. 8° (IX u. 469 S.; XII u. 454 S.; XIV u. 477 S.; XV u. 425 S.) Stuttgart 1911, Cotta. Geb. je *M* 7.50

Herz, H., **Wandlung und andere Erzählungen aus geistlichem und weltlichem Leben.** 8° (166 S.) München, Lukasverlag. Geb. *M* 2.50

Heyde, E., **Grundlegung der Wertlehre.** gr. 8° (159 S.) Leipzig 1916, Quelle u. Meyer. *M* 5.—

Hirscher, J. B. v., **Betrachtungen über die sonntäglichen Episteln des Kirchenjahres.** In zeitgemäßer Neubearb. von Dr. Wibbelt. 8° (443 S.) Limburg 1916, Steffen. *M* 3.50

Hoheisel, C., **Sakramentskalender für das Jahr 1917.** 8° (128 S.) Berlin NO 18, Thornerstr. 64.

Holzknecht, Dr. Georgine, **Ursprung und Herkunft der Reformideen Kaiser Josefs II. auf kirchlichem Gebiete.** [Forschungen zur inneren Geschichte Österreichs, hrsg. von Prof. Dr. A. Döpsch. 11. Hft.] gr. 8° (XII u. 108 S.) Innsbruck 1914, Wagner.

Jahrbuch der Bergstadt 1917. Ernstes und Heiteres aus der Bergstadt. gr. 8° (168 S.) Breslau, Bergstadtverlag. *M* 2.—

Jakubczyk, K., **Die heilige Wehr.** Deutsche Kriegslyrik der Gegenwart. 12° (XL u. 96 S.) Freiburg 1917, Herder. *M* 1.80; in Pappband *M* 2.20

Jung Land. Halbmonatsschrift für das junge Landvolk. Hrsg. u. redig. von der Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland. 8. Jahrg. 4° (194 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein. *M* 2.—

Jüngt, Th., O. S. B., **Gedächtnis-Entwicklung für Studierende.** 12° (30 S.) Einsiedeln 1916, Eberle & Rickenbach. 50 *Pf.*

Junk, W., **Bibliographiae Botanicae Supplementum.** gr. 8° (VI u. S. 289—1039.) Berlin 1916, Junk. Geb. *M* 1.50

Meßopfer und Kriegsopfer.

Das Wesen der Dinge ist oft genug den fleischlichen Augen verborgen: sie sehen Ähnlichkeiten und Gleichheiten, wo in Wirklichkeit wahre Abgründe von Gegensätzen liegen; und wo die Sinne über unfaßbare Unterschiede staunen, dort verbirgt sich ungeahnt ein und dieselbe Kraft, vollzieht sich ein und dasselbe Ereignis. Welch augenfälliger Unterschied ist zwischen dem Hochamt in einer licht- und klangerfüllten Kathedrale und der stillen Messe, die der Feldgeistliche draußen liest unter dem Getöse berstender Geschosse! Welch ein Unterschied scheint zu liegen zwischen der Krönungsmesse in der Hauptstadt des Landes, wo dem jungen König die heilige Krone aufgesetzt wird, und der Requiemsmesse auf irgendeinem Soldatenfriedhof im fernen feindlichen Land! Und doch ist es immer der gleiche, unbegreiflich erhabene Vorgang, das immerwährende Opfer Jesu Christi. Die Größe seiner Tat verliert nichts auf dem Wege von der Kathedrale der Hauptstadt zu dem Unterstand an der Front. Ja es möchte uns bedünken, als ob hier auf den Schlachtfeldern das innere Wesen und die äußere Erscheinung noch viel besser zusammenstimmten. Gewiß sind hier die Umstände recht ärmlich, ja für menschliche Maßstäbe eigentlich unwürdig; in unterirdischen Höhlen, in Gräben, in Waldwinkeln, hinter Gepäckwagen, in halbzertrümmerten Häusern und Scheunen, auf irgendeinem leingedeckten Tisch oder Holzgestell wird die heilige Feier vollzogen. Aber es ist doch auch in der hauptstädtischen Domkirche der eigentliche Höhepunkt der Feier, wo Christus seine Opfertat vollbringt, eine ganz kurze und unscheinbare Zeitspanne, so still und klein und demütig, daß man sie wahrhaftig übersehen und überhören könnte — darum muß immer ein tönendes Glöcklein sie anzeigen. Ein paar leise Worte des Priesters über Brot und Wein, das ist alles, was von diesem feierlichsten und größten aller Ereignisse in die Augen fällt; sonst wirkt nichts auf die Sinne als höchstens das ergreifende Schweigen der umgebenden Kreatur.

Ja, was geht denn vor in diesem stillen Augenblick der „Wandlung"? Eine Predigt? Jawohl, aber eine Predigt der Tat! Eine Unterweisung und Lehre? Gewiß, aber es ist die Lehre eines unerhörten, eines gött-

lichen Beispiels! Eine sinnvolle geistreiche Zeremonie? Ja! die „Zeremonie“, die einstmals am Kreuz vollbracht wurde, als der Herr sein Haupt neigte und sein Blut herabfloß auf die Erde! Die Zeremonie eines Todesganges, die Zeremonie, die einen heldenhaften Aufopferungswillen offenbart! Das ist die Zeremonie, die da aufgeführt wird.

Wenn wir das Ereignis würdigen wollen, das den Mittelpunkt der Meßfeier bildet, müssen wir im Geiste zurückgehen bis zur Golgathastunde. Der Tod Jesu war ein freiwilliges Todesopfer, nicht eine bloße Gewalttat seiner Feinde, nicht eine Niederlage, die ihm aufgezwungen wurde. Er ging in den Tod, weil sein Vater es wollte. Er übernahm ja allezeit jegliches Werk, das der Vater ihm auftrug. Unweigerlich schritt er durch jedes dunkle und enge Tor, über alle steinigen und blutigen Pfade, wie der Vater sie ihm vorzeichnete. Und so bestieg er auch das Kreuz zu der Stunde, die im Himmel bestimmt war. Ohne Zögern legte er sein heiliges Leben, seinen unbefleckten Leib, sein kostbares Blut in die Hände des Vaters nieder. Er brachte sich selbst zum Opfer. Seine Feinde und Henker waren nur dienende Glieder in der schweren Kette göttlicher Fügungen, die das Leben und Sterben des Gottmenschen bis ins Kleinste bestimmten und regierten — nicht durch Gewalt oder Schicksalszwang, sondern allein durch die unentwegte Kraft seiner freien Liebe.

Da nun Jesus am Kreuze hing und das heilige Blut in roten Bächlein herabfloß, da ward endlich das Symbol erfüllt, das seit der Urzeit, in allen Menschensprachen, in zahllosen Arten und Weisen versucht hatte, die vollkommene Ergebung des Menschen an Gott, sein restloses Aufgehen in Gottes Willen zu bezeichnen. In dem herabfließenden Strome des Blutes war von jeher der Wille des Menschen sinnbildlich ausgegossen und hinübergeleitet worden in die Hand seines Gottes; und sobald das letzte Blutströpflein versickert war, hatte die Unterwerfung, die Selbsthingabe, die Einwilligung des Menschen in Gottes Ziele und Gedanken ihren — symbolischen — Höhepunkt erreicht, ihre restlose und rücksichtslose Vollendung. Das vergossene Blut diente zum redegewaltigen Zeichen, das zum Himmel rief: Siehe, dein bin ich, und gar nichts behalte ich mir! Der getötete Tierleib, der an des Menschen Statt geopfert ward, und das von ihm ausgeströmte, ausgegossene Blut redeten in ihrer geheimnisvollen Trennung eine gewaltige, um Verzeihung und Erbarmen flehende Sprache: Siehe, ich habe all mein Eigenwilliges, mein Eigenmächtiges preisgegeben, vernichtet, getötet. In dem Blute wurde der Eigenwille bis zur letzten

Neige hingeworfen und lag versickernd am Boden; der Eigenwille aber, der gegen Gott meuternde Eigenwille, das ist die Sünde, und so ist im Opfer des Blutes die Sünde getötet und hinausgeworfen worden, die Seele hat sich davon entleert, und so hat die Verzeihung freien Raum bekommen. Dies war der rührende Sinn all der namenlos vielen Opfer der alten Menschheit, von dem Tage, da Abel sein Lämmlein opferte bis zu dem Passahopfer des Jahres, da Jesus starb. Aber sie alle waren nur unbeholfene und unzulängliche Symbole und Zeichen gewesen; es war noch eine heimliche Lüge selbst in diesen blutigen Beteuerungen, es herrschte die Sünde selbst noch in den Opferpriestern, die ihr Volk versöhnen wollten.

Erst in dem Todesopfer Jesu am Kreuz erhielt das Symbol seinen Inhalt. Nun erst trat hinter die Zeremonie des Blutvergießens ein Opferwille von himmlischer Lauterkeit und darum auch von himmelstürmender Kraft und Größe, der Opferwille eines wirklich gottgefälligen und gottverbundenen Menschen, neben dem selbst der schuldlose Abel noch ein Sünder gewesen war; da wurde zum erstenmal eine nie durchbrochene Front gegenüber der feindlichen Linie von Sünde und Verderben aufgerichtet.

Der Hingebungswille Jesu erlosch aber nicht mit dem leiblichen Sterben. Wie der Tod eigentlich nicht der ursprünglichste und erbittertste Feind war, den dieses Opfer zu besiegen hatte, so sollte es auch nicht nach seinem Zweikampf mit dem Tod aufhören, sondern erst dann, wenn der Urfeind aus dem Felde geschlagen war — die Sünde; dann erst wird der ganze feindliche Block zerfallen: Sünde, Tod und Leid. Der Damm, den das Kreuzesopfer aufgerichtet, muß so lange stehen und abwehren, als der feindliche Andrang dauert: bis zum Ende der irdischen Geschichte; denn diese Geschichte ist auch nach dem Sieg von Golgatha noch ein unaufhörlicher Krieg, eine ständige Bedrohung durch den Feind, sie ist die Zeitspanne, in der das düstere Problem der Schuld sich auswirkt, weil ihm noch Macht gegeben ist auf eine Weile — eine weltgeschichtlich lange und doch kurze Weile. So lange muß also auch die geniale Lösung, die Gott für dieses Problem gefunden hat, bestehen und währen, die stellvertretende Sühne; so lange muß das Schwert geführt werden, das mit scharfem Schlag den Menschen trennt von seiner blutroten Sünde; so lange muß den sündenbeladenen Jahrtausenden standgehalten werden durch die Kraft von opfergetragenen, aus Selbsthingabe aufgebauten Jahrtausenden. Es lebt also der Opferwille fort auch im auferstandenen Christus und im erhöhten, der zum Throne des Vaters aufgestiegen ist; auch der verklärte

Menschensohn naht sich noch fürsprechend dem allmächtigen Vater. Wie ein ewiger Duft von Weihrauch und Myrrhe steigt diese Opfergesinnung aus dem besten und größten und reinsten aller Herzen empor zum Allerbarmer.

Aber das äußere Symbol, das in der Golgathastunde diesem Opfergeist Sprache und Ausdruck verlieh, ist eben damit zerfallen und vorübergegangen; nur einmal konnte der heilige Fronleichnam am Kreuze hangen, nur einmal sein Blut hingeschüttet werden auf die sündige Erde, die es gierig hineintrank, die es zur Füllung ihrer leeren, ihrer schuldgähnenden Abgründe verwandte und verbrauchte; das erste Symbol der Opfertat Christi ging also mit den Mittagstunden des Karfreitags vorüber. Wenn aber sein Opferwille fortdauert, soll auch seine Opfersprache nicht ganz verstummen, seine opfernde Seele soll nicht jegliche Kundgabe ihres großen Willens unterlassen; sie will und soll in einem deutlichen Zeichen, in einer vielsagenden, ausdrucksvollen Gebärde sich offenbaren. So hat denn ihr Erfindergenie wirklich ein solches neues Symbol gefunden: kühn und doch rührend einfach; deutlich und doch zugleich bescheiden verhüllend, keusch zurückhaltend; sinnlich ergreifbar und doch so vergeistigt, daß fleischliches Wesen keinen Anteil daran hat; gebrechlich und schnell vergänglich, und doch immerfort sich erneuernd, weil es immer neu herauswächst aus der Erde, welche das erste Symbol, das ausgegossene kostbare Blut getrunken hat. Das Weizenkorn des heiligen Leibes, das einmal in die Erde gesenkt wurde zu scheinbarem Verderben, ist nicht allein geblieben; immer neue Abbilder jenes gesegneten Kornes werden hervorgebracht, lebenspendendes Brot, das mit seiner reinen Weiße an das geopferte, in die Furche des Felsens gelegte Lebensbrot vom Himmel gemahnt; und an die warmen roten Fluten, die einstmals vom „wahren Weinstock" herabträufelten, erinnert der ewig quellende Fruchtsaft der irdischen Weinstöcke. Diese beiden bedeutungsvollen Gaben der Erde, Weizenbrot und Wein, hat nun der Opferwille Christi ergriffen und zusammengefügt zu einem neuen Symbol, in dem er sich sichtbar zu verkörpern vermag. Er nimmt das Brot und spricht die befehlenden Worte: Das ist mein Leib. Und allsogleich erfüllt sich dieses Wort der Wahrheit, das ja nicht gesprochen werden kann, ohne daß es sich selber wahr macht; was solch ein schöpferisches, wahrheitschaffendes Wort ausspricht, das wirkt es auch: es verwandelt das irdische Brot in das himmlische, das herabgekommen ist, die Seelen zu nähren; es macht, daß Christi Leib sei, was eben noch Brot war; es verwandelt

Ding und Wesen. Und ebenso ergreift der Opferwille Christi auch den Kelch mit dem Saft des Rebstocks und spricht: Das ist mein Blut hier im Kelch, das Blut, das den Neuen Bund begründet. Und wiederum, zur selben Stunde, schafft das Wort des Allmächtigen die Wahrheit, die es ausspricht, es verwandelt die Dinge, und die Frucht des irdischen Weinstocks wird zum Lebenssaft, der die Rebzweige des Leibes Christi mit ewigem Leben durchströmt.

Es ist nun freilich unter der Erscheinung des Brotes nicht der blut- und leblose Leib des Herrn gegenwärtig gesetzt worden, sondern der von Geist und Leben erfüllte Leib: er kann ja nicht mehr sterben, die blutige Mühsal des Karfreitags hat er für immer überstanden. Und auch im Kelch ist nicht das Blut allein und gesondert, es kann nur noch gegenwärtig werden in lebensvoller Verbindung mit dem Leib. Aber die Wandlungsworte sind von *symbolischer* Schärfe: Das ist mein Leib — das ist mein Blut; die äußere Gebärde ist von trennender Bedeutung. Der Schein von Brot, der zurückblieb, ist getrennt, gesondert, weggerissen von der Gestalt und Erscheinung des Weines, die noch im Kelche ist. Das weißleuchtende Sinnbild des Leibes ist abgesondert von dem Sinnbild des Blutes und vergegenwärtigt so die Kreuzestat, in der dieser Leib in Wirklichkeit sein Blut opfernd vergoß. Was also die verwandelnden Worte anzeigen, das spricht auch die augenfällige Gestalt aus: Trennung, Ausgießung, hinströmendes Blut, Lebensopferung.

Und wer ist es eigentlich, der diese vielbedeutende Gebärde vollbringt, der eine so schneidende Sprache führt? Es ist der unter den Gestalten gegenwärtige Erlöser selbst. Durch den Mund seines Werkzeuges, des Menschen, der in priesterlichen Gewändern am Altare steht, spricht er die gesonderten Worte und schafft die geteilten Gestalten; und während er in eigener Person, mit der ganzen Fülle seines Wesens, unter die verbergenden Schleier der doppelten Gestalten tritt, redet in seinem Herzen laut, wolkendurchdringend, himmelstürmend sein Opferwille, sein ewig bereiter Wille zur Selbsthingabe an den Befehl des Vaters; das äußere Gewand also, in das sich in diesem Augenblick seine Herzensgesinnung kleidet, ist das Gewand seines Kreuzestodes; wie einen blutfarbenen Mantel hüllt er die Worte und die Gestalten um seine Glieder und verbirgt sich darin; die Art, wie er hintritt vor Gottes Thron, die Gebärde, mit der er redet, alles gemahnt an seinen Hintritt zur Schlachtbank. Was in seinem Herzen lebt, ist der Wille seiner letzten Stunden am Kreuz, und was er sichtbar

werden läßt vor den Augen, und was sein Mund redet, ist eine Nachahmung jener furchtbaren „Zeremonie“, da sein Leib und sein Blut in Todespein sich voneinander trennten; mit Blick und Hand und Mund weist er hin auf diesen Leib und dieses Blut und wiederholt im Sinnbild die Geste des Blutvergießens.

Eine Tat des persönlich und lebendig gegenwärtigen Christus wird also in dem Augenblick der Wandlung vollbracht; und wäre auch nur der Priester zugegen, der dem Herrn seinen Mund leiht, um die Worte des Blutvergießens auszusprechen, es wäre genügend zum Vollzug des Ereignisses; denn in diesem Augenblick, wo der Menschenmund die furchtbaren Worte gesprochen hat, ist der Priester schon nicht mehr allein da, sondern Christus mit ihm, der Gottmensch. Ja man könnte sagen, in diesem Augenblick ist nur noch einer da, der alle Aufmerksamkeit von Gott und Welt in Anspruch nimmt: Christus selbst in alles überragender Größe und mit erschütternder Gebärde vor dem Thron des Allheiligen! Der menschliche Priester und die Gemeinde und die ganze Schöpfung versinken vor dieser erstaunlichen und ewig neuen Vision, die vor dem Angesicht Gottes heraufsteigt: sein eingeborner, vielgeliebter Sohn erscheint in Todesgewändern und mit allen Erinnerungen und Zeichen seines Sterbens geschmückt und mit seinem ganzen rührend starken Opferwillen im Herzen vor dem Vater — „das Lamm steht wie geschlachtet“.

Dies ist das Ereignis der Meßfeier, das der äußeren Erscheinung zugrunde liegt, auf das alle die Zeremonien und Gebete vorher und nachher gerichtet sind, in der stillen Feldmesse sowohl wie in dem rauschenden Hochamt in der hauptstädtischen Kathedrale. Das Ereignis, vor dem alles menschliche Tun verschwindet, vor dem alle andern Geschehnisse versinken. Darum schweigt der Priester im Augenblick der eigentlichen Opferhandlung — was sein Mund spricht, wird ja nur in Stellvertretung und im Namen eines andern gesprochen, seine eigene menschliche Persönlichkeit hat nichts zu sagen; es schweigt die Gemeinde, es schweigen die Gesänge, nur das Glöcklein mag tönen, weil es keinen Eigenwillen, keine Subjektivität hat, die es darein mischen könnte. Die ganze Andacht, die vollkommenste Frömmigkeit, die da möglich ist, besteht in einem ehrfurchtsvollen Zugegensein, in einer selbstvergessenen Teilnahme. Kein Heiliger könnte bei dieser unblutigen Opferfeier Jesu tätiger, frömmer, gottgefälliger sein als die Mutter Jesu es bei seinem blutigen Todesopfer war; und was tat sie? Stabat! „Sie stand unter dem Kreuze.“ Wenn Christus, der göttliche

Hohepriester, selbst als Liturge waltet, dann hat jede irdische Priesterschaft, jede menschliche Religiosität sich in selbstloser Ehrfurcht anzuschließen. Alles andere und alles eigene wäre Verwegenheit.

Von allen Weltgeschehnissen hat vor Gottes Angesicht keines die Bedeutung, welche die immerfort erneute Opfertat Jesu Christi besitzt: dieser stille Vorgang, dieses unauffällige Ereignis, das nichts zu tun hat mit Zahlen und Massen, das ganz geistig ist und in die Sinnenwelt nur mit einem zarten Schein hereinleuchtet. Ein Ereignis der sittlichen Welt, ein Herzensvorgang! Könnte es nicht sein, daß Gott ein ganzes Weltall schafft und zerschlägt bloß einem derartigen Herzensvorgang zuliebe? einer heldenhaften Treue, einer Opfergesinnung zuliebe? um das Wunder des Sterbens für Gott und die Freunde geschehen zu lassen? Könnte es nicht sein, daß wir hier die Spur besitzen, die uns auch im heutigen Weltgeschehen das eigentlich Wesentliche, das zugrunde Liegende, das wahrhaft Kostbare finden läßt?

Was geschieht denn eigentlich heute in der Welt? Versuchen wir die Ereignisse zu ordnen nach ihrer Wucht und Größe, nach ihrem Wert und Wesen! Der Krieg geht immer weiter. Unerhörte Anstrengungen machen die Völker, die letzte Kraft wird aufgeboten, und der Kampf wächst an Ausdehnung, an Wut und Bitterkeit. Der Einsatz, um den gespielt wird, geht ins Riesengroße, es geht buchstäblich jetzt um Sein und Nichtsein. Die Veränderungen, welche der Krieg hervorbringt und vorbereitet in wirtschaftlicher, politischer, kultureller Hinsicht, stellen sich jetzt schon als so grundstürzend dar, daß wir, obwohl noch Zeitgenossen, doch von diesem Krieg an ein neues Zeitalter der Weltgeschichte rechnen können.

Aber ist das alles? Ist das auch nur die Hauptsache? Alle diese bergehohen Wellen sind doch immer noch die Oberfläche. Auf dem Grunde der Seelen, in der Tiefe inwendiger Erlebnisse, da erst ereignen sich die ganz bedeutenden, die unvergleichlich größeren Dinge, über die wir weinen und jubeln zugleich, über die wir nicht genug staunen können, und die doch wieder wie selbstverständlich erscheinen: Was geht doch alles vor in einem einzigen Soldatenherzen, während eines einzigen Tages an der Front, während einer einzigen Nacht, vor dem Sturm oder Angriff, im Unterstand während des Trommelfeuers, auf einsamer Wacht, wenn die buntfarbigen Feuer des Todes ringsum zischen und blitzen! Und eine halb begrabene, aber unsterbliche Sehnsucht stellt immer wieder, unvermittelt, zusammenhanglos, das unbeschreiblich schöne Bild eines fernen Landes und

ferner lieber Menschen mitten in das Grauen der Stunde. Was geht da alles in den Seelen vor! Haben wir die Kraft, nachzurechnen oder nachzufühlen, wieviel heiliges Sehnen und Trauern, wieviel heldenmütiges Verzichten, wieviel rührend gutwilliges Bitten und Danken, kurz, wie viele der köstlichsten Seelenregungen während dieses Krieges hervorgebracht und hingeschüttet werden über die Erde wie aus einem übervollen und unerschöpflich überströmenden Kelch? Blüten des Seelenlebens, Sterne und Edelsteine aus dem Kronschatz des menschlichen Wollens und Strebens und Leidens, in geradezu verschwenderischer Fülle. Unsere Sinne werden zu sehr betäubt durch die große Masse der Teilnahmslosen, der Genußsüchtigen, der Unzufriedenen und Verbitterten, der Profitgierigen: und so übersehen wir leicht, daß ein einziger heroischer Opferentschluß einer einzigen Seele mehr an Werten erzeugt, als jener ganze nächtliche Spuk menschlicher Erbärmlichkeit zerstören kann. Und nun ist es nicht nur der eine oder andere schöne Entschluß, es sind zahllose Opfertaten, die aus einer unübersehbaren Menge von Seelen aufsteigen Tag um Tag und alle Kriegsnächte hindurch.

Man kann nicht oft genug auf diese in der Tiefe und Stille sich ereignenden Dinge hinweisen, und man möchte daraus den Schluß ziehen, daß die Erde niemals in all den Friedensjahren vorher in so heiligem Lichte erschien, daß sie niemals vorher so verklärt war von dem Hereinleuchten des geöffneten Himmels. Gewiß sind auch die Schatten gewachsen, und die Finsternisse sind noch dunkler geworden, aber nur, weil sie hervorgekrochen sind aus allen Winkeln, in denen sie vorher versteckt lagen. Und wer mag sich darüber wundern? Die Welt ist ja ein Reich der Finsternis, und war von der ersten Sünde an in deren Besitz. Das Neue und Erstaunliche ist vielmehr, daß wieder Licht aufglänzte und der Finsternis ihr Reich streitig zu machen begann. Und jeder neue Strahl, der aufblitzt, ist ein Fortschritt und ein Anlaß zu einem Siegesjubel, der den ganzen Himmel erfüllt.

Was also jetzt auf der Erde geschieht, ist ein Nachklang der Golgathastunde, von der gesagt ward: „Dies ist eure Stunde und die Macht der Finsternis“, und doch war gerade diese Golgathastunde die größte und schönste und gottgefälligste der Weltgeschichte, ein wahrer Durchbruch des Lichtes, der alles entscheidende Sieg des Guten. Was jetzt auf Erden geschieht, ist ein Übergreifen des Gottesdienstes Jesu auf zahllose Seelen, die bisher nicht davon berührt waren, ein Herzuströmen und ein Zuzug

zur Teilnahme an der Opfergesinnung Christi. Darum hat die in der Meßfeier sich immer erneuernde Opfertat Christi — so möchte es uns scheinen — noch selten eine so passende Gemeinde gefunden, die ihm anwohnt, wie jetzt auf allen Schlachtfeldern der Welt. Auch in den Katakomben haben ja Opfernde und Geopferte die Golgathafeier Christi umstanden; aber es war in jenen Grabkammern doch nicht so dunkel und drückend wie in den Seelen der Millionen, die heute eine übermenschlich schwere Pflichterfüllung sich abringen.

Und so still, so unscheinbar, so vergraben wie die Opfertat Christi, ist auch das Leben und Sterben derer, die heute getreu sind bis zum Tod, an der Front und zu Hause. Es ist wie versteckt in lautloser Wandlung: die Opfer, die heute gebracht werden, haben sich zurückgezogen aus der Öffentlichkeit, in die Seelen hinein. Dort werden die furchtbarsten Kämpfe ausgetragen, dort werden unsagbar schwere Entschlüsse aufrechtgehalten, ohne daß äußerlich mehr davon sichtbar würde als eben die unscheinbar gleichförmige Gestalt des allgemeinen „Durchhaltens" und die unaufhörlich zum Himmel schreiende „Zeremonie" des Blutvergießens.

Der opfernde Christus vereinigt sich mit den opfernden Menschen. Oder vielmehr in einer Zeit, wo die Menschen in ein Todesopfer eintreten, zeigt sich, daß sie schon nicht mehr allein sind: er war vor ihnen da seit Jahrhunderten; er ist auch jetzt mitten unter ihnen mit seinem Opfer, und sie können nichts Besseres tun, als sich ihm zugesellen mit ihrer Opferbereitschaft. Auch jetzt noch greift er das ungeheure Leid der Erde in derselben Weise an wie damals in seiner Leidenswoche: er stürzt sich hinein und heißt uns das gleiche tun. Hat vielleicht jemand erwartet, er würde eine neue, originelle Theorie über das Leid und den Krieg verkünden und eine geistvoll akademische Lösung der schrecklichen Rätsel bringen? Nein; er tut immerzu nichts anderes, als was er bei seinem letzten Abschiedsmahl getan hat: „Damit die Welt sehe, daß ich den Vater liebe und so tue, wie er mir aufgetragen, stehet auf und lasset uns von hinnen gehen!"

Peter Lippert S. J.

Die Kriegsfinanzen der Großmächte Ende 1916[1].

Der Aufsatz über die Finanzen der kriegführenden Mächte im Weltkrieg in Band 91 (S. 19—37) dieser Zeitschrift schilderte den Stand der Kriegsfinanzen zu Anfang des Jahres 1916. Jeder Tag des Weltkrieges vermehrt nach einer Schätzung des Staatssekretärs Dr. Helfferich im März 1916 die Kriegsausgaben um rund 350 Millionen Mark. Nimmt man diesen Betrag als Durchschnittssatz für das ganze Jahr 1916 an, so ergibt sich eine Gesamtsumme von 127³/₄ Milliarden Mark, um die sich die Kriegsausgaben in dem genannten Jahr vermehrt haben. Unsere Zusammenstellung bedarf daher einer Ergänzung, um sie dem gegenwärtigen Stande anzupassen.

Eine genaue und vollständige Übersicht der Kriegsausgaben läßt sich aber während des Krieges überhaupt nicht geben. Man kann das nicht einmal für den eigenen Staat, noch viel weniger für die feindlichen Länder. Die Kreditbewilligungen in den Parlamenten stellen nur die Höchstgrenzen dar, die ohne neue Bewilligungen von den Regierungen nicht überschritten werden dürfen[2]. Wie viel davon tatsächlich für Kriegszwecke verausgabt worden ist, weiß man nur, wenn die Regierungen darüber der Volksvertretung Mitteilung machen, was während des Krieges meist nur sehr

---

[1] Als Quelle dienten, außer den in dem Zeile 3 erwähnten Aufsatz angeführten Abhandlungen und den Angaben über die Kriegsfinanzen in den großen Tageszeitungen, die Zeitschriften „Das Bankarchiv“ und „Die Bank“ sowie die folgenden Abhandlungen: O. Schwarz, Kriegskosten und deren Deckung beim Vierverband: Bankarchiv, 15. Jahrg., S. 125 ff. u. 151 ff.; H. Köppe, Die deutschen Kriegsanleihen, Die Kriegsanleihen Österreich-Ungarns, Die Kriegsanleihen Frankreichs und Die englisch-französische Anleihe in den Vereinigten Staaten: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, 3. Folge, LI 321 ff. 449 ff 721 ff.; — Die wirtschaftlichen Kräfte im Weltkrieg, herausgegeben von der Dresdener Bank, Berlin 1916; — Julius Wolf, Finanzwirtschaftliche Kriegsaufsätze, Stuttgart 1916; — A. Sartorius, Freiherr v. Waltershausen, Die Kriegsanleihen in der volkswirtschaftlichen Eigenart der einzelnen Länder, Stuttgart 1916; — K. Th. v. Eheberg, Die Kriegsfinanzen, Kriegskosten, Kriegsschulden, Kriegssteuern, Leipzig 1916.

[2] Einschließlich der am 27. Oktober 1916 bewilligten 12 Milliarden Mark beläuft sich die Gesamtsumme der Kreditbewilligungen seit Ausbruch des Krieges beim Deutschen Reich auf 64 Milliarden Mark.

summarisch und in großen Umrissen geschieht. Auch wenn, wie im Deutschen Reich, die Deckung der Kriegsausgaben hauptsächlich auf dem Wege der Anleihe erfolgt, kann man nicht das Ergebnis der Anleihen mit dem Gesamtbetrag der Kriegsausgaben gleichsetzen, da ein nicht unbeträchtlicher Teil der bewilligten Kredite durch kurzfristige Schatzanweisungen realisiert wird. Sodann sind die aus besondern Kriegsfonds und sonstigen bereiten Mitteln der Finanzverwaltung entnommenen Beträge, endlich das Erträgnis der Kriegssteuern zu berücksichtigen, soweit letzteres nicht ausschließlich für den Zinsendienst der Staatsschuld verwendet wird.

Überhaupt ist aber der Begriff der Kriegskosten keineswegs ein eindeutiger und festumgrenzter. Im weiteren Sinne gehören zu den Kriegskosten auch alle Mehrausgaben und Einnahmeausfälle, die den einzelnen, Korporationen, Gemeinden sowie dem gesamten Wirtschaftsleben durch den Krieg verursacht werden. Darüber lassen sich gegenwärtig nur Vermutungen oder ganz vage Schätzungen aufstellen. Wir beschränken uns daher auf die Kriegskosten im engeren Sinne, die den Staaten selbst aus dem Kriege erwachsen. Die staatlichen Kriegskosten unterscheiden sich nach Schwarz a. a. O. 126 wieder in direkte und indirekte. Direkte Kriegskosten sind alle Ausgaben für Ausrüstung, Verpflegung, Behausung der Truppen; Bau- und Instandhaltung der Kriegsschiffe; Munitionserzeugung; Verwundetenpflege usw., also die gesamten während des Krieges erwachsenen Kosten für Heer und Marine, einschließlich der laufenden Heeres- und Flottenkosten nach dem Friedensetat. Zu den indirekten Kriegskosten rechnet Schwarz 1. Vorschüsse an Verbündete und Kolonien. 2. Staatliche Ankäufe von Lebensmitteln für die Zivilbevölkerung, Unterstützung von Kriegerfamilien und Flüchtlingen, Ersatz von Kriegsschäden. 3. Zinsen der Kriegsschulden. 4. Einnahmeausfälle im ordentlichen Budget. Ganz lassen sich diese beiden Arten der Kriegskosten nicht voneinander scheiden, da aus den summarischen Angaben über die Höhe der Kriegskosten nicht immer ersichtlich ist, ob die indirekten mitgerechnet sind oder nicht. Grundsätzlich werden wir uns aber wegen der Unsicherheit der Abschätzung der indirekten Kriegskosten auf die Darstellung der direkten beschränken.

Wir beginnen mit dem Deutschen Reich, über dessen Kriegsfinanzen weitaus die besten und zuverlässigsten Angaben vorliegen. Vor allem gilt das von den fünf Kriegsanleihen, deren Ausgabebedingungen und Ergebnisse, sowohl was die Höhe der gezeichneten Beträge als was die Zahl der Zeichner angeht, in vollem Umfang öffentlich bekanntgegeben wurden.

Daraus ergibt sich die folgende Übersicht über die Zahl der Zeichnungen und die Beträge.

Zahl der Zeichnungen.

Mark	5. Kriegsanleihe.	4. Kriegsanleihe.	3. Kriegsanleihe.	2. Kriegsanleihe.	1. Kriegsanleihe.
bis 200	1 794 084	2 406 118	984 358	452 113	231 112
300— 500	681 027	967 929	858 259	581 470	241 804
600— 1 000	605 494	885 941	918 595	660 776	453 143
1 100— 2 000	301 863	468 724	530 176	418 861	
2 100— 5 000	245 873	347 725	422 626	361 459	157 591
5 100— 10 000	93 189	113 927	147 593	130 903	56 438
10 100— 20 000	40 571	42 158	53 445	46 105	19 313
20 100— 50 000	28 500	30 361	32 840	26 407	11 584
50 100—100 000	9 748	9 100	10 090	7 742	3 629
100 100—500 000	7 870	6 308	7 074	4 361	2 050
500 100 bis 1 Mill.	1 032	780	832	538	361
mehr als 1 Mill.	725	574	530	325	210
zusammen	3 809 976	5 279 645	3 966 418	2 691 060	1 177 235

Betrag in Millionen Mark[1].

Mark	5. Kriegsanleihe.	4. Kriegsanleihe.	3. Kriegsanleihe.	2. Kriegsanleihe.	1. Kriegsanleihe.
bis 200	154	201	130	71	36
300— 500	293	407	369	254	111
600— 1 000	552	794	844	604	587
1 100— 2 000	520	792	928	734	
2 100— 5 000	911	1 247	1 563	1 354	579
5 100— 10 000	768	907	1 202	1 057	450
10 100— 20 000	651	666	858	745	307
20 100— 50 000	982	980	1 167	926	410
50 100—100 000	810	734	850	648	315
100 100—500 000	1 710	1 531	1 766	1 066	509
500 100 bis 1 Mill.	853	641	695	440	287
mehr als 1 Mill.	2 448	1 812	1 729	1 162	869
zusammen	10 652	10 712	12 101	9 060	4 460

Insgesamt wurde, wie sich aus dieser Übersicht ergibt, eine Summe von 46 985 Millionen Mark durch die fünf Kriegsanleihen zusammengebracht, die sich durch nachträgliche Feld- und Auslandszeichnungen[1] auf 47 217 Millionen Mark erhöhte. Bis auf einen kleinen Rest der fünften Anleihe war bei Abschluß dieser Arbeit die Riesensumme voll einbezahlt. Mehr als 47 Milliarden Mark in fundierter, langfristiger Anleihe, das ist eine Leistung, die ganz ohne Beispiel dasteht und auch von den kühnsten Optimisten vor dem Weltkriege für völlig unmöglich angesehen worden wäre.

Bis zur dritten Kriegsanleihe ist die Steigerung des Betrages von einer Anleihe zur andern außerordentlich groß gewesen. Die zweite Anleihe ergab

[1] Der Betrag der Zeichnungen hat sich durch die nachträglich eingegangenen Feldzeichnungen und Zeichnungen aus dem überseeischen Ausland bei der fünften Kriegsanleihe auf 10 699 Millionen, bei der vierten auf 10 768 Millionen, bei der dritten auf 12 163 Millionen, bei der zweiten auf 9106 Millionen, bei der ersten auf 4481 Millionen Mark erhöht.

doppelt soviel als die erste und die dritte beinahe dreimal soviel. Daß diese Steigerung bei etwaigen weiteren Anleihen nicht andauern könne, darüber hat man sich in Finanz- und Regierungskreisen niemals einer Täuschung hingegeben. Die dritte Kriegsanleihe war in jeder Beziehung eine Rekordleistung. Sie gelangte zur Ausgabe kurz nach dem siegreichen Durchbruch in den Karpathen, der in den weitesten Kreisen die Meinung hervorrief, daß es nur noch einer letzten energischen Anstrengung bedürfe, um den Krieg zu einem glücklichen Abschluß zu bringen. Um so höher ist es einzuschätzen, daß der Ertrag der vierten und fünften Kriegsanleihe demjenigen der dritten so nahe kommt. Beidemal wurden wieder fast 11 Milliarden oder ungefähr $^{9}/_{10}$ des Betrags der dritten Anleihe gezeichnet. Besonders aber muß der Erfolg der fünften Anleihe als ein staunenswerter bezeichnet werden. Daß es möglich war, sechs Monate nach Auflegung der vierten Anleihe und nach einer vorausgegangenen Gesamtleistung von mehr als 36 Milliarden Mark abermals beinahe 11 Milliarden zu erzielen, das ist doch ganz gewiß ein Zeichen von ungebrochener wirtschaftlicher Kraft und berechtigt zu der Hoffnung, daß das Deutsche Reich auch weiteren Anforderungen, die eine längere Dauer des Krieges mit sich bringen kann, vollständig gewachsen ist.

Dieser vertrauenerweckende Eindruck, der die prompte und solide Beschaffung der Kriegsmittel in Deutschland bei jedem hervorruft, der unbefangen die Finanzierung des Weltkrieges studiert, wird noch verstärkt, wenn man die Ausgabebedingungen der fünf Anleihen miteinander vergleicht. Der Ausgabekurs betrug:

	für Reichsschatzanweisungen	für Reichsanleihezeichnungen
bei der 1. Kriegsanleihe: . .	97,50	97,50
„ „ 2. „ . .	98.50	98,50
„ „ 3. „ . .	—[1]	99,00
„ „ 4. „ . .	95,00	98,50
„ „ 5. „ . .	95,00	98,00

Der Zinsfuß war bei den drei ersten Kriegsanleihen ohne Unterschied für Schatzanweisungen und Reichsanleihe auf 5 % festgesetzt. Bei der vierten und fünften Kriegsanleihe wurde der Zinsfuß für die Schatzanweisungen auf 4½ % herabgesetzt. Daraus erklärt sich der niedrige Ausgabekurs der Schatzanweisungen bei diesen beiden Anleihen. Der andauernd günstige Erfolg der deutschen Kriegsanleihen ist also keineswegs durch eine Steigerung der Vergünstigungen herbeigeführt worden. Denn bei den Reichsanleihezeichnungen, die bei allen fünf Anleihen den weitaus größten Teil ($^{9}/_{10}$ und mehr) der gezeichneten Summen ausmachen, ist eine Vergünstigung überhaupt nicht eingetreten. Der Kurs der fünften Anleihe ist sogar noch um ½ % höher als derjenige der ersten. Auch die Herabsetzung des Kurses für die Schatzanweisungen bei der vierten und fünften Anleihe bedeutet, wie schon hervorgehoben wurde, in Anbetracht der gleichzeitigen Herabsetzung des Zinsfußes keine neue Vergünstigung. Die effektive Verzinsung der eingezahlten Beträge ist — abgesehen von der durch die Dauer der Laufzeit be-

[1] Bei der 3. Kriegsanleihe wurden keine Schatzanweisungen ausgegeben.

dingten kleinen Unterschiede — bei Schatzanweisungen und Anleihezeichnungen ungefähr gleich geblieben, jedenfalls nicht günstiger für die Zeichner geworden.

Die Laufzeit für Schatzanweisungen war bei der ersten Anleihe auf 5, bei der zweiten auf 6½ Jahre festgesetzt; bei der vierten und fünften Anleihe dagegen war eine Auslosung der in zehn Serien geteilten Schatzanweisungen in den Jahren 1923—1932 vorgesehen, soweit die Inhaber der ausgelosten Stücke nicht vorziehen, statt derselben 4½prozentige, bis zum 1. Juli 1932 unkündbare Schuldverschreibungen in Empfang zu nehmen. Die Laufzeit der Reichsanleihezeichnungen reicht bei sämtlichen fünf Anleihen bis zum 1. Oktober 1924. Der Zinsfuß kann bis zu diesem Termin nicht herabgesetzt werden.

Die Zeichnungsfrist war meist nur knapp; auch die längste bei der fünften Anleihe betrug nur 4½ Wochen (4. September bis 5. Oktober 1916). Auch die Zahlungsfrist dauerte in der Regel nur drei bis vier Monate. Bei der vierten und fünften Anleihe waren die Zahlungsverpflichtungen in der Weise geregelt, daß bis zum ersten Zahlungstermin 30 %, bis zum zweiten weitere 20 % und beim dritten und vierten Zahlungstermin je 25 % der gezeichneten Summe eingezahlt werden mußten. Aber immer gingen die Einzahlungen weit über die Verpflichtungen hinaus. Von der ersten Kriegsanleihe wurden nach Mitteilung des Präsidenten der Reichsbank Dr. Havenstein bis zum ersten Zahlungstermin 54,3 %, von der zweiten 67 %, von der dritten 68 %, von der vierten 75,5 % und von der fünften 74,1 % der gezeichneten Beträge eingezahlt.

Auf andere Einzelheiten, wie die kleinen Vergünstigungen bei Eintragungen in das Reichsschuldbuch usw., gehen wir hier, da sie für die Beurteilung der deutschen Kriegsfinanzen nicht von Bedeutung sind, nicht näher ein. Dagegen müssen wir auf einige Einwendungen zu sprechen kommen, mit denen man im feindlichen Ausland den offensichtlichen Erfolg der deutschen Kriegsanleihe herabzusetzen versucht hat. Man hat behauptet, das glänzende Resultat stehe nur auf dem Papier, die Summen seien nicht wirklich in die Reichskassen geflossen, die Reichsdarlehenskassen hätten den Zeichnern die Beträge vorgeschossen, und es sei sehr fraglich, wie viel davon tatsächlich einkomme. Wie steht es in Wirklichkeit mit den Darlehen der Reichsdarlehenskassen? Sie waren stets vollkommen ausreichend gesichert. Abgesehen von der Haftung des Reiches bürgten dafür die bei der Gewährung der Darlehen von den Zeichnern zu hinterlegenden Wertpapiere, die nur zu 75 % ihres Kurswertes dabei zur Anrechnung kamen. Außerdem war für diese Darlehen der übliche Bankdiskont zu entrichten, und die Dauer der Beleihung war auf sechs Monate beschränkt. Die Darlehenskassen wurden daher tatsächlich nur in geringem Umfang, meist von Banken, in Anspruch genommen; verhältnismäßig am stärksten bei der ersten Anleihe, bei der durch sie rund 25 % der bis zum ersten Pflichtzahlungstermin

eingezahlten Beträge vorgeschossen wurden. Bei der zweiten waren es nur 8,5 %, bei der dritten (bis 23. Oktober 1915) 6,5 %, bei der vierten (bis 22. April 1916) 4,8 %, bei der fünften (bis 23. Oktober 1916) nur 2,8 %. Die Vorschüsse sind also im Vergleich mit den Riesensummen der Kriegsanleihen ohne Belang und wurden von den Darlehensempfängern meist sehr bald zurückgezahlt.

Ähnlich verhält es sich mit der gegnerischen Behauptung, die deutschen Sparkassen seien gezwungen worden, einen großen Teil ihrer Einlagen in Kriegsanleihe anzulegen. Es wurden von den Sparkassen allerdings für sich und ihre Einleger gezeichnet[1]:

bei der 1. Kriegsanleihe:	883	Millionen Mark
" " 2. "	1977	" "
" " 3. "	2877	" "
" " 4. "	2727	" "
" " 5. "	2567,5	" "

Aber diese Zeichnungen waren völlig freiwillige. Von keiner Seite wurde ein Druck auf die Sparkassen oder die Einleger ausgeübt. Nur wurde den öffentlichen Sparkassen nahegelegt, auf ihr Recht, für größere Rückzahlungen bestimmte Kündigungsfristen festzusetzen, zugunsten der Kriegsanleihen zu verzichten. In den meisten Fällen dienten die Sparkassen nur als Vermittlungsstellen für Zeichnungen ihrer Einleger auf die Kriegsanleihen. Aber die Einlagen selbst haben trotz dieser Zeichnungen nicht ab-, sondern zugenommen. Am 1. Juli 1914 betrug das Einlagekapital der deutschen Sparkassen 20,18 Milliarden Mark. Es vermehrte sich bis Ende 1914 auf 20,51 Milliarden Mark. Die amtliche Statistik des Reiches hat seitdem keine Angaben über den Stand der Sparkasseneinlagen veröffentlicht. Nach privaten Schätzungen hat unter Berücksichtigung der Kriegsanleihen im Jahre 1915 eine Abnahme von rund 175 Millionen Mark, bis November 1916 dagegen wieder eine Zunahme um 315 Millionen Mark stattgefunden, so daß der Kapitalbestand der Sparkassen gegenwärtig jedenfalls mehrere Millionen höher ist als bei Ausbruch des Krieges.

Auch die großen Privatbanken dienten bei Unterbringung der Kriegsanleihen hauptsächlich als Vermittlungsstellen. Sie haben trotz der riesigen Inanspruchnahme des Kapitalmarktes durch die Kriegsanleihen an Kapitalkraft zugenommen, und es ist keineswegs zutreffend, wenn in gegnerischen Zeitungen behauptet wird, daß die Portefeuilles der deutschen Banken mit

[1] Nach Rießer im „Bankarchiv“, 16. Jahrgang (1916) 24.

den von ihnen übernommenen Stücken der Kriegsanleihen überfüllt seien, die keine Abnehmer im Publikum fänden. Die Unrichtigkeit dieser Behauptung geht klar hervor aus der folgenden Übersicht über die wichtigsten Bilanzposten der acht Berliner Großbanken (Deutsche Bank, Diskonto-Gesellschaft, Dresdener Bank, Darmstädter Bank, Berliner Handelsgesellschaft, Commerz- und Diskontobank, Nationalbank für Deutschland, Mitteldeutsche Kreditbank), die Georg Münch in Nr. 184 der „Vossischen Zeitung" vom 9. April 1916 zusammengestellt hat:

	Ende 1915	Gegen 1914
	in Millionen Mark	
Passiven		
Fremde Gelder	6856	+ 1534
Akzepte	612	— 40
Aktiven		
Bar- und Bankguthaben	1258	+ 293
Wechsel	2492	+ 682
Deutsche Staatspapiere	276	+ 36
Sonstige Papiere	148	— 12
Konsortialbestände	308	— 28
Effekten-Reports und -Lombards	894	+ 152
Warenvorschüsse	135	+ 22
Debitoren	3240	+ 79

Der Besitz der Banken an deutschen Anleihewerten hat sich nur um den geringfügigen Betrag von 36 Millionen im Jahre 1915 vermehrt. Dagegen sind die bei den Banken angelegten fremden Gelder im Kriegsjahre 1915 um $1^1/_2$ Milliarden Mark gestiegen, in einer Zeit, in der das deutsche Volk 26 Milliarden für die drei ersten Kriegsanleihen aufgebracht hat. Das sind ganz gewiß keine Anzeichen eines finanziellen Zusammenbruches, sondern eines gesunden, frisch pulsierenden wirtschaftlichen Lebens.

Der Gesamtbetrag der fünf deutschen Kriegsanleihen in Höhe von 47 217 Millionen Mark ist bis auf einen kleinen Rest wirklich in die Reichskasse geflossen. In Abzug zu bringen sind 80 Millionen Mark älterer 4%iger Reichsschatzanweisungen, die am 1. Mai 1916 fällig und bei der vierten Kriegsanleihe zum Nennwerte in Zahlung genommen wurden. Sodann muß noch die Differenz zwischen dem Nominalwert der Anleihen und dem Ausgabekurs abgezogen werden. Ganz genau läßt sich diese Summe nicht berechnen, da bei den Feld- und Auslandszeichnungen nicht immer angegeben ist, wieviel davon auf Schatzanweisungen, Schuldverschreibungen und Schuldbucheintragungen kommt. In runder Summe dürfte die Differenz zwischen Nominal- und Kurswert bei den fünf Kriegs-

anleihen zusammen etwa 840 Millionen Mark betragen. Auf jeden Fall sind also der deutschen Reichskasse mehr als 46 Milliarden Mark durch die Kriegsanleihen tatsächlich zugeflossen.

Als ein Merkmal der Solidität der Geldbeschaffung und des Vertrauens des gesamten deutschen Volkes auf die militärische und finanzielle Leistungsfähigkeit des Reiches muß auch die große Zahl von Einzelzeichnungen angesehen werden. Schon bei der ersten Anleihe belief sie sich auf 1 177 235; bei der zweiten hatte sie sich mehr als verdoppelt (2 691 060); bei der dritten im Vergleich mit der ersten mehr als verdreifacht (3 966 418); bei der vierten beinahe verfünffacht. Gerade auf die kleinen Zeichnungen von 100—2000 Mark kommt der Löwenanteil bei dieser Vermehrung. Ihre Zahl stieg von 926 059 bei der ersten auf 4 728 712 bei der vierten Anleihe. Bei der fünften Anleihe ging die Zahl der Zeichnungen wieder auf das Niveau der dritten Anleihe zurück (3 809 976). Sie bleibt darum doch noch eine wahre Volksanleihe, da diese 3,8 Millionen einen sehr beträchtlichen Bruchteil der vermögensrechtlich selbständigen Bevölkerung des Reiches ausmachen. Bezüglich der Zahl der großen Zeichnungen (10 000 Mark und mehr) stehen sich die fünfte und vierte Kriegsanleihe fast völlig gleich. Der Unterschied liegt bei den kleinen und mittleren. Daß aber bei den letzteren ein Rückgang eingetreten ist, ist sehr begreiflich, da sich die Kapitalneubildung bei diesen Volksklassen viel langsamer vollzieht als bei den größeren Vermögen, und weil von diesen Klassen bei den beiden kurz vorhergehenden Anleihen schon so außerordentlich viel geleistet wurde. Man muß sich im Gegenteil wundern, daß die kapitalschwachen Volksschichten, aus denen die kleinen und mittleren Zeichnungen meist stammen, bei der fünften Kriegsanleihe abermals eine Gesamtzahl von über 3,7 Millionen Zeichnungen im Betrage von 3,2 Milliarden zusammengebracht haben.

Weit schwieriger als bei Deutschland ist es bei Österreich-Ungarn, sich ein klares Bild der Kriegsfinanzen zu machen. Das komplizierte gegenseitige staatsrechtliche Verhältnis der beiden Reichshälften, die Verschiedenheiten in der Finanzlage und in der volkswirtschaftlichen Struktur bedingten ein gesondertes Vorgehen der Finanzverwaltungen beider Länder bei der Deckung der Kriegsausgaben. Auch die amtliche Auskunfterteilung über die Kriegsfinanzen geht in Österreich und namentlich in Ungarn lange nicht so weit wie in Deutschland. Darum läßt es sich auch nicht mit Bestimmtheit sagen, wieviel von den auf 4800 Millionen Kronen bemessenen Vorschüssen der Österreichisch-Ungarischen Bank im Jahre 1914 von den

beiderseitigen Finanzverwaltungen tatsächlich in Anspruch genommen, ob und wieviel davon nach Eingang der ersten Kriegsanleihe wieder zurückgezahlt worden ist. Im Jahre 1915 wurde abermals ein Bankvorschuß von 800 Millionen Kronen aufgenommen, außerdem eine Kontokorrentanleihe von 600 Millionen Kronen bei einem österreichischen und drei Valutaanleihen bei einem deutschen Bankkonsortium im Gesamtbetrage von 1143 Millionen Kronen. Insgesamt ergäbe das eine Summe von 7343 Millionen Kronen Aber es steht, wie gesagt, bei den Bankvorschüssen nicht fest, wieviel davon in Anspruch genommen und zurückgezahlt wurde; auch bezüglich der Kontokorrentanleihe nimmt Köppe (a. a. O. S. 459) eine Rückzahlung an.

Die Hauptmasse der Kriegsausgaben wurde aber auch in Österreich-Ungarn durch fundierte Anleihen gedeckt. Die fünf Kriegsanleihen ergaben:

	in Österreich	in Ungarn
1. Anleihe:	2 200 746 900 Kronen	1 175 337 000 Kronen
2. „	2 688 321 800 „	1 132 534 000 „
3. „	4 202 600 200 „	1 980 000 000 „
4. „	4 442 000 000 „	1 930 000 000 „
5.[1] „	4 413 000 000 „	2 300 000 000 „
	17 946 668 900 Kronen	8 517 871 000 Kronen

Das sind zusammen rund 26½ Milliarden Kronen (26 464 539 900), eine finanzielle Leistung, die vor Ausbruch des Kriegs auch die größten Optimisten in Österreich für unmöglich angesehen hätten. Bei Beurteilung der österreichischen Kriegsfinanzen darf man nicht außer acht lassen, daß die Finanzkraft Österreich-Ungarns derjenigen Deutschlands keineswegs ebenbürtig ist. Österreich-Ungarn zählte bei Ausbruch des Krieges nicht nur 14 Millionen Einwohner weniger, sondern hatte auch ein viel geringeres Nationalvermögen als das Deutsche Reich. Das deutsche Volksvermögen beläuft sich nach der Schätzung von Helfferich auf 331—332 Milliarden, nach der Schätzung von Steinmann-Bucher auf 376 bis 397 Milliarden, nach der Schätzung von A. Hesse auf 387 Milliarden Mark, während das österreichisch-ungarische Volksvermögen nach der Schätzung von Dr. Elemer Hantos nur 130—140 Milliarden Kronen ausmacht[2]. Die ungarische Reichshälfte hat zudem einen ausgesprochen agrarischen Charakter, die österreichische auch in bedeutend stärkerem Maße als das Deutsche Reich. Das Geld ist, wenn der Nationalreichtum zu einem sehr großen Teil in landwirtschaftlichen Grundstücken und Gutsinventar besteht, naturgemäß viel weniger flüssig. Wenn man das alles berücksichtigt, muß der Erfolg der österreichischen Kriegsanleihen als ein geradezu staunenswerter bezeichnet werden.

[1] Vorläufige Ergebnisse. Die genaueren Zahlen lagen bei Abschluß dieser Abhandlung noch nicht vor; werden sich aber nach zuverlässigen Mitteilungen bei Österreich erheblich höher stellen.

[2] Andere Schätzungen gehen — wohl zutreffender — bis auf 150 Milliarden Kr.

Die ganz anders geartete Lage der Staatsfinanzen und der Volkswirtschaft in Österreich-Ungarn machte auch eine von der deutschen abweichende Regelung der Anleihebedingungen notwendig. Der Ausgabekurs betrug in Österreich bei der ersten Kriegsanleihe 97,50 (bzw. mit Einrechnung der allen Zeichnern zugebilligten Provision von $^5/_8$ % $96^7/_8$), bei der zweiten Kriegsanleihe 95,25 (bzw. $94^1/_2$), bei der dritten Kriegsanleihe 93,60 (bzw. 93,10), bei der vierten Kriegsanleihe 93,00 (bzw. $92^1/_2$), bei der Ende 1916 aufgelegten fünften Kriegsanleihe 92,50 (bzw. 92). Der Zinsfuß war bei sämtlichen fünf Anleihen gleichmäßig auf $5^1/_2$ % festgelegt. Die Laufzeit war bei der ersten, im November 1914 aufgelegten Anleihe nur bis zum 1. April 1920 ausgedehnt; bei der zweiten (vom Mai 1915) erstreckte sie sich auf zehn Jahre unter Vorbehalt vorheriger Rückzahlung zum Nennbetrag, bei der dritten (vom Dezember 1915) auf 15 Jahre; bei der vierten (vom April 1916) beginnt die Rückzahlung im Dezember 1921 und soll bis 1956 durchgeführt sein. Bei der vierten Anleihe wurden neben den Schuldverschreibungen auch kurzfristige $5^1/_2$prozentige Schatzscheine mit einer Laufzeit bis zum 1. Juni 1923 zum Kurse von 95 5 (bzw. 95,0) ausgegeben; ebenso bei der fünften Anleihe bis zum 1. Juni 1922 rückzahlbare Schatzscheine neben den fünfzigjährigen Schuldverschreibungen.

Noch günstiger als in Österreich waren die Anleihebedingungen für die Zeichner in Ungarn. Der Emissionskurs der 6prozentigen Rentenanleihe betrug 97,50 bei der ersten und zweiten; 97,10 (bzw. 97,40 und 98,00, je nachdem der Betrag sofort, innerhalb der Einzahlungsfrist oder darüber in Raten gezahlt wurde) bei der dritten; 97,20 (bzw. 97,50 und 98,00) bei der vierten und 97,13 (bzw. 97,50 und 98,00) bei der fünften Kriegsanleihe. Rückzahlbar ist die erste Rentenanleihe vom 1. November 1920, die zweite, dritte und vierte vom 1. Nov. 1921, die fünfte von 1922 ab. Neben der 6prozentigen Rentenanleihe wurden bei der zweiten Anleihe $5^1/_2$prozentige Schuldverschreibungen zum Kurse von 90,50 ausgegeben, die bis 1925 unkündbar sind; ebenso bei der vierten Anleihe 10jährige $5^1/_2$prozentige Schatzanweisungen zum Kurse von 91,40 (bzw. 92,40 und 93,15 je nach dem Zeitpunkt der Einzahlung). Bei der fünften Anleihe sind die $5^1/_2$prozentigen Schuldverschreibungen, die in 20 Jahresraten von 1922 ab durch Auslosung zurückzuzahlen sind, zum Kurse von $96^1/_4$ ausgegeben (abzüglich $^1/_2$ % Vergütung). Die Rückzahlung findet aber nicht zum Nennwert statt, sondern zum Kurse von 105. Sämtliche österreichische und ungarische Anleihen sind steuerfrei.

Das sind in der Tat sehr große Vergünstigungen für die Zeichner. Die österreichische Finanzverwaltung hat durchschnittlich nur 92—97 % des Nennwertes der Anleihen wirklich erhalten, die ungarische 97 (bzw. $90^1/_2$—96 bei den kurzfristigen Schatzanweisungen), und es müssen dafür $5^1/_2$ und 6 % Zinsen bezahlt werden. Es wäre aber verfehlt, wenn man aus diesen für die Finanzverwaltung ungünstigen Bedingungen auf eine Erschöpfung der finanziellen Reserven Österreich-Ungarns schließen wollte.

Nicht die absolute Höhe des Zinsfußes und des Ausgabekurses während des Krieges kann für sich allein als Gradmesser der finanziellen Reserven eines kriegführenden Staates dienen, sondern es ist auch, und zwar in erster Linie, die Spannung zu berücksichtigen, die zwischen den Anleihebedingungen zu Friedens- und Kriegszeiten besteht. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet steht Österreich-Ungarn keineswegs ungünstiger da als andere Staaten, insbesondere als die angeblich so kapitalkräftigen Ententemächte England und Frankreich. Die letzten Schatzanweisungen vor dem Kriege wurden in Österreich[1] zum Kurse von 95,25 ausgegeben bei einer Verzinsung von $4^1/_2$ %. Der Ausgabekurs ist also bei den Kriegsanleihen durchschnittlich nicht erheblich niedriger als bei den letzten Friedensanleihen und der Zinsfuß nur um 1 % höher, während er in England, dem klassischen Lande der $2^1/_2$prozentigen Konsols, bei der dritten Kriegsanleihe auf 5 %, also das Doppelte des durchschnittlichen Friedensfußes gestiegen ist, bei den Schatzscheinen sogar auf 6 %.

Die Kriegsanleihen waren in Österreich-Ungarn ebenso wie in Deutschland wahre Volksanleihen, an denen die weitesten Kreise auch der kleinen Sparer sich beteiligten. Die kleinsten Abschnitte gehen bis auf 50 und 100 Kronen herab. Versteht man unter den kleinen Zeichnungen die Beträge bis zu 1900 (bzw. bei Ungarn bis zu 1950) Kronen, so ergeben sich für diese kleinen Zeichnungen folgende Zahlen:

	Zahl der Zeichner bis 1900 (bzw. 1950) Kronen	Zeichnungssumme der kleinen Zeichnungen
A. Österreich.		
1. Anleihe	310 698	160 961 500 Kronen
2. "	268 829	173 848 900 "
3. "	438 061	194 200 600 "
B. Ungarn.		
1. Anleihe	310 827	137 954 000 "
2. "	310 199	161 984 000 "

Auch die mittleren Zeichnungen von 2000 bis 49 000 Kronen waren sehr zahlreich und erzielten bedeutende Beträge. Bei der dritten Kriegsanleihe z. B. belief sich die Zahl solcher mittleren Zeichnungen in Österreich auf 95 169 mit einer Zeichnungssumme von 961 Millionen Kronen.

Allgemeine Enttäuschung haben die Schwierigkeiten hervorgerufen, die England, der Weltbankier, die erste Geldmacht der Erde, mit der

[1] In Ungarn betrug der Zinsfuß der letzten Friedensanleihe allerdings auch nur $4^1/_2$ %, aber der Ausgabekurs war 90,75, der Übernahmekurs für die Banken sogar 88,25.

Finanzierung der Kriegsausgaben von Anfang an gehabt hat. Der Sturm auf die Bank von England in den letzten Tagen vor der Kriegserklärung, die Schließung der Bank für mehrere Tage und die zeitweilige Erhöhung des Bankdiskonts auf 10% sind Vorkommnisse, die man bei England am allerwenigsten erwartet hatte. Allein das waren doch vorübergehende Erscheinungen, deren Grund weniger in einer schlechten Lage des englischen Kapitalmarktes als in der rückständigen Verfassung der Bank von England zu suchen ist. Anders dagegen ist der Mißerfolg zu beurteilen, den England bisher bei seinen Versuchen gehabt hat, die ungeheure Masse von schwebenden Schulden in konsolidierte Anleihen zu verwandeln. In den ersten Kriegsmonaten hatte man sich mit Vorschüssen der durch Ausgabe kleiner Staatsnoten (Currency notes) und Einrechnung der Goldvorräte Australiens, Kanadas und Südafrikas scheinbar wieder ins Gleichgewicht gebrachten Bank von England und durch 3,1—3,5prozentiger Schatzanweisungen mit viertel-, halb- und ganzjähriger Verfallzeit zu helfen gesucht. Bis November 1914 hatten letztere bereits eine Höhe von 125,4 Millionen Pfd. Sterl., also mehr als 2½ Milliarden Mark erreicht.

Ende November 1914 versuchte es daher die englische Finanzverwaltung mit der ersten konsolidierten Anleihe. Die Laufzeit wurde auf zehn Jahre festgesetzt, der Zinsfuß auf 3½ %. Da jedoch der Emissionskurs nur 95 % betrug, während die Rückzahlung zum Nennwert erfolgen mußte, stellte sich die wirkliche Verzinsung auf ungefähr 4 %. Für die an 2½—3prozentige Verzinsung gewohnten Engländer waren das also sehr günstige Bedingungen, zumal die Bank von England sich verpflichtete, alle gezeichneten Beträge zum vollen Zeichnungspreise und 1 % unter dem gewöhnlichen Bankdiskont zu lombardieren. Trotzdem belief sich der Reinertrag der in Höhe von 350 Millionen Pfd. Sterl. ausgeschriebenen Anleihe nur auf 331 Millionen Pfd. Sterl., und auch diese Summe wurde nur dadurch erreicht, daß die Banken infolge eines auf sie ausgeübten Druckes genötigt wurden, im letzten Augenblick 100 Millionen Pfd. Sterl. auf eigene Rechnung zu übernehmen.

In Anbetracht der schnell wachsenden Kriegskosten, die zu Anfang des Jahres 1915 in England bereits auf 60 Millionen Pfd. Sterl. im Monat gestiegen waren, und der enormen Vorschüsse an die Verbündeten (bis März 1915 368 Millionen Pfd. Sterl. oder rund 7½ Milliarden Mark) konnte der Ertrag der ersten Anleihe nicht lange vorhalten, und schon im Frühjahr 1915 wäre die Auflegung einer zweiten Anleihe dringend nötig gewesen. Das wagte aber die englische Finanzverwaltung nicht. Man half sich daher zunächst wieder mit den kurzfristigen Schatzwechseln (Treasury Bills), von denen gewaltige Mengen ausgegeben wurden. Im Juni 1915 glaubte die Regierung aber doch zu einer zweiten festen Anleihe schreiten zu müssen. Um sich den Erfolg zu sichern, entschloß man sich diesmal zu

einem Zinsfuß von $4^1/_2$ %, nominell zum Parikurs. Da aber bei der Zeichnung nur 5 %, am 2. Juli 10 %, am 3., 7. und 31. August je 15 % und der Rest in vier Raten bis zum 26. Oktober gezahlt werden mußte, stellte sich der wirkliche Emissionskurs ungefähr auf $98^1/_2$ %. Die Laufzeit belief sich auf zehn Jahre. Damit noch nicht genug, erklärte sich die Finanzverwaltung bereit, Stücke der ersten $3^1/_2$prozentigen Kriegsanleihe gegen Zuzahlung der Kursdifferenz von 5 % und Zeichnung eines gleich hohen Betrages der zweiten Anleihe in Zahlung zu nehmen, ebenso die $2^1/_2$- und $2^3/_4$prozentigen Konsols zu $^2/_3$ des Nennwertes, d. h. zu einem weit höheren Kurse als dem damaligen Marktpreise. Endlich wurde die Zusicherung gegeben, daß die Stücke der zweiten Kriegsanleihe bei jeder folgenden Anleihe zum Nennwert in Zahlung genommen werden sollten. Man hatte auf mindestens 1 Milliarde Pfd. Sterl. als Ertrag der zweiten Kriegsanleihe gerechnet und diese Summe auch bereits in das Budget eingesetzt. Trotz der für englische Verhältnisse unerhört günstigen Bedingungen, trotz einer weitgehenden Stückelung, die auch kleinen Sparern die Beteiligung ermöglichen sollte, trotz einer Riesenreklame auch in den Kolonien und im Ausland wurden nur 594 Millionen Pfd. Sterl. gezeichnet, also weniger als bei der kurz nachher aufgelegten dritten deutschen Kriegsanleihe, der schon zwei Anleihen mit einem Gesamtertrag von rund $13^1/_2$ Milliarden Mark vorhergegangen waren. Und auch dieses verhältnismäßig bescheidene Resultat wurde dadurch zustande gebracht, daß die Banken wieder im letzten Augenblick von der Regierung gedrängt wurden, 200 Millionen Pfd. Sterl. auf eigene Rechnung zu übernehmen. Neues Geld, das der Regierung zur Verfügung gestellt wurde, waren aber von den 594 Millionen Pfd. Sterl. nur rund 250 Millionen; alles übrige kam auf die umgetauschten Stücke der früheren Anleihen.

Das war also, wie sich die englische Regierung nicht verhehlen konnte, ein vollständiger Mißerfolg, und darum ist ihre Scheu, einen weiteren Anleiheversuch zu machen, der ja auch durch das obenerwähnte Umtauschversprechen erschwert wurde, wohl begreiflich. Als Ersatz hat die englische Finanzverwaltung ein ganzes System kurzfristiger Kredite ausgedacht. Nicht weniger als neun verschiedene Arten, die ständig dem Publikum zur Auswahl angeboten werden, kann man unterscheiden: 3-, 6-, 9- und 12monatige Treasury Bills (Schatzwechsel), deren Verzinsung sich je nach Lage des Kapitalmarktes in den beiden ersten Kriegsjahren auf $5—5^1/_4$ % stellte, im dritten Kriegsjahr aber auf 6 % gestiegen ist; $4^1/_2$-, 5-, $5^3/_4$- und (seit September 1916) 6prozentige Exchequer Bonds (Schatzscheine), rückzahlbar bis Mitte April 1919; zweijährige War Expenditure Certificates, eine Art Schatzwechsel in Abschnitten von 1000, 5000 und 10 000 Pfd. Sterl., die zum Kurse von 90 mit 5prozentiger Verzinsung ausgegeben werden, in Wirklichkeit also $5^5/_9$ % einbringen; 5prozentige War Saving Certificates (Kriegssparschuldscheine), die auf 1 Pfd. Sterl. lauten und eine fünfjährige Laufzeit haben. Letztere sind bei den Postanstalten käuflich. Die Verzinsung erfolgt nicht durch Auszahlung der Zinsen in bestimmten Zeitabschnitten sondern in der Weise, daß der Erwerber für den auf 1 Pfd. Sterl. lautenden Schein $15^1/_2$ Schilling einzahlt, während er nach Ablauf von fünf Jahren 20 Schilling zurückerhält.

Wie hoch sich die kurzfristigen Kredite im ganzen belaufen, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Sir C. Henry, Mitglied des englischen Unterhauses, bezifferte im August 1916 den Gesamtbetrag der ausstehenden Schatzwechsel auf 850 Millionen Pfd. Sterl., für die 6 % Zinsen gezahlt werden müssen. Die „Frankf. Ztg." veranschlagt den Gesamtbetrag der Schatzwechsel auf 1 093 000 000 Pfd. Sterl., der 5prozentigen Schatzscheine auf 334 514 000 Pfd. Sterl., der 6prozentigen Schatzscheine auf 159 294 000 Pfd. Sterl., der Kriegssparschuldscheine auf 29 856 000 Pfd. Sterl. Das gibt eine Gesamtsumme von 1 616 664 000 Pfd. Sterl., also mehr als 32 Milliarden Mark. Da die täglichen Kriegsausgaben Englands gegenwärtig mehr als 100 Millionen Mark betragen, wird sich bis zur Auflegung der dritten Kriegsanleihe jene Summe noch bedeutend erhöht haben [1].

Wenig glücklich waren auch die Versuche, die England gemeinsam mit Frankreich unternommen hat, im Auslande, namentlich in den Vereinigten Staaten, Anleihen aufzunehmen. Diese Auslandanleihen hatten allerdings in erster Linie weniger die Geldbeschaffung als die Hebung des von 4,86 auf 4,56 Dollar gesunkenen Sterlingkurses zum Zwecke, kamen aber doch auch als ein Mittel zur Deckung der Kriegskosten in Betracht. Statt der erwarteten Milliarde wurden bei Neuyorker Bankhäusern im Herbst 1915 nur 500 Millionen Dollar erzielt. Der Kurs betrug 95, der Zinsfuß 5 %, die Laufzeit 5 Jahre, so daß sich die tatsächliche Verzinsung auf über 6 % stellt. Dazu war noch Freiheit von der englischen Einkommensteuer zugesichert, die sonst bei englischen Anleihen von den Zinsen abgezogen wird. Trotzdem blieben ungefähr 200 Millionen Dollar bei den Banken liegen, und der Kurs sank bald auf 94. Im August 1916 nahm England für sich allein in Neuyork eine 5prozentige Anleihe im Betrage von 250 Millionen Dollar zum Kurse von 98 % auf, die bis zum 1. Dezember 1918 zurückbezahlt werden muß. Als Sicherheitspfand wurden dabei amerikanische und andere neutrale Wertpapiere im Betrage von 300 Millionen Dollar hinterlegt. Ebenso mußten bei einer weiteren, im Oktober 1916 ausgegebenen englischen Anleihe in Amerika im Betrage von 300 Millionen Dollar, die bei einer Laufzeit von zwei Jahren zu 5½ % verzinslich ist, neutrale Wertpapiere in der Höhe von 360 Millionen Dollar hinterlegt werden. Für den 1. Februar 1917 endlich hat die Firma Morgan & Co. in Neuyork abermals eine 5½prozentige englische Anleihe im Betrage von 350 Millionen Dollar angekündigt, von denen 100 Millionen schon nach einem Jahr, der Rest nach zwei Jahren zurückgezahlt werden müssen [2]. Die als Pfand dafür hinterlegten Werte sollen sich nach einer Reutermeldung auf 400 Millionen Dollar belaufen.

---

[1] Die gesamten Kriegskosten Englands veranschlagte der englische Finanzminister bei Einbringung der letzten Kreditvorlage im Dezember 1916 auf 3852 Millionen Pfd. Sterl. Es sind darin aber auch indirekte Kriegskosten, namentlich Vorschüsse an die Verbündeten, mitenthalten. Die eigentlichen Kriegskosten Englands dürften sich bis Ende 1916 auf etwa 68 Milliarden Mark belaufen.

[2] Kanada, kanadische Städte und Neu-Seeland nahmen in Amerika Anleihen im Gesamtbetrag von 225 Millionen Pfd. Sterl. auf, englische Banken im Betrag von 30 Millionen Pfd. Sterl.

Endlich sind als ein Mittel der Deckung der Kriegskosten bei England die Kriegssteuern zu erwähnen. Auch die übrigen kriegführenden Großmächte in beiden Lagern haben besondere Kriegssteuern eingeführt. Bei den andern Mächten dienen sie aber lediglich zur Deckung der Zinsen der Staatsschulden und des Einnahmeausfalls im laufenden Finanzetat, nicht zur Begleichung unmittelbarer Kriegskosten, und sind daher von uns bei diesen Ländern nicht unter den Deckungsmitteln der Kriegskosten aufgeführt. Nur England deckt einen — allerdings verhältnismäßig geringen — Teil seiner unmittelbaren Kriegskosten durch Kriegssteuern. Über die im Etatsjahr 1915/1916 erhobenen Kriegssteuern haben wir schon in unserem eingangs erwähnten früheren Artikel (a. a. O. S. 32 f.) ausführlich berichtet; für das Etatsjahr 1916/1917 ist eine abermalige Steuererhöhung in England um 65 Millionen Pfd. Sterl. vorgesehen. Den Gesamtertrag der Kriegssteuern schätzte der Schatzkanzler Mac Kenna im April 1916 auf 300 Millionen Pfd. Sterl. jährlich. Die Verzinsung der Schuld ist auf 145 Millionen Pfd. Sterl. veranschlagt. Es bleiben also, wenn die Steuern wirklich diese enormen Erträge abwerfen, mehr als 150 Millionen Pfd. Sterl. oder 3 Milliarden Mark jährlich zur Deckung der Kriegsausgaben übrig, die aber kaum für die Kriegskosten eines Monats reichen.

Da die ungeheure Vermehrung der schwebenden Schuld auch im englischen Unterhause die größten Bedenken erregte und eine scharfe Kritik der Finanzverwaltung hervorrief, entschloß sich der englische Schatzkanzler, zu Anfang des Jahres 1917 einen dritten Anleiheversuch zu machen. Die Anleihe wurde am 11. Januar aufgelegt, und die Zeichnungsfrist dauert bis zum 16. Februar. Sie fällt also außerhalb des Rahmens dieser Abhandlung. Es seien aber die Bedingungen der Anleihe kurz mitgeteilt. Die Einzahlung erfolgt mit 5 % bei der Zeichnung, 15 % am 2. März, je 20 % am 23. März, 18. April, 9. und 30. Mai. Der Kurs ist auf 95, die Verzinsung auf 5 % festgesetzt. Daneben werden auch 4prozentige Scheine zum Kurse von 100 ausgegeben. Diese scheinbar widersinnige Bestimmung wird dadurch verständlich, daß die 5prozentigen Scheine der vollen Einkommensteuer, die 4prozentigen nur der Zuschlagssteuer unterliegen. Bei der jetzigen enormen Höhe der englischen Einkommensteuer (bis 25 %) macht das einen so großen Unterschied, daß dadurch der Vorteil der höheren Verzinsung und des niedrigeren Ausgabekurses ausgeglichen wird. Die Rückzahlung zum Nennwert beginnt für beide Arten der Anleihe im Jahre 1929 und endet für die 4prozentige 1942, für die 5prozentige 1947. Das Hauptlockmittel besteht in dem Angebot, Stücke der zweiten Kriegsanleihe und Schatzscheine zum Nennwert, Schatzwechsel abzüglich 5 % und Kriegschuldscheine abzüglich 5½ % bei der Zeichnung in Zahlung

zu nehmen: für 100 Pfd. Sterl. umgetauschter Werte erhalten die Zeichner 105 Pfd. Sterl. 5 Schill. der 5prozentigen Kriegsanleihe. Darin liegt zweifellos ein großer Anreiz zur Zeichnung dieser auch sonst für den Abnehmer außerordentlich günstigen Anleihe. Da umzutauschende Werte nach unserer Währung ungefähr in der Höhe von 50 Milliarden Mark in Frage kommen, ist eine ganz außergewöhnlich hohe Zeichnungssumme von vornherein zu erwarten. Aber, wenn auch 50 Milliarden gezeichnet würden, hätte die englische Regierung damit lediglich ihr Staatsschuldensystem vereinheitlicht und konsolidiert, aber noch kein neues Geld für die Weiterführung des Krieges erhalten. Es müßten also schon ganz phantastische Summen erzielt werden, wenn diese Anleihe den englischen Finanznöten gründlich abhelfen sollte. Das Vertrauen auf einen solchen Erfolg scheint bei der englischen Finanzverwaltung nicht groß zu sein, da ja der Finanzminister Bonar Law in seiner Guildhall-Rede im Januar 1917 für den Fall des Mißerfolges ziemlich unverhüllt mit einer Zwangsanleihe gedroht hat.

Noch mehr als Englands Ansehen in der Finanzwelt ist das finanzielle Prestige Frankreichs durch seine Mißerfolge bei der Anleihebegebung stark erschüttert worden. In dem „reichen" Frankreich, dem klassischen Lande der großen und kleinen Rentner, so meinte man, müßten gewaltige Rentenanleihen mit Leichtigkeit unterzubringen sein. In Wirklichkeit wagte die französische Finanzverwaltung erst im Februar 1915 eine Anleihe aufzulegen (Obligations de la défense nationale). Die Bedingungen für die an 3prozentige Verzinsung gewohnten Franzosen waren außerordentlich günstig: 5 % Zinsen bei einem Kurse von 96,5, zehnjähriger Laufzeit und unbeschränkter Zeichnungsfrist. Da die Zinsen für ein halbes Jahr gleich im voraus durch Abzug von der Einzahlung bezahlt wurden, stellte sich der Kurs tatsächlich auf 94, die Verzinsung auf 5,60 %. Stücke der $3^1/_2$prozentigen Anleihe und Schatzbons wurden bei Einzahlung auf die Anleihe in Zahlung genommen. Gleichwohl beliefen sich die Zeichnungen im ersten Monat nach der Auflegung nur auf 1060 Millionen Franken, bis Anfang Mai 1915 auf 1750 Millionen Franken. Im ganzen sollen nach und nach ungefähr 4 Milliarden Franken gezeichnet sein, wovon aber etwa die Hälfte auf die Umtauschpapiere kam.

Mit einem so winzigen Betrag war, da die direkten Kriegsausgaben Frankreichs sich schon bis Ende 1915 auf mehr als 20 Milliarden Franken beliefen, nicht viel anzufangen. Darum entschloß sich die französische Regierung im Dezember

1915 zur Auflegung einer zweiten[1] Anleihe, der sog. „Siegesanleihe". Die Bedingungen waren noch weit günstiger als bei der ersten französischen Kriegsanleihe. Der Kurs war 88, oder bei Volleinzahlung zum ersten Termin 87¼, die Verzinsung nominell 5 %. Da aber auch der Betrag des ersten Zinsscheins gleich wieder im voraus abgezogen wurde, betrug der wirkliche Ausgabekurs nur 86⅗ und die effektive Verzinsung etwa 6½ %. Es sind dies also Vergünstigungen, die über die in dem kapitalarmen Agrarland Ungarn gewährten noch hinausgehen. Endlich wurden bei der „Siegesanleihe" auch ältere Wertpapiere in Zahlung genommen: Obligationen der ersten Kriegsanleihe, kursfähige Schatzbons, ja sogar Stücke der älteren 3prozentigen Anleihe, deren Marktpreis auf 63¾ % gesunken war, zu dem erhöhten Kurse von 66½ %. Auf diese Weise wurde wenigstens ein Scheinerfolg erzielt. Nach Mitteilung des französischen Finanzministers stellte sich der Gesamtbetrag einschließlich der nachträglichen Zeichnungen auf 15 130 Millionen Franken. Aber abgesehen davon, daß in Anbetracht des niedrigen Emissionskurses diese 15130 Millionen Nominalbetrag in Wirklichkeit nur 13 243 Milliarden Franken oder rund 10½ Milliarden Mark einbrachten, kamen davon der weitaus größte Teil (8762 Millionen Franken) auf den Umtausch älterer Papiere, nur 6368 Millionen auf Barzeichnungen. Unter Berücksichtigung des Emissionskurses sind die Barzeichnungen einem tatsächlichen Erlös von 5556 Millionen Franken oder rund 4½ Milliarden Mark gleichzusetzen, also nur wenig mehr als der Ertrag der ersten deutschen Kriegsanleihe. Auch diese Summe wurde nicht in vollem Umfang in Frankreich aufgebracht, sondern von den 6368 Millionen kamen rund 800 Millionen auf Auslandszeichnungen (davon 602 Millionen in England[2]). Endlich ist zu berücksichtigen, daß von den Barzeichnungen 1620 Millionen Franken auf die Bank von Frankreich kamen. Was dann noch übrigbleibt, ist im Vergleich mit dem von dem deutschen Volke in den ersten beiden Kriegsjahren aufgebrachten Summen ein verschwindend kleiner Betrag.

Nicht besser aber ging es mit der dritten französischen Kriegsanleihe (der sog. „Vertrauensanleihe"), mit deren Auflegung die französische Finanzverwaltung bis zum Oktober 1916 (Zeichnungsfrist 5.—29. Oktober) zögerte. Der Kurs war nominell auf 88,75, in Wirklichkeit, da bei der Zeichnung die Zinsen des ersten Vierteljahrs vollvergütet werden, auf 87,50 festgesetzt, so daß auch die wirkliche Verzinsung beinahe 6 % statt nominell 5 % beträgt. Die Einzahlungsfrist dauerte mehr als ein halbes Jahr. Die Bank von Frankreich hatte sich bereit erklärt, zur Erleichterung von Zeichnungen auf die Anleihe französische Staatspapiere mit 80 %, sonstige staatlich gewährleistete Wertpapiere mit 75 % des Kurswertes zu beleihen, wobei sogar die bis zum 1. Januar 1917 fälligen

[1] Diese Anleihe wird auch wohl als die erste bezeichnet, indem man den Obligationen der Nationalverteidigung, die sich ja allerdings durch die unbeschränkte Zeichnungsfrist von den andern Anleihen unterscheiden, nicht den Charakter einer eigentlichen Anleihe zuerkennt.

[2] So nach Eheberg a. a. O. 46; Sartorius v. Waltershausen a. a. O. 19 nimmt 482 Millionen Franken an.

Zinsscheine russischer Staatspapiere mit angerechnet werden sollten, und die großen Aktiengesellschaften hatten für Zeichner der Anleihe Vorauszahlung ihrer am 1. Januar fällig werdenden Zinsscheine zugesagt. Die gezeichnete Summe betrug nach einer Mitteilung des Finanzministers Ribot in der französischen Kammer nominell 11 360 Millionen Franken. Zum Kurse von 87,5 gerechnet, entspricht das einem wirklichen Ertrag von 9940 Millionen Franken oder rund 8 Milliarden Mark. Die Barzahlungen sollen sich nach einer Mitteilung Ribots auf rund $5^1/_2$ Milliarden Franken belaufen. Wahrscheinlich sind damit Barzeichnungen gemeint. Unter letzterer Voraussetzung würde der wirkliche Barerlös unter Berücksichtigung des Emissionskurses rund 4,8 Millarden Franken oder 3,9 Milliarden Mark betragen. Die geldliche Niederlage, die Frankreich mit der dritten Kriegsanleihe erlitten hat, ist also noch größer als bei der „Siegesanleihe".

Neben den inländischen Anleihen, die, wie gezeigt worden, zum nicht geringen Teil im Ausland untergebracht sind, müssen bei Frankreich ebenso wie bei England auch die Auslandsanleihen erwähnt werden. Wie hoch sich dieselben belaufen, ließ sich mit Sicherheit nicht feststellen. Nach einer bei Sartorius (a. a. O. S. 12) wiedergegebenen Zusammenstellung der Zeitschrift Export wurden bis Mai 1916 in den Vereinigten Staaten vier französische Anleihen im Betrage von 330 Millionen Dollar aufgenommen (einschließlich des französischen Anteils der englisch-französischen Anleihe). Eine Zusammenstellung in Nr. 43 der „Kölnischen Volkszeitung" (vom 7. Januar 1917) ergibt in unserer Währung eine Gesamtsumme von 2600 Millionen Mark und außerdem 350 Millionen Mark für die Städte Paris und Bordeaux. Sie sind meist kurzfristig für wenige Jahre und zu ungünstigen Bedingungen aufgenommen. So stellte sich z. B. bei der französischen 100-Millionen-Dollar-Anleihe vom Juli 1916 der Emissionskurs für die Einzelzeichner auf 98, für das vermittelnde Bankkonsortium jedenfalls erheblich niedriger. Da nur 95 % der Anleihe auf den Markt kommen soll und der Rest von Frankreich ebenfalls wieder eingelöst werden muß, beträgt nach Sartorius (a. a. O. S. 11) die von Frankreich zu leistende Verzinsung statt nominell $5^1/_2$, tatsächlich mehr als 7 %, bei einer andern Anleihe in den Vereinigten Staaten sogar 8 %. Bei der erwähnten Julianleihe mußten Wertpapiere neutraler Staaten im Betrage von 125 Millionen Dollar als Pfand hinterlegt werden. An der englisch-französischen Anleihe in Kristiania im Betrage von 65 Millionen Kronen war Frankreich mit 25 Millionen Kronen beteiligt.

Da der Ertrag der französischen Kriegsanleihen nur zu einem geringen Teil zur Bestreitung der Kriegsausgaben genügte, die bis Ende 1916 sich

wohl auf annähernd 60 Milliarden Franken[1] belaufen werden, kommt die Hauptmasse auf die schwebenden Schulden. Sie bestehen: 1. aus Vorschüssen der Bank von Frankreich, die nach dem Ausweis vom 18. Januar 1917 trotz der Einzahlungen auf die dritte Kriegsanleihe, die sie zunächst um 2,2 Milliarden vermindert hatten, 8,2 Milliarden Franken betrugen; 2. aus Vorschüssen der Bank von Algier im Betrage von 10 Millionen Franken; 3. aus Nationalverteidigungsbons, 5prozentigen Schatzwechseln mit einer Laufzeit von 3, 6 und 12 Monaten. Sie sind bei allen Staatskassen und Postämtern auch in ganz kleinen Stücken zu 20 Franken und 5 Franken erhältlich, von denen die ersteren nach einem Jahre mit 21 Franken, die letzteren mit 5,25 Franken eingelöst werden können. Im Juni 1916 bezifferte der Generalberichterstatter der Budgetkommission in der französischen Abgeordnetenkammer den Stand der Bons auf 10 019 820 870 Franken in Frankreich und 1 079 416 000 Franken in England und Amerika. Seit dem 1. Mai 1916 ist diese Summe von rund 11,1 Milliarden Franken jedenfalls ganz enorm angewachsen, da bis zur Ausgabe der dritten Kriegsanleihe im Oktober 1916 die monatlichen Kriegskosten, die sich durchschnittlich auf 2½ Milliarden Franken beliefen, fast ausschließlich durch Ausgabe neuer Bons gedeckt werden mußten.

Italien läßt sich, was Nationalreichtum angeht, nicht entfernt mit Deutschland, England und Frankreich vergleichen und steht in dieser Beziehung auch Österreich-Ungarn wohl um die Hälfte nach. Das Volksvermögen Italiens wird nach G. Krautinger (Bankarchiv, 16. Jahrg., Nr. 4 vom 15. Nov. 1916, S. 64) für die Zeit vor der Tripolisexpedition auf 70 Milliarden Lire[2] geschätzt und wird sich seitdem in Anbetracht der unverhältnismäßig hohen Kosten jenes Feldzuges und des bald danach ausbrechenden Weltkrieges nur um wenige Milliarden erhöht haben. Italien ist daher gar nicht imstande, solche Aufwendungen zu machen wie seine kapitalkräftigen Verbündeten. Allerdings sind auch die Kriegskosten Italiens bedeutend niedriger, schon weil es erst zehn Monate später am Kriege sich beteiligte, besonders aber, weil die Ausgaben für Heer und Flotte

[1] Die Höhe der für die beiden ersten Kriegsjahre und die fünf übrigbleibenden Monate des Jahres 1916 bewilligten Kredite beträgt 63 Millionen Franken, die aber nicht ausschließlich für direkte Kriegsausgaben bewilligt wurden; einschließlich der Bewilligungen für das erste Vierteljahr 1917 beläuft sich die Gesamthöhe der Kredite auf 72 Milliarden Franken.

[2] Schwarz (a. a. O. 155) schätzt es auf „allerhöchstens“ 70 Milliarden Mark.

sich während der ganzen Dauer des Krieges in viel bescheideneren Grenzen gehalten haben. Aber die Kriegskosten Italiens bis Ende 1916 werden doch, einschließlich der Kriegsvorbereitung im ersten Jahre des Weltkrieges, auf 17—18 Milliarden Lire geschätzt, was für das Land eine unverhältnismäßig hohe Belastung darstellt.

Die Kriegsausgaben Italiens sind bisher nur zu einem ganz geringen Teil durch feste Anleihen gedeckt worden. Die erste Anleihe, die sog. Rüstungsanleihe, im Nennbetrag von 1 Milliarde Lire wurde im Januar zum Kurse von 97 ausgegeben bei einer Verzinsung von 4½ %. Sie war steuerfrei und unkündbar bis 1925. Der bescheidene Betrag wurde nur dadurch zusammengebracht, daß die Banken 200 Millionen Lire auf eigene Rechnung übernahmen. Die zweite Anleihe vom Juli 1915 wurde bei gleicher Verzinsung wie die erste zu einem Kurse von 95 ausgegeben. Sie war auch steuerfrei, und den Besitzern der ersten Anleihe wurde ein Vorzugskurs von 95 eingeräumt. Trotz starken Druckes auf Banken, Versicherungsgesellschaften und Sparkassen wurden nur 1170,5 Millionen Lire gezeichnet. Anfang Januar 1916 versuchte die italienische Finanzverwaltung es mit einer dritten steuerfreuen Anleihe, diesmal mit einer Verzinsung von 5 % und zum Kurse von 97,50. Diese Anleihe ist bis 1926 unkündbar und muß spätestens bis 1941 zurückgezahlt werden. Zeichnungsfrist und Termin der Einzahlung wurden sehr weit ausgedehnt. Der Zinsgenuß beginnt, wenn die Zeichnung vor dem 31. Januar erfolgte, schon mit 1. Januar, auch wenn die Einzahlung erst später stattfand. Schuldverschreibungen der zweiten Anleihe wurden gegen Zuzahlung von 2½, solche der ersten Anleihe gegen Zuzahlung von 3 % (letztere bis zur Hälfte der Zeichnungssumme) in Zahlung genommen, Schatzscheine unter Abzug von 4 % Zinsen. Zahlreiche private Institute gewährten ihren Angestellten Vorschüsse zum Zwecke der Zeichnung auf diese Anleihe. Gleichwohl war das Ergebnis, 3014 Millionen Lire, wieder sehr bescheiden. 1 Milliarde kam auf den Umtausch älterer Papiere, rund 2 Milliarden auf Barzeichnungen; unter letzteren wurden ungefähr 300 Millionen von Bankkonsortien gezeichnet.

Abzüglich der Umtauschzeichnungen hat also die italienische Regierung bis Ende 1916 nur etwa 4 Milliarden Lire durch die drei Kriegsanleihen zusammengebracht. Die Hauptsache kommt auch bei Italien auf schwebende Schulden. Sie setzen sich zusammen aus: 1. Vermehrung des Papiergeldes um mindestens 750 Millionen Lire. 2. Vorschüsse der drei Nationalbanken im Betrage von mindestens 2 Milliarden Lire. 3. Schatzbons mit verschiedener Lauffrist, die sich im November 1916 auf 4,3 Milliarden Lire beliefen. Die im Ausland, namentlich in England, aufgenommenen kurzfristigen Kredite betrugen ungefähr 3 Milliarden Lire. Die obigen Zahlenangaben können auf Genauigkeit und Zuverlässigkeit keinen Anspruch machen. Es handelt sich um Summen, die bei verschiedenen Gelegenheiten,

Kammerdebatten, Rechenschaftsberichten usw. im Laufe des Krieges bekanntgegeben wurden. Die Summen können sich im einzelnen bis zum Schluß des Jahres 1916 noch erheblich vermehrt, aber auch teilweise durch Rückzahlungen vermindert haben.

Vom 2. Januar 1917 ab sollen neue 5prozentige Schatzscheine mit dreijähriger Lauffrist zum Kurse von 99¼ ausgegeben werden. Aber auch eine vierte Kriegsanleihe ist für die Zeit vom 5.—25. Februar ausgeschrieben. Sie ist wieder 5prozentig und steuerfrei. Der Emissionskurs beträgt aber nur 90, also 7½ % weniger als bei der dritten, sonst zu ganz ähnlichen Bedingungen ausgegebenen Anleihe. Auch Schatzscheine und Schuldverschreibungen der früheren 4½prozentigen Anleihe, letztere gegen Zuzahlung von 2½ %, werden wieder in Zahlung genommen, ja sogar ausländische Wertpapiere.

Schwieriger noch als bei Italien ist es bei Rußland, einen Überblick über den wirklichen Stand der Kriegsfinanzen zu gewinnen, namentlich für die kurzfristigen und die ausländischen Finanzoperationen ist man größtenteils auf Schätzungen und Vermutungen angewiesen. Feste Anleihen wurden bisher fünf aufgenommen: 1. 500 Millionen Rubel im Okt. 1914 zum Kurse von 95 (bzw. für die Banken 92) und 5 % Zinsen; 2. 500 Millionen Rubel im Februar 1915 zum Kurse von 94 und 5 % Zinsen; 3. 1000 Millionen Rubel im April 1915 zum Kurse von 97,5 und 5½ % Zinsen; 4. 1000 Millionen Rubel im Oktober 1915 zum Kurse von 95 und 5½ % Zinsen; 5. 2000 Millionen Rubel im März 1916 zum Kurse von 95 und 5½ % Zinsen. Zusammen gibt das einen Betrag im Nennwert von 5 Milliarden Rubel oder 10⅘ Milliarden Mark. Es sollen aber mehr als ⅔ dieser Summe von der Reichsbank und auf staatlichen Druck von Privatbanken auf eigene Rechnung übernommen worden sein, während sich das Privatkapital nur in geringem Maße an den Anleihen beteiligte.

Sehr großen Umfang haben die kurzfristigen Kredite Rußlands im Ausland, namentlich in England und Frankreich, angenommen. Eheberg (a. a. O. S. 55) schätzt den Gesamtbetrag für die beiden ersten Kriegsjahre auf 3,8—4 Milliarden. Wieviel seitdem noch hinzugekommen ist, ließ sich nicht ermitteln. In den Vereinigten Staaten wurden etwa 300 bis 400 Millionen Rubel aufgenommen mit einer Verzinsung von 6—7 %; in Japan 50 Millionen Rubel. Alle diese Auslandskredite waren hauptsächlich zur Bezahlung von fälligen Zinsen und Lieferung von Kriegsmaterial bestimmt.

Zur Bestreitung der Kriegsausgaben im Inland bediente sich die russische Regierung, da der Ertrag der Anleihen nur zum geringen Teil ausreichte, der Schatzscheine, deren Betrag Eheberg (a. a. O. S. 53) für Ende April 1916 auf 1756 Millionen Rubel veranschlagt; vor allem aber der Notenpresse. Der Notenumlauf, der bei Ausbruch des Krieges nur 1600 Millionen Rubel betrug, ist während des Krieges fast um 7 Milliarden Rubel gestiegen, während die Golddeckung der Banknoten, die vor dem Kriege 100 % betrug, auf 23 % zurückging.

Die Gesamtkosten des Krieges sollen sich in Rußland nach einer Schätzung der Nowoje Wremja in den beiden ersten Kriegsjahren auf rund 20 Milliarden Rubel, die monatlichen Ausgaben im Jahre 1916 auf 1 Millarde Rubel belaufen, so daß sich bis Ende 1916 eine Gesamtsumme von 25 Milliarden Rubel oder 54 Milliarden Mark ergeben würde.

Versuchen wir nun auf Grund der vorstehenden Ausführungen und der eingangs erwähnten Literatur einen Überblick über die bisherigen Kriegskosten der beiden großen Mächtegruppen zu gewinnen, so ergeben sich die folgenden Zahlen. Es beliefen sich die gesamten Kriegskosten bis Ende 1916 in deutscher Währung:

A. Bei den Zentralmächten:

Deutsches Reich . .	52 Milliarden Mark
Österreich-Ungarn	31 „ „
Zusammen:	83 Milliarden Mark

B. Bei den Ententemächten:

Großbritannien	68 Milliarden Mark
Rußland . .	54 „ „
Frankreich . .	48 „ „
Italien . . .	14 „ „
Zusammen:	184 Milliarden Mark

Es versteht sich von selbst, daß es sich bei dieser Zusammenstellung nur um Schätzungen handelt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß bei einer späteren genauen Abrechnung die Zahlen sich bei einigen der genannten Mächte um eine oder selbst mehrere Milliarden erhöhen oder verringern. Es ist ja auch der Begriff der Kriegsausgabe, wie wir schon hervorgehoben haben, ein dehnbarer. Aber im ganzen dürfte doch diese Aufstellung der Wirklichkeit ziemlich nahe kommen. Die Rußland und Italien von den Verbündeten gewährten Vorschüsse haben wir, wie es sachgemäß zu sein scheint, bei den Schuldnerländern verrechnet. Es ist aber, solange genaue Ausweise fehlen, nicht immer möglich, eine klare Scheidung herbeizuführen. Daher sind Doppelanrechnungen einzelner Posten bei den Ententemächten nicht ausgeschlossen. Unser Endergebnis stimmt bezüglich der Ententemächte nicht ganz überein mit der Vorausberechnung für das Jahr 1916, die

O. Schwarz auf Grund seiner sehr sorgfältigen Untersuchung über die Entwicklung der Kriegsfinanzen bis Ende 1915 aufgestellt hatte. Danach hätten sich nämlich Ende 1916 folgende Gesamtsummen ergeben müssen: Großbritannien 66,0 Milliarden, Rußland 47,0 Milliarden, Frankreich 42,9 Milliarden, Italien 12,9 Milliarden, zusammen 168,8 Milliarden Mark. Statt um 88,2 Milliarden Mark, wie Schwarz erwartet hatte, haben sich die Kriegsausgaben der Ententemächte nach unserer Schätzung im Jahre 1916 um 103,1 Milliarden Mark vermehrt. Diese Differenz ist aber gar nicht verwunderlich, da tatsächlich die Kriegskosten bei allen Ententemächten im Jahre 1916 eine gewaltige Steigerung erfahren haben.

Die Zentralmächte stehen, wie sich aus der obigen Zusammenstellung ergibt, finanziell ganz unvergleichlich viel besser da als ihre Gegner, ihre Kriegsausgaben betragen noch nicht halb so viel wie diejenigen der gegen sie verbündeten vier Großmächte. Das schon im ersten Kriegsjahre für die Zentralmächte günstige Verhältnis hat sich für sie immer mehr verbessert. Für die Zeit von Kriegsbeginn bis Ende März 1916 bezifferte der Staatssekretär Dr. Helfferich die Gesamtkriegskosten Deutschlands und seiner Verbündeten auf 50—55 Milliarden, diejenigen der Ententemächte auf 100—105 Milliarden Mark. Damals überstiegen also die Kriegsausgaben unserer Gegner diejenigen der Zentralmächte ungefähr um das Doppelte, während sie jetzt erheblich mehr als das Doppelte betragen, auch wenn man berücksichtigt, daß die nicht zu ermittelnden Kriegskosten der Türkei und Bulgariens höher sind als die ebenfalls nicht feststellbaren Kriegskosten von Japan, Belgien, Rumänien, Serbien, Montenegro und Portugal.

Aber der um vieles geringere Kostenaufwand ist nicht der einzige Vorsprung, den die Zentralmächte auf finanziellem Gebiet vor ihren Gegnern voraushaben. Ebenso hoch zu werten ist die solidere und finanztechnisch vollkommenere Art und Weise der Kostendeckung auf seiten der Zentralmächte. Deutschland und Österreich-Ungarn haben rund $69^1/_2$ Milliarden von ihren auf 83 Milliarden zu veranschlagenden Kriegsausgaben, also beinahe $^7/_8$ durch feste Anleihen zusammengebracht. Bei allen Ententemächten zusammen machen, abzüglich der durch Umtausch älterer Anleihestücke erzielten Beträge, die durch konsolidierte Anleihen gedeckten Kriegsausgaben nur etwa 40 Milliarden Mark im ganzen aus, also noch nicht $^1/_4$ (21,2 %) der Gesamtausgaben. Alles übrige ist bei den Ententemächten durch schwebende Schulden (Papiergeld- und Notenausgabe, Schatzscheine

und kurzfristige äußere Anleihen) zusammengebracht. Die Bedingungen, unter denen das Geld aufgenommen ist, sind für die Ententemächte durchschnittlich weit ungünstiger, besonders im Vergleich mit dem Deutschen Reich, der Emissionskurs ist niedriger, die effektive Verzinsung höher. Der Ausgabekurs hat sich bei den deutschen Anleihen auf voller Höhe gehalten, ja bis zum Nennwert gesteigert, während er bei den Ententeanleihen meist ziemlich erheblich gesunken ist und auch den Kurs der älteren Anleihen bedeutend herabgedrückt hat.

Der Hauptvorteil der Zentralmächte auf finanziellem Gebiete liegt darin, daß sie im Gegensatz zu ihren Gegnern ihren Kriegsbedarf fast ausschließlich im Inlande decken. Der unsinnige und verbrecherische Plan unserer Feinde, das deutsche Volk durch Hunger zu vernichten, ist vollständig gescheitert und wird auch in Zukunft nicht verwirklicht werden. Wir haben auf manche Arten von Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen verzichten und uns in vieler Beziehung einschränken müssen, namentlich die ärmeren Volksschichten mußten infolge der Schwierigkeit der Lebensmittelbeschaffung und -verteilung in den Städten manche Opfer bringen, aber zu einer Hungersnot ist es in den dreißig verflossenen Kriegsmonaten nicht gekommen und wird es nicht kommen. Aber eine andere Wirkung hat die fast vollständige Unterbindung der Einfuhr von Lebensmitteln und Kriegsmaterial für die Zentralmächte gehabt, die den Gegnern gewiß nicht erwünscht sein wird. Ganz ungeheure Summen sind durch die uns aufgezwungene Ersparung von Verbrauchsgütern, die Vereinfachung der Lebenshaltung und den Ersatz mancher kostspieligen Rohstoffe durch billigere Surrogate für die heimische Volkswirtschaft erübrigt worden. Der Ausfall an Frachtgebühren und andern Einkünften aus dem überseeischen Handel dürfte dadurch mehr als gedeckt sein, so daß Volkseinkommen und Ersparnisquote sich bei uns nicht verringert haben. Die Kosten aber für die Herstellung des eigentlichen Kriegsbedarfs (Waffen, Munition, Fahrzeuge, Schiffe usw.) werden nicht nur ausschließlich im Inland verausgabt, sondern gehen zum größten Teil der heimischen Volkswirtschaft überhaupt nicht verloren. Nur derjenige Teil, der zerstört, verbraucht und entwertet wird, ist auf das Verlustkonto zu setzen. Der bei der Herstellung erzielte Arbeits- und Unternehmergewinn bleibt ganz im Lande, hilft das Volksvermögen und Volkseinkommen vermehren und liefert immer von neuem die Mittel zur Zeichnung der Kriegsanleihen. Das Geld geht nur von einer Hand in die andere, aber nicht aus dem Lande hinaus.

Ganz anders bei den Ententemächten. Sie beziehen nicht nur Lebensmittel zu bedeutend erhöhten Preisen in gewaltigen Mengen aus dem Ausland, sondern auch einen sehr großen Teil ihres eigentlichen Kriegsbedarfs und der zur Herstellung desselben erforderlichen Rohstoffe. Die Anleihen der Ententemächte in den Vereinigten Staaten haben nach neueren Zusammenstellungen bereits die Höhe von mehr als 7 Milliarden in unserer Währung erreicht. Aber das ist nur der kleinste Teil der Verschuldung dieser Staaten an die Neutralen. Die ganze Größe der Verschuldung läßt sich auch nicht annähernd abschätzen. Sie kommt in etwa zum Ausdruck in der passiven Handelsbilanz. Der Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr wird sich bei Frankreich für das Jahr 1916 auf mehr als 10 Milliarden, bei England auf mehr als 7 Milliarden Mark (1915 7,4 Milliarden, 1914 5,5 Milliarden) stellen, worin aber die für Rechnung der Regierung aus Amerika eingeführte Munition nicht einbegriffen ist, die im Jahre 1915 bei England ungefähr 3 Milliarden Mark ausmachte. Der englische Schatzkanzler Mac Kenna bezifferte im August 1916 die täglichen Kosten der Bezüge Englands aus dem Ausland auf 2 Millionen Pfd. Sterl. So ist ein vollständiger Umschwung in den internationalen Zahlungsverbindlichkeiten eingetreten. Die Vereinigten Staaten sind aus einem Schuldner- ein Gläubigerland geworden. Nach alledem kann es, wenn der Krieg auf die bisher an ihm beteiligten Mächtegruppen beschränkt bleibt, nicht zweifelhaft sein, auf welcher Seite in dem großen Völkerringen „die letzten silbernen Kugeln" sein werden. Treten die Vereinigten Staaten dem Bunde der Ententemächte bei, so verbessert sich für diese die finanzielle Lage ganz bedeutend. Aber selbst dann brauchen die Zentralmächte nicht zu befürchten, daß sie aus Mangel an Geldmitteln den Krieg nicht bis zu einem siegreichen Ende durchführen könnten. Die bisherige solide Entwicklung unserer Kriegsfinanzen und die noch vorhandenen gewaltigen geldlichen Reserven geben uns die sichere Gewähr, daß wir auch auf finanziellem Gebiete durchhalten werden.

Hermann A. Krose S. J.

Seelenpflege und Willenskultur.

Es war ein glücklicher Gedanke, die Sailersche Bearbeitung der Geistlichen Übungen des hl. Ignatius in neuem Gewande herauszugeben[1]. Sind auch in dem seit Sailers Arbeit verflossenen Jahrhundert zahlreiche gute Exerzitienbücher erschienen, so haben doch die Gedanken und Anmutungen des Klausners von Manresa bei ihrem Durchgang durch Geist und Herz seines würdigen Schülers, des Bischofs J. M. Sailer, teilweise ein so neues Gepräge erhalten, daß sie in dieser Gestalt auf deutsche Gemüter von heute einen tiefen und nachhaltigen Eindruck machen dürften. Zudem wird schon Sailers Name mancherorts eine Gewähr dafür sein, daß man hier trotz der unheimlichen Namen Exerzitien, Manresa, Loyola kein gefährliches Jesuitengift zu genießen bekommt. Wenn er, der „nichtultramontane“, duldsame, gemäßigte, kerndeutsche Sailer die geistlichen Übungen brauchbar erachtete, um heiligen Sinn und heiliges Leben zu gründen und zu fördern, so muß doch das Böse, Schauerliche oder Abgeschmackte, was man von anderer Seite den Exerzitien des hl. Ignatius nachsagte, nicht ganz mit der Wahrheit übereinstimmen.

Unter dem Einfluß der rationalistischen Aufklärung hatte man sich nicht nur außerhalb der katholischen Kirche, sondern auch in manchen katholischen Kreisen daran gewöhnt, in Ignatius von Loyola fast nur eine komische Figur, eine Art geistlichen Don Quixote zu sehen, der in seinem beschränkten Geiste ganz unfähig gewesen wäre, ein Werk wie die Gesellschaft Jesu zu gründen. Darum wollte man allen Geschichtsquellen zum Trotz einen andern Stifter des Ordens, Laynez, Aquaviva oder sonst wen, entdecken. Die „Geistlichen Übungen“ ließ man ihm zwar, verzerrte sie aber, im Widerspruch gegen den klaren Sinn und Wortlaut des allbekannten Büchleins, zu einer argen Vogelscheuche, zu einer Schreck- und Folterkammer, worin, wie man fabelte, mit den gröbsten Mitteln einer ungesunden Aftermystik, mit phantastischen Schauerbildern, Geistererscheinungen

---

[1] Bischof Joh. Mich. Sailer, Übungen des Geistes zur Gründung und Förderung eines heiligen Sinnes und Lebens. Neu herausgegeben von Dr. Franz Keller. 12° (XII u. 370 S.) Freiburg i. Br. 1916, Herder. *M* 3.—; geb. *M* 4.—

und Höllenspuk die Einbildungskraft krankhaft erregt und der religiöse Fanatismus entzündet werde.

Dieses Zerrbild der Exerzitien ist auch in unsern Tagen noch nicht ganz aus der Mode gekommen. Kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges gab der Stuttgarter Stadtpfarrer Theodor Traub im Verlag des Evangelischen Bundes eine Flugschrift: „Die Jesuiten" heraus, um den deutschen Mitgliedern des Ordens den Weg ins Vaterland zu versperren und das Reich gegen „ihre das friedliche Zusammenleben der Konfessionen, den Staat, die Schulen, die Sittlichkeit gefährdenden Umtriebe" zu schützen. „Das Hauptmittel" bei den staatsgefährlichen Umtrieben, sagt Traub, sind die Exerzitien, und es verdrießt ihn besonders, daß die gefürchteten Übungen bis hart vor seiner Türe sich bemerklich machen. Daher sein Schreckensruf: „In Württemberg ließ Bischof Keppler sich und seiner Geistlichkeit von Jesuiten Exerzitien halten." Dann läßt Traub eine ganz unrichtige und verzerrte Darstellung der geistlichen Übungen folgen. „Sie stehen", sagt er, „in vollem Gegensatz zum neutestamentlichen rechtfertigenden Glauben, wie ihn Luther wieder auf den Leuchter gestellt hat." Traub beruft sich für seine Darstellung auf seinen Landsmann Eugen Eisele. Dieser hat 1888 „den Freunden des Evangelischen Bundes" eine Studie über „Jesuitismus und Katholizismus" gewidmet, deren Zweck ebenfalls war, die Bundesgenossen zum Kampf gegen die Aufhebung des Ausnahmegesetzes von 1872 zu begeistern. Nun hat aber Eisele die Sätze, die Traub ihm entlehnt und als Worte des hl. Ignatius anführt, nicht dem Exerzitienbuch des Heiligen, sondern einem gewissen Exjesuiten Bode entnommen, der in den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts seine kurzen und dürftigen Erlebnisse in einem französischen Noviziat unter dem anspruchsvollen Titel „Das Innere der Gesellschaft Jesu" drucken ließ. Da ist es nicht zu verwundern, daß sich wahrheitswidrige Zerrbilder von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen.

Die Katholiken ließen sich aber in ihrer großen Mehrzahl durch derlei Entstellungen nicht irremachen im Urteil über die Exerzitien. Endlich fanden sich auch nichtkatholische Geschichtsforscher, die nach und nach gewahr wurden, daß die Person und das Werk des hl. Ignatius durch Vorurteil und Parteilichkeit in ein ganz falsches Licht gestellt waren. Schon Leopold Ranke hat den Stifter der Gesellschaft Jesu viel gerechter beurteilt als seine Vorgänger, und Eberhard Gothein ist ihm in gleichem Sinne gefolgt. Wenn auch beide sich in den Hauptgedanken der geist-

lichen Übungen noch nicht völlig zurechtfanden, so erkannten sie doch, daß Ignatius mit seinen religiösen und aszetischen Betrachtungen ganz in den Bahnen der katholischen Frömmigkeit der vorausgegangenen Zeit wandelte, und daß das Neue, was er hinzutat, nur in der Art und Weise bestand, wie er den überlieferten Gedankeninhalt nach neuer Methode darbot und auf den praktischen Zweck der Lebensbesserung hinrichtete, die gerade in seiner Zeit so dringend not tat.

Um vieles richtiger als diese beiden hat ein anderer Protestant, Dr. Viktor Naumann (Pilatus), die Grundidee der geistlichen Übungen gewürdigt in seinem lehrreichen Buche „Der Jesuitismus" (Regensburg 1905). Naumann hebt gegen Ranke und Gothein mit vollem Recht hervor, es sei ein Mißverständnis, wenn man in den Exerzitien theologische Beweise und sogar Polemik nach Art der gleichzeitigen protestantischen Neuerer erwarte, während Ignatius unmittelbar an die katholische Glaubensüberzeugung anknüpft und durch die Wahrheit des Glaubens auf den Willen einwirken, auf die Beherrschung der Leidenschaften und die Besserung des Lebens hinarbeiten will.

Gleichzeitig mit Naumanns Werk erschien die Abhandlung des Tübinger (jetzt Berliner) Kirchenhistorikers Karl Holl über „Die geistlichen Übungen des Ignatius von Loyola" (Tübingen 1905). Auch diese Schrift, die sich als „psychologische Studie" bezeichnete, trug trotz erheblicher Mängel[1] nicht wenig dazu bei, das Ansehen der Exerzitien in nichtkatholischen Kreisen zu erhöhen. Holl faßt das Ergebnis seiner Studie in die Worte:

„Überschlägt man die ganze Methode der Exercitia, so wird auch das Rätsel nicht mehr als unlösbar erscheinen, das dem Verständnis des Nichtkatholiken immer am längsten sich widersetzt. Der Protestant lebt in dem Vorurteil, als ob die durch die Exerzitien Hindurchgegangenen unter dem Eindruck stehen müßten, als hätten sie eine Minderung ihrer Persönlichkeit erfahren. In Wirklichkeit haben sie das entgegengesetzte Gefühl: sie dünken sich freier und kräftiger denn zuvor. Sie sind so geschickt geleitet worden, daß alles aus ihrem Innern zu kommen schien, und sie finden schließlich eine Glut der Empfindung und eine Kraft der Selbstbeherrschung in sich vor, daß sie sich auf eine höhere Stufe hinaufgehoben erscheinen. Ein Beweis, daß hier das Größte geleistet wurde, was von einer klugen Pädagogik verlangt werden kann, den Heranzuschulenden so zu dirigieren, daß er den strengsten Zwang doch nicht als solchen empfindet."

---

[1] Man vergleiche darüber diese Zeitschrift 75 (1908) 392 f.

Dieses pädagogische und psychologische Meisterstück erzielen die Übungen, wie Holl findet, dadurch, daß in einer Reihe von Betrachtungen über die Glaubenswahrheiten des Evangeliums der Wille zu begeisterter heroischer Festigkeit und Entschiedenheit in Richtung auf das Ziel angefeuert und der Verstand zu ruhiger, kühler und umsichtiger Überlegung und Auswahl der Mittel bewogen wird. Dabei leidet aber das Bild, das sich Holl von den Exerzitien macht, an einem großen Mangel. Er meint, ähnlich wie Ranke und Gothein, Ignatius benutze als Haupthebel, um dieses Ergebnis zu erreichen, die Einbildungskraft, die Phantasie. Nun ist es zwar richtig und selbstverständlich, daß beim Lesen und Betrachten des Evangeliums das Gedächtnis und die Phantasie tätig sein müssen. Selbst die rein wissenschaftliche, abstrakte Gedankenarbeit kann nicht zustande kommen, ohne daß die Phantasie mitspielt. Aber um die Frucht der Exerzitien hervorzubringen, reicht die Tätigkeit der Einbildungskraft nicht aus. Das kann nur wirkliche Glaubensüberzeugung bewirken. Aber wohlgemerkt, kein toter Glaube, sondern ein solcher, der zwar im Verstande wohnt, aber durch den Willen oder in Liebe tätig ist, ein lebendiger Glaube. Da Holl diese Kraft außer Ansatz läßt, leidet sein Versuch, dem Geheimnis der Exerzitien beizukommen, an dem gleichen Fehler, dem Rittelmeyer in seinem Aufsatz über das Hochamt im Dom zu Köln verfallen ist, worüber in einem früheren Heft dieser Zeitschrift (91 [1916] 592) das Nötige gesagt wurde.

Es mag nicht überflüssig sein, hier einige Worte über den Inhalt des Buches der geistlichen Übungen (Exercitia spiritualia) und über das Geheimnis ihrer Wirksamkeit einzuschalten.

Als Ignatius nach der schweren Verwundung, die er als tapferer Verteidiger der Zitadelle von Pamplona erlitten hatte, auf dem Schmerzenslager im Schlosse Loyola langsam unter mancherlei inneren Kämpfen ein anderer Mensch geworden war, vertiefte er sich mehr und mehr in die Betrachtung des Lebens Jesu, wozu ihm das berühmte Leben-Jesu-Buch des Kartäusers Ludolf von Sachsen die Anleitung gab. In einem stattlichen Bande von 600 Quartseiten fertigte er sich einen kalligraphisch schön geschriebenen Auszug aus Ludolfs Folianten an. Diese eigenhändigen Aufzeichnungen nahm er mit sich, als er, um sich ganz dem Dienst und der Nachfolge seines neuen Königs Jesus Christus zu widmen, seine Pilgerfahrt nach Montserrat antrat. Nach kurzem Verweilen bei dem dortigen Heiligtum lenkte er seine Schritte nach dem Städtchen Manresa,

um, wie er selbst erzählt, dort in stiller Zurückgezogenheit einige Gedanken und Erleuchtungen in sein Buch einzutragen, die ihm in Montserrat zuteil geworden waren. Er glaubte, damit in einigen Tagen fertig zu werden. Aber aus den wenigen Tagen wurde ein ganzes Jahr. Immer neue Erkenntnisse, Erleuchtungen und göttliche Gnadenerweise strömten ihm bei seinen einsamen Gebeten und rauhen Bußwerken zu, von denen er das gewissenhaft aufzeichnete, was ihm für sich selbst und andere nützlich und wertvoll zu sein schien. Diese Aufzeichnungen bildeten den Grundstock des Büchleins, das Ignatius später die „Geistlichen Übungen" nannte.

Erkenntnisse und Erfahrungen, die er in der Folgezeit, besonders bei seinen theologischen Studien in Paris erwarb, wurden dem ersten Entwurf des Büchleins da und dort eingefügt. So kommt es, daß die „Exerzitien" auch in ihrer fertigen Gestalt unverkennbar den Eindruck eines Konzeptes oder eines geistlichen Notizbuches machen, wenn man bloß auf die schriftstellerischen Äußerlichkeiten achtet. Der Sache nach sind sie aber ein Werk aus einem Guß und von größter Folgerichtigkeit. Nur will es eben kein Buch zum einfachen, fortlaufenden Lesen sein, sondern es enthält eine Kette von Anweisungen, Übungsaufgaben oder von geistlichen Rezepten, von denen man jedes nicht nur lesen, sondern auch praktisch anwenden und durchkosten soll, ehe man die folgende Aufgabe in Angriff nimmt. Dabei setzt Ignatius als Regel voraus, daß man sich einer solchen Übung oder Seelenkur unter der Leitung eines kundigen Seelenarztes unterzieht, der dem auf seine Gesundung und Heiligung bedachten Anfänger im Tugendleben als Führer und Ratgeber dienen soll. Ein Teil des Buches ist in erster Linie für diesen sog. Exerzitienmeister bestimmt und gibt ihm Winke, wie er je nach Umständen seines Amtes walten muß. Zu beachten ist auch, daß nach der ursprünglichen Idee des hl. Ignatius es immer nur eine einzelne Person ist, die sich den Exerzitien unterzieht. Die gemeinsamen Exerzitien einer größeren Gruppe oder einer ganzen Gemeinde, die sich zu den Vorträgen eines Exerzitienmeisters versammelt, haben sich erst in der Folgezeit nach und nach herausgebildet. Die Volksmissionen im besondern sind nichts anderes als eine solche Darbietung der Exerzitien für einen großen Zuhörerkreis.

Die wichtigste Anforderung, welche Ignatius an den Exerzitanden stellt, die vornehmste Arbeit, die er leisten soll, besteht darin, daß er nach einer genau abgemessenen Tagesordnung in ungestörter Einsamkeit einige Stunden des Tages oder auch der Nacht in geistlicher Betrachtung verbringe. Jede

der vier oder fünf Betrachtungen eines Tages dauert regelmäßig eine Stunde. Der Gegenstand derselben wird jedesmal vom Exerzitienmeister mündlich oder schriftlich in kurzer Form mitgeteilt; dann soll der Übende durch eigenes fleißiges und gesammeltes Nachdenken die Wahrheit des Betrachtungsstoffes auf sich wirken lassen und seinen Willen zu den Entschlüssen und Vorsätzen, welche sich daraus ergeben, bereitwillig stimmen und viel beten, daß Gott Gnade zur Ausführung gebe.

Die Gedankenfolge oder die Methode, in der diese Betrachtungen aufeinander folgen, ist zwar nicht absolut neu, und doch liegt gerade in der besondern Art, wie Ignatius diese überlieferte Form weiter ausbaut, das Geheimnis der Kraft, welche von den Übungen ausging. Ignatius hält sich schlicht und recht an die Lehre von den drei Wegen oder Stufen des geistlichen Lebens. Zufolge einer im Mittelalter längst bekannten Anweisung beginnt das Streben nach christlicher Vollkommenheit mit dem Weg der Reinigung (via purgativa), schreitet fort zum Weg der Erleuchtung (via illuminativa) und soll endlich ausmünden in den Weg der Einigung (via unitiva). In einer dieser drei Etappen soll ein Christenmensch sich während seines ganzen Erdenlebens bewegen. Damit er sich aber dazu den rechten Mut, nachhaltigen Antrieb und die volle Marschfähigkeit aneigne, wird der Anfänger während einer begrenzten Übungszeit zu einer Art Seelenmanöver angehalten. Das sind die Exerzitien. Ihre Dauer ist von Ignatius auf etwa einen Monat berechnet und in vier Wochen eingeteilt. Eine Woche gehört dem Reinigungsweg, zwei dem Erleuchtungsweg und die letzte dem Einigungsweg. Unter Umständen kann die Zeit auf zehn, acht oder sogar auf drei Tage eingeschränkt werden.

Die erste Woche (der Reinigungsweg) hat die Aufgabe, den angehenden Jünger Jesu Christi zur energischen Abkehr von der Sünde, zur Gewissenserforschung, Reue und zum entschlossenen Willen der Besserung aufzurütteln. Grundlage und Voraussetzung dafür ist eine vernunftgemäße, feste Überzeugung vom Ziel und Ende des menschlichen Daseins. Wozu hat dich Gott geschaffen? Was schuldest du deinem Schöpfer? Was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne? usw. Darauf folgt die weitere Frage: Was bedeutet der Abfall von Gott, die Sünde, sowohl für die Menschheit im ganzen als für mich persönlich? Was habe ich zu gewärtigen, wenn ich in der Sünde sterbe? (Hölle.) Was muß ich tun, um die Sünde los zu werden und zum Frieden mit Gott zu gelangen? Die Antwort lautet: „Tue Buße und folge mir nach!“

Die Nachfolge Christi bildet nun den Inhalt und Gegenstand der zweiten und dritten Woche oder des Erleuchtungsweges. Die Betrachtungen dieser Tage folgen dem Gang der Evangelien von der Menschwerdung und Geburt des Heilandes bis zu seinem Tod am Kreuze. Das Leben und Leiden Christi soll auf alle Fragen und Verhältnisse des Lebens sein Licht ausstrahlen und dem Willen Ansporn und Beweggrund sein, um furchtlos und treu in die Fußstapfen des Heilandes zu treten, so zwar, daß er in allen Lebenslagen immer zuerst frage: Was verlangt der Dienst meines Herrn und Meisters von mir? Wer mit dieser Gesinnung des Dienstes Gottes und der Nachfolge Christi ernst macht und sich besonders in die Gedanken einlebt, ihm nicht nur nach Tabor, sondern auch auf dem Kreuzweg bis nach Golgatha zu folgen, wird auch die Wahrheit des Wortes an sich erfahren: „Ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen.“ Er wird in der Liebe zu Gott, in der Vereinigung seines Willens mit dem Willen Jesu Christi einen Frieden finden, den die Welt nicht geben kann.

Den Vorgeschmack dieses Seelenzustandes soll in den Exerzitien die Betrachtung des auferstandenen Heilandes während der vierten Woche vermitteln. Sie ist dem Weg der Vereinigung (via unitiva) gewidmet. Der Fundamentalbetrachtung über das Ziel des Menschen am Anfang der ersten Woche entspricht am Ende der vierten die großartige Betrachtung über die göttliche Liebe mit dem erhabenen Schlußgebet: „Nimm hin, o Herr, und empfange all meine Freiheit, mein Gedächtnis, meinen Verstand und meinen Willen ganz und gar. Was immer ich habe und besitze, hast du alles mir gegeben. Dir, o Herr, geb' ich es zurück. Alles ist dein; verfüge darüber ganz nach deinem Willen. Gib mir nur deine Liebe und deine Gnade, das ist mir genug.“

Der Zweck, dem diese Zurückgezogenheit in den Exerzitien dienen soll, ist also wirkliche, dauernde Lebensordnung, Lebensbesserung, Widerstand gegen ungeordnete Leidenschaften und Gewohnheiten, endlich standhaftes Fortschreiten auf dem Wege christlicher Vollkommenheit in jedem beliebigen Stand. Es handelt sich keineswegs um ein Schwelgen in mystischen Vorstellungen und Gefühlen, um ein Ruhen in weltfremder Selbstvergessenheit oder in hoher Ekstase; nicht tatenlose Gelassenheit, nicht quietistischer Verzicht auf eigenes Wirken und Wollen, als ob erst dadurch die rechte Vereinigung mit dem Willen Gottes zu erlangen sei, nichts von all dem ist die Stimmung, die man als Frucht aus den Exerzitien ins Leben mitnehmen soll. Alle Übungen und Lehren der vier Wochen sind vielmehr

darauf abgelegt, den Willen zu höchster Wirksamkeit und Kraftentfaltung anzuspornen, damit er die Exerzitien mit dem zuversichtlichen Entschluß verlasse, unablässig an der Ausgestaltung des innern Menschen zu arbeiten, der nur eine große Aufgabe kennt, nach dem Vorbild Jesu Gott die Ehre zu geben und am Kommen seines Reiches mitzuarbeiten (diese Zeitschrift 82 [1912] 165 ff.).

Wenn man so das Wesentliche an den Exerzitien im Auge behält, könnte man meinen, es gehöre nicht viel Geist und Kunst dazu, so ein Büchlein zu schreiben. Alles ist für den unterrichteten Katholiken geläufig und selbstverständlich. Kenner der älteren erbaulichen Literatur haben denn auch fast zu jeder Betrachtung und Anweisung des hl. Ignatius ganz ähnliche Stellen aus früheren Schriftstellern und Meistern des geistlichen Lebens nachweisen können[1]. Das hat einige Kritiker veranlaßt, zu behaupten, Ignatius werde mit Unrecht als Urheber der geistlichen Übungen angesehen, und der Verfasser des so benannten Büchleins sei weniger er als vielmehr der ein halbes Jahrhundert vor ihm (1510) verstorbene Abt von Montserrat, Garcia Cisneros, dessen „Geistliches Übungsbuch“ (Exercitatorium Spirituale) Ignatius in Montserrat kennengelernt und in freier Weise sich angeeignet habe. Das behauptet aber heute niemand mehr, und auch die nichtkatholischen Sachkenner, wie Professor Heinrich Böhmer[2] in Leipzig, lassen Ignatius als wirklichen Verfasser und geistigen Urheber des Exerzitienbuches gelten. Wahr ist nur dies: Ignatius hat den Inhalt seiner Geistesübungen reichlich aus der bewährten aszetischen und mystischen Überlieferung der katholischen Vorzeit geschöpft. Dadurch aber, daß er die alten, oft gepredigten Wahrheiten auf sich selbst anwandte, innerlich erprobte und ihre übernatürliche Kraft an sich erfuhr und erlebte, bekamen die alten Glaubenssätze des Evangeliums gerade in der Form und Reihenfolge, wie er sie wiedergab, eine Klarheit, Wärme und zeitgemäße Durchschlagskraft, als wären es neue Entdeckungen.

Die oft bewährte Wirksamkeit haben die Exerzitien auch in unsern Tagen nicht verloren. Gerade die Kriegszeit hat ja ihren Ruhm wieder

---

[1] P. Vogt S. J., Die Grundwahrheiten der Exerzitien in Aussprüchen der heiligen Kirchenväter. Regensburg I 1908, II 1914; H. Watrigant S. J., La genèse des Exercices de S. Ignace. Amiens 1897.

[2] Beachtung verdient besonders Böhmers Hauptwerk: Loyola [Studien zur Geschichte der Gesellschaft Jesu. I. Band 1914]. Näheres darüber in dieser Zeitschrift 87 (1914) 512.

in weitere Kreise getragen. Rekrutenexerzitien, Lazarettexerzitien[1] und andere Formen von Kriegsexerzitien und Kriegsmissionen haben sich an vielen Orten bewährt als Mittel, um in den Gefahren und Nöten der Zeit die religiösen und sittlichen Kräfte zu wecken und zu stählen.

Eine Wertschätzung ganz absonderlicher Art haben die geistlichen Übungen jüngst an einer Stelle gefunden, wo man es nicht erwartet hätte. Wie schon in einem früheren Beitrag dieser Zeitschrift (90 [1916] 513 ff.) kurz erwähnt wurde, hat ein namhafter Arzt in Berlin, Professor Dr. K. L. Schleich, auf Ignatius und seine Übungen ein ganz neues Heilverfahren zur Hebung seelischer Störungen und Erkrankungen aufbauen wollen. Er verspricht sich von diesem Mittel die wohltätigsten Folgen. Einige seiner Aussprüche gehören auch in unsern Zusammenhang.

Über die Person des hl. Ignatius sagt Dr. Schleich:

„Auf unsern protestantischen Gymnasien und Universitäten wird uns dieser Mann nicht richtig geschildert, und man macht ihn für die Fehler derer verantwortlich, welche den Verfall seiner Lehren eingeleitet haben, was für die Gewaltigsten nicht angängig ist, andernfalls müßte auch Christus für die Sünden, die in seinem Namen die Welt schaudernd erblickt hat, verantwortlich gemacht werden. Nach eingehenden Studien habe ich mich überzeugt: der Mann hat sein Ziel, sich von allem irdischen Tand zu befreien, erreicht; er war rein, wenn auch fanatisch, aber ganz gewiß kein Bösewicht, sondern ein gewaltiger Geist, der seinem Ideal, der Verherrlichung der Kirche Petri und der Jungfrau Maria, mit völlig unbefleckten Händen treu geblieben ist und einen geistigen Willen in sich konzentrierte, der nach Auffindung seiner Exercitia Spiritualia ihn zu der Überzeugung geführt hat, dereinst das ganze Erdenrund beherrschen zu können wie ein Geisteskönig. Er hat das vollbracht mit fünf Jüngern, die er aus einer großen Schar von Zöglingen nach seinem Rezept zu Vollendern großer Pläne erzogen hatte. . . . Es muß objektiv in seiner Lehre etwas stecken, was von enormer Bedeutung ist und vielleicht niemals ernstlich von Nichtjesuiten nachgeprüft ist."

Dieses „etwas" in der Kunst des Gewaltigen findet Schleich in den geistlichen Übungen, von denen er sich allerdings, wie früher gezeigt wurde, eine vielfach irrige Vorstellung macht. Hieraus und schon aus der oben angeführten Stelle über Ignatius, worin Wahres und Falsches gemischt ist, geht klar hervor, daß Schleich bei seinen „eingehenden Studien" aus trüben, protestantischen Quellen dritten Ranges geschöpft hat. Um so mehr

---

[1] Vgl. F. Gescher, Kriegsgaben — Lazarettaufgaben. Einsiedeln 1916; H. J. Radermacher, Militarismus und religiöses Leben im Weltkrieg. Köln 1916; diese Zeitschrift 91 (1916) 487.

Anerkennung verdient es, daß der „Dichter-Denker", wie Schleich von seinen Verehrern genannt wird, auf das wichtige Gut, das in der Seelenpflege des hl. Ignatius verborgen liegt, und auf die Notwendigkeit einer kräftigen Willenskultur, die gerade für unser Zeitalter brennend ist, mit beredten Worten hingewiesen hat.

Übrigens darf hier daran erinnert werden, daß ähnliche Gedanken über eine gewisse Willensgymnastik, teilweise eben mit Bezugnahme auf unsere Exerzitien, schon von andern Ärzten und Psychologen ausgesprochen worden sind. Hingewiesen sei auch auf die früheren Artikel dieser Zeitschrift über den Gegenstand und auf das Ergänzungsheft über die „Grundlagen der Seelenstörungen" [1]. Nur gegen ein Mißverständnis möchten wir noch Einspruch erheben. So wahr es ist, daß manche Geisteskrankheiten ihre Ursache in mangelnder Zucht der ungeordneten Leidenschaften haben, und daß gegen dieses Verderben die Exerzitien ein gegebenes Schutzmittel bilden, so unklug wäre es, Leuten, die bereits seelisch angekränkelt oder von Haus aus stark belastet oder bedroht sind, die Teilnahme an solchen geistlichen Übungen als ein Allheilmittel zu empfehlen. Ignatius setzt für seine Schule des Seelenlebens gesunde Nerven und eine gewisse geistige Leistungsfähigkeit voraus. Psychiatrische Wunderkuren verspricht er niemand. Welche Erfolge Schleich mit dem ihm abgelauschten Willensdrill, der doch nur eine Spielart der alten Suggestionstherapie zu sein scheint, erzielen wird, bleibt abzuwarten.

Wir haben uns hier nochmals mit dem Aufsatz Schleichs in der „Neuen Rundschau" befaßt, weil er den Artikel inzwischen fast unverändert, ohne einen der früher gerügten Fehler zu verbessern, in sein eben erschienenes Buch „Vom Schaltwerk der Gedanken" (Berlin 1916, S. Fischer, 288 S.) aufgenommen hat. Das schien uns Grund genug zu sein, hier neuerdings an die Mängel seiner Darstellung zu erinnern, zumal da in dem neuen Buche zu den geschichtlichen Irrtümern eine mehr als bedenkliche Philosophie hinzutritt. Da ist zwar, wie schon der Titel ankündigt, häufig von der Seele die Rede, und auch eine Art Willensfreiheit möchte der Verfasser retten. Jedenfalls wird der grobe Materialismus anderer Naturforscher und Mediziner entschieden und mit guten Gründen abgelehnt. Aber von einer „metaphysischen Seele" will Schleich trotzdem nichts wissen. Seine Weltanschauung ist der Pantheismus in Gestalt einer alles durchdringenden und zum Ziele lenkenden Weltseele, die besonders unser

[1] Stimmen aus Maria-Laach 71 (1906) 391 ff.: Bildung des Willens. 94. Ergänzungsheft: J. Beßmer S. J., Die Grundlagen der Seelenstörungen (1906) 187 ff. Zu vergleichen wäre auch M. Faßbender, Wollen eine königliche Kunst. [6] Freiburg i. Br. 1917.

Unterbewußtsein regiert. „Diesem Unterbewußtsein steht aber die Vernunft gegenüber, die aus Erkenntnis und Phantasie geborne Fähigkeit, Motive abzuschätzen, an die Zukunft, an unser Ich, unsere Würde, an unsere Verantwortung vor Gott und Menschen zu denken. . . . Sie kann sich auch in einen direkten Kampf mit den Meldungen des sympathischen Zwanges einlassen und ihre Spannkräfte an die Neurogliamuskulatur des Willensregisters gleich Hebeln ansetzen: Wer wird siegen, wer wird fallen?"

Das klingt so, als wäre der Wille wirklich frei, wenn er unter dem Einfluß des Lichtes der Vernunft steht, und an eine andere Freiheit denkt niemand. Aber es ist nur Schein, den die folgenden Sätze wieder zerstören. „Der Mensch hat eine relative Freiheit des Willens[1], ein psychologisches Freiheitsgefühl[1]. . . . Die Natur des freien Willens ist nur die Spielbreite, die uns durch den Konflikt der Bewußtseinsmotive, der Denknormen gegen den Zwang des Unterbewußtseins gegeben ist. Da das Resultat auf die Fügsamkeit, Lenkbarkeit, Übbarkeit und Stärkung eines Muskels (im Gehirn) ankommt, so ist eine Erziehung, eine Kräftigung der Vernunftmotive gegen eine pendelnde Herrschaft der Affekte gegeben" (S. 131 f.). Es handelt sich also, wie Schleich selber sagt, um „die Einbildung einer absoluten Freiheit, zu tun und zu lassen, was man will, von seiten seines Selbstbewußtseins", um eine Einbildung, der schon darum keine Wirklichkeit entsprechen kann, weil der Ausgang des Kampfes ganz vom Zustande eines Gehirnmuskels abhängt.

Demnach wäre unser Wille trotz des auf Einbildung beruhenden Freiheitsgefühls nur ein Teil des großen Weltwillens, unweigerlich eingestellt in den kosmischen Ablauf der „allgemeinen Ätherbewegung". Wie eine solche Freiheit sich wesentlich von dem nackten Determinismus der Materialisten und Darwinisten unterscheide, bleibt uns ein Rätsel. Aber Dr. Schleich weiß diese Hauptlinien seiner Weltanschauung mit einem so bestechenden Aufgebot physiologischer und psychologischer Kenntnisse, mit so feinem, philosophisch-dichterischem Nimbus zu umkleiden und in so gewählter Sprache vorzutragen, daß harmlose und minder geschulte Leser und Leserinnen unter der glatten Oberfläche die gefährlichen Gedankensprünge leicht übersehen können. Das Buch, dem schon ein ähnliches „Von der Seele" vorausgegangen ist, kann wenig nützen und viel schaden.

Wenn wir oben über manche Verzerrungen zu klagen hatten, die sich die Exerzitien von protestantischer Seite gefallen lassen mußten, so können wir unsere Aufmerksamkeit mit desto größerer Freude einem Büchlein zuwenden, das, obwohl es einen evangelisch-lutherischen Geistlichen zum Verfasser hat, überraschend ehrenvoll von Ignatius und seinem Werke spricht.

---

[1] Sperrung im Original.

Johannes Albani, Dr. theol. und protestantischer Pfarrer im Königreich Sachsen, gegenwärtig Militärgeistlicher, hat das Buch der geistlichen Übungen so wertvoll gefunden, daß er sich nicht scheut, es seinen Amtsbrüdern zur Lehre und Erbauung in die Hand zu geben, wenn auch in freier Bearbeitung [1].

Albani beginnt ohne weitere Einleitung mit der wörtlichen Übersetzung der Worte, die Ignatius als Grundlage (Fundamentum) an die Spitze der ersten Woche setzt:

„Der Mensch ist geschaffen, daß er Gott den Herrn lobe und ihm Ehrfurcht darbringe und ihm diene, daß er so seine Seele rette" usw. „Diese Worte", so fährt Albani fort, „sind aus einem alten Buche (Ignatius v. Loyola, Geistliche Übungen, sich selbst zu besiegen), das bei uns wenig gekannt, ja um seines Schreibers willen geächtet ist. Ich nahm es zur Hand, weil ich wußte, daß es mit Herzblut geschrieben war und vielen ihr Herzblut wertlos, die Ewigkeit teuer gemacht hat. Die Verkündigung des Ewigen ist darin ein Selber-finden-Lassen, dabei echt im Kerne und darin zu loben, daß sie durch das Leben, Sterben und Auferstehen des Herrn zum Mitleben, Mitleiden und Miterhobenwerden führen will" (S. 5).

Nach diesem Muster richtet nun Albani seinen „Gang in die Wüste" ein und bittet den Benutzer: „nicht das Buch durchfliegen zu wollen, sondern den einzelnen Abschnitten an 40 Tagen nacheinander zwei Stunden stiller Andacht zu weihen. Nicht in den Gebeten ist das Beste enthalten, sondern es steht hinter ihnen. Sie wollen nur die Griffe an der zu ersteigenden Bergwand darbieten, die zu den Reichen Gottes und ihrer Herrlichkeit emporhelfen. . . . Lasset einmal nur kurze 40 Tage die Gewohnheit, euch selbst auszuweichen. Wagt es, den Stimmen in euch zu lauschen! Es wird euch viel gesagt werden" (S. 7).

Dann folgen 40 kurze Betrachtungen in der Anordnung der vier Wochen. Die erste Woche besteht aus 6 Betrachtungen und ist eine Art Gewissenserforschung, die sich reumütig gegen Fehler und Untugenden des Standes richtet. Vor jeder Betrachtung steht ein Vorbereitungsgebet, das wörtlich mit der Oratio praeparatoria des hl. Ignatius für diese Woche übereinstimmt. Es folgen 22 Betrachtungen über Leben und Leiden des Herrn (zweite und dritte Woche). Die letzten 10 Betrachtungen über die Auferstehung entsprechen der vierten Woche und schließen mit dem Gebet [2]: „Komm, Heiliger Geist, erfülle die Herzen deiner

---

[1] Vierzig Tage in der Wüste. Ein Gang, sich selbst zu finden. Von Johannes Albani, D. (132) Dresden-A. 1914, C. L. Ungelenk.

[2] Vgl. Missale Rom. in festo Pentecostes et Sabbato sancto, Coll. post prophetiam decimam.

Gläubigen und entzünde in ihnen das Feuer deiner Liebe; der du durch Mannigfaltigkeit der Zungen die Völker der ganzen Welt versammelt hast in Einigkeit des Glaubens. Halleluja, Halleluja" (S. 131).

Einer jeden dieser 10 Betrachtungen ist als Vorbereitungsgebet das oben (S. 641) stehende Suscipe des hl. Ignatius vorausgeschickt und zehnmal vollständig abgedruckt in folgendem Wortlaut: „Nimm mich an, Herr, und empfange du meine ganze Freiheit, mein Wissen und meinen Verstand, all meinen Willen und was ich habe und besitze. Du hast mir dies alles gegeben, und dir, o Herr, stelle ich es zurück. Alles ist dein; tue damit ganz nach deinem Willen. Nur Liebe zu dir und deine Gnade gib mir, das ist mir genug. Amen."

Ein so weitgehendes Verständnis für den Wert der geistlichen Übungen an solcher Stelle verdient gewiß alle Achtung. Bei all dem will Albani gut lutherisch bleiben und trägt Sorge, daß er eine gewisse Grenze im Anschluß an Ignatius nicht überschreite. Die Grenze zieht er wohlgemerkt gerade da, wo Ignatius sich an den freien Willen wendet, um ihn zu einer entschlossenen Wahl, zu fester Parteinahme und energischem Handeln in der Nachfolge Jesu, kurz zu guten Werken aufzumuntern. In der ersten Woche ist der Gedanke an die Hölle gänzlich ausgemerzt. Wie es seine Theologie verlangt, will er von dem Beweggrund der Furcht trotz Evangelium nichts wissen. In der zweiten Woche wird der Ton nicht sowohl auf das Tun als auf das passive Tragen und Hinnehmen gelegt. Es ist der Geist der Gelassenheit, der ergebenen Resignation, ein gewisser Verzicht auf eigenes Können und Wollen, wie er dem rezeptiven Fiduzialglauben lutherischer Orthodoxie entspricht, aber ganz und gar nicht der Tatendurst aktiver, engster, apostolischer Nachfolge des himmlischen Königs im Sinne des Ritters von Loyola. Albani verzichtet also gerade auf das, was nach Holl und Schleich das Geheimnis der Kraft an den Exerzitien ist. Doch können seine Betrachtungen auch in dieser Verdünnung noch Gutes wirken, und es würde uns freuen, wenn er in den Kreisen, an die er sich wendet, Anklang fände.

Der Unterschied zwischen katholischen und lutherischen Geistesübungen wird noch deutlicher, wenn wir uns von Albani wieder zu Sailer zurückwenden.

Sailers „Übungen des Geistes" erschienen zum erstenmal im Jahre 1799 in Mannheim mit Erlaubnis des Generalvikariats von Worms. Die Zeit war für Deutschland und die katholische Kirche gar traurig. Die kirchenfeindliche Aufklärung mit ihren zerstörenden Folgen auf politischem und geistlichem Gebiete sowie das tragische Geschick der Gesellschaft Jesu

hatten auch die Exerzitien des verfemten Ordens außer Kurs gesetzt. Auf der andern Seite lud aber die Not der Weltlage, Umsturz, Krieg, Elend und Verwahrlosung alle nachdenklichen Seelen zu ernster Einkehr in die Gedanken des Glaubens und der Ewigkeit ein. Da wagte es der fromme, glaubensstarke Exjesuit Sailer, seinen Zeitgenossen die Übungen des hl. Ignatius als Heilmittel anzubieten. Die erste Auflage erschien ohne Namen eines Verfassers. Denn, heißt es in der Einleitung, „ich bin nicht sowohl meinem Kopfe als dem vortrefflichen Leitfaden nachgegangen, den uns die Exercitia Spiritualia S. Ignatii, Antverpiae MDCXXXV, hinterlassen und an dem sich viele, viele Menschen, und unter diesen selbst Xaverius, der nachmals so viel Großes im Reiche Gottes gestiftet hat, aus dem Labyrinthe des Verderbens herausgefunden haben". Um noch kräftiger auf diesen Verfasser hinzuweisen, war die erste Seite der Einleitung mit einer Vignette: Ignatius in der Höhle von Manresa, geziert. In allen nicht ganz nebensächlichen Dingen folgt Sailer genau dem Gedankengang seines Meisters. Weder die „Folgen der Sünde im Lande der Vergeltung" (Hölle), noch das „Reich Christi", noch die drei Menschenklassen, noch die drei Stufen der Nachfolge, noch der Unterricht über Gewissenserforschung, Wahl usw. ist übergangen oder abgeschwächt. Die Sünde und ihre Strafe in der Ewigkeit ist sogar mit sehr großem Nachdruck und recht ausführlich geschildert. Immer und bei jeder Gelegenheit wird an den freien Willen, an das Besser-werden-Wollen appelliert. Mit Nachdruck besteht er auch auf dem Rat, daß der Anfänger die Übungen womöglich nicht auf eigene Faust, sondern unter Leitung eines „Gewissensfreundes", eines Lehrmeisters, antrete. Er hat darum einen Anhang, „Erinnerungen an Gewissensfreunde", beigegeben, worin er die vom Verfasser der „Exerzitien" dem Exerzitienmeister gestellte Aufgabe meisterhaft erklärt. Eine weitere Beilage des Buches ist die „Ermunterung zur Freude an gute, ängstliche Seelen". Sailer so gut wie Ignatius war es bekannt, daß ein ernstliches Streben nach Lebensbesserung oft von einem sehr störenden Hemmnis in Gestalt von Skrupeln, Gewissensängsten und Zweifeln begleitet und angefochten wird. Um die verzagten und kleinmütigen Anfänger wieder auf den verlorenen Pfad der Zuversicht zurückzuführen, entwickelt er die Beweggründe des freudigen Vertrauens und widerlegt die Scheingründe, auf die der Geist des Zweifels sich zu stützen pflegt. Dann folgt noch eine besondere Anweisung „Für Ordensleute, die von diesem Buche Gebrauch machen wollen", und eine Reihe von 133 Denksprüchen

des hl. Ignatius nebst dem oben (S. 641) erwähnten Schlußgebet: „Nimm auf, o Herr . . .“ und dem Anima Christi — „Die Seele Christi heilige mich“ usw. Diese Sprüche werden eingeleitet mit dem Satz: „Wer den Wert seiner Geistesübungen noch nicht genug zu schätzen weiß, der lerne den Wert des Mannes aus seinen Grundsätzen kennen.“ Alle die genannten Beigaben sind auch in der neuen Ausgabe enthalten. Dagegen sind einige andere Zutaten Sailers vom Herausgeber ausgelassen. Das gilt zunächst von den oft recht langen, gereimten Wiederholungen, die Sailer regelmäßig den Meditationen folgen ließ. Ein Dichter war Sailer nicht, und seine „freien Reime“ hätten den Umfang des Büchleins belastet, ohne den Wert zu erhöhen. Wer als Historiker oder Germanist sich mit dem Manne beschäftigen will, wird ohnehin zu einer Originalausgabe greifen, da die jetzige auch im Ausdruck zuweilen etwas erneuert ist. Ebenso sind zwei andere kleine Zugaben: „Freundliche Erinnerungen des hl. Augustinus an meine Zeitgenossen“ und einige Seiten „Grundsätze des hl. Franz von Sales“, nicht wieder abgedruckt, vermutlich weil sie mit den Exerzitien keinen inneren Zusammenhang haben.

Sailer schrieb dieses Buch in einer Zeit, wo er selber sehr schwere Prüfungen in der Schule des Lebens durchzumachen hatte. Sein hoher Sinn, sein edles Herz, dem alles rein äußerliche Gewohnheitschristentum zuwider war, so daß er oft mit einer gewissen Leidenschaft auf Innerlichkeit, auf mehr Herzenschristentum hindrängte, hatte ihn in Berührung gebracht mit einer Gruppe frommer, aber teilweise überspannter und zu einem sektiererischen Pietismus hinneigender Sonderlinge, deren Irrwege und Schwärmereien er in seinem unerfahrenen Optimismus allzulang übersah oder entschuldigte. Als nun die weltliche Obrigkeit, wohl mehr aus Angst vor den politischen Umtrieben der damaligen Geheimbünde (Illuminaten) als aus Eifer für die Religion, diesen politisch harmlosen Pietisten scharf auf die Finger sah, geriet Sailer ebenfalls in Verdacht und wurde kurzerhand aus seiner Professur entlassen und polizeilich drangsaliert. Die Beteuerungen seiner Unschuld und die Rechtfertigungsversuche fanden lange Zeit taube Ohren. So schwere Erlebnisse gaben ihm Gelegenheit, die Grundsätze, die er in jungen Jahren in der Schule des hl. Ignatius in sich aufgenommen hatte, durch die Tat zu bewähren. Daß er die Probe siegreich bestand, war entscheidend für sein ganzes Leben. Den Geist aber, in dem er seinen Sieg errang, finden wir eben in den „Übungen des Geistes“.

Sein Buch fand denn auch trotz der Ungunst der Zeit eine gute Aufnahme. Ein 1820 in Grätz (Graz) erschienener Nachdruck bezeichnete sich schon als dritte Auflage. Im Jahre 1832, kurz vor seinem Tode, veranstaltete der Verfasser selbst eine neue, kaum veränderte Ausgabe[1], der er eine bemerkenswerte Widmung gab:

„Den hochwürdigen Vorstehern der bischöflichen Seminarien (Regenten, Subregenten) in dieser neuen Ausgabe gewidmet von Johann Michael Sailer, Bischof von Regensburg. Da die Hoffnungen des künftigen Klerus ganz besonders in eure Hände niedergelegt sind ...; da die Übungen des Geistes, die der hl. Ignatius, Stifter der Gesellschaft Jesu, verfasset hat, und die keinen andern Geist als den des heiligen Evangeliums atmen, ganz besonders geschickt sind, die höhere Bildung der katholischen Seelsorger zu gründen und zu fördern; da diese Übungen in der ganzen katholischen Christenheit eingeführt, ... überall Wunder der gründlichen Bekehrung und Erneuerung gewirkt haben: so gebe ich dieses Buch euch, geliebte Vorsteher ..., den Herrn der Aussaat und der Ernte bittend, daß er zu euren Pflanzungen und Wässerungen das Gedeihen verleihen wolle."

Heute unterliegt es wohl keinem Zweifel mehr, daß die ausgezeichnete Haltung und Tüchtigkeit des katholischen Klerus in Deutschland und den Nachbarländern, besonders aber die Charaktergröße und Tapferkeit, mit der er den Kulturkampf in seinen verschiedenen Formen bestanden hat, zum großen Teil dem Einfluß der geistlichen Übungen zu danken sind. Dieser Sachverhalt ist auch von nichtkatholischer Seite mehr als einmal anerkannt worden. Es war gewiß kein Zufall, daß die Kulturkämpfer mit besonderem Eifer auf Volksmissionen, Marianische Kongregationen und Exerzitien fahndeten und noch heute fahnden. Der im Jahre 1910 verstorbene Pastor Dr. v. Bodelschwingh sen., der von seinen Glaubensgenossen wegen seiner werktätigen Nächstenliebe als Heiliger verehrt wird, schrieb in seinem merkwürdigen Büchlein: „Wie kämpfen wir siegreich gegen die Jesuitengefahr?" (Bethel b. Bielefeld 1904) einen höchst merkwürdigen Satz. Er schildert die heilsamen Folgen des Bismarckschen Kulturkampfes sowohl für die katholische als für seine evangelische Kirche:

„Wenn ich auf die letzten 40 Jahre zurückblicke, in denen ich speziell der heimatlichen Kirche habe dienen dürfen, so geht mein Herz in Sprüngen." Es habe wohl nie eine Zeit gegeben, wo eine solche Fülle evangelischer Liebeswerke aufgeblüht sei zum Zeichen, daß ein lebendiger Glaube in Liebe tätig sei. Dann fährt er fort: „An diesen mächtigen Fortschritten aber — hier mögen mir die Leser nicht zürnen — ist nicht zum geringsten Teile die katholische Kirche schuld,

[1] Sie bildet den 26. Teil (Band) von J. M. Sailers Sämtlichen Werken, Sulzbach 1830—1841, J. E. v. Seidelsche Buchhandlung.

und ich bitte noch einmal um Entschuldigung, wenn ich meine Meinung frei heraussage: speziell die Jesuiten. Den großen Fleiß, den regen Eifer, die feine Klugheit, die beschämende Opferwilligkeit, mit dem die katholische Kirche ihrerseits in den Wettstreit eingetreten oder vielfach uns in demselben vorausgeeilt ist, verdankt sie, soweit meine Augen sehen, vorzugsweise jesuitischem Einfluß. Beide Kirchen haben sich auch bei Bismarck zu bedanken, der sie beide wachgerüttelt hat."

Wenn an diesen Worten etwas Richtiges ist, so kann nur gemeint sein, daß der Einfluß der Exerzitien, der Volksmissionen, Kongregationen usw., die ja aus den geistlichen Übungen hervorgegangen sind, jene Wirkung hervorgebracht haben, mochten sie nun unmittelbar von Jesuiten oder von andern Ordensleuten oder von Seminarvorstehern, Spiritualen oder sonstigen Mitgliedern des Diözesanklerus gehalten und geleitet werden. Dann aber dürfen wir für den Bischof Sailer, den „Exjesuiten", die Ehre eines Bahnbrechers in Anspruch nehmen. Der Herr der Ernte hat der Pflanzung seines Buches reiches Gedeihen verliehen.

Eines der vornehmsten und machtvollsten Mittel, durch welche „die katholische Gegenreformation auf das neuere deutsche Kulturleben eingewirkt" habe, ist auch nach Professor Zöckler der Gebrauch der geistlichen Übungen. „Sie haben", sagt er, „dem modernen Katholizismus insgesamt Dienste geleistet, deren Wichtigkeit nicht hoch genug angeschlagen werden kann" (Realenzyklopädie f. protest. Theologie u. Kirche V 695).

Es muß als Zeichen eines besseren Verständnisses und größerer Friedfertigkeit zwischen Katholiken und Protestanten hervorgehoben werden, daß die neue Ausgabe dieser Übungen gerade auf andersgläubiger Seite eine ganz freundliche Aufnahme findet.

„Der fromme Bischof Sailer", so heißt es in der Berliner „Reformation" (1916, Nr. 2), „gehört zu denjenigen katholischen Schriftstellern, die auch in der evangelischen Kirche einen guten Namen haben. Gelobt wird er oft, gelesen in unserer Zeit wenig. Aber man muß wirklich vor seiner Übung in der Frömmigkeit alle Hochachtung haben, auch wenn man sich die Methode nicht aneignen will. Echte christliche Frömmigkeit tritt uns hier in katholischem Gewande entgegen und hat uns auch heute noch etwas zu sagen."

Ebenso anerkennend spricht sich Pastor Stosch in Neuwedell aus:

„Die Schrift des frommen Regensburger Bischofs ist auch in evangelischen Kreisen nicht unbekannt und vielfach geschätzt. Ich habe sie in den Händen von evangelischen Diakonissen gefunden. ... Was der Schrift Sailers dauernden Wert verleiht, ist die Begründung ethischer Forderungen aus der Schöpfungsordnung. Hierin tritt der gesunde weitherzige Sinn des edlen Bischofs für die beherrschende

Idee des schöpferisch Guten gewissenstärkend hervor" (Theolog. Literaturbericht, herausgegeben von J. Jordan, Gütersloh 1916, Nr. 3).

Etwas zurückhaltender, aber um so bemerkenswerter und grundsätzlich wichtiger erscheint das Urteil, zu dem der orthodox-lutherische Dekan Bürckstümmer in Erlangen gelangt:

„Man muß sagen, daß das Buch" (obwohl 1799 erschienen) „nach keiner Seite als veraltet erscheint. Ist es doch mit feurigem Eifer für die Sache geschrieben, mit einer Fülle von herzlicher Innigkeit, Güte, regster Fürsorge für die, die zur religiösen Sammlung und Geisteserneuerung geführt werden sollen, dazu mit einer tiefen und feinen Kenntnis der menschlichen Seele, mit einer bewunderungswürdigen Fähigkeit, immer aufs neue ‚die Stimme zu wandeln'. Es müßte ja sonst nicht das Werk eines Mannes sein, der seinerzeit eine solch große Bedeutung für die katholische Kirche Deutschlands hatte. Auch unterscheidet es sich [dadurch] vorteilhaft von manchem Andern, der auf diesem Gebiete Führer sein will, daß es an dem Hauptpunkte, der hier zu beachten ist, der Sünde, nicht vorübergeht, sondern sich gründlich und eingehend mit ihm beschäftigt. Aber hier bemerken wir auch die Schranke, die dem Verfasser gestellt ist. Das Buch wurde seinerzeit auch von Evangelischen gelesen. Verwunderlich! Nicht nur wird dringend empfohlen, die Übungen unter Leitung eines ‚Gewissensfreundes' vorzunehmen — das Buch ist nach den Grundsätzen des Ignatius v. Loyola geschrieben, dessen Denksprüche im Anhang mitgeteilt werden —, sondern wenn auch rein katholische kirchliche Institutionen fast gar nicht erwähnt werden, so ist es doch auf der unverfälschten katholischen Dogmatik aufgebaut und trägt den ungebrochenen katholischen Synergismus vor" (Theol. Literaturblatt, Leipzig, 7. Juli 1916, Nr. 14).

Was ist Synergismus? Das Wort kommt vom griechischen συνεργάζειν = mitwirken. Synergismus bedeutet nach dem kleinen Brockhaus (1914), der in diesen Dingen gut Bescheid weiß, „die Lehre, daß der Mensch zu seiner Bekehrung neben der göttlichen Gnade mitwirken müsse. Synergist = Anhänger dieser von Melanchthon vertretenen Lehre". Also die Lehre vom tätigen, in Liebe wirksamen, lebendigen Glauben im Gegensatz zu Luthers rein geschehenlassendem, rezeptivem Fiduzialglauben, der dankbar die Hände in den Schoß legt und Gottes Wohltaten über sich regnen läßt, das ist Sailers katholischer Synergismus. Es ist kein Unglück, daß just an der Schwelle des Lutherjubiläums ein lutherischer Theolog darauf hinweist, daß hier zwischen der katholischen Glaubenslehre und dem Kernstück der Reform Luthers eine abgrundtiefe Kluft aufgetan ist, über die keine Brücke führt.

Hierher gehört auch eine Bemerkung, die ein anderes, liberal-protestantisches Blatt nicht unmittelbar in bezug auf die Exerzitien, aber doch bei

der verwandten Erörterung über religiöse Willenskultur macht. In einem Bericht über H. Bahrs „Himmelfahrt" sagt Dr. G(eyer) Nürnberg:

„Der Krieg, der die höchsten Anforderungen an die Willenskräfte der Menschheit stellt, wird dazu führen, daß wir über die alte Gelehrsamkeitskultur hinauswachsen. Wir werden ganz anders in der Zukunft lernen wollen, die Herrschaft über Gefühle und Wünsche zu erlangen. Wir werden uns der Wahrheit erschließen, daß erst der Mensch ist, der kann, was er will. Wir werden dabei auch vielleicht größere Beachtung den im Katholizismus ausgebildeten und angewandten Methoden der Willensschulung zuwenden. Vielleicht wird nach dem Kriege der Katholizismus eben wegen der Betonung der Willenskultur da und dort einen neuen Aufschwung erleben" (Christentum und Gegenwart Nr. 9, Sept. 1916).

Möglicherweise kommt es wieder dazu, daß auch Protestanten zu diesem Zweck sich von Zeit zu Zeit in irgendeine Einsamkeit zurückziehen, wie seinerzeit der große Leibniz in Lokkum seine jährlichen Exerzitien machte[1].

Wer sich mit derjenigen Willenskraft und Charakterstärke ausrüsten will, die erforderlich ist, um im schweren Kampf des christlichen Lebens sich selbst zu besiegen, den niederen Menschen in sich und alles Gemeine, dem Gewissen Widerstrebende im Zaum zu halten, der muß zu Christus gehen mit der Bitte: Herr, rette uns, wir gehen zugrunde. Aber er muß auch gefaßt sein, die Antwort zu hören: Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr, wird ins Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters tut! (Matth. 7, 21.) Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist's, der mich liebt (Joh. 14, 21). „Durch gute Werke", sagt der Apostelfürst Petrus, „sollen wir unsere Berufung und Auserwählung sicherstellen" (2 Petri 1, 10), und ein anderer Apostel sagt: „Der Glaube, der keine Werke hat, ist tot" (Jak. 2, 17). Das klingt allerdings synergistisch, werkheilig, aber es ist die Lehre des Evangeliums, daran kommt der gesunde Menschenverstand nicht vorbei.

[1] Vgl. den laufenden Band dieser Zeitschrift 174.

Matthias Reichmann S. J.

Volkswirtschaftliche Harmonien.

Oft wird gesagt, um das Wesen der Volkswirtschaft richtig zu erfassen, dürfe man nicht vom einzelnen *ausgehen*; als Ausgangspunkt der Betrachtung und Forschung sei vielmehr die Gesamtheit zu wählen. Vielleicht ist es besser zu sagen: In den volkswirtschaftlichen Untersuchungen darf man nicht bei dem einzelnen und auch nicht bei der Gesamtheit *stehen bleiben*.

Überblickt man nämlich eine Volkswirtschaft, so bleibt das Erste und Allgemeinste, was man wahrnimmt, allerdings die Vielheit von Personen und Einzelwirtschaften, die auf den verschiedensten Gebieten des Erwerbslebens tätig sind, und die, als Käufer und Verbraucher, andern erwerbswirtschaftlich Tätigen willkommene Gelegenheit zu gewinnreicher Tätigkeit darbieten. Aber alle diese Personen und Wirtschaften sind nicht in einem Zustande individualistischer Isolierung. Man kann deshalb, um ihr Verhalten und Wirken richtig zu beurteilen, auch nicht Voraussetzungen machen, die nur auf einen Robinson Crusoe passen würden. Die handelnden Personen stehen vielmehr nicht bloß in lebhafter gesellschaftlicher und tauschwirtschaftlicher Berührung, sondern auch innerhalb des gleichen Staatsverbandes; sie sind Staatsbürger und können diese ihre staatsbürgerliche Eigenschaft auch in ihrer wirtschaftlichen Betätigung nicht verleugnen. Anderseits ist die Volkswirtschaft keine Verbandswirtschaft im sozialistischen Sinne. Staat oder Gesellschaft sind nicht Subjekt des wirtschaftlichen Prozesses. Mögen auch gemeinwirtschaftliche Gebilde in größerer oder geringerer Zahl sich vorfinden, im wesentlichen bleiben die Einzelpersonen, Einzelwirtschaften oder privatwirtschaftlichen Vereinigungen Träger des Wirtschaftslebens mit Selbstzwecklichkeit, weitgehender Selbständigkeit und entsprechender Selbstverantwortlichkeit. Die unmittelbare Verwirklichung der eigenen Wohlfahrt ist darum regelmäßig Sache und Aufgabe der Einzelpersonen, Einzelwirtschaften usw. selbst. Nur müssen sie diese Verwirklichung der eigenen Wohlfahrt in einer Weise vollziehen, daß dadurch das berechtigte Wohlfahrtsstreben anderer nicht vereitelt, schließlich die Wohlfahrt des Ganzen nicht gefährdet wird. Man kann hierbei in etwa an

die Kantsche Maxime denken: der einzelne solle stets so handeln, daß man daraus eine allgemeine Regel machen könne. Wohlbemerkt: wir stellen das hier nicht als ethische Forderung hin, sondern lediglich als notwendige Bedingung der Wohlfahrt jeder staatlich geeinten Volksgemeinschaft.

Bedarfsdeckungssystem. Hieraus ergibt sich nun, in welchem Sinne die Deckung des Volksbedarfs an äußeren Gütern Aufgabe der Volkswirtschaft genannt werden kann. Nicht als ob die „Volkswirtschaft" Subjekt der Produktion und der Verteilung der Güter wäre, sondern in dem Sinne, daß sämtliche in der Wirtschaft tätigen Faktoren durch den allen gemeinsamen Zweck der staatlichen Gesellschaft beherrscht und diesem Zwecke, der Gesamtwohlfahrt, dienstbar sind. Es wird also nicht von einer Zentralinstanz den Bürgern zugeteilt, was sie zu leisten und zu verzehren haben. Die einzelnen bzw. die privaten Wirtschaften müssen vielmehr selbst für die Befriedigung ihres Bedarfs sorgen, soweit nicht im gegebenen Falle öffentliche oder private Unterstützung helfend einzugreifen hat. Innerhalb der Tauschwirtschaft geschieht jenes aber dadurch, daß man für Deckung fremden Bedarfs tätig wird und auf diesem Wege ein Einkommen sich erwirbt, mittels dessen man sich kauft, was zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse erfordert oder gewünscht wird.

Ein Dreifaches ist also nötig zur Ermöglichung der Bedarfsdeckung: 1. Es müssen die erforderlichen Güter vorhanden sein; diese Güter müssen aber auch dem Bedürfenden erreichbar sein, und dazu gehört 2. eine der Kaufkraft der Konsumenten entsprechende Preisbildung; 3. ein Einkommen, groß genug, um sich in den Besitz der erforderlichen Güter zu setzen.

Aufgabe der privaten Hauswirtschaft ist es, das Einkommen auf die verschiedenen Bedürfnisse so zu verteilen, daß sich daraus die relativ günstigste Gesamtbefriedigung aller Bedürfnisse der zur Hauswirtschaft gehörigen Personen ergibt. Selbstverständlich spielt bei dieser Verteilung die Frage der Kosten der einzelnen Bedürfnisse eine große Rolle.

Aufgabe der Volkswirtschaft aber wird es sein, eine solche Gestaltung der Produktionsverhältnisse, der Preis- und Einkommensbildung herbeizuführen, daß die unter gegebenen Verhältnissen relativ beste Bedarfsdeckung für das ganze Volk ermöglicht werde. Wir haben diesen Zustand als die materielle Seite der „öffentlichen" Wohlfahrt bezeichnet, wie sie den Zweck der staatlichen Gesellschaft darstellt. Nicht nur die Staatsgewalt hat zur Verwirklichung dieses Zustandes mitzuwirken, sondern die ganze staatliche Gesellschaft, alle in der Volkswirtschaft tätigen Faktoren,

also: die Einzelkräfte, die Unternehmungen in ihren verschiedenen Rechtsformen, die wirtschaftlichen und beruflichen Organisationen, Staat und Gemeinde, die privaten Wirtschaften insbesondere nicht nur durch ihren Fleiß, ihre Tüchtigkeit, ihre Leistungen, sondern auch durch die richtige Mäßigung ihres Erwerbsstrebens. Sie dürfen gewiß erwarten, daß sie einen ihren Leistungen entsprechenden Gewinn finden; sie dürfen aber nicht ernten wollen, wo sie nicht gesät haben, dürfen nicht den subjektiven Erwerbszweck das rechte Verhältnis mit dem, was sie objektiv für Deckung fremden Bedarfs leisten, verlieren lassen.

Güterbeschaffung, Preis- und Einkommensbildung gehören in der Bedarfsdeckungsfrage zusammen. Sie sind verschiedene, aber unentbehrliche Elemente des Bedarfsdeckungssystems. Es ist also zwar nicht verkehrt, wenn häufig, gerade in letzter Zeit wieder, behauptet wurde, die Güterbeschaffung sei von höchster Wichtigkeit. Ohne Zweifel ist die Güterbeschaffung immer das erste für den Bedarfsdeckungsprozeß. Fehlt es an der notwendigen Gütermenge, dann ist von keiner Bedarfsdeckung die Rede. Auch kann das Vorhandensein einer größeren Gütermenge ohne Zweifel zu billigeren Preisen führen. Allein das geschieht leider nicht immer. Und fehlt es der Masse des Volkes an ausreichender Kaufkraft, dann bleiben die reichlich vorhandenen Güter denen, die sie brauchen könnten, unerreichbar. Es muß also um alle drei Elemente des Bedarfsdeckungssystems wohlbestellt sein, wenn die Bedarfsdeckung für das ganze Volk jeweils zur relativ besten werden soll.

Bedarfsdeckungsprinzipien. Für Erfüllung der volkswirtschaftlichen Aufgabe ist zunächst das sog. wirtschaftliche Prinzip von höchster Bedeutung. Größter Erfolg mit den geringsten Mitteln! Das ist die Forderung des wirtschaftlichen Prinzips. Sind Stoff und Kraft nur in einem begrenzten Maße vorhanden, dann muß man sie so verteilen, daß der günstigste Gesamterfolg bei der Produktion herauskommt, daß nicht von dem einen Gute zu viel erzeugt wird, von den andern zu wenig, z. B. zu viele Hosen und zu wenig Röcke. Das wäre eben Verschwendung, etwas zu produzieren, was nicht gebraucht werden könnte, oder auch was weniger notwendig wäre als ein anderes Gut, auf dessen Herstellung wegen Mangels an Stoff und Kraft nun verzichtet werden müßte. Ohne Zweifel hängt also die Bedarfsdeckung des Volkes von der richtigen Verteilung der verfügbaren Stoffe und Kräfte im Sinne des wirtschaftlichen Prinzips, von deren „wirtschaftlich“ richtigen Verteilung

wesentlich ab. Und zwar sowohl im Hinblick auf die Bedürfnisse, die der Befriedigung harren, als auch mit Rücksicht auf die Preis- und Einkommensbildung. Aus dem Verkauf überflüssiger Waren kann der Produzent ein Einkommen nicht oder nicht in einem den Opfern entsprechenden Maße gewinnen. Der Konsument anderseits wird geschädigt, wenn er für Waren, die mangels wirtschaftlich richtiger Überlegung in geringerer Menge vorhanden sind, einen höheren Preis bezahlen muß. Das gleiche gilt, wenn es sich nicht um eine verkehrte Verteilung von Stoff und Kraft auf verschiedene Waren handelt, sondern infolge mangelhafter Technik auf die Herstellung derselben Güterart mehr als notwendig aufgewendet wird, die Kosten der Herstellung über das erforderliche Maß hinausgehen.

Es bedarf ferner kaum der Erwähnung, wie wichtig die Beobachtung des wirtschaftlichen Prinzips innerhalb der privaten Hauswirtschaft ist. Hier muß der richtige Überblick gewonnen werden über die verschiedenen Bedürfnisse, die zu befriedigen wären, nach Art und Wichtigkeit und Dringlichkeit derselben; es müssen die Kosten der Befriedigung der einzelnen Bedürfnisse überblickt und dann das verfügbare Einkommen so verteilt werden, daß die Gesamtbefriedigung eine möglichst vollkommene wird. Überaus viel trägt zu diesem Endziele auch bei die sorgsame Verwertung der einzelnen Güter. Was die Sparsamkeit der Hausfrauen nicht bloß privat-, sondern auch volkswirtschaftlich bedeuten kann, das hat sich ja mit besonderer Klarheit wieder einmal in der Kriegszeit geoffenbart.

Also die Wichtigkeit des wirtschaftlichen Prinzips für den ganzen Bedarfsdeckungsprozeß ist über allen Zweifel erhaben. Reicht aber dieses Prinzip aus, um die Erfüllung der volkswirtschaftlichen Aufgabe sicherzustellen?

Die Nationalökonomen werden, wenigstens in der Regel, offen gestehen, daß das wirtschaftliche Prinzip dazu allerdings nicht ausreiche, aber viele glauben sich, wie sie sagen, auf den „wirtschaftlichen" Gesichtspunkt bei ihren Untersuchungen beschränken zu sollen. Sie wollen, wie gesagt wird, keine Hygiene, keine Ästhetik, keine Moral treiben. Was scheint gerechtfertigter zu sein als diese weise Bescheidung? Und doch liegt derselben ein Mißverständnis zugrunde, das vielfach geradezu zum Verhängnis für die nationalökonomische Forschung geworden ist.

Niemand kann verlangen, daß der Nationalökonom feststelle, was hygienisch, ästhetisch, moralisch richtig sei. Das ist Sache der Moralisten, Ästhetiker, Hygieniker. Der Nationalökonom braucht aber nur das Formal-

objekt seiner Wissenschaft voll und richtig zu erfassen, um sofort zu erkennen, daß vieles von dem, was die Hygiene, die Ästhetik, die Moral im Hinblick auf die Güterwelt und das Verhalten der Menschen im Wirtschaftsleben erfordern, unbedingt notwendig ist für die Erfüllung der volkswirtschaftlichen Aufgabe: für die Bedarfsdeckung des Volkes als eine Wohlfahrts-, Kultur- und Fortschrittsaufgabe. Das bedeutet allerdings für alle jene Nationalökonomen, die bisher das „wirtschaftliche Prinzip“ zum Formalobjekt ihrer Wissenschaft gemacht hatten, eine Umkehr, aber eine Umkehr zum Besseren, eine Rückkehr zur Wahrheit, die Rückkehr zu echt nationalökonomischer Auffassung. Oder sollte man sich verhehlen können, daß gerade diese Unklarheit über den eigentlichen Gegenstand der Nationalökonomie, d. h. über deren Formalobjekt es war, die zu jener nur zu häufigen und schädlichen Vermengung privat- und volkswirtschaftlicher Gesichtspunkte verleiten mußte?

Wir werden es also nicht bloß als hygienisch, sondern ebendarum auch als volkswirtschaftlich weise erachten dürfen, wenn die Chinesen seinerzeit sich gegen die Einfuhr von Opium zur Wehr setzten, während England im Dienste seines Handelsprofits den Opiumkrieg führte. Wir werden die Bestrebungen des Werkbundes als volkswirtschaftlich wertvoll anerkennen müssen, nicht um der bloßen Ästhetik als solcher willen, sondern weil z. B. eine zweckmäßige, schöne Einrichtung der Arbeiterwohnungen zur Wohlfahrt des Volkes gehört; ferner weil wir der Qualitätsarbeit bedürfen, um auf dem Weltmarkte Geltung zu erlangen. So verlassen wir auch keineswegs den Boden volkswirtschaftlicher Wissenschaft, wenn wir z. B. eine sittenlose Mode, die Verbreitung sittenloser Schriften als volkswirtschaftlich schädlich bezeichnen. Gewiß, wer den privatwirtschaftlichen Ertrag über alles stellt, der wird uns nicht beipflichten wollen. Wer aber der Ansicht ist, daß die Sittenlosigkeit auch die materielle Wohlfahrt der Völker gefährdet, die Volkskraft lähmt und verkürzt, daß die auf Befriedigung sittenlosen „Begehrens“ verwendeten Stoffe und Kräfte wirtschaftlich und volkswirtschaftlich richtiger auf die Befriedigung wirklicher „Bedürfnisse“ verwendet würden, der wird es verstehen, warum und in welchem Sinne wir unter den Bedarfsdeckungsprinzipien auch dem ethischen Prinzip einen Platz gewähren möchten.

Von geradezu entscheidender Wichtigkeit aber für unsere ganze zukünftige Entwicklung wird es sein, ob und in welchem Maße noch ein weiteres Prinzip für den Bedarfsdeckungsprozeß Geltung erlangt.

In der verkehrswirtschaftlichen Organisation der Volkswirtschaft bildet der Preis die Grundlage alles Wirtschaftens, der im Preise der Waren eingeschlossene Gewinn zugleich den subjektiven Zweck, das Ziel der Erwerbswirtschaft. Die Preise regulieren die Betätigung der Wirtschaftssubjekte. Für die Hauswirtschaft bestimmen die Preise der einzelnen Waren das Maß der Konsumtion, beherrschen die Auswahl der Befriedigungsmittel bei gegebenem Einkommen. Die Produzenten anderseits erkennen aus den Preisen, die sie erwarten zu dürfen glauben, welche Richtung ihre Tätigkeit einschlagen muß, welche Ausdehnung sie ihrem Geschäfte geben dürfen, um sich Ersatz der Kosten und einen ausreichenden Gewinn zu sichern.

Bei dieser gewaltigen Bedeutung der Preise muß es für die Erfüllung der volkswirtschaftlichen Aufgabe offenbar von besonderer Bedeutung sein, wie der Prozeß der Preisbildung sich vollzieht.

Nach den Lehren der individualistischen Nationalökonomie wird die Preisbildung beherrscht von dem „Gesetz" von Angebot und Nachfrage. Das Angebot offenbart die Menge der für die Bedarfsbedeckung verfügbaren Güter. In der Nachfrage aber gibt sich der Bedarf des Volkes kund. Aus dem Zusammenwirken von Angebot und Nachfrage folgt dann unmittelbar die Gestaltung der Preise, mittelbar auch die wirtschaftlich richtige Verteilung der Güter auf die Gesamtheit der Bedürfnisse. Ferner sorgt die Freiheit der Konkurrenz dafür, daß der Preis der in „beliebiger" Menge herstellbaren Güter bis zur Untergrenze hinabsinkt, wie diese durch die Herstellungskosten bestimmt ist. Das Ganze vollzieht sich nahezu automatisch, mechanisch, wie „von selbst". So die Theorie.

Man mag einen gewissen Idealismus darin erblicken wollen, wenn die liberale Schule von der Freiheit die richtige Preisbildung erwartete. Die Erfahrungen des Lebens haben jedenfalls gezeigt, daß die Freiheit auch andere Wege beschreiten, ein anderes Ergebnis herbeiführen kann. Angebot und Nachfrage, freie Konkurrenz bewirken keineswegs immer eine Preisbildung, die dem Werte der Waren entspricht, die im Angebot die tatsächlich vorhandene Warenmenge, in der Nachfrage unmittelbar den jeweils wirklichen Bedarf der Konsumenten kundgibt. Von einem „Mechanismus" der Preisbildung darf man nicht sprechen, weil dazu und dabei neben natürlichen auch freie Ursachen tätig sind: menschliche Überlegungen, Handlungen, Machtverhältnisse wirksam werden.

Das hat wiederum die Kriegszeit mit besonderer Klarheit gezeigt. Wie oft ist da schon geklagt worden, daß Preise gefordert wurden, die in gar

keinem Verhältnis standen zu den Produktionskosten, für Waren, an denen kein Mangel vorhanden oder zu befürchten war, wo also die Höhe der Preise in den tatsächlichen Verhältnissen durchaus nicht begründet war. Können wir uns darüber noch wundern?

Der Kampf aller gegen alle, von dem die Philosophen sprachen, bleibt keineswegs auf den Urzustand der Menschheit beschränkt, und nicht mit Unrecht hat man gerade den Handel als einen fortgesetzten Kampf und Krieg bezeichnet. Die auri sacra fames führte im Laufe der Geschichte zu den blutigsten und grausamsten Eroberungskriegen: den Handelskriegen, von den Punischen Kriegen an bis zu dem jetzigen Weltkriege. Dieselbe auri sacra fames macht aus dem Tauschen im wirtschaftlichen Verkehrsleben nur zu oft ein Täuschen. Man täuscht über die wirklichen Bestände der Waren, sucht dem kaufenden Publikum die Meinung beizubringen, diese oder jene Waren seien rar, um eine steigende Preisbewegung hervorzurufen. Die Konkurrenten bemühen sich durchaus nicht immer, durch gesunden Wetteifer über die Mitbewerber zu siegen, indem sie bessere Waren zu dem gleichen Preise oder die gleichen Waren zu einem billigeren Preise liefern. Sie verstehen es auch, Schundwaren an den Mann zu bringen, die nur äußerlich den Schein guter Waren an sich tragen. Gewiß bleibt der Handelsgewinn, der sich aus der Ausnützung von Konjunkturen ergibt, zu jeder Zeit berechtigt, ein Moment des Fortschrittes, wie der Handel selbst. Aber es ist doch etwas ganz anderes, wenn der Handel Waren an Orte führt, wo diese fehlen, wenn er sie für Zeiten zukünftigen Bedarfes aufbewahrt usw., als wenn übermäßige Preise gefordert werden, um aus der bittern Not der Volksgenossen Wuchergewinne zu beziehen. Nicht die vorhandene Menge der Waren, nicht die Produktionskosten bestimmen jetzt die Preise, die Höhe des Zolles, welchen die Zwischenbesitzer der Waren für sich erheben, der Gewinn bemaß sich oft mehr danach, wie nötig dem Verbraucher oder dem nächsten Zwischenbesitzer die Güter waren. Kurz, die alte Theorie, die vom „freien Walten des Eigeninteresses der Individuen“ und durch Vermittlung des „Gesetzes“ von Angebot und Nachfrage eine volkswirtschaftlich gesunde Preis- und Einkommensbildung erwartete, hat während des Krieges in einer solchen, für das Volk in seiner Masse herb fühlbaren, Weise bankrott gemacht, daß sie wenigstens in nächster Zukunft schwerlich wieder gläubige Anhänger finden dürfte.

Woher die falsche Auffassung in der liberalen Theorie?

Unter dem Einfluß der Aufklärungsphilosophie, die mit der überlieferten christlichen Philosophie und Theologie gebrochen, waren die ersten systematischen Bearbeiter der Nationalökonomie von der irrigen Voraussetzung ausgegangen, die Menschen seien von Natur aus gleich und gut. Jedenfalls schenkten sie den individuellen Verschiedenheiten und den Schwächen der menschlichen Natur, dem beirrenden Einfluß, welchen die des Maßes und der Regelung durch sich selbst entbehrenden Leidenschaften auf Streben und Handeln des Menschen ausüben können, nicht die nötige Beachtung. Indem sie Freiheit für den einzelnen forderten, seinen Gewinn, seinen Geldvorteil zu suchen, mochten sie ehrlich geglaubt haben, für die allgemeine Wohlfahrt sei ebendadurch genügend gesorgt. Das Gesamtwohl galt ihnen als die Summe des Wohles der einzelnen: wenn alle ihren Geldvorteil finden können, so muß es doch offenbar auch um das Ganze wohlbestellt sein. Scheinbar wurde also auf diesem einfachen Wege den Interessen des Volkes und der einzelnen Volksglieder zugleich ausreichend Rechnung getragen. Die wirkliche Folge aber war, daß die Stärkeren, die Geriebeneren, die Gewissenloseren neben den Tüchtigeren und Fleißigeren, oft auch zum Schaden derselben, ihre Rechnung fanden, daß die schrankenlose oder wenigstens ziemlich unbeschränkte Freiheit nicht bloß die erwartete Auslösung der im Volke vorhandenen wertvollen Kräfte, höhere Leistungen, brachte, sondern daß sie auch die Beutezüge einer für die Bedarfsdeckung des Volkes gar nichts leistenden Spekulation unheimlich vermehrte. Statt der Gesamtblüte des Volkes, die sich aus dem freien Gewinnstreben aller einzelnen ergeben sollte, blieb, selbst in der Friedenszeit, die Zahl solcher noch übergroß, die ohne eigene Schuld keinen ausreichenden Geldgewinn hatten finden können und denen die öffentliche und private Wohltätigkeit, in nachträglicher Korrektur einer verfehlten Wirtschaftsverfassung, die unverdiente und unnötige Not, das herbe Elend, unter dem sie seufzten, einigermaßen erträglich zu machen suchte — nicht immer mit dem erwünschten Erfolge. Die Überspannung der wirtschaftlichen Freiheitslehre mußte ferner denjenigen gesellschaftlichen und staatlichen Faktoren, die ordnend auf das Wirtschaftsleben einwirken können, die Hände binden. Und so hat sie auch in der Kriegszeit verwirrend gewirkt, indem sie ein richtiges Ausmaß der notwendig werdenden staatlichen Eingriffe erschwerte, große Unsicherheit, ein häufiges Schwanken in der Behandlung selbst der gleichen Fragen und Bedürfnisse mitverursachte. Kurz, mit dem bloßen Prinzip der Freiheit und des Eigeninteresses im Sinne der liberalen Schule kommen wir in der Bedarfsdeckungsfrage nicht

aus. Wir benötigen vielmehr eines andern Prinzips, welches Angebot und Nachfrage, Konkurrenz, die gesamte Tätigkeit der im volkswirtschaftlichen Prozesse wirksamen Faktoren, in einer Weise bestimmt, daß die volkswirtschaftliche Aufgabe die relativ beste Erfüllung finden kann. Und welches ist dieses Prinzip?

Hermann Levy[1] hat einmal gesagt, die Lehre vom iustum pretium sei eine der Möglichkeiten gewesen, welche immer wieder auftauchen würden, den Preis und die Wertbildung von einem Standpunkte des „Seinsollens", ethischer, sozialer oder sonstiger „Zweckvorstellungen" zu erklären. In den Lehrbüchern der Nationalökonomie wurde die Lehre vom „gerechten Preis" manchmal nebenbei erwähnt, zum Teil mit einer gewissen Anerkennung, meist aber als antiquiert oder praktisch bedeutungslos zurückgewiesen. Auch hier hat die Kriegszeit Wandel geschaffen. Die Vorstellung vom gerechten Preise, die in der Rechtsüberzeugung des Volkes stets fortgelebt hatte, brach mächtig von neuem sich Bahn. Der „angemessene" Preis, materiell dasselbe wie der „gerechte" Preis, war wieder in aller Mund. Gegen „Kriegswucher", gegen „übermäßige und unlautere Gewinne" wurde im Interesse der Konsumenten wie des reellen Geschäftsbetriebes die Hilfe der Gesetzgebung und der Gerichte angerufen. Auch die Nationalökonomie, die in der relativ besten Bedarfsdeckung des Volkes ein finales „Seinsollen" ersieht und in der Wahrung der Äquivalenz beim Tauschverkehre eine wesentliche Bedingung materieller Volkswohlfahrt, kann nur wünschen, daß aus dem Prinzip der Wiedervergeltung nach dem Werte allmählich wieder ein „Gesetz" der Volkswirtschaft im Sinne empirischer Regelmäßigkeit werden möge.

Das Prinzip der Wiedervergeltung nach dem Werte kommt für die Nationalökonomie nicht als ethisches Prinzip in Betracht. Es handelt sich dabei nicht um die moralische Qualität des Handelns, nicht um die sittliche Tugend der Gerechtigkeit, sondern lediglich um die Wahrung des wechselseitigen Interesses aller im wirtschaftlichen Verkehr miteinander in Berührung kommenden Personen, um die Sicherung einer solchen Preis- und Einkommensbildung, durch welche die Bedarfsdeckung des Volkes in einer allgemeine Wohlfahrt ermöglichenden Weise gestaltet wird. Auch die Gründe, aus denen das Prinzip der Wiedervergeltung sich ableitet, sind frei von jedem spezifisch moraltheologischen Beigeschmack, so

[1] Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik XXXVIII (1914) 563.

daß sogar die äußerste Empfindlichkeit in Wahrung der Selbständigkeit der Nationalökonomie als Wissenschaft in keiner Weise verletzt wird.

Solcher Gründe gibt es zwei: der erste leitet sich ab aus dem *Wesen des Tausches*, und der zweite ergibt sich aus der *Natur der arbeitsteiligen Gesellschaft*.

Erstens: Der Tausch ist keine Schenkung. Es werden dabei nicht nur Güter, sondern *Werte* getauscht, wohlgemerkt: „*getauscht*". Niemand will — wenigstens regelmäßig — dabei etwas verschenken, niemand will durch den Tausch einen Vermögensverlust erleiden. Das würde aber geschehen, wenn der Wert des Gutes, welches man eintauscht, geringer wäre als der Wert des Gutes, das man im Tausche hingibt, oder mit andern Worten: wenn man einen zu hohen, den Wert des ausgetauschten Gutes übersteigenden Preis bezahlte. Gewiß ist der besondere individuelle Gebrauchswert des Gutes, das man durch den Tausch erwerben will, höher als der Gebrauchswert des Gutes, das man im Tausche opfert. Sonst würde man überhaupt nicht tauschen. Dem Kaufmann ist das Geld, welches er für seine Ware erhält, wichtiger als der Besitz der Ware, und umgekehrt zieht der Käufer den Besitz der Ware dem Besitze des Geldes vor. Die Verschiedenheit des Gebrauchswertes, die für beide Teile den *Beweggrund* zum Tausche bildet, *bemißt* aber keineswegs den Tauschwert. Sie erzeugt das Verlangen nach dem Besitz des Gutes, macht aber nicht bereitwillig für einen Wertverlust, abgesehen von dem Falle, daß das Verlangen durch persönliche Neigung so stark oder durch die Not so zwingend ist, daß man selbst mit eigenem Schaden kaufen will oder kaufen muß. Das sind aber Ausnahmefälle, zum Teil ganz anormale Fälle, wo der Tausch sich der Erpressung nähert, jedenfalls nicht solche Fälle, aus denen sich ein allgemeines Prinzip oder ein „Gesetz" des Tauschverkehrs ableiten ließe. Das bleibt zu beachten jener Ansicht gegenüber, die aus dem „Konsensus" der Paziszenten die Preisfestsetzung allein ableiten möchte. Der Vertragswille schafft den *Vertrag*. Auch wenn jemand Scheinware für gute Ware eintauscht, ist äußerlich der Konsensus vorhanden, und ebenso, wenn beide Teile vermeinen, ihren Gegenpart übers Ohr gehauen zu haben. Daraus folgt aber keineswegs, daß unter normalen Umständen jemand beim Tausche einen *Wertverlust* zu erleiden gesonnen ist. Kommt es ihm zum Bewußtsein, daß ein solcher Verlust ihn getroffen, dann wird er sich vielmehr nach Möglichkeit den Folgen jenes angeblichen „Konsensus" zu entziehen suchen. Richtig bleibt, daß, wo kein Marktpreis das Urteil der Gesellschaft über

den Wert der Ware bekundet, die Schätzung des Wertes eben dem Urteil der Paziszenten überlassen ist. Indes auch hier wird regelmäßig keiner geneigt sein, dem andern einen besondern Vermögensvorteil zukommen zu lassen.

Zweitens: Die Natur der arbeitsteiligen Gesellschaft anderseits bringt es mit sich, daß der einzelne Bürger seine ganze Kraft und Arbeit auf einen bestimmten Punkt hinlenkt, indem er z. B. Schuhe anfertigt, der andere Kleider usw. Das setzt aber voraus, daß er dabei eine solche Wiedervergeltung für seine Leistung erhält, welche ihm seine Kosten ersetzt und die der Bedeutung der Arbeit entspricht, d. h. eine Wiedervergeltung nach dem Werte seiner Leistung. Bleibt diese Wiedervergeltung dauernd aus und ist die Änderung seines Berufes ihm möglich, dann wird er und jeder andere in gleicher Lage sich nach einer andern Beschäftigung umsehen. Die Gesellschaft aber muß dann fürderhin auf Leistungen solcher Art verzichten. Ist aber jemand oder ist eine ganze Gruppe von Bürgern gezwungen, bei einem Berufe zu bleiben, der eine Wiedervergeltung, die dem Werte der Leistungen entspricht, nicht finden kann, so muß das von den Betroffenen als bitteres Unrecht, gewissermaßen als unerträgliche Sklaverei empfunden werden, zum Schaden der Wohlfahrt, auf die Dauer des Bestandes, der bürgerlichen Gesellschaft. Hängen ja doch Frieden, Wohlfahrt, Bestand von Staat und Gesellschaft ganz wesentlich davon ab, daß klaffende Gegensätze gerade in der materiellen Ordnung vermieden werden — ein Ziel, das nicht zu erreichen ist, wenn die Bedarfsdeckung der breiten Masse des Volkes durch eine ungerechte Preis- und Einkommensbildung gefährdet wird.

Die liberale Schule hatte durch den Mund Frédéric Bastiats u. a. als sichere und schöne Frucht des freien Erwerbsstrebens, der freien Konkurrenz die allgemeine Interessenharmonie in Aussicht gestellt. Heute wissen wir, daß unter der Herrschaft und Nachwirkung des freiwirtschaftlichen Systems das volle Gegenteil einer solchen Harmonie tatsächlich eingetreten ist; ja mit einer gewissen erfreulichen Allgemeinheit wird heute auch anerkannt, daß die Harmonie der Interessen in Zukunft und niemals die Frucht ungeregelter Freiheit sein kann. Nur dort stellt sich in der Tat gesellschaftliche Harmonie ein, wo das suum cuique praktische Geltung erlangt und bewahrt. Und ebendarum wird sich auch im Bereiche der Volkswirtschaft und für das Gebiet der Bedarfsdeckung Harmonie der Interessen nur dann einstellen können, wenn die ausgleichende Gerechtigkeit, die iustitia commutativa, oder nationalökonomisch ausgedrückt,

wenn das Prinzip der Wiedervergeltung nach dem Werte die Preis- und Einkommensbildung beherrscht.

Wir wollen nun kurz im einzelnen darlegen, wie mittels Durchführung dieses Äquivalenzprinzips ein befriedigender Ausgleich zwischen dem Produzenten- und Konsumenteninteresse, zwischen den Interessen der Unternehmer- und Arbeiterschaft erzielt wird, und wie die harmonische Entwicklung des wirtschaftlichen Gesellschaftslebens dadurch bedingt und gefördert wird.

1. Ausgleich zwischen Erzeuger- und Verbraucherinteresse. Die Käufer werden zur Befriedigung ihrer verschiedenen Bedürfnisse nur dann gelangen können, wenn sie die entsprechenden Produkte vorfinden, und zwar zu einem Preise, welcher ihrer Kaufkraft entspricht. Die Verkäufer anderseits, welche durch ihre Berufsleistungen die mannigfaltigen, in der Gesellschaft benötigten Güter erzeugen oder sonstwie den Konsumenten zur Verfügung stellen, müssen Ersatz finden für ihre Aufwendungen, Lohn für ihre Arbeit, die Mittel zur Deckung ihres eigenen Bedarfs und zur Fortsetzung der Produktion, ihrer Berufstätigkeit. Das erfordert das vernunftgemäße, „wohlverstandene“ Interesse des Produzenten, wie anderseits das Interesse des Konsumenten eine solche Preisbildung erheischt, welche es ihm gestattet, für alle seine Bedürfnisse im richtigen Verhältnis zueinander mit dem Ergebnis relativ bester Gesamtbefriedigung Deckung zu finden.

Beim Tausche steht also Interesse gegen Interesse. Diesem beiderseitigen Interesse der Produzenten und Konsumenten wird aber genügt und nur dann genügt, wenn der Tauschverkehr von dem Prinzip der Wiedervergeltung nach dem Werte beherrscht wird.

Dann erhält der Produzent für seine Waren den „angemessenen“ Preis, einen Preis, welcher der Bedeutung seiner Leistung entspricht, seine Produktionskosten ersetzt, seine Arbeit belohnt, ihm diejenige Kaufkraft verleiht, die ihm eine seiner sozialen Berufsstellung entsprechende Bedarfsdeckung und zugleich die Fortsetzung seiner Berufsarbeit ermöglicht. Selbstverständliche Voraussetzung solcher Wiedervergeltung bleibt natürlich, daß die Produkte nach Art, Beschaffenheit, Mengenverhältnissen für die Bedarfsdeckung des Volkes überhaupt benötigt sind und dafür in Betracht kommen können. Ist dies aber der Fall, ist also die Produktion eine wirklich zweckmäßige mit Rücksicht auf den Volksbedarf, dann wird auch die Wiedervergeltung nach dem Werte, wenigstens regelmäßig, nicht fehlen können,

weil andernfalls die fortgesetzte produktive Berufstätigkeit auf dem fraglichen Gebiete zum Teil oder ganz entfallen müßte. Dauernde Berufstätigkeit bestimmter Art und bestimmter Ausdehnung ist eben, wie wir sahen, nur dann möglich, sofern den Interessenansprüchen der Produzenten in einem der Bedeutung ihrer Leistung für die volkswirtschaftliche Aufgabe, also deren Wert, entsprechenden Maße Genüge geleistet wird.

Ein nach dem Werte der Ware bemessener Preis ist aber auch für den Konsumenten der „angemessene" Preis, ein Preis, der ihm die nach den jeweils gegebenen Verhältnissen relativ beste Bedarfsdeckung gestattet. Würde er mehr geben müssen, als dem Werte des Gutes entspricht — 30 statt 20 —, so hätte er einen Teil seines Einkommens ohne Ersatz für Wertloses geopfert; die wirtschaftlich beste Verteilung seines Einkommens auf die verschiedenen Bedürfnisse wäre dabei gehemmt, zerstört, ausgeschlossen.

Es ist ihm gewiß nicht zu verdenken, wenn er klugerweise nach möglichst billigen Waren sich umsieht. „Absolute" Billigkeit aber, eine Billigkeit unter dem Werte der Waren, kann er nicht fordern und nicht erwarten, weil er nicht beanspruchen und hoffen kann, daß ein anderer für ihn, auch nur zum Teil, umsonst Aufwendungen mache, umsonst tätig sei. Und ebenso genügt der Produzent dem Interesse des Konsumenten dadurch, daß er ihm darbietet, was der geforderten Gegengabe wert ist. Er wird gewinnen, erwerben wollen; aber normalerweise kann er nur gewinnen durch den Wert seiner Produkte, seiner Leistungen und nach Maßgabe dieses Wertes, wie auch selbstverständlich durch die Höhe des Umsatzes usw. bei Einhaltung der Äquivalenz.

2. Ausgleich der Interessen zwischen Unternehmer- und Arbeiterschaft. Sachbesitz gibt Macht. Diese Macht wuchs mit der Bedeutung, welche das Kapital innerhalb der kapitalistischen Produktion für den Prozeß der Gütererzeugung gewann. Indem es die Produktivkraft der Arbeit wesentlich erhöhte, erlangte es selbständige Wertung neben der Arbeit.

Zwei Umstände, in Verbindung mit der „geistigen" Verfassung der Zeit, aber waren es, die ein einseitiges Überwiegen des Kapitalinteresses bei dieser Entwicklung begünstigten.

Einmal der Eigentumsbegriff, wie er mit der Rezeption des römischen Rechts Geltung erlangt hatte: das Eigentum als ein in die Sachenwelt verlängertes ego des Individuums, jene Elastizität des Eigen-

tums mit dem natürlichen Bestreben, die ganze Fülle seiner Machtbefugnisse zu erhalten oder wiederzugewinnen gegen jeden andern.

Die Idee eines geteilten Eigentums, wie sie dem christlich-germanischen Rechte eigen war, mußte dabei dem römischen Rechtssysteme fremdbleiben. Rom hatte nach den Punischen Kriegen seine Latifundienbildung, wie Deutschland die seine in der Karolingerzeit. Der römische Bauer verlor sich dabei, sein Landbesitz verschwand im Latifundium, das jetzt von Sklaven bestellt wurde. Der deutsche Bauer aber blieb auf seiner alten Scholle. Des Grundherrn Eigentum ward durch das dingliche Recht des Kolonen ebenso gebunden, wie dessen Nutzeigentum gebunden blieb durch das grundherrliche Herrschaftsrecht. Die Latifundienbildung war in Rom Latifundienbildung zugleich dem Besitz und der Bewirtschaftung, in Deutschland nur dem Besitz, nicht aber der Bewirtschaftung nach. Treffend bemerkt Friedrich v. Raumer[1] im Hinblick auf das Lehenswesen — was aber ebenfalls vom bäuerlichen Kolonat gilt —: „Das geteilte Eigentum wurde Zeichen und Beweis, daß auch die beiden Menschen, der Lehensherr und Vasall, erst ein Ganzes ausmachten. . . . Wer das Große, Ideale dieser Ansichten und Verhältnisse leugnet, der ist befangen in vermeintlicher Weisheit des letzten Tages und unfähig, andere Zeiten zu begreifen."

Der andere Umstand aber, der in der kapitalistischen Epoche zum einseitigen Überwiegen des Kapitalinteresses führte, war die Freiheit, die seiner Geltendmachung keine ausreichenden Grenzen beließ, die seine Machtentfaltung begünstigte auf Kosten der Persönlichkeit des Arbeiters, durch Raubbau an seiner Gesundheit, seiner Arbeitskraft, auf Kosten der seiner Leistung gebührenden Wiedervergeltung. Wie einst der römische Bauer, so verschwand jetzt gewissermaßen der freie Handwerker bei der gewerblichen Latifundienbildung, um wieder neben der Maschine als „Arbeiter" aufzutauchen, d. h. als Produktionsmittel neben den andern Werkzeugen. Nicht Wiedervergeltung für die Leistung des Arbeitsgenossen war der Lohn, sondern lediglich ein Posten in der privatwirtschaftlichen Kostenberechnung des Unternehmers, genau so, wie auch die Verwendung materieller Produktionsmittel Kosten verursacht. Daß der Arbeiter ein berechtigtes Interesse an der Rentabilität seiner Dienstleistung hat, wie der Unternehmer an der Rentabilität seines Geschäftes, kam weniger in Betracht und konnte auch, solange der einzelne Arbeiter mit seiner Lohnforderung dem Unternehmer isoliert gegenüberstand, wirksam nicht geltend gemacht werden.

Die Anwendung des Prinzips der Wiedervergeltung nach dem Werte auf das Dienst- und Lohnverhältnis führt nun hier einen vollen Wandel

[1] Historisch-politische Briefe (1860) 242. Vgl. auch J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes I[15] (1890) 300.

herbei, besagt prinzipiell und praktisch die Anerkennung der Persönlichkeit des Arbeiters wie seiner materiellen Interessen. Hieraus aber erwächst zunächst wahre Interessenharmonie, der so lange vermißte Friede zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Der Arbeiter wird dadurch zugleich als wertvolles Glied der arbeitsteiligen Gesellschaft, und zwar an der ihm gebührenden Stelle eingeordnet. Seine Arbeit erscheint dann, auch unter volkswirtschaftlichem Gesichtspunkte, als eine bedeutsame Leistung wie die des Unternehmers: als Berufsarbeit im Dienste der volkswirtschaftlichen Aufgabe, ist volkswirtschaftlich produktiv. Der Arbeiter kann also nicht mehr dem Produktionsmittel gleichgeachtet werden. Er gehört, wie der Unternehmer, der Ordnung des Subjekts im wirtschaftlichen Prozesse an, wenn auch mit Unterordnung unter den Unternehmer für die Ausführung der Arbeit. Aber es ist Unterordnung und Überordnung von Person zu Person, ein Verhältnis zwischen gleichwertigen Persönlichkeiten, kein Gewalt-, sondern ein Rechtsverhältnis mit harmonischer, solidarischer Interessenverbindung.

Der Sachbesitz des Unternehmers bildet Gegenstand, Instrument, äußere Bedingung der persönlichen Arbeitsleistungen. Was von diesem Sachbesitz in der Produktion verbraucht, abgenutzt wird, findet Ersatz durch den Produktpreis. Ein Gewinn aber auf Grund der sachlichen Aufwendungen kann dem Produktpreis nur entnommen werden, nachdem die persönlichen Arbeitsleistungen der leitenden sowohl wie der ausführenden Arbeit ihre angemessene Wiedervergeltung gefunden haben.

Der Arbeiter verfügt nicht über das Produkt. Er trägt nicht die Gefahr des Unternehmers, ist aber an den Erfolgen desselben interessiert und wird um so freudiger und kraftvoller zu diesen Erfolgen beitragen, wenn er im Lohne die volle Wiedervergeltung seiner Leistung und darin zugleich den Ersatz für alle Aufwendungen findet, die ihn für eine solche Leistung befähigen.

Mag auch die strenge Scheidung dessen, was in der kapitalistischen Produktion der Arbeit oder dem Kapital zu danken ist, unmöglich sein, oder besser gesagt: mag auch das Maß der Steigerung der Produktivkraft der Arbeit durch die Verwendung von Kapitalgütern sich nicht ganz genau feststellen lassen, eine sachgemäße Abschätzung der wertlichen Bedeutung der Arbeitsleistung des Unternehmers wie des Arbeiters, ein Werturteil, das diese Bedeutung vernünftig bemißt, bleibt im Bereiche der Möglichkeit. Man hat es verstanden, die leitende Arbeit wertlich zu bemessen. Die

Schätzung ihres Wertes tritt uns in dem meist reichlichen Gehalt der Direktoren großer Unternehmungen entgegen. Sollte es da nicht möglich sein, ein den objektiven Verhältnissen entsprechendes Urteil auch über den Wert der qualitativ verschiedenen Arbeitsleistungen der ausführenden Arbeit zu bilden? Voraussetzung dafür ist freilich die Annahme einer relativ festen Untergrenze des Arbeitslohnes für die geringsten Leistungen, so zwar, daß Qualitätsleistungen hiervon aufsteigend die ihrer Bedeutung entsprechende Wiedervergeltung finden würden. Eine solche Untergrenze aber wird prinzipiell in dem menschenwürdigen Tagesunterhalte einer normalen Arbeiterfamilie zu suchen sein, die naturgemäß das Entgelt für die gewöhnlichsten Leistungen darstellt, sofern diese Leistungen die ganze Kraft des Ernährers der Familie für den vollen Arbeitstag in Anspruch nehmen.

Nicht so sehr die angebliche Unmöglichkeit einer richtigen Bemessung des Wertes der Arbeitsleistung steht hier im Wege. Die größere Schwierigkeit liegt wohl darin, daß eine solche Schätzung, wenn sie allseitig befriedigen soll, eben nicht mehr einseitig von den Unternehmern, sondern zugleich auch von den Arbeitern, und zwar nicht von den machtlosen isolierten Arbeitern, sondern von der organisierten Arbeiterschaft auszugehen hat. Es mag freilich noch längerer Zeit bedürfen, bis mittels der Tarifverträge solche *gemeinsame Schätzung* des Wertes der verschiedenen Arbeitsleistungen in bestimmten Lohnsätzen einen festeren Ausdruck erlangt, es mögen bis dahin noch manche Streitigkeiten und in sich berechtigte Meliorationsstreiks vorkommen, bei der Verschiedenheit der Ansichten über die Bemessung der Lohnhöhe, über Änderungen im Werte der Arbeitsleistung usw. Jedenfalls ist der Weg zur Verständigung weit mehr geebnet, wenn beide Teile die Entscheidung nicht von bloßer *Machtentfaltung* erwarten, sondern bei der *Gerechtigkeit* suchen, wenn es auf seiten der Unternehmerorganisation nicht einfach heißt: so wenig als möglich Lohn, und auf seiten der organisierten Arbeiter: möglichst geringe Leistung, möglichst hoher Lohn! Und vielleicht der höchste Lohn, der sich durch Arbeitseinstellung unter Umständen gerade noch erpressen läßt, an Stelle eines Lohnes, der durch wertvolle Leistung redlich verdient ist.

Kommt aber dabei der Unternehmer nicht zu kurz? Wird die im Interesse der Produktionsentwicklung, des volkswirtschaftlichen Fortschrittes, notwendige Kapitalansammlung nicht allzusehr behindert, wenn die Lohnbemessung so sehr in den Vordergrund gerückt wird?

Es wäre zunächst ein Mißverständnis, sollte das, was oben von der Wiedervergeltung nach dem Werte der Leistung gesagt wurde, in höherem Maße auf

die ausführende Arbeit als auf die leitende Arbeit bezogen werden. Dem Rang und der Bedeutung nach steht unter den Arbeitsleistungen an erster Stelle die Arbeit der Geschäftsleitung, die in der Sprache des Mittelalters sogar den besondern Namen Industria erhielt und innerhalb des Gattungsnamens Labor der vorwiegend körperlichen Arbeit: Opera, gegenübergestellt wurde. Der die Produktion und das Geschäft leitende Unternehmer wird also normalerweise auch bei völlig gerechter Lohnzahlung die seiner Arbeit und seinen sachlichen Aufwendungen gebührende Wiedervergeltung, die Möglichkeit der Vermögens- und Reichtumsbildung finden müssen; er wird sie auch finden können, wenn er es versteht, seine Produkte dem Bedarf anzupassen, ihnen durch Art, Menge, Qualität einen solchen Wert zu verleihen, daß bei entsprechendem Umsatz der im Tauschverkehr erlangte Preis einen genügenden Überschuß über sämtliche Geschäftsunkosten der von ihm technisch, ökonomisch, kaufmännisch geschickt vollzogenen Produktion gewährt. Für den Mangel entsprechender Geschicklichkeit des Unternehmers wird gerechterweise nicht der Arbeiter die Folgen zu tragen haben. Gewiß bliebe es mit Rücksicht auf die Konkurrenz eine mißliche Sache, wenn der einzelne Unternehmer allein sich genötigt sähe, die Löhne beträchtlich zu erhöhen, und ebenso bei den volkswirtschaftlichen Zusammenhängen, wenn ein einzelner Geschäftszweig eine solche Erhöhung vollziehen müßte. Über diese Schwierigkeiten kann aber ein vollkommener entwickeltes Organisationswesen der beiden hierfür in Betracht kommenden Parteien, mit Verständigung der verschiedenen Organisationen untereinander, hinweghelfen. Und das dürfte weniger schwierig sein, wenn nur einmal das richtige Verständnis für das eigene Interesse der Geschäftswelt Gemeingut weiterer Kreise geworden ist. Die Lohnerhöhung bewirkt ja Erhöhung der Kaufkraft der Arbeiterfamilien. Würde z. B. der Lohn sämtlicher Arbeiter und Angestellten um 25 Prozent erhöht, so wäre in Deutschland damit für etwa 40 Millionen Menschen die Kaufkraft erhöht. „Die Wirkung würde dieselbe sein“, sagt Berthold Otto[1], „als wenn unsere Volkswirtschaft mit einemmal den ganzen Markt eines Zehnmillionenvolkes gewänne und vollständig beherrschte, so daß dieses Volk nirgends anders kaufte als nur bei der deutschen Volkswirtschaft.“ Eine unbegrenzt und willkürlich fortschreitende Lohnerhöhung für Arbeiter und Angestellte, welche die Wiedervergeltung der Unternehmerarbeit, den Gewinn des Unternehmers über Gebühr verkürzen würde, kann natürlich nicht als wünschenswertes Ziel ins Auge gefaßt werden. Sie müßte die privatwirtschaftlich fruchtbare Betätigung der Unternehmungen zum schweren Schaden der Volkswirtschaft und insbesondere der Arbeiterschaft schließlich in Frage stellen[2]. Wenn aber für die ausführende Arbeit nichts anderes gefordert wird als die ihr gebührende, beiderseits vernünftig bemessene Wiedervergeltung nach dem Werte, so mag dies wohl eine Verlangsamung der

---

[1] Kriegsrechenwirtschaft (1916) 163 f.

[2] Über die Grenzen diesbezüglicher gewerkschaftlicher Bestrebungen vergleiche Adolf Weber, Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit (1910); Theodor Brauer Gewerkschaft und Volkswirtschaft (1912).

Kapitalansammlung, keineswegs aber eine volkswirtschaftlich bedenkliche Beschränkung derselben herbeiführen. Es wird dabei dem Kapitalbesitz immer noch genügender Anreiz zu seiner Vergrößerung bleiben. Die Arbeiter anderseits bleiben interessiert an der privatwirtschaftlichen Rentabilität der Unternehmungen und an der Steigerung dieser Rentabilität, weil und insofern dieselbe die Möglichkeit einer höheren Löhnung gewährt und bei richtigem Ausbau der Lohnverhältnisse sich tatsächlich mit ihrem Segen auf die Arbeiter erstrecken wird.

Auch die Kapitalbildung hat jeweils ihre vernunftgemäßen Grenzen. Das Zunächstliegende bleibt ja doch immer die *Befriedigung des laufenden Konsums*. Dafür müssen den *breiten Massen der Bevölkerung* die Mittel zur Verfügung stehen. Deshalb wird denn auch der weitaus größte Teil neugewonnenen Reichtums bei normaler Entwicklung dazu dienen, den Konsumbedarf des Volkes zu decken.

Eine den Mühen der Arbeit entsprechende reichlichere Ruhe und zugleich ein reichlicherer Konsum für die unteren Schichten, das wird noch auf lange Zeit zwar nicht das einzige, aber eines der ersten Probleme wahren Fortschrittes bleiben. Gesteigerte Kapitalbildung aber auf Kosten eines der erreichten Kulturhöhe entsprechenden Volkskonsums kann für die Dauer niemals als volkswirtschaftlich zweckdienlich erscheinen. Ein *stetiges* Voranschreiten ist auch hier besser als *überhastetes* Emporschnellen, das regelmäßig mit rascher Blüte raschen Verfall zu verbinden pflegt.

Wie die Interessenharmonie zwischen Erzeugern und Verbrauchern, Unternehmern und Arbeitern, so wird schließlich

3. auch die *allgemeine, gesellschaftliche und volkswirtschaftliche Harmonie* mitbedingt durch die praktische Geltung des Äquivalenzprinzips.

Die volkswirtschaftliche Harmonie besteht in der Harmonie zwischen volkswirtschaftlicher Aufgabe und deren Erfüllung, also zwischen Güterbeschaffung, Preis- und Einkommensbildung einerseits und den Anforderungen, welche die unter gegebenen Verhältnissen relativ beste Bedarfsversorgung des Volkes diesbezüglich stellt. Ist die volkswirtschaftliche Harmonie gestört, dann wird auch die gesellschaftliche Harmonie leicht in die Brüche gehen.

a) Wesentliche Störung erfährt aber die volkswirtschaftliche Harmonie durch ein Erwerbsstreben, das nicht im Dienste der Bedarfsdeckung des Volkes, sondern unter Schädigung dieser Bedarfsdeckung sich geltend macht, wenn der *subjektive* Erwerbszweck der Privatwirtschaft den *objektiven* Zweck der tauschwirtschaftlichen Betätigung, die Deckung fremden Bedarfs, in den Hintergrund drängt, wenn privatwirtschaftliche Produktivität gesucht wird, ohne Wahrung des rechten Verhältnisses zwischen *Rentabilität* und

volkswirtschaftlicher Produktivität, durch ein Reichtumsstreben, das über den realen Wert der eigenen Leistungen hinaus aus der Differenz zwischen Preis und Wert gewinnen will, das einen Mehrwert sucht auf Kosten fremder Arbeit, fremden Eigentums, des Gemeinwohles des Volkes, das auf Schädigung der Konsumenten und fremder Berufsarbeit abzielt — kurz, durch ein Reichtumsstreben, welches das Prinzip der Wiedervergeltung nach dem Werte mißachtet und verletzt. Ein solches Reichtumsstreben wird jede unparteiische, objektive, nationalökonomische Kausalforschung als eine schwere Störung der volkswirtschaftlichen Harmonie bezeichnen und zu den Ursachen der Zersetzung und des Ruins der Völker rechnen müssen. Die Volkswirtschaft darf nicht zum Beutefeld werden. Sie ist ein Arbeitsfeld mit ernster Aufgabe. Mag immerhin der spekulative Beutezug Mühe kosten, Intelligenz erfordern. Dennoch bleibt das, was er einbringt, nicht Wiedervergeltung für eine volkswirtschaftlich wertvolle Leistung, sondern eben bloßer Beutegewinn zum Schaden des Volkes.

Man kann also nicht in blindem Vertrauen von Angebot und Nachfrage alles Heil erwarten. Es kommt vielmehr darauf an, welcher „Geist" hinter diesem „Gesetze" steht und seine Wirkung beherrscht. Der „kapitalistische Geist" mit seinem maßlosen Erwerbsstreben hat stets zu häßlichen Erscheinungen geführt durch Erregung und Ausnutzung von Irrtum und Not, durch Vergewaltigung schwächerer Konkurrenten, mißbräuchliche Verwertung einer natürlichen oder künstlichen Monopolstellung, durch jene Machenschaften, die nach dem alten Wucherer Dardanus als „Dardanariat" bezeichnet wurden: Erwerb mittels „rentabler Destruktion", Zerstörung eigener Güter, um für den Rest den höchsten Preis zu erzielen, spekulative Zurückhaltung des zur Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses der Bevölkerung notwendigen Bodens, Zurückhaltung bereits möglicher Produktivität, Zurückhaltung bereits vorhandener Produkte usw. Auch die Kriegszeit hat Orgien des kapitalistischen Geistes erleben müssen seitens jener Leute, die jede Gelegenheit wahrnahmen, aus dem wirtschaftlichen Notstande der Bevölkerung erhebliche und objektiv nicht gerechtfertigte Gewinste zu beziehen.

b) Im engsten Zusammenhange steht die gesellschaftliche und volkswirtschaftliche Harmonie ferner mit der sozialorganischen Einheit und Gliederung des Volkes; wie diese wiederum bedingt ist durch Wahrung der Wiedervergeltung nach dem Werte der verschiedenartigen, für die volkswirtschaftliche Aufgabe bedeutsamen Leistungen.

Es ist kaum denkbar, daß die arbeitsteilige Gesellschaft unter normalen Verhältnissen nur aus solchen Personen bestehe, die ganz hochwertige Dienste oder lediglich Dienste von geringstem Werte leisten. Die sachlichen Darbietungen und die persönlichen Leistungen werden vielmehr von größter Mannigfaltigkeit sein mit reicher Abstufung ihrer Bedeutung und Wichtigkeit, wie sie ihnen im volkswirtschaftlichen Prozeß mit Rücksicht auf die Bedarfsdeckung zusteht und zuerkannt werden muß. Sie werden ferner nicht bloße Gelegenheitsleistungen, sondern in überwiegender Mehrzahl dauernde Berufsleistungen sein, eine mehr oder minder umfassende Vor- und Ausbildung, sachliche Aufwendungen und vielfach auch größere oder geringere dingliche Veranstaltungen erfordern. Auf diese Weise kann der Gesellschaft selbst ohne vollkommene korporative Organisation der Berufsstände eine gewisse Kontinuität sozialer Schichtung verliehen werden, wie sie sich aus Berufsleistungen von geringer, mittlerer, hoher und höchster volkswirtschaftlicher Bedeutung ergibt.

Hat nun das Prinzip der Wiedervergeltung nach dem Werte der Leistung praktische Geltung, gewinnen die wirtschaftlich Tätigen ein ihrer Berufsarbeit entsprechendes Einkommen, dann werden auch zugleich mit einer gesunden sozialen Schichtung die Besitzverhältnisse allmählich eine der volkswirtschaftlichen Bedeutung der verschiedenen Berufe folgende Abstufung erlangen. Gerade eine solche Verschiedenheit und Abstufung der Berufs- und Besitzverhältnisse dient aber dem festeren Zusammenschluß der Bürger. Namentlich der Mittelstand, der zwischen den unteren und höheren Schichten steht, hindert eine unheilvoll schroffe Zerklüftung der Gesellschaft. Aber der Mittelstand muß existieren können, muß Arbeits- und Verdienstgelegenheit und entsprechende Wiedervergeltung seiner Leistungen finden. Das bildet jedenfalls den Kernpunkt im sog. Mittelstandsproblem.

Unter den heutigen Verhältnissen läßt sich nicht, wie dies im Mittelalter der Fall war, ein durch die Sitte umschriebener „Standesbedarf" zur Grenze des Erwerbes machen. Innerhalb ein und desselben Berufes weisen die technischen Bedingungen und Mittel, Umfang und Ausdehnung der Produktion nicht selten große Verschiedenheit auf. Die Qualität und Menge der Produkte ist ebensowenig überall die gleiche wie die persönliche Geschicklichkeit der Produzenten für Betriebstechnik und Organisation, in Kostenminderung der Herstellung, in kluger Anpassung an örtliche und zeitliche Bedarfsunterschiede usw.

Immerhin führt die Beherrschung der Preis- und Einkommensbildung durch das Prinzip der Wiedervergeltung nach dem Werte zugleich mit der beruflichen Abstufung zu einer gesunden Abstufung in der Lebenshaltung, und

zwar so, daß auch die geringsten, der Gesellschaft nützlichen und von ihr noch dauernd in Anspruch genommenen Dienste eine menschenwürdige Existenz gewähren. Es liegt auf der Hand, wie sehr eine solche Ausbreitung von Kaufkraft über das ganze Volk hin zur Hebung der produktiven Leistungen in der Volkswirtschaft beitragen muß. Auch das Bevölkerungsproblem wird davon berührt; denn von Kaufkraft und Nahrungsspielraum des Volkes hängt, wie Mombert und Krose[1] mit vollem Recht betonen, die Frage der Volksvermehrung ganz wesentlich ab.

c) Indem das Prinzip der Wiedervergeltung nach dem Werte in seiner Anwendung auf das Lohnverhältnis den Arbeiter über das Niveau der Sachenwelt erhebt, ihn für die ganze wirtschaftliche Ordnung allen denen gleichstellt, die hier eine Wiedervergeltung ihrer Leistungen suchen, findet die Arbeiterwelt auch in der gegenwärtigen, auf dem Privateigentum an den Produktionsmitteln begründeten Ordnung den Frieden.

In dem ernsten und schweren Ringen des sog. Proletariats von heute tritt besonders scharf jener mächtige Drang nach Geltendmachung der Persönlichkeit zutage, wie er schon bei den älteren Sozialisten Frankreichs in dem Prinzip der „Egalité" zum scharfen Ausdruck gelangte. Lorenz v. Stein[2] hatte in seinem Werke „Der Sozialismus und Kommunismus in Frankreich" bereits vor Karl Marx darauf hingewiesen, wie das fortschreitende Bewußtsein von dem Rechte der Persönlichkeit in den Arbeiterkreisen das Proletariat zu einem selbständigen Ganzen machen werde. Das rechte Verständnis für diese treibende Idee der proletarischen Bewegung weist auch der Reform die richtigen Wege. Versucht der Sozialismus, den Massen die Überzeugung beizubringen, daß das private Eigentum unvereinbar sei mit der vollen Geltung der Persönlichkeit des proletarischen Arbeiters, dann muß gerade der Schutz und die Pflege der Persönlichkeit des Arbeiters erstes Ziel der Reform in unserer an der Privateigentumsinstitution festhaltenden Gesellschaftsordnung sein. Es muß dem Arbeiter klar werden, daß es in der Tat eine Verirrung war, wenn der Arbeiter

[1] Stimmen der Zeit 92 (1917) 152 ff.

[2] Vgl. B. Földes, Zum Problem L. Stein-Karl Marx, in Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik XLVII (1914) 289 ff., XLVIII (1914) 820 ff.; Georg Adler, Die Anfänge der Marxschen Sozialtheorie. Festgaben für Adolf Wagner (1905) 76; Muckle, Henri de S. Simon (1908) 339; Grünfeld, L. von Stein und seine Gesellschaftslehre (1910) 242 f.; Sombart, Sozialismus usw. (1908[6]) 57; Hammacher, Das philosophisch-ökonomische System des Marxismus (1909) 63 67; Mehring, Literarischer Nachlaß I 186. Zum Ganzen: Cathrein, Der Sozialismus (1910[10]) und unsere Schrift: Der moderne Sozialismus (1900[2]).

praktisch den sachlichen Produktionsmitteln ganz oder nahezu gleichgestellt wurde, eine Verirrung, die aber keineswegs mit der Privateigentums-institution als solcher wesentlich verbunden ist; daß es nicht minder eine weitere Verirrung war, wenn die privatwirtschaftliche Auffassung, die in dem Lohne nur ein Kostenelement erblickt, den sozialen und volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt in der Beurteilung des Lohnes und der Lohnverhältnisse verdrängte.

Es muß dem Arbeiter aber auch anderseits klar werden, daß in einer sozialistischen Gesellschaftsordnung der einzelne ganz an die Gesamtheit, als dem einzigen über Produktion und Verteilung entscheidenden Herrn, ausgeliefert würde, daß das Individuum dabei nicht mehr als Persönlichkeit im vollen Sinne, als freies, selbständiges Rechtssubjekt zur Geltung kommen könnte. Gewiß, auch in einer auf Privateigentum gegründeten Gesellschaft hat der einzelne der Gesamtheit zu dienen; aber er bleibt selbst dieser Gesamtheit gegenüber freie Persönlichkeit mit eigenen Zwecken und Rechten, die ihm nicht von der Gesellschaft verliehen sind und doch von der Gesellschaft anerkannt werden müssen. Das ist das große Palladium der Freiheit, welches die „liberalistische" Epoche durch Leugnung des natürlichen Rechts beseitigte, das aber in den Tagen der Reform wieder allgemeineres Verständnis gefunden hat.

Damit hängt ein weiterer Fortschritt zusammen. Die heute noch so bittere Klassengegensätzlichkeit kann nicht anders überwunden werden als dadurch, daß der Arbeiterstand als *gleichberechtigter Stand* der Gesellschaftsordnung eingefügt wird, daß er sich nicht mehr als unterworfene, ausschließlich dem Kapitalbesitz und dessen Vorteile dienende „Klasse", sondern als geachteten „Berufsstand" erkennt und fühlt, der dem Wohle des Ganzen dient wie alle andern Stände, und für dessen Erwerbsverhältnisse das gleiche Prinzip gilt wie für den Unternehmer: das Prinzip der Wiedervergeltung nach dem Werte seiner Leistungen.

d) Und nun noch eine besondere Folgerung für die *christlich-nationale Arbeiterschaft*. Jede Massenbewegung bedarf einer *großen Idee*. Der bloße Wunschzettel kann ihr als Programm nicht genügen. Sie muß getragen sein von einem Gedanken, der Geist und Herz erfüllt, der zu den größten Opfern befähigt, der zur Parole der Bewegung werden kann.

Als die romanisierten Gallier, die den „dritten Stand" bildeten, in der französischen Revolution sich gegen den fränkischen Volksteil, den Adel mit dem Königtum, erhoben, als man aufräumte mit Privilegien, die den Bauern zur unerträglichen Last geworden, als das aufstrebende Bürgertum freie Bewegung für sein Gewinnstreben forderte, da wählte man zur Parole

der revolutionären Bewegung die schönen Worte Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Es war das Erbteil, das der verlorene Sohn aus dem christlichen Vaterhause mitnahm in die gottlose Fremde, um es dort bald zu verprassen. Was Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit im Sinne der Revolution bedeuteten, das beweist ja die Guillotine, das beweist der am Boden liegende Mittelstand, die Not der Arbeiterschaft, das beweist der schon bald als Sohn des Liberalismus geborene englische und französische Sozialismus. Die große mit der französischen Revolution beginnende Revolutionsepoche kann ihren endgültigen Abschluß nur finden durch die Rückkehr der Völker in das verlassene Vaterhaus, durch die Rückkehr zum Christentum, durch die Neubelebung und praktische Geltung der christlichen Grundsätze im gesellschaftlichen, im wirtschaftlichen und staatlichen Leben. Gewiß wäre es verfehlt, die christliche Lehre für bestimmte politische oder wirtschaftliche Formen des Völkerlebens in Beschlag zu nehmen. Allein es gibt doch gewisse Grundanschauungen, die aus der christlichen Lehre sich ableiten und die in jeder geschichtlich wandelbaren Gestaltung, speziell auch der volkswirtschaftlichen Verhältnisse, für das Wohl der Völker entscheidende Geltung besitzen.

Die allgemeine menschliche, auf dem physischen Sein und dem metaphysischen Wesensinhalte des Menschen beruhende Gleichheit fordert nach christlicher Auffassung nicht die Gleichheit des Besitzes, die bei der Verschiedenheit der konkreten Individuen, ihrer Veranlagung, ihrer Tüchtigkeit, ihrer Betriebsamkeit widernatürlich und praktisch unmöglich wäre, um so nachdrücklicher aber die Anerkennung des Mitmenschen als gleichwertiger Persönlichkeit. Zugleich ist es eine dem Christentum eigentümliche, aus seiner Lehre, seinem innersten Wesen erwachsende Idee, daß die Menschen, trotz aller individuellen Verschiedenheiten und trotz der sozialen Verschiedenheit aus Beruf und Besitz, ja auch gerade vermöge jener Verschiedenheiten socii, „Genossen" seien, aufeinander angewiesen, durch solidarische Interessengemeinschaft verbunden in der staatlichen Gesellschaft, in den gewerblichen Verhältnissen von Meister und Geselle, Unternehmer und Arbeiter, in der gesamten Menschheit, der großen allgemeinen Völkerfamilie. Wenn ferner die christliche Moral den Arbeitslohn im heutigen Arbeitsverhältnisse dem Gesichtspunkte der Gerechtigkeit unterwirft, einen „gerechten" Lohn für den Arbeiter fordert, so ist damit nicht bloß das materielle Interesse des Arbeiters geschützt, sondern zugleich seine Subjektstellung in der wirtschaftlichen Sphäre, seine Gleichberechtigung mit dem Unternehmer für den Abschluß

des Arbeitsvertrages stillschweigend anerkannt und vorausgesetzt. Die Unternehmung, innerhalb deren der Arbeiter als Gehilfe, nicht als Hilfsmittel des Unternehmers tätig war, steht mit ihren materiellen Erfolgen nicht ausschließlich im Dienste des Kapitalbesitzes. Jeder Arbeiter, auch der in fremder Wirtschaft tätige Arbeiter, ist „seines Lohnes wert". Seine Arbeit ist soziale Berufsleistung, zunächst zwar im Dienste des Meisters, des Unternehmers, in und mit der ganzen Unternehmung aber im Dienste der volkswirtschaftlichen Aufgabe. Beide, Unternehmer und Arbeiter, sollen Wiedervergeltung finden für ihre Leistungen, der Unternehmer durch den „angemessenen" Preis des Produktes, der Arbeiter durch den „gerechten" Lohn. Was die Nationalökonomen mißverständlich „Verteilungsproblem" nennen, ist in Wahrheit Problem der Wiedervergeltung. Über die Lohnhöhe entscheidet dabei nicht Macht und Gewalt, nicht ein willkürlich diktierter oder erpreßter Arbeitsvertrag. Es gibt ein höheres Maß, das beide in gleicher Weise begünstigt, wie es beide in gleicher Weise verpflichtet, das ihre Ansprüche zugleich begründet und begrenzt: *Gerechtigkeit!* Kurz, all das, was wir oben als Elemente wahren Fortschrittes erkannt haben, wird durch die christliche Lehre gewährleistet.

Möge darum der christliche Glaube den christlichen Arbeiter nicht bloß vom Sozialisten unterscheiden, möge er ihm auch das christliche Panier in die Hand geben, als *christliche Parole* ihm ins Herz und auf die Zunge legen Eicherts begeisternden Ruf:

> Entzündet rings auf den Bergen weit
> Das flammende Feuersignal der Zeit:
> *Gerechtigkeit!*

Wir eilen zum Schluß!

Die Kriegszeit hat mit aller nur wünschenswerten Klarheit gezeigt, daß für die *Frage der praktischen Regelung der Bedarfsdeckung* allerdings in erster Linie es darauf ankommt, die Bedarfsdeckungsmittel in genügender Menge zu beschaffen. Sie hat aber zugleich den Beweis erbracht, daß die Preisbildung eine nicht minder wichtige Rolle bei der Bedarfsversorgung spielt. Man hat sich auch dieserhalb für die amtliche Regelung der Lebensmittelversorgung entschieden, weil beim freien Walten des Gesetzes von Angebot und Nachfrage der kaufkräftigere Teil der Bevölkerung sich trotz hoher und höchster Preise mit den erforderlichen Lebensmitteln noch hätte versehen können, die große Masse des Volkes aber

in die äußerste Bedrängnis gekommen wäre. Den sprechenden Beweis liefern unsere lieben, ja „teuren" Gänse!

Nach dem Kriege werden nun allmählich die tiefeinschneidenden Kriegsmaßregeln eine nach der andern wieder verschwinden; darüber dürften Volk und Behörden gleich froh sein. Es wird dann keine Rationierung, keine Beschlagnahme, für die Dauer keine Höchstpreise usw. mehr geben, der Handel wird sich wieder freier bewegen können. Eines aber wird bleiben, die Überzeugung nämlich, daß in der Bedarfsdeckung des eigenen Volkes die Aufgabe unserer Volkswirtschaft besteht, und daß Volk und Staat nicht gleichgültig abwarten können, ob diese Aufgabe auch wirklich erfüllt wird.

Vor allem wird die Sorge sich auf Sicherstellung der wichtigsten Deckungsmittel des unmittelbaren Lebensbedarfs erstrecken. Dazu benötigt es aber einer bedeutend größeren Durchsichtigkeit des volkswirtschaftlichen Prozesses, einer besseren und allgemeineren Kenntnis über die Mengenverhältnisse der verfügbaren Güter usw. Auch muß der Schleier gelüftet werden, der vordem oft allzu dicht die Erwerbsverhältnisse verhüllte. Der rein spekulative Erwerb ohne volkswirtschaftlich wertvolle Leistung wird einer ernsteren Beurteilung begegnen müssen. Wir werden ferner Wirtschaftsräte für die verschiedenen Gebiete erhalten mit den erforderlichen Abstufungen. Die Organisationen, die sich bisher oft bitter bekämpften, werden in gemeinsamen Verhandlungen sich über strittige Fragen auseinandersetzen und einen Ausgleich herbeiführen können. Auch dürfte den Konsumenten und Konsumentenorganisationen hierbei ein weit größerer Einfluß zuteil werden. Die Warenprüfung wird systematisch auszubauen sein. Was schon vor dem Kriege von einzelnen Kommunen erstrebt, an der Kölner Hochschule für kommunale Verwaltung von Hirsch theoretisch vertreten wurde: das Preisprüfungswesen für den wichtigsten Bedarf wenigstens, wird voraussichtlich ausgebaut werden. Kurz, eine ganze Reihe von Einrichtungen müssen von den gesellschaftlichen Organisationen, von Staat und Gemeinde getroffen werden, um die quantitativ und qualitativ genügende Bedarfsdeckung, und zwar zu angemessenen Preisen sicherzustellen. Das so arg mißachtete Zeitalter der Zunft mit seiner Sorge für Warenqualität und gerechten Preis scheint also in unsern Tagen wieder eine gerechtere Beurteilung finden zu sollen.

Möge nun auch ein neuer „Geist" in das Wirtschaftsleben einziehen: der Geist der Wahrhaftigkeit, Ehre, Treue, Zuverlässigkeit, Gerechtigkeit.

Geben wir uns keinen Täuschungen hin: wenn dieser neue Geist nicht die Vorherrschaft im Wirtschaftsleben erlangt, dann werden staatliche Maßnahmen wenig fruchten, dann werden auch die gesellschaftlichen, ökonomischen und sozialen Organisationen kaum segensreich wirken können. Gewiß, auch bisher waren die Pfeiler des geschäftlichen Lebens fest in die moralische Treue eingefügt. Doch nicht bloß die Front des Geschäftslebens wies manche Schatten und Risse auf; bis in das Innere des Gebäudes war vielfach der wucherische Krämergeist eingedrungen im Zeitalter wirtschaftlicher „Freiheit". Möge nun ein Zeitalter vorwiegender Gerechtigkeit anbrechen für unser Wirtschaftsleben.

Die Idee der Gerechtigkeit führt freilich auch in Zukunft kein ruhendes Dasein auf Erden. Absolut Vollkommenes werden wir nicht erwarten können. Es muß uns schon genügen, ein höheres Maß von Gerechtigkeit zu gewinnen, als es der Vergangenheit zu erreichen vergönnt war. „Der Wert unseres eigenen Lebens, unserer Zeit", sagt Gustav v. Schmoller[1], „beruht nicht sowohl in dem, was von uns erreicht wurde, als in dem Maß von Kraft und sittlichem Willen, den wir daransetzen, auf der Bahn des Fortschrittes weiterzubringen. Die großen Kulturvölker, die großen Zeitalter und die großen Männer sind nicht die, welche sich behaglich des Überkommenen freuen, essen, trinken und mehr produzieren, sondern es sind die, welche sich mit größerer Kraft als andere in den Dienst der großen sittlichen Ideen der Menschheit stellen, es sind die, welchen es gelingt, die sittlichen Ideen auszubreiten, sie tiefer als bisher einzuführen in das Getriebe der egoistischen Daseinskämpfe, es sind auf volkswirtschaftlichem Boden die, welche gerechtere Institutionen zu erkämpfen und durchzuführen verstehen."

[1] Zur Sozial- und Gewerbepolitik der Gegenwart (1890) 246.

Heinrich Pesch S. J.

Die Inventarisierung der Denkmäler im Deutschen Reiche.

Seit einigen Jahrzehnten hat auf Veranlassung, im Auftrag und mit Unterstützung der staatlichen Behörden in allen Teilen des Deutschen Reiches eine wissenschaftlich angelegte Inventarisation des gesamten Bestandes an Denkmälern aus der Vergangenheit begonnen. In Betracht kommen dabei vor allem die Kunstdenkmäler, doch werden auch sonstige für die Landesgeschichte oder kulturhistorisch bemerkenswerte Monumente berücksichtigt[1]. Fachleute bereisen die Orte der jeweils zur Inventarisierung bestimmten Bezirke, stellen fest, was überall an Denkmälern vorhanden ist, unterziehen die Monumente einer fachwissenschaftlichen Untersuchung, stellen ihre Entstehungszeit und Geschichte fest, soweit diese sich aus ihrer Beschaffenheit herauslesen lassen oder aus Inschriften erhellen, machen Beschreibungen der Denkmäler und fertigen auch, soweit solche beigegeben werden sollen, bildliche Aufnahmen derselben an. Das auf diesem Wege gewonnene, fachwissenschaftlich zuverlässige Material wird mit Hilfe der über die Monumente etwa schon vorliegenden Bearbeitungen sowie durch archivalische Forschungen tunlichst ergänzt, mit einschlägigem literarischen Apparat versehen, nach den Orten, an denen sich die Denkmäler finden, geordnet und dann in alphabetischer Reihenfolge dieser Orte, Bezirk um Bezirk, veröffentlicht.

Wiederholt wurde schon in diesen Blättern gelegentlich der Besprechung solcher Denkmälerinventare mit einigen Worten auf die Wichtigkeit, ja Notwendigkeit einer den Forderungen der Wissenschaft gerecht werdenden Inventarisierung der auf dem Boden unseres Vaterlandes noch vorhandenen

[1] Ausgeschlossen von der Inventarisation sind die Bestände der öffentlichen Sammlungen, weil bei diesen der Zweck der Inventare schon durch ihre Einreihung in die Sammlungen vollauf erreicht wird. Die Behandlung der Monumente, die sich in Privatbesitz befinden, ist nicht einheitlich. Ihre Inventarisation ist im Interesse ihrer Erhaltung vielleicht noch mehr geboten wie diejenige der Denkmäler, welche in öffentlichem Besitz stehen, da die Gefahr einer Verschleppung bei ihnen ungleich größer ist als bei diesen. Indessen ist sie anderseits nicht ohne privatrechtliche Bedenken. Jedenfalls sollten Kunstdenkmäler, die Privaten eigen sind, nicht ohne deren freiwillige Zustimmung inventarisiert werden, selbst auf die Gefahr hin, daß ohne Inventarisation das eine oder andere Stück verlorengeht.

Altertümer und Kunstdenkmäler hingewiesen. Eine derartige Inventarisation war in der Tat aus mehrfachem Grunde geboten. Vor allem und zunächst im Interesse der Erhaltung des noch Bestehenden. Die Sorge für diese hat zwei Dinge als unabweisbare Voraussetzung, erstens eine geeignete Kontrolle, ohne welche die Gefahr einer Vernachlässigung oder Verschleuderung, wie die Erfahrung zur Genüge gelehrt hat, unvermeidlich ist. Wieviel ist nicht zugrunde gegangen, weil es an der nötigen Auf- und Übersicht fehlte, wieviel nicht aus der gleichen Ursache von dem Standort, an dem es sich jahrhundertelang befunden hatte, verschleppt worden, verschollen, außer Landes gekommen! Man werfe doch nur einen Blick in das Viktoria- und Albert-Museum zu London und in das Cluny-Museum zu Paris, ganz zu schweigen von den Kunstwerken, welche in die Sammlungen geldstrotzender Multimillionäre jenseits des Ozeans gewandert sind. Vorbedingung für eine andauernde Kontrolle des noch vorhandenen Bestandes an geschichtlichen Altertümern und Schöpfungen der verschiedenen Zweige der Kunst vergangener Tage ist aber eine möglichst vollständige Feststellung desselben. Ohne Inventare ist jene so dringend notwendige Aufsicht schlechterdings ein Ding der Unmöglichkeit, gleichviel ob sie von der staatlichen Denkmalkommission oder von den kirchlichen Behörden ausgeübt wird, zwei Faktoren, welche in gleichem Maße das größte Interesse an tunlichster Erhaltung der Kunstwerke früherer Zeit haben. Die zweite Voraussetzung ist, daß für die alten Monumente und ihre Aufbewahrung Verständnis, Sinn, Interesse vorhanden sei, und daß diejenigen, deren Schutz sie anvertraut wurden, sich ihrer Bedeutung genügend bewußt sind. Ein Hauptgrund der Sorglosigkeit, mit der die kostbaren Erbstücke der Vergangenheit so häufig behandelt werden, liegt darin, daß man ihren Kunstwert, ihre kulturgeschichtliche Wichtigkeit, ihre weittragende Bedeutung als Brücke von der Gegenwart zur Vergangenheit nicht kennt und sie deshalb auch nicht nach Gebühr zu würdigen vermag. Ebendarum tut man nichts oder nicht das Nötige für ihre Erhaltung. Kostbare alte Paramente, Stickereien und Gobelins, die wegen Schadhaftigkeit oder sonstwie nicht mehr gebraucht werden können, läßt man in einem feuchten Winkel verderben, Tafelmalereien oder Skulpturen, die aus irgendeinem Grunde beiseitegesetzt wurden, in der Rumpelkammer durch Staub und Moder verkommen. Überbleibsel wichtiger Wandmalereien aus früheren Jahrhunderten, die zum mindesten in Kopien oder Pausen erhalten werden sollten, werden kurzerhand mit dem Tüncherpinsel überstrichen. Und welche Anzahl wertvollster alter Kunst-

werke ist nicht für eine Kleinigkeit, einen Apfel oder ein Ei, in die Hände herumziehender Altertumshändler gekommen, weil man von ihrem wahren Werte keine Ahnung hatte! Ja, man mag oft genug glauben, wunders wie klug gehandelt zu haben, weil man beispielsweise für eine alte, schadhafte Kasel, eine verschossene Stickerei oder ähnliches ein funkelnagelneues Parament bekam, das in Wirklichkeit aber nur ein Zehntel des Wertes des hingegebenen Gegenstandes darstellte, oder weil man für eine alte Skulptur einige hundert Mark erhielt, während der geriebene Händler sie schon nach einigen Wochen um ebenso viele Tausende weiterverkauft. Will man der erschreckenden Sorglosigkeit und Nachlässigkeit steuern, mit der die alten Kunstdenkmäler so oft gerade von denen behandelt werden, die ihre treuesten Hüter sein sollten, so ist vor allem erforderlich, daß alle in geeigneter Weise über Alter, Charakter, Wert und Wichtigkeit der Monumente unterrichtet und dadurch mit jenem Verständnis und jenem Interesse erfüllt werden, ohne die eine tätige und gewissenhafte Sorge für deren Erhaltung nicht möglich ist. Man kann weder erwarten noch verlangen, daß jedermann aus eigenem und auf Grund persönlicher Studien ein genügendes Urteil über Wert und Bedeutung einer alten Malerei, Skulptur oder sonst einer Hinterlassenschaft alter Kunst besitze. Die Zahl derjenigen, denen das gegeben ist, ist gering; weitaus die meisten sind Laien, selbst in den Kreisen derjenigen, die zunächst die Monumente zu schützen haben, und es ist auch vorderhand wenig Aussicht, daß solches in absehbarer Zeit anders werde. Inventare der noch vorhandenen Kunstdenkmäler, die von Fachleuten wissenschaftlich bearbeitet und zusammengestellt wurden, sind deshalb insofern sehr nützlich, ja nötig, als sie denen, welchen die Erhaltung der Monumente obliegt, leicht und zuverlässig allen wünschenswerten Aufschluß über die Bedeutung und Bewertung derselben geben.

Eine absolute Gewähr für die Erhaltung der alten Kunstdenkmäler bieten die Inventare wie in erster, so auch in zweiter Beziehung freilich nicht. Denn die Denkmäler können auch bei allem Sinn für ihre Bedeutung und bei aller Sorgfalt für ihre Aufbewahrung durch Unglücksfälle oder Diebstahl zugrunde gehen, abhanden kommen. Immerhin ist schon viel erreicht und ein hoher Grad von Sicherheit für ihren Bestand garantiert, wenn jedermann sich mit Hilfe der Inventare über den Wert der seiner Aufsicht anheimgegebenen Überreste früherer Kunst zu unterrichten und mit dem für ihre Erhaltung nötigen Interesse zu erfüllen vermag. Der schlimmste Feind der Denkmäler war stets Unkenntnis ihres Wertes.

Ein zweiter Grund für die Inventarisierung der Monumente liegt in der Wichtigkeit, welche eine solche für die Wissenschaft, insbesondere für die Kultur- und Kunstgeschichte hat. Ihre Bedeutung für diese ist eine doppelte. Vor allem wirkt sie, wie vorhin ausgeführt wurde, schützend und erhaltend auf den Bestand der alten Denkmäler und bewahrt damit der wissenschaftlichen Forschung das erforderliche Material, ohne das dieselbe sich nicht oder nicht genügend betätigen kann. Wie ganz anders, um wieviel besser stünde es nicht oft um manche kultur- und kunsthistorische Untersuchung, wenn für sie eine hinlänglich große Zahl von Monumenten vorläge, statt daß man sich lediglich auf das eine oder andere oder gar nur auf unkontrollierbare, oft ganz unzureichende Berichte über einst vorhandene Denkmäler oder auf mangelhafte Abbildungen derselben angewiesen sieht. Bloß da, wo es an hinreichenden Beispielen nicht fehlt, ist das für die kunsthistorische Forschung so wesentliche Vergleichen möglich. Nur wo eine entsprechend große Zahl gleichartiger Monumente vorliegt, ist ein zuverlässiger Induktionsschluß möglich, läßt sich Aufschluß über den Entwicklungsgang und die ihn bedingenden Einflüsse gewinnen. Gewiß ist auch ein vereinzeltes Monument für den Forscher von Wert. Allein es zeigt zuletzt nur, daß auch die von ihm vertretene Form vorgekommen ist, bringt uns aber keine Kunde über das, was Regel war, sagt uns nichts oder nur Mutmaßliches über den Lauf der Entwicklung und die Stellung, den das Monument in derselben einnahm. Woher so manche kühne, aber auch luftige Hypothese, mit der man die Wissenschaft zu beglücken und bereichern zu müssen meint, die wie ein Meteor aufsteigt, um bald wieder ins Nichts zu versinken und einer andern Platz zu machen? Woher anders, als weil es uns an jener Zahl von Denkmälern gebricht, die eine über bloße Mutmaßung oder bloße Wahrscheinlichkeit hinausgehende Betrachtung ermöglicht. Für die wissenschaftliche Forschung ist es daher keineswegs gleichgültig, ob dieser oder jener Gegenstand früherer Kunstübung noch existiert oder ob er untergegangen ist, ob er erhalten bleibt oder der Gefahr der Vernichtung und Verschleuderung preisgegeben ist, und auch nicht, ob er an Ort und Stelle verharrt oder ob er in eine unzugängliche Privatsammlung, in ein fernes, ausländisches Museum, vielleicht gar über den Ozean wandert. Sie vermag um so reichere, um so sicherere und um so erfreulichere Ergebnisse zu zeitigen, je reichhaltiger das Material ist, welches ihr zu ihren Untersuchungen und Vergleichen zur Verfügung steht.

Indessen beschränkt sich die Bedeutung, welche die Inventarisierung der Altertums- und Kunstdenkmäler für die Wissenschaft hat, nicht lediglich

darauf, daß sie das kultur- und kunsthistorische Studienmaterial vor dem Untergang rettet; von kaum geringerem Wert ist, daß sie fachmännisch feststellt, was überhaupt noch vorhanden ist, daß sie der Forschung eine wissenschaftlich geordnete Übersicht über das für ihre Arbeiten in Betracht kommende Material bietet und daß sie letzteres durch wissenschaftlich zuverlässige Beschreibungen und Abbildungen weiteren Studien erschließt. Infolgedessen ersieht der Forscher nicht bloß aus den Inventaren, wo sich Monumente, die sich auf den Gegenstand seiner Studien beziehen, erhalten haben, es erleichtert und vereinfacht auch die in ihnen bereits geleistete wissenschaftliche Arbeit meist in wesentlichem Maße seine eigenen Untersuchungen. Insbesondere überheben die Angaben und bildlichen Wiedergaben, die sie enthalten, ihn in sehr vielen Fällen der meist recht beschwerlichen Notwendigkeit, persönlich die in Frage kommenden Denkmäler aufzusuchen und in Augenschein zu nehmen. Für den Kunsthistoriker sind darum die Denkmälerstatistiken, wie jeder erfährt, der sie zu benutzen Anlaß hatte, eine ungemein ergiebige Materialquelle; sie sind für ihn ein überaus wertvolles, ja ein geradezu notwendiges und unentbehrliches Arbeitsgerät. Freilich kann die Inventarisation in recht verschiedener Weise erfolgen, eingehender und minder eingehend, unter Benutzung der historischen Quellen und Verzeichnung derselben oder lediglich unter Verwertung der bereits vorliegenden Untersuchungen und der über die Denkmäler vorhandenen Literatur, unter Beifügung eines reicheren oder eines spärlicheren Abbildungsapparats. Allein schon die einfachste Art in Form einer genauen und zuverlässigen Beschreibung, Charakterisierung und Datierung des Denkmälerbestandes ist wegen der Orientierung, die sie ermöglicht, ein sehr wertvolles Hilfsmittel für Forschungen und Untersuchungen.

Ein dritter Grund, die künstlerische und monumentale Hinterlassenschaft der Vergangenheit zu inventarisieren, liegt in dem Wert, den solches für die ausübenden Künstler wie für die weiteren Kreise des Volkes besitzt. Es wäre unzutreffend, wollte man die Bedeutung der Denkmälerstatistiken lediglich in dem Vorteil suchen, der aus ihnen für die Erhaltung der Monumente und die wissenschaftliche Forschung erwächst. Allerdings hat die Inventarisation, wie auch die für sie festgelegten Grundsätze des Kgl. Bayerischen Generalkonservatoriums betonen, vor allem den Zweck, „den Gesamtbestand an Kunstdenkmälern im weitesten Sinne wissenschaftlich festzustellen und zu beschreiben, und so dem Schutze und der Pflege dieser Denkmäler sowie der Kunst-, Landes- und Ortsgeschichte zu dienen“, aber nicht diesen allein,

„sie sollen auch der lebenden Kunst und der Heimatliebe dienen". Den ausübenden Künstlern und Kunsthandwerkern bieten die Inventare durch Beschreibung und Abbildung reiche Anregung und eine Fülle von Studienmaterial, und zwar ein Studienmaterial, das sich auf dem gleichen Boden findet, auf dem der Künstler selbst schafft, das er also auch, einmal auf dasselbe aufmerksam gemacht, leicht an Ort und Stelle aufsuchen und im Original in Augenschein nehmen kann. Dadurch aber werden sie ein vorzügliches Hilfsmittel zur Förderung der praktischen Pflege der Kunst und des Kunsthandwerks, zumal bodenständiger Heimatkunst, einer Kunst, die ihr Leben und ihre Kraft nicht aus den Launen der Tagesmode, sondern der heimatlichen Scholle schöpft[1]. Ganz besonders ist diese Bedeutung der Denkmälerstatistiken in den „Bau- und Kunstdenkmälern Westfalens" zum Ausdruck gekommen, die eine solche Fülle von Abbildungen bieten, daß es scheint, als sollten sie die Hauptsache sein und nicht der sehr knappe Text. Den Grund gibt die Vorrede zu den „Bau- und Kunstdenkmälern des Kreises Lüdinghausen" an, wenn sie betreffs dieser außerordentlich großen Menge bildlicher Wiedergaben bemerkt: „Die kurze Beschreibung soll durch eine möglichst reiche Beigabe von Abbildungen unterstützt werden, um sowohl den Fachgelehrten und Künstler wie den Handwerker in den Stand zu setzen, sich über die Beschaffenheit eines Gegenstandes gleich auf den ersten Blick zu belehren, um insbesondere dem ausübenden Handwerker und Künstler des Kreises zu zeigen, wo er für sein Schaffen mustergültige Vorbilder in seiner unmittelbaren Nähe finden kann."

Die Bedeutung, welche die Inventarisationen für die weiteren Kreise des Volkes haben, liegt darin, daß sie in ihnen Interesse für die Vergangenheit, als dem Boden, auf dem die Gegenwart aufgewachsen ist, weckt, sie mit Verständnis und Wertschätzung dessen erfüllt, was frühere Zeiten Großes, Schönes, Erhebendes, Anheimelndes geschaffen haben, und in ihnen die Pflege des Heimatgedankens und die Anhänglichkeit an die

---

[1] Auch heute noch gilt das Wort Reichenspergers (Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältnis zur Gegenwart, Trier 1872, S. 72): „Wenn die erste Sorge darauf gerichtet sein muß, durch Erforschen, Klassifizieren und Inventarisieren der Denkmäler unserer Vorzeit wieder entschieden Besitz von denselben zu ergreifen, so muß dies jedoch keineswegs bloß zu dem Ende geschehen, um geistreiche Bücher darüber zu schreiben oder schöne Zeichnungen davon in den Kunsthandel zu bringen; vielmehr muß der hauptsächliche und letzte Zweck dahin gehen, die schaffende Kraft, welche jene Kunstwerke hervorgetrieben hat, wieder zu wecken und den Künstler und Handwerker durch Vorhaltung guter Muster auf den rechten Weg zurückzuführen."

Heimat nährt. Wie wichtig das aber gerade heute ist, wo die ungeheuren Errungenschaften auf technischem Gebiete auf einseitige Wertung und auf Überschätzung der Gegenwart hindrängen und vergessen lassen, daß es noch etwas anderes, Höheres gibt als bloß technischen und materiellen Fortschritt, braucht nicht näher dargelegt zu werden. Ist die Gegenwart groß, so war die Vergangenheit gewiß nicht kleiner. Darum gehören auch in die Denkmälerstatistiken, wie die von dem Kgl. Bayerischen Generalkonservatorium für die Inventarisation festgelegten Grundsätze mit Recht betonen, nicht bloß jene Gegenstände, denen ein besonderer Wert für die Kunst, die Kunstgeschichte, die Archäologie oder Geschichte eigen ist. Allerdings soll der Inventarisator auf sie bei seinen Arbeiten besonders sehen. Allein er soll weiterhin auch fragen: „Ist das Objekt für den Ort, für die Landschaft von Wert? . . . Es gilt, beim Volke durch die Berücksichtigung auch bescheidener Objekte die Wertschätzung des örtlichen Denkmälerbestandes zu wecken, die Liebe zu den heimatlichen Denkmälern rege zu erhalten. Es gilt auch, die typischen Landschaftsbilder der einzelnen Gegenden mit ihren uns lieb gewordenen, anheimelnden, so trefflich der Umgebung angepaßten und mit ihr verwachsenen Bauten durch kurze Würdigung und Betonung im Inventar zu schützen."

* * *

Die Idee der Inventarisierung der Monumente wurde bereits 1815 von Schinkel zum Ausdruck gebracht, jedoch kam es damals noch nicht zu ihrer Verwirklichung. Auch ein Vortrag, der 1842 dem König Friedrich Wilhelm IV. über den Gegenstand gehalten wurde, hatte, so sehr er das Interesse des Monarchen erweckte, keine praktischen Ergebnisse, ebensowenig ein Promemoria, das Kugler am 6. Mai 1846 betreffs der Inventarisation des Denkmälerbestandes einreichte, und ein Bericht v. Quasts, der unter dem 10. April 1851 lebhaft eine solche befürwortete. Den ersten Versuch eines Aufnahmeverzeichnisses der auf deutschem Boden noch vorhandenen Bau- und Kunstdenkmäler stellt Wilhelm Lotz' „Kunsttopographie Deutschlands" dar. Das Werk, das sich als ein Haus- und Reisehandbuch für Künstler, Gelehrte und Freunde alter Kunst und als Statistik der deutschen Kunst des Mittelalters und des 16. Jahrhunderts bezeichnete, bestand aus zwei Bänden. Der erste, welcher 1862 erschien, behandelte die Monumente Norddeutschlands; der zweite, welcher ein Jahr später ans Licht trat, diejenigen Süddeutschlands. Ohne Rücksicht auf Landschaften und Provinzen waren die einzelnen Orte in beiden Bänden in alphabetischer Reihenfolge geordnet. Aufgenommen waren lediglich Monumente des Mittelalters und des 16. Jahrhunderts.

Die Lotzsche Kunsttopographie, die Frucht außergewöhnlichen Fleißes, umfassender Studien und gründlicher Sachkenntnis, war zweifellos eine ebenso wichtige wie hervorragende Leistung. Bei der Beschränkung, die der Verfasser sich in ihr auferlegt hatte, und bei manchen aus der Natur der Sache sich ergebenden unvermeidlichen Mängeln konnte sie indessen die so dringend notwendige vollständige Inventarisation des gesamten Denkmälerbestandes keineswegs ersetzen. Sie machte im Gegenteil das Bedürfnis nach einer solchen erst recht fühlbar, gab aber freilich dadurch, sowie auch weil die leitenden Gesichtspunkte und die Methode der Inventarisationen ihren Hauptzügen nach in ihr durch Lotz festgelegt waren, erneuten kräftigen Anstoß zur endlichen Inangriffnahme des Werkes. Es sollte denn auch nicht mehr lange dauern, bis eine allgemeine, nach Landesteilen und Provinzen geordnete Inventarisierung der Monumente einsetzte. Das Verdienst, den Anfang gemacht zu haben, gebührt der Provinz Hessen-Nassau, wo bereits 1866 eine amtliche Aufstellung von Verzeichnissen der Baudenkmäler des Landes verfügt wurde, um dadurch die Grundlage für ein Denkmälerinventarium zu erlangen. Die Bearbeitung und Herausgabe desselben wurde dem Verein für hessische Geschichte und Landeskunde übertragen, der seinerseits den Baurat Professor v. Dehn-Rotfelser zu Kassel und den Verfasser der „Kunsttopographie Deutschlands", W. Lotz, mit der Veröffentlichung des Inventars betraute. So erschienen denn 1870 die „Baudenkmäler im Regierungsbezirk Kassel, mit Benutzung amtlicher Aufzeichnungen beschrieben und in topographisch-alphabetischer Reihenfolge dargestellt" als erster Teil der „Kunstdenkmäler der Provinz Hessen-Nassau" und als erster Band eines „Inventarium der Baudenkmäler im Königreiche Preußen". Schon im nächsten Jahre folgte der erste Band der „Kunstdenkmale und Altertümer im Hannoverischen", der den um die Erforschung der Monumente des hannoverischen Landes hochverdienten Oberbaurat W. H. Mithoff zum Verfasser hatte, aber im Gegensatz zu den „Baudenkmälern im Regierungsbezirk Kassel" eine private Veröffentlichung bildete. Ein Mangel des auch heute noch wertvollen, im ganzen sieben Bände umfassenden Werkes, das schon 1880 seine Vollendung sah, ist, daß es die nach der Mitte des 17. Jahrhunderts entstandenen Kunstdenkmäler meist unberücksichtigt läßt. Im Jahre 1876 trat der erste Band der „Kunst- und Altertumsinventare von Elsaß-Lothringen" ans Licht, 1879 der erste Band der „Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen", dort im Auftrage des Oberpräsidiums der Reichslande, hier auf Veranlassung der Provinzialbehörden. Während sich die Inventarisatoren der Provinz Sachsen in der Behandlung der

Denkmäler an die im wesentlichen nur beschreibende Art anschlossen, welche v. Dehn-Rotfelser und Lotz in den „Baudenkmälern des Regierungsbezirkes Kassel“ befolgt hatten, brachte die Bearbeitung der „Kunstdenkmäler und Altertümer von Elsaß-Lothringen“, die in die Hände von Fr. X. Kraus gelegt worden war, insofern eine bemerkenswerte Erweiterung und Vertiefung des Programms, als sie in dasselbe ausgiebige Literaturangaben und reichliche archivalische Nachweise aufnahm, den wissenschaftlichen Charakter der Denkmälerstatistik dadurch schärfer zum Ausdruck brachte und dieser die volle Bedeutung einer Quellensammlung verlieh.

Blieb bis 1880 die Zahl der Landesteile, in denen man endlich zur Inventarisation der Denkmäler schritt, nur gering, so trat von da ab ein völliger Umschwung ein. In Pommern und Westfalen beginnt man 1881, im Königreich Sachsen, wo der Sächsische Altertumsverein zu Dresden bereits 1831 einen Versuch gemacht hatte, über die zur Zeit im Lande noch befindlichen kunstgeschichtlich wertvollen Werke genaueren Aufschluß zu erhalten und die auf diesem Wege erhaltenen Angaben auf eine Aufforderung des Ministeriums des Innern hin 1871 zusammengestellt worden waren, 1882, in Westpreußen 1884, in Brandenburg und dem Großherzogtum Hessen 1885. Das Jahr 1886 bringt den Beginn der Inventarisation in der Provinz Schlesien, die „Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Koblenz“ und die „Bau- und Kunstdenkmäler des Fürstentums Schwarzburg-Sondershausen“. In Schleswig-Holstein, wo Richard Haupt, damals Professor am Gymnasium zu Ploen, dem Werke lebhaftes Interesse und tiefes Verständnis entgegenbrachte, und in Baden, wo Fr. X. Kraus, der mittlerweile dorthin übergesiedelt war, das Amt eines Konservators der kirchlichen Altertümer des Großherzogtums versah, hebt die Inventarisierung 1887 an, in den thüringischen Landen 1888, in Württemberg, wo bereits 1888 der derzeitige hochw. Bischof Paul Wilhelm v. Keppler eine sehr licht- und wertvolle Zusammenstellung der kirchlichen Kunstaltertümer des Landes veröffentlicht hatte, 1889.

Das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts schließt dann den Ring der Inventare fast ganz, so daß bei Beginn des 20. nahezu in allen Teilen Deutschlands die Inventarisation im Flusse, in einigen sogar schon abgeschlossen war [1]. Das Jahr 1891 sieht in Ostpreußen ihren Beginn,

[1] Noch nicht begonnen haben die Veröffentlichungen nur in Mecklenburg-Strelitz, Lippe-Detmold und den Hansastädten, doch sind die Inventare auch hier wenigstens in Vorbereitung.

in der Rheinprovinz, wo sie nach Erscheinen der „Bau- und Kunstdenkmäler im Regierungsbezirk Koblenz“ eine Weile geruht, ihre Wiederaufnahme. In Bayern, wo eine Entschließung des Königl. Staatsministeriums des Innern 1887 die Inventarisierung der Kunstdenkmäler des Königreichs anordnete, soweit solche in öffentlichem Besitz ständen, erschien der erste Band der „Kunstdenkmale“ 1892. Anhalts „Bau- und Kunstdenkmäler“ traten 1894 an die Öffentlichkeit. In Posen schloß man sich 1895, in Braunschweig, Oldenburg und Hohenzollern 1896, in Schaumburg-Lippe 1897, in Mecklenburg 1898 an. Das Jahr 1899 brachte den Anfang einer neuen Bearbeitung der „Kunstdenkmäler der Provinz Hannover“. 1901 begann eine Neubearbeitung der Monumente der Provinz Hessen-Nassau.

In Österreich hat die Inventarisierung der Monumente wenig Fortschritte gemacht. Nicht als ob man sich der Bedeutung einer solchen verschlossen hätte; es war namentlich der Mangel an den erforderlichen Mitteln, der nach Herausgabe der „Kunstdenkmäler des Herzogtums Kärnten“ im Jahre 1889 die Fortführung des Unternehmens und seine Ausdehnung auf die andern Kronländer hinderte. Erst 1904 konnte dasselbe wieder aufgenommen werden. Als erste Frucht der neu einsetzenden Inventarisationstätigkeit der k. k. Zentralkommission erschienen 1907 „Die Denkmale des politischen Bezirkes Krems“, denen dann bald weitere Bände folgten. Glücklicher als in Österreich entwickelten sich die Dinge in Böhmen, wo die Archäologische Kommission bei der böhmischen Kaiser-Franz-Joseph-Akademie der Wissenschaften die Herausgabe einer „Topographie der historischen und Kunstdenkmale im Königreiche Böhmen“ in die Hand nahm. Den Anfang machte 1897 das Inventar der Monumente des politischen Bezirkes Laun, an das sich in den nächsten Jahren in rascher Folge eine Zahl weiterer Bände anreihte.

* * *

Es kann auffallend erscheinen, daß es bei einer Sache von der Wichtigkeit, ja Notwendigkeit der Denkmälerinventarisation so langer Zeit bedurfte, bis man von der bloßen Idee zu deren Verwirklichung überging. Und doch ist das keineswegs zu verwundern. Es waren besonders zwei Hindernisse, die sich dem Unternehmen in den Weg stellten: der Mangel an geeigneten Arbeitskräften und der Mangel an den zu ihm erforderlichen bedeutenden Mitteln. Bei der Kunstdenkmälerstatistik kann man nicht in derselben Weise vorgehen wie bei andern Statistiken. Es ist nicht genug, Fragebogen in die zu inventarisierenden Orte zu schicken, dort ausfüllen zu lassen

und dann auf Grund der so erhaltenen Auskunft ein Verzeichnis der Monumente zusammenzustellen. Selbst den günstigsten Fall angenommen, daß alle Bogen beantwortet zurückkommen, können dieselben nicht die Unterlage für eine Denkmälerstatistik von wissenschaftlichem Werte bilden, weil die Antworten nur selten die erforderliche Vollständigkeit und noch seltener die nötige Zuverlässigkeit zeigen. Das liegt in der Natur der Sache, da diejenigen, welche die Fragen zu beantworten haben, nur ausnahmsweise dazu die nötigen Kenntnisse besitzen, selbst wenn es ihnen am erforderlichen Interesse nicht fehlt. Das hat aber auch die Erfahrung, die man mit den Fragebogen machte, zur Genüge bewiesen[1]. Einen gewissen Wert haben diese freilich, sofern sie vorläufig darüber orientieren, was etwa vorhanden ist; sie liefern aber nicht fertiges Material für die Inventarisation.

Sollen die Inventare wissenschaftliche Bedeutung haben, so müssen sie von fach- und sachkundigen Kräften hergestellt werden, die an Ort und Stelle den ganzen Denkmälerbestand feststellen, kritisch untersuchen und auf Stil und Zeit hin bestimmen, die einzelnen Gegenstände entsprechend ihrer Wichtigkeit und ihrem Charakter ausführlicher oder kürzer, immer aber in zuverlässiger Weise beschreiben und die für die Abbildungen erforderlichen Aufnahmen machen. Es muß aber das Wissen der Inventarisatoren ein möglichst umfassendes sein. Sie müssen auf allen Gebieten der Kunst gründliche Kenntnisse und ein gediegenes Urteil besitzen, da sie mit Gegenständen aus den verschiedensten Gebieten der Kunst zu tun haben, und insbesondere mit den verschiedenen Stilen, ihrer Entwicklung und ihren einzelnen

---

[1] Über die Mangelhaftigkeit der durch Fragebogen erteilten Auskunft wird oft in den Vorreden der Inventare geklagt. Hier sei nur wiedergegeben, was A. Böttcher in einem Nachwort zu den „Bau- und Kunstdenkmälern der Provinz Ostpreußen“ (VIII. Heft, Königsberg 1898) S. 125 darüber sagt. „In Ostpreußen“, heißt es dort, „war schon 1857 von sämtlichen Pfarrern ein sehr eingehender Fragebogen von acht Bogenseiten Länge beantwortet worden. ... Die Antworten aber waren nicht derart, daß wir uns eine Bereisung der ganzen Provinz ersparen konnten. Harnoch hat sämtliche Fragebogen zu seiner Chronik und Statistik der evangelischen Kirchen in den Provinzen Ost- und Westpreußen 1890 gehabt. Mit welchem Erfolg, mögen die beurteilen, die seine Chronik benutzen mußten. Dann wurde 1880/81 ein Fragebogen ausgesandt, der von Prof. Bergaus' Hand stammte, möglichst kurz sein sollte und deshalb für den Laien vielfach unverständlich wurde. Die Ergebnisse waren denn mit wenigen Ausnahmen auch ziemlich unerfreulich, und von 1887 an mußten wir, mit der Inventarisation betraut, die Ortschaften in eigenen Augenschein nehmen, um über die gefundenen Bau- und Kunstdenkmäler berichten zu können.“

Entwicklungsphasen völlig vertraut sein, da ja in zahlreichen Fällen die Datierung eines Monumentes lediglich auf Grund seiner stilistischen Eigentümlichkeiten möglich ist. Nicht minder gehört zur Inventarisation ein gutes Maß von geschärftem Blick und von Findigkeitsgabe sowie die Fähigkeit, in möglichst knapper Form genau und anschaulich die Monumente zu beschreiben, und auch ein nicht geringes Interesse für die in mancher Beziehung nicht eben erhebenden, oft recht mühsamen und langweiligen Inventarisierungsarbeiten. Wenn es heute an Kräften, die den angegebenen Anforderungen entsprechen, weniger gebricht als früher, so darf man nicht außer acht lassen, daß nicht zum wenigsten gerade die durch die begonnenen Inventarisationen gegebene günstige Aussicht, Stellung und Betätigungsgelegenheit zu finden, zu ihrer Ausbildung Anregung und Anlaß wurde.

Zur Inventarisierung der Monumente gehören aber auch namhafte Mittel; Mittel zur Besoldung des mit ihr beauftragten Personals, zur Bereisung der einzelnen Orte, ohne welche eine wissenschaftliche Aufnahme des Denkmälerbestandes nicht möglich ist, zur Beschaffung des Illustrationsmaterials und zur Bestreitung so mancher andern durch die Inventarisationsarbeiten verursachten Ausgaben. Was an Honorar für die Inventare einkommt, ist bei weitem nicht hinreichend, die Unkosten zu decken, zumal im Interesse ihrer größeren Verbreitung der Buchhändlerpreis so niedrig als nur möglich angesetzt werden muß. Es war daher auch fast mehr Mangel an den erforderlichen Mitteln als Mangel an fachmännischen Arbeitskräften, was die so nötige Inangriffnahme der Inventarisation so lange hinausschob. Erst als die staatlichen und provinzialen Behörden dieser ihre tatkräftige materielle Unterstützung angedeihen ließen — der hannoverische Provinziallandtag bewilligte beispielsweise 1897 für die Inventarisierung der Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Hannover 80 000 Mk. in Jahresraten zu 8000 Mk. —, war es möglich, sie mit der Hoffnung auf einen gedeihlichen Fortgang zu beginnen.

Man mag es bis zu einem gewissen Grade bedauern, daß die Inventarisation nicht schon ein halbes Jahrhundert früher einsetzte. Manches wertvolle Erbe früherer Zeit, das in dieser Zeit durch nachlässige Behandlung zugrunde ging oder durch Verschleuderung seiner Heimat entfremdet wurde, wäre uns wohl erhalten geblieben. Indessen hatte die Verzögerung anderseits nicht zu unterschätzende Vorteile. Das Verständnis der Stilentwicklung und die Fähigkeit, die verschiedenen Phasen derselben zu scheiden und gegeneinander abzuwägen — Dinge, die für die Datierung der Monu-

mente von großer Wichtigkeit sind —, ist dank der stilistischen Untersuchungen, welche inzwischen stattfanden, wesentlich gefördert worden. Archivalische Forschungen haben sichere oder genauere Daten zur Entstehung und zur Geschichte manchen Bauwerkes gezeitigt. Monographien über einzelne Kunstwerke oder ganze Klassen derselben, über Künstler, Kunstschulen und ehemalige Zentren für Kunst und Kunsthandwerk haben wichtige Vorarbeiten für die Arbeit des Inventarisators geschaffen. Namentlich aber hat der Begriff „Monument" dadurch eine wesentliche Erweiterung erfahren, daß sich in der Zwischenzeit bezüglich der Auffassung und Wertung der Kunst des späten 17. und des 18. Jahrhunderts ein bedeutungsvoller Wandel vollzog, daß man gegenüber einer einseitigen Einschätzung der Schöpfungen der älteren Kunst auch die Produkte des Spätbarocks, des Rokoko und selbst des Klassizismus sachlicher zu würdigen lernte und demgemäß nunmehr auch die Hinterlassenschaft des 18. Jahrhunderts den in den Denkmalstatistiken zu berücksichtigenden Monumenten einreihte. Wie die Inventare sich gestaltet hätten, wenn die Inventarisation bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begonnen hätte, zeigen beispielsweise Mithoffs „Kunstdenkmale und Altertümer im Hannoverischen", welche, obwohl erst 1871 begonnen, doch nur die Schöpfungen des Mittelalters und des 16. Jahrhunderts behandeln, oder die 1870 herausgegebenen „Baudenkmäler im Regierungsbezirk Kassel", welche die vor 1600 entstandenen Kunstmäler vollzählig aufführen, die „Denkmäler aus dem 17. und 18. Jahrhundert aber nur berücksichtigen, insofern sie sich durch Kunstwert oder eigentümliche Gestaltung auszeichnen". Für den Einfluß, den dieser Wechsel in der Auffassung des Begriffes „Monument" auf den Gegenstand und die Ausdehnung der Inventarisation ausübte, ist äußerst lehrreich ein Vergleich der 1907 von der k. k. Zentralkommission herausgegebenen „Denkmale des politischen Bezirkes Krems" mit der 1889 von ihr veröffentlichten „Kunsttopographie des Herzogtums Kärnten".

Die Inventarisationen haben bislang im Gebiet des Deutschen Reiches einen sehr befriedigenden Fortgang genommen. Daß sie sich nicht in kurzer Frist beenden lassen, wenn anders wissenschaftliche Leistungen ihre Frucht sein sollen, war angesichts der Fülle des vorhandenen Materials und der unabweisbaren Notwendigkeit, an Ort und Stelle die nötigen Beschreibungen und bildlichen Aufnahmen zu machen, nicht zu erwarten. Geradezu ausgeschlossen war eine rasche Fertigstellung, wo man, wie es besonders bei den von Geheimrat Prof. P. Clemen herausgegebenen „Bau- und Kunst-

denkmäler der Rheinprovinz" geschah, bestrebt war, die Inventare durch Aufnahme eines vollständigen Literaturapparates und eines Verzeichnisses der für die einzelnen Orte und Monumente vorhandenen Archivalien über den Charakter von Statistiken hinaus zu allseitigen, kunsthistorischen Quellensammlungen zu erheben. Die Durcharbeitung der oft reichhaltigen Literatur, noch mehr aber die einschlägigen archivalischen Forschungen nehmen in allzu hohem Maße Kraft und Zeit in Anspruch, als daß sie einen raschen Fortschritt der Inventarisationstätigkeit zuließen.

Vollendet liegen die Inventare bis jetzt vor für Schleswig-Holstein, Mecklenburg-Schwerin, Hannover (Mithoffsche Bearbeitung), Schlesien, Hessen-Nassau (erste Bearbeitung durch v. Dehn-Rotfelser und Lotz), Elsaß-Lothringen, Ostpreußen und Posen. Für Hannover und Hessen-Nassau hat man sogar schon mit einer zweiten, ausführlicheren und den neueren Grundsätzen entsprechenden Inventarisierung den Anfang gemacht. Die „Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen" umfassen bereits 24, die des Königreichs Sachsen 38 Bezirke. Die Inventarisierung der Kunstdenkmäler Badens ist auf 9 Bände gediehen; in Württemberg haben schon 52 Kreise ihre Bearbeitung gefunden. Von den „Bau- und Kunstdenkmälern der Rheinprovinz" besitzen wir außer der älteren Statistik des Regierungsbezirkes Koblenz heute 10 überaus reichhaltige Bände. Einen ungewöhnlich raschen und höchst erfreulichen Fortgang haben die Inventarisierungsarbeiten seit 1905 in Bayern genommen, wo dank der rastlosen Tätigkeit der dortigen Inventarisatoren von da an bis jetzt nicht weniger denn 39 Abteilungen veröffentlicht werden konnten. Fast vollständig sind die Inventare der thüringischen Länder.

Es kann hier nicht der Ort sein, die einzelnen Veröffentlichungen kritisch zu werten. Im allgemeinen darf man mit dem Gebotenen durchaus zufrieden sein. Gelegentliche Irrtümer und Übersehungen sind bei solch umfassenden Arbeiten geradezu unvermeidlich, zumal es für gewöhnlich als ausgeschlossen zu gelten hat, daß auch die besten und fachmännisch bewandertsten Inventarisatoren auf allen Gebieten der Kunstgeschichte gleichmäßig heimisch sind. Im übrigen muß man nicht bloß dem Fleiß und dem Wissen derjenigen, welche die nicht leichte Arbeit der Inventarisation auf sich nahmen, alle Anerkennung zollen, sondern ebensosehr der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit der sie zu Werke gegangen sind. Es sind Monumente der Wissenschaft, was sie geschaffen haben, und zwar kann sich nur Deutschland rühmen, eine so vollständige und so wissenschaftliche Bearbeitung

des vorhandenen Denkmälerbestandes zu besitzen, wie die bisher erschienenen Bände der „Bau- und Kunstdenkmäler" sie darstellen.

Sollen diese Zeilen auf die eine oder andere der Statistiken aufmerksam machen, so verdienen eine besondere Erwähnung die „Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Schleswig-Holstein", die sich ebensowohl durch die Vollständigkeit, Übersichtlichkeit, Sachkunde und hingebende Sorgfalt, mit der sie bearbeitet sind, wie durch ausgiebige Illustration und vorzügliche Register auszeichnen; die frisch und klar geschriebenen, ungemein reichhaltigen und trefflich illustrierten „Bau- und Kunstdenkmäler des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin"; die in knapper, aber erschöpfender und anschaulicher Beschreibung der Monumente, in Zuverlässigkeit der Datierungen derselben, in wohlabgewogener Auswahl der Abbildungen und in sorgsamer Benutzung wie Angabe der einschlägigen Literatur vorbildlichen „Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern", sowie namentlich die in jeder Hinsicht vorzüglichen, durch Angabe auch des handschriftlichen Quellenmaterials aber besonders wertvollen „Bau- und Kunstdenkmäler der Rheinprovinz".

* * *

Vergleicht man die Denkmälerinventare, wie sie vorliegen, so bemerkt man alsbald, daß zwischen ihnen mancherlei, zum Teil sogar tiefgehende und bedeutende Verschiedenheiten bestehen. Sie erklären sich zum Teil durch den Umstand, daß sie das Werk verschiedener Inventarisatoren sind, von denen jeder naturgemäß in seiner Weise arbeitete und infolgedessen dem von ihm geschaffenen Inventar den Stempel einer gewissen Besonderheit aufdrückte. Indessen liegen die Verschiedenheiten nicht hierin allein begründet, sie haben eine tiefere Ursache: die Inventare sind nicht nach einem streng einheitlichen Programm gearbeitet worden. Es wäre zweckmäßig gewesen, vor Beginn der Inventarisation ein solches für das ganze Reich oder doch wenigstens für Preußen aufzustellen; das ist aber leider nicht geschehen. Ja es war das bei der Art, wie es zu den ersten Inventarisationen kam, nicht einmal möglich. Denn die Idee der Inventarisierung der Kunstdenkmäler ging nicht von einer Zentrale aus, sondern von einer einzelnen Provinz, nach deren Vorgang sich dann allmählich auch die andern entschlossen, zur Inventarisation der Monumente zu schreiten.

Die programmatische Verschiedenheit offenbart sich vor allem in der Auffassung vom Zweck der Inventarisation. Hier erfolgte diese vornehmlich im Interesse der Erhaltung und Pflege des Denkmälerbestandes; dort beabsichtigte man durch sie auch der Kunst-, ja der Kulturgeschichte zu dienen; wieder anders-

wo bezweckte man überdies Künstler und Kunsthandwerker mit den reichen Schätzen alteinheimischer Kunstübung bekannter und vertrauter zu machen und zugleich in der Allgemeinheit Wertschätzung des Vergangenen und Liebe zu Heimat und heimatlicher Kunst zu wecken. Es liegt aber auf der Hand, daß der Zweck, den man bei den einzelnen Inventaren verfolgte, nicht ohne Einfluß auf deren Anlage und die Auswahl wie Behandlung der in ihnen zu verzeichnenden Monumente bleiben konnte.

Eine zweite programmatische Verschiedenheit zeigt sich in der Bestimmung des Begriffes „Monument". Daß alle Erbstücke des Mittelalters und des 16. Jahrhunderts zu inventarisieren seien, war freilich einhellige Meinung, nicht jedoch, ob das auch mit den römisch-germanischen Altertümern, die meist nur Kulturwert, nicht Kunstwert besitzen, zu geschehen habe. In bezug auf die Schöpfungen der Spätrenaissance und des Barocks wollten die einen nur eine Auswahl getroffen sehen, andere Inventarisatoren betrachteten alles als Monument, was bis zum 19. Jahrhundert geschaffen worden war. Nach den von Riegl aufgestellten Grundsätzen der k. k. Zentralkommission gilt sogar jedes Kunstwerk als Monument, das zur Zeit der Inventarisierung 60 Jahre alt ist; eine sehr willkürliche Terminfixierung.

Eine dritte programmatische Verschiedenheit betrifft den Charakter der Inventare. Daß sie durchaus den Forderungen der Wissenschaft entsprechen und darum von Fachleuten bearbeitet werden müßten, stand allerdings bei allen außer Zweifel, nicht jedoch, ob sie lediglich eine Statistik sein oder durch Einbeziehung der einschlägigen Literatur und Archivalien oder doch wenigstens der bereits vorhandenen Bearbeitungen zugleich eine literarische Quellensammlung für die Monumente bilden sollten.

Eine letzte programmatische Verschiedenheit bezieht sich auf die Illustrationen. Die älteren Statistiken wurden ohne Abbildungen belassen; dann aber erkannte man, daß wenigstens eine teilweise Wiedergabe der Monumente sowohl zum Zweck des besseren Verständnisses des Textes als zur Weckung größeren Interesses an dem so schönen und wichtigen Unternehmen sehr empfehlenswert, ja notwendig sei, und entschloß sich demgemäß, die Inventare zu illustrieren. Es war das um so angängiger, als der außerordentliche Aufschwung, den die mannigfachen photomechanischen Reproduktionsverfahren genommen hatten, die Herstellung getreuer Abbildungen ungemein erleichterte. Fraglich war bloß, in welchem Maße solche in die Inventare aufgenommen werden und in welchem Verhältnis sie zu den Beschreibungen stehen sollten. Sollten nur die notwendigsten Gegenstände

abgebildet werden und ihre Wiedergaben lediglich eine Zugabe zu den Beschreibungen als der Hauptsache bilden oder sollten alle Monumente von einiger Bedeutung zur Abbildung gelangen und ihre Wiedergaben entsprechend dem Charakter der Inventare als eines Corpus monumentorum zum mindesten dem Text gleichwertig dastehen? Den letzteren Standpunkt vertritt die neue Bearbeitung der „Kunstdenkmäler der Provinz Hessen-Nassau", namentlich aber tritt er uns in den Ludorffschen „Bau- und Kunstdenkmälern der Provinz Westfalen" entgegen, deren Beschreibungen zweifellos allzu knapp sind, während die Abbildungen in ihrer Vollständigkeit geradezu ein Corpus darstellen.

Übrigens darf man diese programmatische Verschiedenheit der Inventare, die sich natürlich auch in ihrem Inhalt widerspiegelt, keineswegs tragisch nehmen. Es war kaum anders möglich, als daß sich die Auffassungen über Zweck und Charakter derselben während der Inventarisierungsarbeiten erweiterten, vertieften und schärfer ausgestalteten. Zudem bieten selbst die frühesten, bloße Statistiken darstellenden Inventare so viel wertvolles, wissenschaftlich zuverlässiges Material für die Denkmalpflege wie den Forscher, daß man sich beglückwünschen darf, sie zur Verfügung zu haben. Was ihnen fehlt, weil die Ziele der Inventarisation mittlerweile weiter gesteckt wurden, kann bei Neubearbeitungen, für welche die vorhandenen Inventare eine vortreffliche Unterlage bilden, ergänzt werden. Übrigens muß bemerkt werden, daß die jüngeren Inventare sowohl programmatisch wie entsprechend sachlich eine größere Einhelligkeit und Übereinstimmung zeigen.

Das Eintreten des Weltkrieges, durch den so manche Kraft ihren gewohnten Arbeiten entzogen wurde, hat natürlich auch auf die Fortführung der Inventarisationen keineswegs förderlich eingewirkt. Immerhin sind sie nicht völlig unterbrochen worden. Von den „Kunstdenkmälern des Königreichs Bayern" konnten sogar seit Ausbruch des Krieges sechs Bände veröffentlicht werden, ein Zeichen, mit welchem Interesse und welcher Aufopferung die bayerischen Inventarisatoren ihres Amtes walten. Die „Bau- und Kunstdenkmäler der Rheinprovinz" wurden um zwei sehr wertvolle Bände bereichert. Es steht darum auch zu hoffen, daß nach Wiedereintritt ruhiger Zeiten die Arbeiten in vollem Umfang wieder aufgenommen werden und das wichtige Werk der Inventarisationen allenthalben neuen gedeihlichen Fortgang und einen baldigen Abschluß findet.

Joseph Braun S. J.

Besprechungen.

Philosophie.

Friedrich Überwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie. III. Teil: Die Neuzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Elfte, mit einem Philosophen- und Literatoren-Register versehene Auflage, vollständig neu bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Frischeisen-Köhler. gr. 8° (XI, 439 und 144*) Berlin 1914, Mittler & Sohn. *M* 10.—

Will man mit dem gelungensten Teil des Bandes beginnen, so muß man die Schlußabteilung aufschlagen. Kant ist sehr sorgfältig bearbeitet. Mit Vorsicht und Klugheit werden die Meinungsverschiedenheiten in der Deutung der wahren Ansichten des Philosophen berührt, die unausgeglichenen Gegensätze der Lehre in ihren Ursachen aufgedeckt; allerdings hüllt sich auch die Kritik in Verteidigungsformen, die manchmal mehr an die Bewunderung einer treuen Schule als an das strenge Gericht unparteiisch-unnachsichtiger Geschichte erinnern.

Mit sichtlichem Interesse wird auch die englische Aufklärung behandelt. Dagegen läßt die allgemeine Kennzeichnung der Aufklärungszeit unbefriedigt. Die aufbauenden Grundstoffe treten in der Darstellung so stark in den Vordergrund, daß die zerstörenden Kräfte jener für ganze Zeiträume menschlicher Geistes- und Kulturarbeit so ganz verständnislosen Jahrzehnte nicht recht zum Vorschein kommen. Das ist zum Teil auf die Geschichte der philosophischen Arbeit seit dem Ausgang des Mittelalters zurückzuführen. Hier läßt die Darstellung sehr viel zu wünschen übrig. Die üblichen Einteilungen, wie sie noch in dieser Auflage im ersten und zweiten Abschnitt auftreten, reichen nicht mehr aus und stehen nicht auf der Höhe der Forschung.

Vor allem müßte eine der wichtigsten Seiten der neuen philosophischen Fragestellungen in ihrer Ganzheit klarer hervortreten; wir meinen die Verengung des Begriffs der Philosophie und die Erweiterung des Begriffs der Wissenschaft seit dem 15. Jahrhundert. Für Aristoteles und die Scholastik decken sich Philosophie und Wissenschaft. Nicht als ob die Philosophie als Ursachenlehre für das Altertum und das Mittelalter mit der Wissenschaft überhaupt zusammenfiele; aber jede strenge Wissenschaft hieß damals Philosophie.

Wenn man zu jener Zeit bestimmte Wissensgebiete nicht zur Philosophie rechnete, so geschah das nur, weil man ihnen überhaupt den Charakter der strengen Wissenschaftlichkeit absprach. Gewiß wird man in einer Geschichte der älteren Philosophie die spätere, nach bestimmten Gesetzen entwickelte Wortbedeutung der Philosophie zugrunde legen und nur jenen Teil der Wissenschaft des Altertums

und des Mittelalters behandeln, der sich seinem Hauptinhalt nach mit dem modernen Gegenstand der Philosophie deckt. Aber beim Übergang zur neueren Zeit ist es zur Klarheit unumgänglich notwendig, genau den Weg zu schildern, der zur Unterordnung der Philosophie unter einen allgemeineren Begriff der Wissenschaften und zu einem neuen Einteilungsgrund der philosophischen Teilgebiete führte. Diese Aufgabe ist zwar in Überwegs Neuausgabe erkannt, aber leider nicht vollkommen durchgeführt. Allzu einseitig wird die reine Scheidung des Philosophischen von der Theologie betont; das bedeutet nur einen kleinen Teil der Aufgabe. Auch die neue Wissenschaft von der Natur und ihrer Einheitlichkeit ist bloß eine Episode. Um nichts weniger wichtig wäre es, klarzulegen, wie es denn kam, daß die Logik und Ethik, die vielfach nur als Halbwissenschaften galten, weil sie nicht durchweg „um ihrer selbst willen" betrieben wurden, die Anerkennung ihrer Sonderrechte durchsetzten. Man müßte es Schritt für Schritt verfolgen können, wie die historische, juristische und empirische Forschung für ihre Tatsachen die vollgültigen Ehren des Namens „Wissenschaft" eroberten, wie im Zusammenhang damit die Ausscheidung des Einzelwissens aus dem Bereich der Prinzipienlehre erfolgte. Die große Frage ist, wieweit die Renaissancephilosophie sich diesen ihren Aufgaben gewachsen zeigte. Die klare Scheidung zwischen Wissen und Glauben hat sie jedenfalls nicht zu vollziehen vermocht. Zunächst wurde das Chaos nur noch größer als zur Zeit der verfallenden Scholastik. Die Geschichte dieser Niederlage wäre weit eingehender zu zeichnen.

Gleich bedeutsam ist der Zusammenhang dieser Niederlage mit zwei mächtig aufstrebenden Unterströmungen, der naturwissenschaftlichen, die im Groll gegen das Wissen aus Gründen aufwuchs, und der rhetorischen, die ein schönes, wahrscheinliches Reden über Dinge und Menschen zur Hauptphilosophie stempeln wollte. Der Skeptizismus, dessen verwickelte Verzweigungen auch in diesem neuen Überweg in keiner Weise klar hervortreten [1], erstarkte in dieser Zeit philosophischer Unsicherheit.

Langsam wurden aber doch drei Hauptgefahren überwunden, die Herrschaft der doppelten Wahrheit, die Herrschaft eines reinen Erfahrungswissens, die Vermischung von Wissen und Glauben; und gerade aus diesem dreifachen Sieg heraus gewann der neue Begriff der Philosophie an Klarheit und Gestaltung. Eine zusammenhängende Darstellung dieser Verwicklungen und Entwicklungen und ihrer Ergebnisse vermissen wir im Grundriß.

Nur eine ausführliche Geschichte würde die Tatsache verständlich machen, daß am Ausgang des 16. Jahrhunderts, trotz der großen Zahl neuer Lehren, die mit den alten philosophischen Überlieferungen gebrochen hatten, der Boden weit geeigneter war als im ersten Zeitalter der Renaissance, um alle aus früherer Zeit überkommenen Unklarheiten im Begriff der Wissenschaft zu heben.

---

[1] Die Darstellung im Grundriß S. 9 f. und 24 f. ist wirklich veraltet. Männer wie Montaigne und Charron sind nicht nach altem Brauch unter die Skeptiker einzureihen, sondern unter die stoischen Ethiker.

Man kam dem Ziele bedeutend näher durch die endgültige Aufnahme der Logik und Ethik in den Kreis der strengen Wissenschaft. Auf welchen Wegen geschah das? Antwort darauf erwarten wir in einer Geschichte der Philosophie.

Die rhetorische Philosophie, das Studium des ursprünglichen Textes der Peripatetiker, die neu einsetzenden Untersuchungen über die Unterscheidung der wahren Ideen von den falschen, vor allem aber die theoretischen Studien über den wissenschaftlichen Charakter der Logik verhalfen dieser zur neuen Ehrenstellung. Noch weit interessanter und einschneidender ist der Entwicklungsgang der Ethik. Er widerlegt vollkommen die gangbare Auffassung, als ob die Wiedergeburt des rein theoretischen Geistes der wahre Sinn der wissenschaftlichen Renaissance sei. Die weitverbreitete Ansicht, daß die mittelalterliche Philosophie Zwecken des praktischen, ethischen und religiösen Lebens unterstellt wurde, während seit dem Beginn der neueren Zeit die Erkenntnis der Wirklichkeit als Selbstzweck der wissenschaftlichen Forschung erschien, ist veraltet und unhaltbar. So ziemlich das Umgekehrte ist, wenigstens auf dem Gebiete der Ethik, der Fall. Seit dem 15. Jahrhundert wird mehr und mehr das Bestreben lebendig, die Doppelwelt des Erkennens und Lebens zu einer strammeren Einheit zu verbinden. Das zum Glück und zum Sittlichkeitsideal führende Wissen sollte nicht wertloser erscheinen als die rein theoretische Wahrheit. Seit den Klassikern der Scholastik arbeitete man an der Begründung dieser Einheit. Die Neuscholastiker und die wissenschaftlichen Größen der Renaissance wirkten hier zusammen mit Descartes und Spinoza, den Stoikern des 16. und 17. Jahrhunderts und den späteren Moralphilosophen. Man ließ sich sogar durch stoische und hellenistische Einflüsse vielfach verleiten, die gesamte Spekulation auf praktische Zwecke hinzuleiten, eine Übertreibung, welche dem Mittelalter fremd geblieben war. Diese Trübung des Adels theoretischer Wissenschaft durch das Getriebe des Alltagslebens rief später jene Reaktion hervor mit dem mißverständlichen Schlachtruf: „Wissen um seiner selbst willen".

Im Anschluß an die Neueinordnung der Logik und Ethik rüttelte man an der althergebrachten Dreiteilung der theoretischen Wissenschaften, der Metaphysik, Mathematik und Physik, die aus einem dreifachen Grad der Abstraktion abgeleitet war. Konservative Denker und philosophische Neuerer beteiligten sich an diesen Untersuchungen. Scharfsinnige Gründe eines Molina, Hurtado, Arriaga, Oviedo, Vasquez u. a. erschütterten ausgezeichnete Denker, darunter einen Suarez, so, daß sie nicht mehr energisch die alte Einteilung zu verfechten wagten. Das Ergebnis war eine Erweiterung des Begriffs der Wissenschaft, und damit auch die Auflösung der Identität der Philosophie und der Wissenschaft. Die Geschichte, die uns vorliegt, erzählt uns diese Entwicklung nicht. Darum bleibt auch die überaus wichtige Tatsache unberührt, daß die philosophischen Systeme des 16. und 17. Jahrhunderts keinen unmittelbaren, maßgebenden Einfluß übten auf die Neugestaltung des B e g r i f f s der Philosophie. Man müßte die tiefer liegenden Kräfte aufdecken, welche teils keimartig im Wesen der Wissenschaften vorgebildet waren, teils in den Werkstätten der neuentstehenden Wissensgebiete geschaffen wurden. Die Aufmerksamkeit wäre zunächst auf die Ausscheidung der Mathematik

aus dem Kreise der eigentlichen philosophischen Fächer zu richten. Neben einer gewissen Mißstimmung gegen die Mathematik auch in ersten philosophischen Kreisen des 15. und 16., ja sogar des 17. Jahrhunderts, „weil sie ihre Sätze nicht aus dem Wesen der Zahlen und geometrischen Gebilde entwickle und darum den Namen einer Wissenschaft nicht verdiene“ [1], kam doch auch jene wunderliche, aus Plato und den Pythagoreern geschöpfte Zahlensymbolik auf, der einige große Bedeutung beilegten. Aber mit Leonardo da Vinci begann auch ein heißer Kampf der Freunde der Mathematik gegen ihre Verkleinerer, der damit endete, daß ihr der Rang einer wahren Wissenschaft unbestritten blieb, daß ihre Methode für einige Zeit sogar für die philosophischen Untersuchungen maßgebend wurde, daß sie zugleich aber auch als philosophisches Fach ausschied. Als sie im 16. und 17. Jahrhundert in die engsten Beziehungen zur Naturlehre trat, hatte sich der Begriff der Wissenschaft und der Philosophie bereits stark verschoben. Das Einzelwissen und die daraus unmittelbar abgeleiteten Gesetze waren aus der Prinzipienlehre, auf welche nunmehr der Name Philosophie eingeschränkt wurde, ausgeschieden und richteten sich als selbständige Wissenschaften ein. Ihnen schloß sich die Mathematik an. Was Frischeisen-Köhler über die Grundlegung der mathematischen Naturwissenschaft ausführt (S. 70 ff.), würde sich ganz anders abheben, wenn es sich auf die Untersuchung dieser Bewegungen aufbaute.

Wir mußten hier etwas weiter ausholen, um unser Urteil über die Unzulänglichkeit der ersten Abschnitte des neuen Überweg einigermaßen zu begründen. Damit soll natürlich die gewaltige Arbeit, welche Dr. Frischeisen-Köhler an die Bearbeitung gelegt hat, in keiner Weise verkleinert werden. Der ganze Band wurde umgegossen und, soviel wie möglich, gleichmäßig umgearbeitet; die an den Schluß verlegte Bibliographie ist gut ergänzt. Nur begrüßen kann man es, daß Überwegs kritische Anmerkungen gestrichen wurden. Wären doch auch einige ungerecht scharfe Worte, die zum vornehmen Ton des Werkes nicht passen, in Wegfall gekommen! Man darf vom Bearbeiter nicht fordern, daß er alle Philosophen, deren Lehre er darlegt, gleich genau kennt. Darum will ich auch nichts sagen über die vielen Lücken, die mir z. B. in der Schilderung des Entwicklungsganges Spinozas aufgefallen sind. Ein Grundriß kann die Einzelforschung nicht einfach ersetzen. Um so mehr muß die Notwendigkeit betont werden, ähnliche allgemeine, tief eingreifende Richtungen und Bewegungen, wie sie oben angedeutet

---

[1] Den Unwillen gegen die Mathematik schöpfte man aus Sextus Empiricus, dem Proklischen Kommentar zum ersten Buch Euklids, aus einigen Äußerungen des Averroës und Alexanders von Aphrodisias, ja aus Platos siebentem Buch über den Staat. Vgl. Pico von Mirandula, Opera (ed. Veneta 1557): Conclusiones de mathematicis 1—6, 158 (b). Joh. Franc. Pico, De examine doctrinae vanitatis gentium l. 3, c. 61; Campanella, Universae Philosophiae . . . partes 3, libri 18 (Paris 1638): Opp. t. IV, l. 5, c. 1, art. 5 und l. 2, art. 1—4; Bened. Pererius' De communibus omnium rerum naturalium principiis et affectionibus libri 15 (1588) l. 1, c. 12, 40 ff.; Fr. Baco, Opp. (1665): De dignitate et augmentis scientiarum l. 3, c. 6, 96.

wurden, ausführlich zu schildern. So vermissen wir z. B. auch einen eigenen, weitausholenden Abschnitt über die ethisch-politischen Schriften des 17. Jahrhunderts in ihrem Werden und ihrem Zusammenhang; gerade sie geben dem Zeitraum einen guten Teil seiner Farbe und seiner Gestalten. Diese Bewegung ist als Ganzes im Grundriß übersehen. Darum werden unbegreiflicherweise Philosophen wie Du Vair und Balthasar Gracian [1], die auf ihre Zeitgenossen weit größeren Einfluß übten als Dutzende anderer bei Überweg erwähnter, nicht einmal genannt.

Um diesen Forderungen zu genügen, braucht man nicht Personen und Systeme auseinanderzureißen und alles auf der Geschichte der Gedanken aufzubauen. Man kann die gewiß richtige Überzeugung Frischeisen-Köhlers teilen, „daß die philosophische Gedankenbewegung der neueren Zeit viel verschlungener, viel stärker von mannigfach sich kreuzenden und einschränkenden metaphysischen und religiösen Motiven bestimmt ist, als systematische, von den Problemstellungen unserer Tage ausgehende Interpretationen und Konstruktionen es erscheinen lassen" (S. VII). Man darf die Unmöglichkeit zugeben, „das Ganze als einen gradlinigen Fortgang zu irgendeinem abschließenden Standpunkt hin zu begreifen" (S. VIII). Daneben dürfte man aber einen strammeren Zusammenhang des Denkens und der philosophischen Arbeit, die Macht der Überlieferung, den Anschluß an die Vergangenheit stärker berücksichtigen als der Verfasser.

Auch ist die Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts noch viel zu einseitig eingestellt auf eine Reihe von Männern, die mehr Schöngeister als Philosophen waren, mehr mit der Einbildungskraft als mit dem Verstand arbeiteten, während viele außerordentlich tiefe und gründliche Denker nur deshalb unerwähnt bleiben, weil sie kein neues Lehrgebäude schufen. Auch das ist ein Mangel.

Vielleicht wird das ausgebreitete Wissen und die große Arbeitskraft Frischeisen-Köhlers in einer neuen Auflage das alte, unhaltbare Schema, das die Philosophiegeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts noch immer beherrscht, entschlossen sprengen. **Stanislaus v. Dunin-Borkowski** S. J.

Der Staat in seinen Beziehungen zur sittlichen Ordnung bei Thomas von Aquin. Eine staatsphilosophische Untersuchung von Dr. Wilhelm Müller. [Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters, herausgegeben von C. Baeumker. Band XIX, Heft 1.] gr. 8° (XII u. 98) Münster 1916, Aschendorff. *M* 3.50

„Von allen Lehrpunkten des thomistischen Systems hat wohl keiner die Aufmerksamkeit auch nichtkatholischer wissenschaftlicher Kreise in solchem Maße beansprucht wie die Gesellschafts- und Staatslehre des Aquinaten. Man hat nämlich die Wahrnehmung gemacht, daß die Staatstheorie des Aquinaten kein

[1] Gracians Aphorismen über die Weltklugheit sind weit bedeutender als La Rochefoucaulds und Vauvenargues' Maximen. Du Vairs Traité de la constance erlebte in 50 Jahren bis 1641 mehr als fünfzehn Auflagen.

bloßer Apriorismus ist, sondern durch ein beachtenswertes konkretes Tatsachen- und Beobachtungsmaterial die Fühlung mit dem menschlichen Leben verrät. Die klare sachliche, an den gesunden Menschenverstand appellierende Art der thomistischen Darstellung kommt gerade in seiner Gesellschafts- und Staatslehre zu besonderer Geltung. Es haben moderne Denker zugestanden, daß so manche Sätze der Rechtsphilosophie, der Gesellschafts- und Staatslehre, die man als Errungenschaften unserer Zeit feiert, sich schon in den Schriften des hl. Thomas finden." Mit dieser fein abgetönten Zeichnung leitet der verdiente Forscher Martin Grabmann die Darstellung der thomistischen Staatslehre in seinem anziehenden Thomasbuch ein.

Von einer neuen Seite behandelt neuerdings Dr. Wilhelm Müller diesen Gegenstand. Läßt sich auch an Material kaum etwas Neues bieten, so verdient doch der Gesichtspunkt, unter dem das mit peinlichster Sorgfalt und einer gewissen Vollständigkeit aus den ersten Quellen geschöpfte Material kritisch verarbeitet und systematisch aufgebaut wird, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise.

In fünf Abschnitten eröffnet sich dem aufmerksamen Beschauer der große Reichtum und die klassische Einfachheit, die nüchterne Diesseitswirklichkeit und ideale Jenseitsspannweite des thomistischen Staatsbaues; das zeitgeschichtlich und erfahrungsmäßig bedingte Beobachtungsmaterial ist auf wenige, für alle Zeiten und Verhältnisse geltende normative Prinzipien zurückgeführt.

Erste Betrachtung: Der Staat, eine Forderung der sittlichen Ordnung. Im Anschluß an aristotelische Gedankengänge führt Thomas aus, daß die auf das gesellschaftliche Leben positiv hingeordnete Natur des Menschen über Familien- und Gemeindebildung hinaus notwendig zur Bildung einer allen menschlichen Bedürfnissen und Fähigkeiten genügenden vollkommenen Gesellschaft, d. h. zum Staat führt und drängt. Ist es auch die Notdurft des Lebens, die zuerst zur Staatenbildung treibt, so sind es darüber hinaus doch vor allem die Erreichung der geistig-sittlichen oder der höheren Kulturgüter, die Auswirkung der intellektuell-ethischen Anlagen, denen die großen Völkerorganisationen ihre Fortdauer und ihren Bestand verdanken und die nur in ständigen geordneten Nationalverbänden sich zu der vom Schöpfer gewollten Fülle entfalten können. Mithin ist der Staat eine von der Natur bezweckte Institution, eine Forderung der sittlichen Ordnung und nicht etwas Zufälliges, z. B. Folge der freien bösen Tat, der Sünde. — Wo aber eine große Vielheit, eine Menge individuell gearteter Köpfe an der Verwirklichung eines Zieles, nämlich an der Erreichung des öffentlichen Wohles arbeiten soll, da ist eine Autorität mit streng verpflichtender Machtfülle notwendig. War nun eine auf das Gesamtwohl hinwirkende Vereinigung von Menschen ein sittliches Naturgebot, dann ist auch die einende, auf das Ziel hinführende Obrigkeit von der sittlichen Ordnung gefordert.

Zweite Betrachtung: Die Aufgaben des Staates als sittliche Zwecke. Wenn der Staat in der sittlichen Ordnung seinen Ursprung hat, dann auch in ihr seinen Zweck. Das ist ein notwendiges Postulat der teleologisch orientierten Metaphysik des Aquinaten. Die in Wirklichkeit vorhandene sittliche Ordnung findet aber ihren Zielpunkt erst in einer übernatürlichen Welt. Der Staat, wie

er Gottes geoffenbartem Willen gemäß sein soll, ist der Glaubensstaat. Daraus erwächst für den mittelalterlichen Denker das Problem der Abgrenzung der staatlichen und der kirchlichen Gewalt. Das Endziel steht in gar keinem Verhältnis zu der natürlichen Fassungskraft des Menschen, die Mittel und Wege zu ihm liegen jenseits der diesseitigen Möglichkeiten. Die übernatürliche Religion läßt sodann der natürlichen keinen für sich geltenden, autonomen Spielraum, sondern nimmt sie als organischen Bestandteil in sich auf. Folglich kann die unmittelbare Hinordnung auf das letzte Ziel, die direkte Pflege der religiösen Betätigung nur Sache der Kirche sein. Mithin wird es Aufgabe des Staates sein, die Vorbedingungen zur Erreichung jenes Zieles zu schaffen, für die „gute Lebensführung" der Untertanen zu sorgen und sie damit für die Erlangung des Endzweckes vorzubereiten. Nicht ein Verschlingen der verschiedenartigen Ziele durch das Endziel, sondern eine Unterordnung unter dasselbe, nicht ein Aufgehen der Staatsaufgaben in die kirchliche Tätigkeit, sondern ein harmonisches Zusammenarbeiten ist auch hier der Ausdruck der so wunderbar einheitlichen Lehre des genialen Systematikers. Diese „gute Lebensführung" der Bürger, diese weite, der staatlichen Betätigung verbleibende Domäne und Machtsphäre ist zunächst zu begründen, dann zu erhalten und endlich zu vervollkommnen. Begründet wird sie durch Wahrung des Friedens, durch Schaffung allseitigen äußeren Wohlstandes und durch Pflege der bürgerlichen Tugend oder der öffentlichen Sittlichkeit. Zur Erhaltung der guten Lebensführung ist vor allem auf die Besetzung der Ämter mit geeigneten Männern und auf eine wohlgeordnete Rechtspflege zu sehen. An dritter Stelle verlangt sie Schutz der Bürger gegen äußere Feinde; ein Hauptmittel ist der Krieg. Endlich wird sich die Obrigkeit die Vervollkommnung der Untertanen durch Abstellen von Unordnungen, Ergänzung von Fehlendem usw. angelegen sein lassen. So ist nach dem hl. Thomas der Staat weder Selbstzweck im Sinne der Antike oder der alles bevormundende Polizeistaat im Geiste des neuzeitlichen Absolutismus noch auch der bloße Rechtsstaat des ungezügelten Manchestertums im 19. Jahrhundert: ihm eignet neben dem Rechtszweck eine Wohlfahrtsaufgabe.

Aus den vielfachen Pflichten und Rechten der Staatsgewalt ergibt sich eine Reihe hoher sittlicher Anforderungen an die Person ihres Trägers. In ebenso anziehender Gestalt tritt im „Fürstenregiment" die Idealgestalt des Herrschers vor uns hin in seiner überragenden Stellung, Würde, Tugend, Verantwortlichkeit, mit seiner Hoffnung auf die höchsten himmlischen und irdischen Güter, wie sich unser Blick von dem in den düstersten Farben gehaltenen Tyrannen abwendet.

Dritte Betrachtung: Die in der sittlichen Ordnung begründeten Befugnisse und Grenzen der staatlichen Gewalt. Der Zweck des Staates ist als Quell der Machtbefugnisse zugleich ihr Maß: der Staatsgewalt steht alles das als Mittel zur Verfügung, was sie zur Erreichung des wahren Staatswohles benötigt. Als solche kennt Thomas die Gesetzgebung, Rechtsprechung und die damit zusammenhängende Strafgewalt; bekanntlich ist die heutige Einteilung in gesetzgebende, richterliche und exekutive Gewalt neueren Ursprungs (Locke-Montesquieu). Da die sittliche Ordnung eine einheitliche, widerspruchslose ist, so darf die Obrigkeit

von ihrer Gewalt, die ihr von Gott eben zu deren Ausbau und Verwirklichung verliehen ist, nur in Übereinstimmung mit den unverrückbaren Normen des natürlichen und positiv geoffenbarten Sittengesetzes Gebrauch machen.

Vierte Betrachtung: Die sittlichen Pflichten des Bürgers gegen den Staat. Wie das Kind gegen seine Eltern als das Prinzip seines Daseins und seiner Erziehung sittliche Pflichten hat, so aus analogen Gründen der Bürger gegen sein Vaterland. Die erste Gewissenspflicht ist der Gehorsam gegen die bestehenden Gesetze, Ehrfurcht und Unterwerfung unter die rechtmäßige Obrigkeit. Weiterhin ist die Entrichtung von Steuern und Abgaben eine streng sittliche Forderung der Gerechtigkeit. Vor allem aber fordert der Heilige selbstlose Vaterlandsliebe, die für die Erhaltung und Verteidigung des Vaterlandes Sorge trägt, das Eigeninteresse dem Allgemeinwohl hintanzusetzen vermag und sich gegebenenfalls opferwillig den Todesgefahren aussetzt.

Fünfte Betrachtung: Der sittliche Wert der einzelnen Staatsformen. Von Aristoteles nimmt der Aquinate die Lehre von den sechs Grund-Staatsformen herüber und wertet sie vom sittlichen Standpunkt aus in gute und schlechte, je nachdem sie das Staatswohl oder den Vorteil der Regierungsmänner bezwecken. Als beste Staatsform gilt ihm die Monarchie, indes ist es keine absolute Königsherrschaft, sondern eine durch Aristokratie und Politie gemäßigte. Unter den schlechten Staatsformen ist umgekehrt die Alleinherrschaft der Tyrannis die verderblichste.

Dieser schematische Grundriß der thomistischen Staatslehre läßt kaum den Reichtum an Fragen ahnen, welche der Bau in seiner Ausführung behandelt: Fragen, die auch in unsern Tagen über das rein geschichtliche Interesse hinaus einen hohen Aktualitätswert beanspruchen.

Für die Lösung der theoretisch ebenso schwerwiegenden wie praktisch folgenreichen Frage über das Verhältnis von Staat und Kirche hat Thomas im Gesagten bereits den metaphysisch-dogmatischen Untergrund gelegt. Daraus ergibt sich die Überordnung der geistlichen über die weltliche Gewalt. Mit der rein geistlichen Aufgabe ist aber auch die Grenze der kirchlichen Machtbefugnis gegeben. In weltlichen Dingen hat der Fürst die oberste Leitung. Beide Gewalten haben ihren Ursprung in der göttlichen, und darum ist innerhalb der ihr angewiesenen Sphäre einer jeden zuerst und zumeist zu gehorchen. Indes bleibt Thomas in der Durchführung und konkreten Anwendung diesem Standpunkt nicht immer treu. Selbst dieser abstrakte Denker und folgerichtige Prinzipienverfechter zollt zeitgeschichtlich Bedingtem und rein politisch Gewordenem seinen Tribut: so spricht er in einem seiner Frühwerke dem Papste die Summe der geistlichen und weltlichen Gewalt zu und nennt auch später die Könige Vasallen der Kirche. Immerhin, so schließt Müller mit Baeumker: „Die Durchführung jener extrem kurialistischen, den Dualismus der beiden Gewalten prinzipiell aufhebenden Theorie ... ist ihm fremd. ... Streitigkeiten, wie die über die direkte oder indirekte Gewalt des Papstes den weltlichen Regierungen gegenüber ... kümmern ihn nicht."

Auch was die bürgerliche Toleranz betrifft, macht Müller die Theorie des Heiligen mit feinem historischem Takt aus ihrer Zeit heraus verständlich, so daß

sie für den geschichtlich Denkenden, mag er auch andern Bekenntnisses sein, jede verletzende Spitze verliert. Der Gedanke der bürgerlichen Toleranz für Anders- und Ungläubige, der Religions- und Gewissensfreiheit war dem Mittelalter ebenso fremd, wie er der Neuzeit noch auf viele Jahrzehnte fremd blieb, Katholiken nicht minder als Protestanten. Bei Thomas indes zeigt sich eine Reihe von Ansätzen einer freieren Auffassung über das Verhalten gegen Andersgläubige, im wesentlichen kommt er aber über die Anschauungen seiner Zeit nicht hinaus.

Seine klarblickenden, weitherzigen Aufstellungen über Erlaubtheit des Krieges, über den hohen sittlichen Wert des gerechten Kämpfens usw. sind in unsern Tagen so oft — auch in diesen Blättern 88 (1915) 83 ff. — gewürdigt worden, daß hier von einer Wiederholung abgesehen werden darf.

Interessant sind Thomas' Ansichten über Ackerbau, Handel und Kaufleute, bedeutsam seine Ausführungen über Strafgewalt, Unabänderlichkeit bzw. Veränderlichkeit des Sittengesetzes, die Begründung der Notwendigkeit einer Regierungsgewalt, das Verhältnis des Staates zur Unterrichtspflege.

Mit Spannung wird man den Entscheidungen und Darlegungen folgen, welche der große Lehrer in der berühmten Kontroverse gibt: Welches Verhalten haben die Bürger den Tyrannen gegenüber einzunehmen? Der Heilige geht davon aus, daß nur die rechtmäßige oder „von Gott" stammende Obrigkeit bindende Gesetze erlassen kann. Ist mithin der Träger der Gewalt unrechtmäßigerweise zu seinem Amte gelangt, so sind ihm gegenüber die Bürger zum Gehorsam nicht verpflichtet, es müßten denn aus dem Ungehorsam schlimmere Folgen zu befürchten sein. Überschreitet die rechtmäßige Obrigkeit ihre Befugnisse, so hört die Pflicht des Gehorsams auf; setzt sie sich mit ihren Anordnungen gar in Widerspruch zur höheren, göttlichen oder menschlichen Autorität oder zum eigentlichen Staatszweck, so wird der Gehorsam geradezu sittlich verwerflich. — Hat man es folglich mit einem Usurpator, d. h. unrechtmäßigen Herrscher zu tun, so ist aktiver Widerstand gegen ihn, selbst Tötung erlaubt, falls ein Rekurs an eine höhere Instanz, die mit ihm ins Gericht gehen könnte, nicht möglich und eine Anerkennung seitens des Volkes oder einer höheren Autorität nicht erfolgt ist, mit andern Worten: solange er noch nicht in pacifica possessione ist. Denn da ein solcher Tyrann durch Gewalt die Herrschaft an sich gerissen hat, so ist er kein wahrer Vorgesetzter der Bürger. Ist dagegen der Tyrann bloß ein ungerecht regierender, im übrigen aber rechtmäßiger Herrscher, so ist es — falls die Tyrannis nicht jedes Maß überschreitet — nützlicher und besser, und somit eine Forderung der Pflicht, sie eine Zeitlang zu ertragen, als durch Bekämpfung Gefahren heraufzubeschwören, die schlimmer sind als die Gewaltherrschaft selbst. Wird sie aber unerträglich, so kann mit zuständiger öffentlicher Autorität, falls eine solche vorhanden ist, gegen den Tyrannen vorgegangen werden; die Tötung aus Privatinitiative dagegen bleibt unerlaubt. Ist keine öffentliche Autorität dem Tyrannen gegenüber vorhanden, so ist Hilfe von Gott zu erwarten.

Diese Proben aus dem reichen Inhalt der knapp gehaltenen Schrift verraten dem kundigen Leser die mühevolle Arbeit, mit der der Verfasser das Material aus den verschiedensten Schriften des Aquinaten herbeigeschafft, kritisch gesichtet und zu einem einheitlichen Ganzen verarbeitet hat. Außer der einzigen systematischen Schrift De regimine principum ist neben der theologischen und philosophischen Summe und dem Sentenzenkommentar der Kommentar zur Aristotelischen Politik reichlich ausgebeutet worden; überdies wurden die Erklärung des Römerbriefes und die Schrift De regimine Iudaeorum wiederholt herbeigezogen.

Die Schrift Dr. Müllers verrät in ihrem architektonischen Aufbau den geschulten Systematiker. Die sachgemäße Klarheit und Bestimmtheit, mit der die Begriffe entwickelt und die Probleme aufgerollt werden, erweckt unbedingtes Vertrauen.

Als Abschweifung empfindet man zuweilen das weite Ausholen, worunter die Übersichtlichkeit leidet. Ähnliches wäre von dem in den Anmerkungen niedergelegten gelehrten Apparat zu zeigen. Der Verfasser sagt zwar in der Einleitung, es sollten auch die historischen Beziehungen der thomistischen Lehre berücksichtigt werden. Sehr gut. Darum sind auch die zahlreichen Belege aus Platon, Augustin, verschiedenen Scholastikern und manch andern Autoren sehr erwünscht, die Stellennachweise und Ausführungen aus Aristoteles durchaus notwendig. Aber nun wachsen sich die Anmerkungen zu förmlichen Miniaturmonographien und Bibliographien aus mit langen Rückblicken in die Vorgeschichte und vielen Ausblicken in die späteren Zeiten. Hier gilt: In der Beschränkung zeigt sich der Meister. Umgekehrt hätten hie und da thomistische Lehrentwicklungen und Beweisgründe schärfer gefaßt und nachdrücklicher hervorgehoben werden können.

Diese Ausstellungen gehen indes nur auf Nebensächliches, den großen Wert der echt fachwissenschaftlichen Leistung vermögen sie in keiner Weise zu berühren.

Die hohe geschichtliche Bedeutung der thomistischen Staatslehre liegt aber darin, daß sie nachdrücklicher, als je zuvor bei den heiligen Vätern und Scholastikern geschehen war, „die naturgemäße Entstehung und die selbständige Aufgabe des Staates im Anschluß an Aristoteles feststellte". Dieser aristotelische „Gedankenkern hat später auch, losgelöst von dem geistlichen Gedankenkreise, dem Thomas ihn eingefügt hatte, der selbständigen Entwicklung einer weltlichen Staatstheorie für lange Zeit die typische Wendung gegeben" (C. Baeumker in Hinneberg, Die Kultur der Gegenwart, I. Teil, Abtlg. V, 2. Aufl., S. 405 403).

Die überlegene Art, mit welcher der Aquinate die Staatslehre behandelt, beleuchtet von neuem sein Genie: die gleiche Beherrschung der abstraktesten metaphysischen wie praktisch-ethischen Fragen, der nüchterne Blick für das wirklich Gegebene und das spielende Herausarbeiten der ewigen Prinzipien, der konservative Sinn für die haltbaren Denkergebnisse der Vergangenheit und das kühne, um etwaige Vorurteile seiner Zeit unbeirrte Voranarbeiten am Fortschritte der Wissenschaft.

Bernhard Jansen S. J.

Deutsche Literatur.

1. **Das Mättelisepp i.** Eine Erzählung von **Heinrich Federer.** 8° (IV u. 566) Berlin 1916, Grote. Geb. *M* 6.—
2. **Patria!** Eine Erzählung aus der irischen Heldenzeit von **Heinrich Federer.** Einbandzeichnung von Prof. Georg Schiller. 1.—30. Tausend. 12° (II u. 92) Freiburg 1917, Herder. Geb. *M* 1.—
3. **Eine Nacht in den Abruzzen.** Mein Tarcisius-Geschichtlein von **Heinrich Federer.** Einbandzeichnung von Prof. Georg Schiller. 1.—30. Tausend. 12° (II u. 64) Freiburg 1917, Herder. Geb. *M* 1.—

1. Am 7. Oktober 1916 waren es 50 Jahre, daß Heinrich Federer, der heute so beliebte Schweizer Erzähler, in Brienz (Kt. Bern) geboren wurde. Zur Feier seines Geburtstages erschien das „Mättelisepp i".

Einen prächtigeren Festtagskommentar, als der Dichter hier selbst lieferte, wird ihm so leicht kein Kritiker schreiben; denn das ganze Werk ist zugleich ein wertvolles biographisches Bekenntnisbuch und eine höchste Leistung deutsch-schweizerischer Erzählungskunst.

Der Verfasser nennt seine Schöpfung bescheiden „eine Erzählung". In der Tat schenkt er hier der zahlreichen Gemeinde seiner Verehrer keinen Roman im schulgerechten Sinne; aber gerade dieses urwüchsig tüchtige Buch legt Zeugnis dafür ab, daß die freiere und einfachere Form des munteren Fabulierens unter dem Zauberstab eines gottbegnadeten Dichters mindestens ebenso zu befriedigen vermag wie der straffe, nach allen Regeln der Technik gearbeitete Kunstroman.

Die Geschichte spielt in der Gegend eines idyllischen Sees der Urschweiz — den man auf der Landkarte südwestlich vom Pilatus zu suchen hat —, wo der Verfasser seine Jugendzeit verlebte. Die herrliche Landschaft ist nicht nur Hintergrund oder Staffage, sie spielt selbst ihre bedeutsame Rolle, oder wenn man so will, sie vertritt mit ihrem unergründlich tiefen See und den himmelweisenden Bergen die Stelle des Chors aus der altgriechischen Tragödie, obwohl nicht in so ausgesprochener Weise wie in „Berge und Menschen". Die Personen sind sämtlich mit meisterhaftem Wirklichkeitssinn und doch wieder mit solch souveräner Selbständigkeit gezeichnet, daß beim Leser die neugierige Frage nach ihrer Identität hinter dem allgemein menschlichen Interesse merklich zurücktritt. Das gilt zunächst von der famosen Gestalt der deftigen alten Jungfer, Mättelisepp i genannt, die mit der Willenskraft eines Diktators die ungebärdige Jugend des Dorfes meistert und nebenbei in Sachen der hohen Landespolitik selbst mit dem allgewaltigen Landammann Horat wie Macht gegenüber Macht verhandelt. Und es gilt nicht minder von der Charakteristik der Familie Spichtiger, deren Glieder die eigentlich menschlichen Träger der Handlung sind, während das herbe Mättelisepp i schon mehr wie eine überweltliche Frau Holle die Geschicke der kleinen Sterblichen fast nach Belieben beeinflußt. Man verrät gewiß kein Geheimnis, wenn man darauf hinweist, daß der nachdenklich veranlagte, geistig regsame, aber körperlich leidende Aloisli Spichtiger viele Züge des Dichters selbst trägt. Auch die Person des Vaters Paul Spichtiger, jenes problematischen Künstlers, der unerschöpflich an

Ideen und unermüdlich im Plänemachen ist, jedoch in der Ausführung schließlich regelmäßig versagt, sowie die prächtig durchgeführte Gestalt seiner haushälterischen, genauen und ordnungsliebenden Frau sind offenbar keine bloßen Phantasiegebilde: sie haben einst gelebt und waren bei all ihren kleinen oder großen Schwächen liebe Menschen, deren Charakterzeichnung vom Dichter mit seinem Herzblut geschrieben wurde. Trotzdem wäre es gefehlt, in dem Buche so etwas wie eine Familienchronik oder historisch getreue Tagebuchaufzeichnungen des Verfassers zu erblicken. Dafür ist das Ganze doch viel zu sehr ein Werk des freien, dichterischen Genius. Der Biograph Federers, der später das „Mätteliseppi" als Quelle für seine Forschungen verwertet, wird sich hüten müssen, aus den hier geschilderten Szenen und Situationen rasche Schlüsse zu ziehen, wenn seine Folgerungen nicht durch anderweitig feststehende Tatsachen gestützt werden.

Ein schönes und wohlverdientes Denkmal der freundlichen Erinnerung setzt Federer einer Reihe von teils verstorbenen teils noch lebenden Persönlichkeiten, vorzüglich seinen ehemaligen Lehrern, den Benediktinerpatres am Gymnasium in Goldingen (Sarnen). Das Kapitel über die Alexius- und Bruder-Klaus-Aufführung am dortigen Studententheater ist ein klassisches Muster einer dramatisch bewegten Erzählung, die den Leser so sicher fesselt und mitreißt, daß es ihm vorkommt, als erlebte er noch einmal mit 10 oder 12 Jahren den ganzen ehrfurchtsvollen Zauber eines erstmaligen Theaterbesuchs im berühmten Sarner „Kollegi".

Unerschöpflich ist Federer an treffenden, durchaus eigenartigen Vergleichen, an glänzenden Landschaftsschilderungen und poetischen Bildern erlesenster Art. Das „Mätteliseppi" stellt hierin wie noch in vielen andern Punkten alle früheren Werke des geistvollen Schriftstellers in Schatten. Eine kleine Probe mag hier folgen — eine aus Dutzenden! Die Stelle berichtet über die Ankunft von Vater und Sohn Spichtiger mit dem Dampfer in Luzern und malt die staunende Bewunderung des kleinen Aloisli köstlich aus:

„Dem Jungen überlaufen die Augen vor Wunder, und er will zum Vater springen und ihn zwingen, sich mitzuwundern und mitzujubeln. Da, alle Wetter, — gibt es denn wirklich noch Schöneres? — blitzt es in einer halbrunden Bucht tausendfältig auf: die zahllosen Fenster, die Augen der Stadt! Auch ein verlorenes Summen von Glocken kam übers Wasser daher. Ein violetter Dunst lag über etwas Weißem, Rotem, Gelbem, Braunem, was aber nach und nach in tausend herrlichen Häusern auseinanderging und sich mit Kuppeln und Türmen alt und neu in die Luft hob. Grüne Alleen liefen an der Flut hin, und es zappelte da von einem schwarzen lebendigen Vielerlei der Wagen, Pferde und Fußgänger. Mächtige Dampfer kamen oder schaufelten gleichgültig weg, ein ganzes Geschwader von kleinen Kähnen tummelte sich fliegenfrech um sie herum, Rauchgewölke da und dort wirbelte über den Dächern auf, als brenne die Stadt an sieben Orten, und es pfiff und rumorte rechts und links vom Lande gegen das Zentrum eine hurtige, feuerspeiende Eisenbahn. Aber über allem lag Licht und Lachen. Das war das Land des Glückes. O wie begreiflich, daß der Vater immer und immer wieder Heimweh hierher hatte!

„Nun glitt man sachte ans Land. Schon schwindelten dem Kleinen die Ohren von der unendlichen Musik am Ufer, als ihn der Vater rückwärts kehrte gegen den See und schelmisch sagte: ‚Na, nun such' doch einmal, wo du daheim bist!‘

„Ah, da lag es fern und klein gedrückt, das Land seiner Berge, weit hinten im Schatten einer alten, schlafversunkenen Welt. Nichts war zu unterscheiden. Die Saldener Höhen verschmolzen in unlöslichem Grau und Braun mit andern Höhen in einen einzigen tiefen Gebirgshintergrund. Aber man dachte auch gar nicht an sie und bemerkte sie nicht, weil hinter diesen Voralpen im letzten Süden unsere alte, berühmte Schweizergarde gen Himmel stand, in silbernen Panzern und goldenen Helmen, der Höchstkommandierende, General Finsteraarhorn, und seine Heldentochter, die Jungfrau, die Adjutanten Mönch, Schreckhorn und Eiger, dann die braven Hauptleute und Gardisten bis hinunter zu den Korporälen Well- und Wetterhorn. Wie sie da Wacht standen gegen Mitternacht hinauf und gegen Mittag hinunter, nicht lustig, nicht traurig, mit jener ehernen Gelassenheit, die schon alles tausendmal hat kommen und gehen sehen, nur sie sind geblieben!"

Die Erklärung für den geistigen Reichtum des Werkes liegt in der innigen Vertrautheit oder besser im unzerstörbaren Verwachsensein des Verfassers mit der Berggegend und ihren Bewohnern, die er uns schildert. Hier im Dorfe Saldern (Sachseln) und an den Gestaden des Sarner Sees hat Federer wohl die schönsten Jahre seines Lebens zugebracht, hat viel in Büchern, aber noch mehr im Buche der Natur gelesen, hat geträumt, erzählt, gelacht und gelitten und trotz Asthma und anderer körperlichen Beschwerden sich einer beneidenswerten geistigen Gesundheit und Frische erfreut, die nun aus diesem Buche dem Leser wie köstlicher Tannenduft und das erquickend feine Staubgeriesel eines Bergwasserfalls entgegenweht.

So absichtslos übrigens der Erzähler plaudert, so durchzieht doch eine feste leitende Idee das Werk und verbindet alle vorgeführten Erlebnisse und Begebenheiten zu einem einheitlichen Ganzen: die Überzeugung, daß Leiden, Enttäuschungen, Hemmnisse die Charakterbildung wesentlicher, zumeist auch vorteilhafter, beeinflussen als das, was wir im Leben Glück und Gunst der Verhältnisse nennen.

2. und 3. Die zwei kleinen Erzählungen „Patria" und „Eine Nacht in den Abruzzen" haben stofflich zu dem „Mätteliseppi" zwar keine Beziehung, aber sie ergänzen und vervollständigen für uns das Bild des Verfassers. Sie zeigen, daß der rege, geschmeidige Geist Federers auch für die Welt jenseits der heimatlichen Berge Interesse hat und sich mit eindringlicher Kraft in die Denkart anderer Völker zu versenken vermag. „Patria" behandelt die tragischen Geschicke des irischen Freiheitshelden Robert Emmet, eines Zeitgenossen Thomas Moores und O'Connells; „Eine Nacht in den Abruzzen" erzählt in freier temperamentvoller Weise die Legende des heiligen Märtyrerknaben Tarcisius. In beiden spricht neben dem gewandten Romanzier auch der Seelsorger und Priester, zwar nicht aufdringlich, aber eindringlich und warm zum katholischen Leser.

Alois Stockmann S. J.

Umschau.

Einfluß des Krieges auf die Überweisung in Fürsorgeerziehung.

Zur Beurteilung des Einflusses der Kriegszeit auf die heranwachsende Jugend stehen wenig zahlenmäßige Angaben zur Verfügung, und auch diese bedürfen, wie alle Zahlen, die Sittenzustände erfassen wollen, besonderer Vorsicht bei der Beurteilung. Die Lichtseiten werden, soweit sie überhaupt durch das Heraustreten in die Öffentlichkeit und zahlenmäßige Greifbarkeit zu erfassen sind — Kriegsfreiwillige, Heldentod, Auszeichnungen, Kriegshilfsdienst verschiedenster Art — zunächst von den besonders hieran interessierten Vereinen, Schulen usw. zur Darstellung gebracht. Die Schattenseiten treten uns zuvörderst entgegen in den Zahlen der Kriminal- und Fürsorgestatistik, wobei freilich mittelbar auch die Lichtseiten zur Geltung kommen.

Bei der Bewertung der Fürsorgestatistik müssen zunächst zeitliche und örtliche Unterschiede in der Handhabung des Gesetzes in Rechnung gestellt werden. Es handelt sich hier ja nicht um einfache Schuldfrage bei einer Straftat, sondern um die Entscheidung über Angemessenheit und Notwendigkeit einer bestimmten Erziehungsform. Hier ist natürlich dem freien Ermessen ein weiter Spielraum gegeben. Bevor wir Zahlen mitteilen, sei deshalb der Versuch gemacht, die verschiedenen Wirkursachen, die durch den Krieg besondern Einfluß auf die Überweisungen in Fürsorgeerziehung erhielten, zu nennen.

Zu Beginn des Krieges, also 1914, traten erst eine Reihe äußerer Hemmungen auf; mancher Antrag wurde nicht gestellt, weil man anfangs vieles durchließ mit dem Bemerken: Es ist eben Krieg. Auch brachte der plötzliche Eingriff der Mobilmachung in das Personal der Behörden mancherlei technische Schwierigkeiten mit sich. Wo, wie in Ostpreußen, der Feind ins Land kam, mußte natürlich der regelmäßige Gang noch mehr gehemmt werden. Diese Gesichtspunkte gelten auch für die Kriminalstatistik. Für die Fürsorge ist noch weiter in Betracht zu ziehen, daß auch die Unterbringungsmöglichkeit mancherorts sehr beschränkt, das Erzieherpersonal vermindert wurde. Diesen Schwierigkeiten kam bei den älteren Burschen die Leichtigkeit, als Freiwillige einzutreten, in den ersten Kriegsmonaten entgegen. Die schlimmen Folgen von Arbeitslosigkeit und Not, gerade in diesen kräftigen Jahren, wurden auf diese Weise glücklich ausgeglichen. All diese Umstände traten aber im zweiten Kriegsjahr mehr und mehr zurück, je mehr sich alles auf den Kriegszustand einstellte.

Leider galt dies auch für die sittigende Kraft der hohen Begeisterung, wie sie der Kriegsausbruch geboren hatte. Vielleicht wurde diese überhaupt gegenüber den ersterwähnten „simpeln" Gründen überschätzt. So zeigt sich bei den

schulentlassenen Mädchen, die durch das Soldatenleben und -treiben der ersten Monate besonders berührt wurden, denen aber eine äußere Ablenkung fehlte, gerade für das erste Kriegsjahr eine vielfach bedeutend stärkere Verwahrlosungsgefahr als früher. Anderseits machte sich der Ausfall von Erziehungskräften in diesen Monaten noch nicht so fühlbar. Mancherlei böse Ansätze wurden auch hier aufs Kriegskonto gesetzt. Durch diese Umstände konnte das Rechnungsjahr 1914 der preußischen Fürsorgeerziehung mit Ausnahme der Zahlen für die schulentlassenen Mädchen außerordentlich günstig abschließen.

Ganz anders 1915. Der Erziehermangel macht sich in fortschreitendem Maße geltend. Es werden immer mehr die älteren Jahrgänge, also gerade die Väter, die schon größere, der männlichen Erziehung bedürftigere Kinder haben, eingezogen. Lehrer und Meister ziehen ebenfalls immer zahlreicher hinaus. Die Mütter müssen vielfach auf Arbeit außer Haus gehen, die Kinder, besonders die Knaben, früher verdienen helfen. Es kommen hinzu die Schwierigkeiten in der Ernährung. Diese führen nicht nur öfters zu einem Notstand, sondern verursachen manche Unzufriedenheit und damit Erziehungsschwierigkeiten, namentlich bei den größeren Kindern. Ein gewisses Gegengewicht bietet einzig die erhöhte Arbeitsmöglichkeit. Doch kommt diese nur den Schulentlassenen zugute und wird bei den männlichen durch die bedeutende Erschwerung des freiwilligen Eintritts ins Heer wieder wettgemacht. So zeigt sich überall, am meisten aber bei den Schulknaben, eine beträchtliche Steigerung der Überweisung in Fürsorge gegen die erste Kriegszeit. Nur die Zahlen für die schulentlassenen Mädchen halten sich ungefähr gleich. Allerdings trat 1915 auch die Änderung des Fürsorgeerziehungsgesetzes in Kraft. Diese betont den vorbeugenden Charakter des Gesetzes und begünstigt somit eine möglichst frühzeitige Unterbringung. Damit steht vielleicht im Zusammenhang, daß sich zwischen den Ost- und Westprovinzen in der Handhabung des Fürsorgeerziehungsgesetzes ein gewisser Ausgleich anzubahnen scheint, indem im Westen, namentlich im Rheinland, eine größere Zurückhaltung bei Anordnung der Fürsorge kaum zu verkennen ist, im Osten hingegen das Gesetz einen mehr vorbeugenden Charakter als bisher auch in der Ausführung erhält.

Die Einwirkungen dieser Ursachen ergeben sich zahlenmäßig aus dem Vergleich mit den Überweisungszahlen der Friedenszeit, die seit 1904 fast ununterbrochen angestiegen waren. Da für 1913 keine Zahlen zur Verfügung stehen, sind jene für das Jahr 1912 eingesetzt. (Das Rechnungsjahr läuft stets bis zum 31. März des folgenden Kalenderjahres. 1914 umfaßt demnach bereits neun Kriegsmonate.)

	Noch nicht Schulpflichtige		Schulpflichtige		Schulentlassene		Summa
	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	
1912:	225	212	3101	1312	2870	2189	9909
1914:	237	210	2572	1162	2379	2322	8892
1915:	262	269	3922	1414	2935	2338	11242

Es wurden somit 1915 im ganzen 1333 Jugendliche mehr rechtskräftig der Fürsorgeerziehung in Preußen überwiesen als 1912. Das sind gegen 11,9%

mehr. Demgegenüber betrug die Zunahme 1909 auf 1912 23,7% = 1901 Zöglinge, 1906 auf 1909 ebenfalls schon 1085 = 13,5%. Mit Ausnahme der allerdings überhohen Steigerung von 26,5% bei den Schulknaben ist sonach die Steigerung nach 1¾ Kriegsjahren als mäßig zu bezeichnen.

Es ist an dieser Stelle besonders bemerkenswert, daß der Anteil der Katholiken in diesen Jahren bedeutend gesunken ist. Er hatte im Jahre 1912 nach längerem Ansteigen 42,3% betragen. Er fiel 1914 auf 40,4% und 1915 auf 37,9%. Der Anteil der Katholiken an den Altersklassen 1—18 betrug demgegenüber 1910 39%. Diese Zahl dürfte für 1915 ziemlich genau dem Durchschnitt der Jahrgänge entsprechen, die für die Überweisung in Fürsorge meist in Betracht kommen. Diese Erscheinung führt sich zum guten Teil zurück auf den Rückgang der Überweisungen in der zu über 70% katholischen Rheinprovinz in den Jahren 1912 bis 1915 von 2508 auf 1935.

Lehrreich ist ein Vergleich der Anteile der Katholiken an den einzelnen Gruppen: Männliche Schulentlassene 41,5%, männliche Schulpflichtige 39,06%; weibliche Schulpflichtige 36,05%, weibliche Schulentlassene 33,9%. Während also die Schulknaben ungefähr ihrem Anteil an den Altersklassen entsprechen, zeigen die Mädchen einen bedeutend geringeren Anteil. Dagegen schnellt der Anteilsatz der schulentlassenen Burschen bedeutend über den entsprechenden Bevölkerungsanteil, der für die Jahrgänge 14—18 im Jahre 1915 noch etwas unter 39% betragen dürfte. Es liegt hierin eine zahlenmäßige Anerkennung der Tätigkeit der zahlreichen Einrichtungen zur Pflege der weiblichen Jugend, zumal der Schutzorganisationen für die Gefährdeten, wie der Bahnhofsmission, des Mädchenschutzes, der Fürsorgevereine, der Klöster vom guten Hirten usw. Zugleich verlangt aber die Frage Antwort, ob nicht die Zahlen für die männliche Jugend sich ebenfalls günstiger stellen würden, wenn besonders für die Schulentlassenen katholischerseits auch nur ein Teil von dem geschehen würde, was für die Mädchen so erfolgreich geschieht. Der allgemeine Rückgang des Anteils der Katholiken während des Krieges zeigt dies in seiner Verteilung auf die einzelnen Gruppen mit besonderer Deutlichkeit. Während nämlich der Prozentsatz bei den männlichen Schulentlassenen nur von 42,2 auf 41,5% herunterging, fiel er bei den schulentlassenen Mädchen von 39% auf 33,9%. Diese Zahlen reden.

Constantin Noppel S. J.

Evangelisches Mönchtum.

So groß auch bei einem Teil der andersgläubigen Deutschen der Widerwille und das Mißtrauen gegen Klöster, Ordensleute, Mönche, Jesuiten und Barmherzige Schwestern noch immer sein mag, so läßt sich doch nicht verkennen, daß ein gewisses gegenseitiges Verstehen, Vertragen und sogar Hochschätzen auch in bezug auf das kirchliche Ordenswesen unter unsern getrennten Brüdern aufkeimt und an Boden gewinnt. Der Krieg hat nicht wenig dazu beigetragen, daß insbesondere der hohe Wert der krankenpflegenden und weiterhin aller karitativen, den Werken der leiblichen und geistlichen Barmherzigkeit gewidmeten religiösen Genossenschaften der Welt in klarem Lichte erschien.

Zwar sind auch in früherer Zeit einzelne Stimmen laut geworden, die es bedauerten, daß der Protestantismus allzu gründlich mit dem klösterlichen, gemeinsamen Leben und Arbeiten aufgeräumt und auch hier „das Kind mit dem Bade ausgeschüttet“ habe; aber bis zu ernstlichen Versuchen, den Fehler wieder gutzumachen, ist es in Deutschland, wenn wir von den Diakonissen absehen, kaum gekommen. Das soll, wie es scheint, jetzt anders werden. Der evang.-lutherische Pfarrer zu Seelze bei Hannover, Friedrich Parpert, tritt in einer jüngst erschienenen Schrift[1] ernsthaft und entschieden für eine Wiederbelebung des Mönchtums im deutschen Protestantismus ein. Er will in diesem Schritt sogar ein wichtiges Mittel zur „Reform der evangelischen Kirche der Gegenwart“ erblicken. Parpert gibt denjenigen recht, welche „von der inneren Rückständigkeit der [protestantischen] Kirche gegenüber einer aufgeklärten und kulturell hochentwickelten Zeit sprachen und glaubten, unsere Tage in Parallele setzen zu müssen mit den Tagen, die der Reformation Luthers vorausgingen. Auch damals sei die Kirche in ähnliche Verhältnisse gedrängt worden“. Entsprechend diesem Zustande fehle es nicht an allerlei Besserungsvorschlägen und Reformplänen, die eine „Neuorientierung“ des Protestantismus fordern. „Es muß etwas geschehen“, rufen alle, aber es fehle an Durchschlagskraft, um dem Gedanken die Tat folgen zu lassen.

Eine schlimme Gefahr für den Bestand der „evangelischen Kirche“ erblickt Parpert in dem Überhandnehmen des Sekten- und Konventikelwesens, in den pietistischen Sondergemeinschaften, welche den protestantischen Landeskirchen gerade die eifrigsten Glieder entziehen und abwendig machen. „Die Zukunft der Kirche hängt von ihrer Stellung zu den Konventikeln ab“ (16). Bis jetzt sei das Verhältnis der beiden in der Regel ein feindliches gewesen, und dadurch sei der Protestantismus durch stets neue Spaltungen und Sekten zerrüttet worden. Ganz anders sei der Zustand in der katholischen Kirche. Sie habe „aus der anhaltenden Bildung von immer neuen kleinen Gemeinschaften für ihr kirchliches Leben unendlichen Nutzen gezogen“. „Wir kennen diese katholischen Konventikel unter dem bekannten Terminus: die Orden, die Mönchsorden. Sie sind Gemeinschaften, die das geblieben sind, was alle Gemeinschaften sein wollen: kleine Sammlungen ernster, entschiedener, entschlossener Christen, die für sich leben, die sich von der Masse sondern und deren Glieder die Einsamkeit und Stille der Bruderkreise suchen“ (22). Nicht nur die Theologen hätten oft auf die Verwandtschaft zwischen den protestantischen Gemeinschaften und den kirchlichen Orden hingewiesen, sondern auch Friedrich d. Gr. schreibe: „Die Halleschen Fasen (Pietisten) müssen kurz gehalten werden, es sind evangelische Jesuiter“ (24).

Nun redet Parpert ein langes und breites über das, was nach seiner Ansicht die protestantischen Konventikel und Sekten mit den Mönchen gemeinsam haben

---

[1] Evangelisches Mönchtum. Ein Beitrag zur Reform der evangelischen Kirche der Gegenwart. Leipzig 1916.

und worin sie sich unterscheiden. Dabei fehlt auch nicht die wahrheitswidrige Redensart von der „doppelten Sittlichkeit" nach katholischem Dogma. Parpert hat aber doch etwas davon gehört, daß man auf unserer Seite eine solche Lehre entschieden ablehnt. Er glaubt jedoch sein Gewissen beruhigen zu dürfen mit dem Zusatz: „Die Gerechtigkeit erfordert es, darauf hinzuweisen, daß auch im Katholizismus sich Stimmen vernehmen lassen, die das Dogma von der mönchischen Vollkommenheit nicht unbedingt zu teilen imstande sind. Es sind trotz der Lehre von der doppelten Sittlichkeit auch solche Äußerungen gefallen, die die Einheit der christlichen Ethik behaupten. Obgleich das Ordensleben als der bessere Stand bezeichnet wird, zieht man doch nicht den Schluß, daß die Weltleute einem schlechteren oder wenigstens minderwertigen Stande angehören. Man spricht den Weltleuten nicht die Möglichkeit ab, in ihrem Berufe und Leben das Ziel der Vollkommenheit zu erreichen, und macht ihnen demgemäß ein derartiges Streben zur Pflicht. ‚Ordensleute wie Weltleute haben nach Vollkommenheit zu streben'" (49).

Ganz gewiß, solche Äußerungen sind gefallen, und zwar sehr kräftige. P. Denifle z. B. hat es den Lutherforschern so laut in die Ohren gerufen[1], daß sie ob dem „groben Mönch" fast Krämpfe bekamen. Ein leises Echo der Tyroler Donnerstimme scheint auch zu Parpert gedrungen zu sein, aber so massive Vorurteile sind wie westfälische Eichen, sie fallen nicht auf einen Hieb. Es wird noch mehr als ein Denifle kommen müssen, bis das Gerede von der doppelten Sittlichkeit verstummt.

Abgesehen von dieser unausrottbaren Unkenntnis des katholischen Denkens läßt Parpert dem Mönchtum der katholischen Kirche reichlich Gerechtigkeit widerfahren.

„Der Katholizismus hat durch die Mitarbeit der mönchischen Konventikel einen steigenden Zuwachs seiner Macht erlebt; der Protestantismus bewegt sich demgegenüber auf der Linie der Entkirchlichung und des abnehmenden Ansehens. Die Vermutung liegt nahe, daß der Protestantismus von der Stunde an seiner Geschichte eine andere Tendenz geben wird, in der er sich zu einem Mönchtum entschließt, wie es evangelisch denkbar und notwendig ist. Durch ein evangelisches Mönchtum wird die jegliches Kirchentum langsam zersetzende Macht der Sekten gebrochen und der religiöse Individualismus in das Leben der Kirche zurückgeleitet. Durch ein evangelisch denkbares Mönchtum wird die Kirche wieder an Festigkeit und Kraft gewinnen und die Möglichkeit besitzen, eine das ganze Volksleben beeinflussende Volkskirche zu werden" (62). „Im Gegensatz zur katholischen Kirche, die den Geist des religiösen Individualismus im klösterlichen Mönchtum sich einzugliedern und ihm das Kirchenfeindliche zu nehmen verstand, hat dieser Geist sich im Protestantismus pietistisch und separatistisch, immer kirchenzersetzend ausgewirkt. Es kam zur Sektenbildung. . . . Ein kirchliches Mönchtum würde die Möglichkeit eines der-

[1] H. Denifle O. P., Luther und Luthertum² I 184 ff., und besonders auch Denifles Antwort an Harnack: Luther in rationalistischer und christlicher Beleuchtung 46 ff.

artigen Verlaufs der Dinge unmöglich machen (sic) und zwischen dem beweglichen Subjektivismus und der konservativen Zähigkeit des Kirchentums die Brücke schlagen. Das Mönchtum würde den Geistern des religiösen Individualismus die Gelegenheit geben, sich von der Gesellschaft zurückzuziehen und sich zu isolieren, um nach einem bestimmten Zeitraum ihre Kräfte dem kirchlichen Leben von neuem zu widmen und das Salz der Gemeinde zu werden" (65). „Die deutsche Innerlichkeit soll uns kein Teufel mehr rauben. Der Krieg hat sie dem deutschen Volke zurückgegeben. . . . Diese Erfahrung gilt es auszunutzen und festzuhalten. Sie kann in der Institution des Mönchtums praktisch demonstriert werden und in ihr fortleben. Die Einsamkeit schafft ganze Menschen. Wenn in der Welt des Alltags die Seele verarmt und das Gemüt ausgeleert ist, wenn in den Sorgen des Lebens und in der Vielgeschäftigkeit des Berufes das Herz sich erschöpft und der Christenmensch sein Bestes, was ihm von Gott mitgegeben ist, im Kampfe um das Dasein opfert, dann soll er im Mönchtum, in der Einsiedelei der Einsiedler, zu gesammelter Ruhe kommen und den Weg zur Ewigkeit wiederfinden" (66).

Pastor Parpert beruft sich für seinen Reformplan auf eine ganze Reihe protestantischer Theologen und Kirchenzeitungen. Neben Stöcker, Sohm, Hunzinger, Seeberg, Lahusen, Troeltsch u. a. ist es besonders Harnack, den er wiederholt nennt und dem er sein Schriftchen auch „in Ehrerbietung und tiefer Dankbarkeit zugeeignet" hat. Mit einem Gedanken Harnacks endet er sein „Mönchtum", mit dem Satze nämlich: „daß wir in den sozialen und kirchlichen Nöten der Gegenwart Gemeinschaften brauchen, erfüllt von dem Geiste, wie ihn die rechtschaffenen und lauteren Mönche besessen haben und noch besitzen. Wir brauchen Menschen im Dienste des Evangeliums, ‚die alles verlassen haben', um denen zu dienen, die niemand bedient. Die Parallele mit den katholischen Mönchen schreckt mich nicht" (Harnack, Was wir von der katholischen Kirche lernen und nicht lernen sollen).

Parpert fügt noch hinzu: „Harnack, der uns so manchen trefflichen Wink in unserer Sache gegeben hat, wird mit diesen Worten überall dort, wo nicht pharisäische Selbstüberhebung Platz gegriffen hat, auf Zustimmung rechnen können. Wir werden in manchen Punkten noch von dem Katholizismus zu lernen haben und können ihn auch in unserer Frage als Lehrmeister anrufen. Sollen wir uns dessen schämen? Sollen wir darüber erröten, daß wir uns zum Mönchtum bekennen? Nemo proficiens erubescit [Niemand errötet, wenn er sich bessert], sagt Tertullian" (67).

Jedermann ist nun gespannt darauf zu erfahren, wie Parpert sich die Ausführung seines Planes denkt, und welche Gestalt oder Verfassung er seinem evangelischen Mönchsorden geben will. Leider bricht aber hier sein Reformplan ab, und er verschiebt alle weiteren Einblicke in die neue Klosterregel auf eine andere noch zu erwartende Schrift, die „den Gedanken im einzelnen heraushämmern" soll. Wahrscheinlich will er erst abwarten, wie der Vorschlag in den Kreisen, auf die er berechnet ist, aufgenommen wird. Warten auch wir also in Geduld ab, wie diese Aufnahme sich gestaltet. Einstweilen verdient Parperts Bereitwilligkeit, das katholische Klosterleben zu verstehen, zu schätzen und von

ihm zu lernen, unsere Hochachtung. Ist auch sein Verständnis nicht frei von allerlei Vorurteilen und Schiefheiten, so müssen wir doch die entschlossene Geradheit und den Mut anerkennen, mit dem er seine für manche protestantischen Ohren neue und fremdartige Einsicht öffentlich ausspricht.

Matthias Reichmann S. J.

Eine alte Marianische Kongregation mit großen sozialen Aufgaben.

Der erste Zweck der Marianischen Kongregation ist Selbstheiligung nach dem Vorbild und unter dem Schutz der Gottesmutter.

Wahre Selbstheiligung ist im Christentum nicht möglich, ohne sich in irgendeiner Weise an der Heiligung des Nächsten zu beteiligen. Nichts ist dem Geiste Christi und seiner heiligen Mutter mehr entgegengesetzt als Herzlosigkeit gegen die geistliche und leibliche Not der Mitmenschen.

Deshalb hat die Marianische Kongregation auf ihrem Wege durch die Jahrhunderte stets gezeigt, daß sie ein Herz für ihre Mitmenschen hat, und je mehr eine Kongregation den inneren Geist gepflegt, um so mehr sind die Flammen der Liebe auch nach außen geschlagen.

Ein leuchtendes Beispiel einer solchen innerlich gefestigten und äußerlich tätigen Kongregation bietet die Herrenkongregation an der Jesuitenkirche in Neapel im 17. Jahrhundert. Ihr Beispiel ist um so lehrreicher, als diese Kongregation in großzügiger Weise soziale Zwecke ins Auge faßte, die uns auch heute lebhaft beschäftigen, wie Linderung der verborgenen Not, Förderung christlicher Ehen, Verminderung der Prostitution, Unterstützung der Missionstätigkeit im In- und Ausland.

Ein glücklicher Zufall spielte mir bei der Durchforschung der Papiere des ehemaligen Jesuitenkollegs in Ingolstadt (in der großen Handschriftensammlung der Staatsbibliothek in München) eine eingehende Schilderung über die Tätigkeit der obengenannten Kongregation in die Hände.

Die Überschrift „Kurze Nachricht über die Unterstützungskasse der allerseligsten Jungfrau für die verborgenen Armen“ [1] besagt nur einen Teil des Inhalts, wie der folgende im wesentlichen wiedergegebene Wortlaut zeigen wird.

Die Unterstützungskasse der allerseligsten Jungfrau für verschämte Arme, die jetzt in einem eigenen Palast auf der Via Toletana dieser Stadt Neapel ihren Sitz hat, wurde gegründet im Jahre 1603 von Sodalen der Marianischen Kongregation (Nativ. B. V.) im Profeßhaus der Gesellschaft Jesu zu Neapel, die gewöhnlich Kongregation der Adeligen genannt wird. In dieser Kongregation sind viele Männer, die nicht allein durch Geburt, Wissen und Klugheit, sondern auch durch Sittenreinheit hervorragen.

Viele Werke der Frömmigkeit werden geübt. Das erste ist die Unterstützung der verborgenen Armen, für die besonders der genannte Mons pietatis gegründet

---

[1] Brevis notitia Montis B^{ae} Virginis pauperum occultorum. Gleichzeitige Handschrift (1669) 4° 12 S. Clm 26479.

wurde. Bei diesem Werke wird kein Stand ausgeschlossen; sowohl Adelige als Bürger, ja alle ehrbaren Leute werden umfaßt, von denen das Wort des Evangeliums gilt: zu betteln schäme ich mich. Die einzige Bevorzugung gilt der größeren Not: wo die Not größer, ist die Unterstützung reichlicher. Dies mußte schon deshalb geschehen, da eine andere Kasse besteht, die vorzüglich darauf ausgeht, den Adeligen zu helfen.

Zur Ausführung dieses Werkes ist die ganze Stadt Neapel mit den Vorstädten in zehn Pfarreien eingeteilt, und für jede sind drei Almosenspender aufgestellt. Diesen werden achtmal im Jahre, nämlich an den Marienfesten, 150 Dukaten (aurei), also jährlich 1200 Dukaten, zur geheimen Verteilung an die Armen dieser Pfarreien gegeben, so daß sowohl der Not als auch der Beschämung Rechnung getragen wird. Das sind die gewöhnlichen feststehenden Reichungen.

Weil aber die Not nicht an den Tag gebunden ist, bleibt die genannte Kasse zu jeder Zeit des Jahres offen, um die Bittgesuche verschämter Armen entgegenzunehmen, denen dann durch die sog. außerordentlichen Almosen geholfen wird. Es ist nun eine große Zahl, die besonders in dieser Zeit um Hilfe bittet. Hier hilft die Kasse der allerseligsten Jungfrau schnell, soviel sie kann. Durch neue Legate bereichert, verfügt sie jährlich über 2500 Dukaten.

Ein anderes Werk, welches diese Kongregation besorgt, ist die Förderung der Verehrung des allerheiligsten Sakraments, indem sie besonders die Mittel bietet, das Allerheiligste mit Würde und Feierlichkeit zu den Kranken zu geleiten.

Drittens sorgt die Kongregation für die Missionen, nicht allein in diesem Reiche, sondern auch in Indien und Japan, für die sie einige Hundert Dukaten nach dem Willen der Guttäter aufwendet.

Eine bestimmte Summe ist ausgesetzt zur Verteilung an die Armen, die zur Katechese kommen.

Für die unheilbaren Kranken sorgt sie in der Weise, daß sie auf ihre Kosten für 30 Männer und 5 Frauen Betten mit allem Zubehör unterhält, die Männer außerdem jeden Dienstag speist, und noch besondere Delikatessen den gefährlicher Kranken sendet. Auf dieses Werk werden jährlich 700 Dukaten verwandt.

Die Schließung von Ehen fördert sie dadurch, daß sie jährlich einmal 50 und einmal 60 Dukaten als Aussteuer gibt, oder mehrere andere Ehen unterstützt. Ehrbaren Jungfrauen oder Witwen spendet sie aus einem neuen Legat 6 Dukaten; 5 Dukaten schickt sie Sünderinnen für Wohnung und Kleidung, da die Erfahrung zeigt, daß aus Mangel an diesen Dingen sowohl viele Ehen nicht geschlossen werden als auch viele Sünden geschehen.

Ein Beschluß bestimmt von neuem, daß jährlich 1000 Dukaten zur Befreiung der Gefangenen aus den Händen der Ungläubigen, und zwar für jeden 100 Dukaten, gegeben werden.

50 Dukaten werden allmonatlich den Armen von St. Januarius gegeben außer andern Almosen für andere fromme Orte.

Endlich trägt sie zur Unterstützung der Klosterfrauen bei, indem sie nicht allein einer Jungfrau, die ohne diese Unterstützung keine Aufnahme in das Kloster

gefunden hätte, eine Beisteuer gibt, sondern im Begriff steht, 54 Jungfrauen aus der Stadt in einem sog. Konservatorium zu unterhalten und mit allem Nötigen zu versehen; in wenigen Monaten wird mit dem Bau begonnen, nachdem die Einkünfte schon auf jährlich 3000 Dukaten gestiegen sind, wie es der Erblasser vorgeschrieben hatte.

Es bleibt nun noch zu berichten über die Art und Weise der Leitung dieser Kongregation.

Die Unterstützungskasse für die verschämten Armen wird von vier Vorstehern geleitet, 2 Adeligen und 2 Bürgern, die alle Mitglieder der genannten Kongregation sein und sich auszeichnen müssen durch ein exemplarisches Leben und häufigen Sakramentenempfang, wie es das Konzilium vom 18. September 1639 und des laufenden Jahres 1669 vorgeschrieben hat.

Jeder Vorsteher führt sein Amt zwei Jahre, aber so, daß jedes halbe Jahr einer gewechselt wird; infolgedessen kann der neue von den übrigen drei Vorstehern eine volle Kenntnis der Lage erhalten.

In betreff der Wahl des neuen Vorstehers verlangt das Statut der Kasse, daß der aus dem Amte Ausscheidende drei Kandidaten für die Wahl nennt. Nachdem alle vier Vorsteher in der Frühe den Leib des Herrn empfangen, schreiten sie zur Wahl mit geheimen Stimmzetteln, und wer die größere Zahl der Stimmen erhält, gilt als gewählt, falls er nicht innerhalb des vierten Grades mit dem Ernennenden verwandt ist. Wenn alle Vorgeschlagenen ausgeschlossen werden sollten, kann der Ausscheidende andere drei nennen. Wenn auch diese ausgeschlossen würden, kann er nicht zum drittenmal andere vorschlagen, sondern das tut dann sein Kollege als Vorsteher, wie es in dem Konzilium vom Jahre 1614 bestimmt worden ist. Derjenige, der ausscheidet, kann nicht von neuem gewählt werden, außer bei der dritten Wahl.

Der Ausscheidende muß die Namen der Vorzuschlagenden dem Pater Präfekt der Kongregation mitteilen, wie es das Statut vorschreibt und der Konsult vom 23. September 1635 bekräftigt hat. Hat einer der Vorgeschlagenen die von der Regel vorgeschriebenen Eigenschaften nicht, so ist es Sache des Pater Präfekten, zu mahnen und zu sorgen, daß ein anderer an dessen Stelle benannt wird.

Neben den Vorstehern steht das Konzil der Kongregation, dem der Pater der Kongregation, der Herr Superior, zwei Herren Assistenten und wenigstens zwölf andere aus den vorzüglichen und älteren Sodalen angehören. Dieses Konzilium übt die höchste Gewalt über die Kasse in der Weise aus, daß es bei etwaigen Verstößen gegen das Statut einschreiten, die Beschlüsse aufheben und neue Vorschriften geben kann. Es kann auch jeden der Vorsteher für zwei weitere Jahre bestätigen, während die Vorsteher niemanden, auch nicht für einen Tag, im Amte belassen können.

Die Vorsteher müssen das für Almosen zu verteilende Geld den Almosenverteilern und Deputierten, die zu diesem Zweck jährlich von der Kongregation gewählt werden, übergeben. Bei dieser Wahl muß nicht allein der Pater der Kongregation auf jene achten, die sich mehr durch Frömmigkeit, Liebe, Bescheiden-

heit und Treue auszeichnen, sondern dasselbe muß er auch den Vorstehern einschärfen, um etwaige Anstände gegen eine Person zu erfahren. Auch über die Erwählten soll der Pater Augen und Ohren offen halten. Die Aufgabe der genannten Almosenspender besteht darin, daß sie die Almosen, sowohl die gewöhnlichen als auch die außergewöhnlichen, von den Vorstehern in Empfang nehmen und in die Häuser der verschämten Armen bringen. Dies soll aber nie von nur einem Deputierten geschehen, sondern entweder von allen dreien zugleich oder wenigstens von zweien, damit für das Dekorum gesorgt wird, da sie mit Personen jeden Geschlechtes und jeder Klasse verkehren müssen. Eine andere Aufgabe der Deputierten besteht darin, im Auftrage der Vorsteher Erkundigungen einzuziehen über die außerordentlichen Almosen, weil zur Kasse beständig Leute kommen, die die Zeit des gewöhnlichen, achtmal im Jahre zu verteilenden Almosens nicht abwarten können. Ferner müssen sie sich erkundigen in betreff der zu schließenden Ehen und der Mittel dafür, die die Kasse fast täglich reichlich liefert, besonders für gefallene Frauen, damit sie leichter und schneller aus ihrem elenden Zustand herauskommen.

Da es bei der Kongregation vor allem auf die Erhaltung des Geistes ankommt, wird von den Patres der Gesellschaft einer der tüchtigsten Patres dafür bestimmt, wie z. B. der Pater, der die Kongregation leitete, vor nicht vielen Jahren zum General der Gesellschaft gewählt wurde; es war dies P. Carafa, und es wird ihm ein Gehilfe beigegeben, der das ganze Jahr hindurch bemüht ist, die Sodalen im richtigen Geiste zu erhalten.

Zu diesem Zweck werden ihnen jährlich in der Fastenzeit die Exerzitien des hl. Ignatius gegeben, und zwar während acht Tagen. Der Erfolg ist außerordentlich, wie die ganze Stadt weiß.

Jeden Samstag ist abends Kongregation mit Exhorte und Betrachtung.

Jeden Sonntag und an allen Festen des Herrn, der allerseligsten Jungfrau, der Apostel usw. wird Konvent gehalten mit Exhorten, Gebeten und Sakramentenempfang.

Jeden Dienstag besuchen die Sodalen in großer Zahl mit dem Pater Präses das Krankenhaus, um Werke der Liebe und Demut zu verrichten; sie richten die Betten und reichen die Speisen, tragen die Toten.

Unter anderem sind die Sodalen durch ihre Regel gehalten zur Betrachtung zur täglichen geistlichen Lesung, Gewissenserforschung usw. Für die getreue Verwaltung der Gelder und ihre Sicherung wurden genaue Regeln aufgestellt. Das Geld geht weder durch die Hände der Vorsteher noch durch die der Beamten der Kasse. Es gibt drei Einnehmer (exactores), die auf geschriebene Scheine (Quittungen) hin dasselbe einziehen, und diese Quittungen werden wöchentlich geprüft von dem Rechnungsamt des Mons in der Kongregation, um zu sehen, ob alle Bedingungen beobachtet werden, und nachher findet Berichterstattung und Verzeichnung in den Büchern des Mons statt. Alle Papiere werden dem Kassierer (custos) der Armenkasse gebracht, damit er aus ihnen die Einkünfte feststellt.

Dieselben Listen der Einkünfte verzeichnet der Sekretär der Kasse, der Priester ist, indem er sie in ein zweites Buch zur größeren Sicherheit einträgt; dasselbe geschieht mit den Ausgaben.

Alle Anweisungen und Zahlungen erfolgen auf Geheiß der Herren Vorsteher, und zwar so, daß alles, wie gesagt, sowohl von dem Sekretär in seinen Büchern als auch vom Rechner in seinen andern Büchern gebucht wird. So berühren weder die Vorsteher noch der Rechner das Geld, sondern nur der Sekretär, dessen Amt es ist, die Almosen auszuzahlen.

Wöchentlich gibt der Rechner in der Kongregation (Konsult) eine Übersicht über die Einnahmen und Ausgaben und über den Kassenstand. Diese Übersichten werden von den Vorstehern verwahrt.

Endlich wird jährlich in der öffentlichen Kongregation in der Kirche del Gesù die Bilanz der Kasse vorgelegt und die Liste der Stifter und Wohltäter verlesen und ein feierliches Jahresgedächtnis für sie gehalten.

Wie diese Inhaltsangabe zeigt, könnten wir von der alten Kongregation in Neapel mit ihrer Pflege des inneren Geistes, ihrem sozialen Wirken und den dahin zielenden praktischen Einrichtungen und Vorschriften vielleicht auch heute noch manches lernen.

Bernhard Duhr S. J.



Begründet 1865 von deutschen Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: z. Z. Franz Ehrle S. J., München, Giselastraße 31 (Fernsprecher: 32 749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Krose S. J., R. v. Nostitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Eingesandte Schriften

(Ein Urteil bleibt vorbehalten; Besprechung folgt nach Tunlichkeit)

Keller, P., Das Königliche Seminartheater und andere Erzählungen. 8° (200 S.) Breslau, Bergstadtverlag. Geb. *M* 3.—

Koch, G., O. Cap., **Gottes Schlachtfeld.** Fünfminutenpredigten. 8° (VIII u. 138 S.) Freiburg 1917, Herder. Steif brosch. *M* 2.—

Köck, Maria, Die Wunder der Heimat. Roman aus der Nordsteiermark. 8° (261 S.) Wien 1916, Reichspost. Geb. *K* 6.40

König, E., Hermeneutik des Alten Testaments mit spezieller Berücksichtigung der modernen Probleme. gr. 8° (VIII u. 178 S.) Bonn 1916, Marcus & Weber. *M* 6.—

Kox, J., C. SS. R., **Armen-Seelen-Büchlein.** 26. Aufl. 16° (432 S.) Dülmen, Laumann. *M* 1.—

— **St. Gerhards-Büchlein.** Leben und Wirken des heiligen Laienbruders Gerhard Majella aus dem Redemptoristenorden. 16. Aufl. 16° (304 S.) Ebenda. 75 *Pf.*

Kraue, Anna Freiin von, Seine Vielgetreuen. Die Frauen aus der Zeit Christi. 12° (279 S.) Köln, Bachem. *M* 4.40

Kuhn, Dr. A., **Die Kirche, ihr Bau, ihre Ausstattung, ihre Renovation.** 8° (152 S.) Einsiedeln 1916, Benziger. Geb. *M* 3.40

Kunstdenkmäler, Die, der Rheinprovinz. Hrsg. von P. Clemen. Lex.-8° Düsseldorf 1916, Schwann.

VI. Bd., 4. Abt.: Ewald, W., u. H. Rahtgens, Die kirchlichen Denkmäler der Stadt Köln. [Köln. I. Bd., 4. Abt.] (VIII u. 379 S.) *M* 5.—

X. Bd., 1. Abt.: Faymonville, K., Das Münster zu Aachen. (IX u. 272 S.) *M* 5.—

Liese, W., Caritativ-soziale Lebensbilder. gr. 8° (60 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein. Geb. *M* 1.90

Ludwig, Dr. V. O., **Klosterneuburger Altdrucke (1501—1520).** [Jahrbuch des Stiftes Klosterneuburg, hrsg. von Mitgliedern des Chorherrenstiftes. VIII. Bd., 1. Abt.] gr. 8° (XV u. 221 S.) Wien 1917, Braumüller.

Mai, Der. Illustrierte Jugendzeitschrift. Der „Efeuranken" neue Folge. Jahrbuch für die katholische Jugend. 26. Jahrg. Redig. von Liane Becker. gr. 4° (372 S.) M.-Gladbach 1915/16, Volksverein. *M* 4.80

Maier, B., Dorfgeläut. Erzählungen aus dem Oberbayerischen. 12° (VIII u. 96 S.) Freiburg 1916, Herder. In Pappband *M* 1.—

Martyrologium, Das Römische. Einzig genehmigte Übersetzung ins Deutsche nach der typischen vatikanischen Ausgabe vom Jahre 1914. gr. 8° (426 S.) Regensburg 1916, Pustet. *M* 6.50; geb. *M* 9.—

Meschler, M., S. J., **Gesammelte Kleinere Schriften.** 8° Freiburg 1916, Herder.

1. Heft: Zum Charakterbild Jesu. 3. Aufl. (X u. 114 S.) *M* 1.60; in Pappband *M* 2.—

2. Heft: Zeitgedanken katholischer Erziehung. 3. Aufl. (VIII u. 156 S.) *M* 2.—; in Pappband *M* 2.40

Mohr, H., Die Heimat. gr. 8° (VIII u. 272 S.) Freiburg 1917, Herder. In Pappband *M* 4.50; Feld-Ausgabe *M* 3.80

— **Die Seele im Herrgottswinkel.** 7.—9. Aufl. (13.—18. Tauf.) 12° (VIII u. 264 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 2.—; geb. *M* 2.50

Nabor, F., Das steinerne Meer. 8° (354 S.) Einsiedeln 1916, Benziger. *M* 3.20; geb. *M* 4.—

Nist, J., „Es blüht der Blumen Eine". Marienpredigten. 12° (168 S.) Limburg 1916, Steffen. *M* 1.70

Oer, S. v., O. S. B., **Ährenlese.** Erlebtes und Erwogenes. 2. Reihe. 12° (VI u. 248 S.) Freiburg 1917, Herder. *M* 1.80; geb. *M* 2.60

Oriens Christianus. Halbjahrhefte für die Kunde des christlichen Orients. Hrsg. von Dr. A. Baumstark. Neue Serie. VI. Bd., 1. Hft. Mit 2 Tafeln. Lex.-8° (211 S.) Leipzig 1916, Harrassowitz. *M* 20.—

Paldele, P., „Gib uns heute unser tägliches Brot". Gedanken über die Brotbitte in Krieg und Frieden. 12° (150 S.) Innsbruck, Tyrolia. *M* 1.50

Peters, Dr. W., **Einführung in die Pädagogik auf psychologischer Grundlage.** [Wissenschaft und Bildung. 137. Bd.] 12° (VIII u. 111 S.) Leipzig 1916, Quelle & Meyer. *M* 1.25

Rathgeber, A. M., An den Gnadenquellen der Kirche. Ein Belehrungsbuch über die heiligen Sakramente für das christliche Haus. Mit 8 Illustr. 8° (212 S.) Limburg 1916, Steffen. *M* 3.—

— **Denk nach!** Ein Tagbüchlein großer Gedanken. 16° (154 S.) Ebenda. *M* 1.60

Reck, Dr. F. X., **Das Missale als Betrachtungsbuch.** Vorträge über die Meßformularien. I. Bd.: Vom ersten Adventssonntag bis zum sechsten Sonntag nach Ostern. 3. u. 4. Aufl. gr. 8° (XII u. 562 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 7.—; geb. *M* 8.40

Richli, Anna, Höhenleuchten. Novellen und Skizzen. 12° (544 S.) Regensburg 1916, Pustet. *M* 3.60; geb. *M* 4.50

Riesenhuber, M., O. S. B., **Die Abteikirche zu Seitenstetten in Niederösterreich 1116—1916.** Mit 66 Abb. u. 13 Bauzeichnungen. Lex.-8° (66 S.) Wien 1916, Reichspost.

Rings, M., O. Pr., **Der Hoffnung Immergrün.** 8° (280 S.) Dülmen, Laumann. *M* 2.50; geb. *M* 3.50

Ritter, E., Das gelbe Glückwunschbuch. kl. 8° (159 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein. *M* 1.—

— **Das gelbe Festspielbuch.** kl. 8° (192 S.) Ebenda. *M* 1.—

Rodermund, O. F. M., **Christentum und Völkerkrieg.** 8° (54 S.) Dülmen, Laumann. 60 *Pf.*

Schaching, O. v., Auf alten Pfaden. 12° (382 S.) Regensburg 1916, Pustet. *M* 2.80

Schiemann, Th., Russische Köpfe. 12° (246 S.) Berlin 1916, Ullstein. *M* 1.—

Schiller, A., Krieger-Grabmale. Fünfzig Entwürfe. II. Bd. Stuttgart, Keusel. In eleg. Mappe *M* 6.—

Schlager, P., O. F. M., **Briefe aus Indien.** [Aus allen Zonen. 21. Bdchn.] 8° (150 S.) Trier, Paulinusdruckerei. 50 *Pf.*

Schleich, C. L., Vom Schaltwerk der Gedanken. Neue Einsichten und Betrachtungen über die Seele. 8° (287 S.) Berlin 1916, Fischer. *M* 4.—

Schlözer, L., Generalfeldmarschall Freiherr von Loë. Ein militärisches Zeit- und Lebensbild. gr. 8° (XI u. 323 S.) Stuttgart 1914, Deutsche Verlags-Anstalt. *M* 6.50

Schmitz, E., Musikästhetik. [Handbücher der Musiklehre, hrsg. von X. Scharwenka. XIII. Bd.] 8° (XVI u. 217 S.) Leipzig 1915, Breitkopf & Härtel. *M* 4.—

Schrönghamer-Heimdal, F., Dem deutschen Volke. Deutsche Kriegsworte für das deutsche Friedenswerk. 12° (VIII u. 158 S.) Freiburg 1917, Herder. *M* 1.80; in Pappband *M* 2.20

Schuler, B., Alles für Jesus. Der leichteste Weg zur Liebe Gottes. Nach P. Fr. W. Faber. 12° (213 S.) München 1916, Pfeiffer. *M* 1.20; geb. *M* 2.—

Seipel, Dr. J., Nation und Staat. 8° (XX u. 195 S.) Wien 1916, Braumüller. *M* 4.—

Simon, M., Der Weltkrieg und die Judenfrage. 8° (80 S.) Leipzig 1916, Teubner. *M* 1.20

Slavič, M., Sonn- und Festtagsevangelien mit erklärenden Zusprüchen. Unseren tapferen Soldaten gewidmet. 16° (128 S.) Marburg 1916, Lavanter Ordinariat. 30 *h*

Stadt Cöln, Die, im ersten Jahrhundert unter Preußischer Herrschaft. Hrsg. von der Stadt Cöln. 3 Bde. Lex.-8° (X u. 707; VIII u. 540; VIII u. 731 S.) Cöln 1915, Neubner. *M* 25.—

Steigenberger, M., Predigten auf die Feste des Herrn. gr. 8° (208 S.) St. Ottilien 1916, Missionsverlag. *M* 2.80

Steiger, H., Gewaffneter des Kaisers. Gedichte vom großen Kriege. 8° (63 S.) M.-Gladbach 1916, Volksverein. *M* 1.20

Steuer, A., Der Pharisäer. 50 ausgewählte Aphorismen aus Hirschers „Selbsttäuschungen". 16° (68 S.) Limburg 1916, Steffen. 55 *Pf.*

Strunz, F., u. M. Grunwald, Empor die Herzen! 12° (160 S.) Wien, Seidel. *M* 1.80

Testament, Das Neue, unseres Herrn Jesus Christus. Nach der Vulgata übersetzt von Dr. B. Weinhart, mit Einführungen und Anmerkungen versehen von Dr. S. Weber. 3. Aufl. 12° Taschen-Ausg. 2. Tl.: Briefe und Geheime Offenbarung. (344 S.) Freiburg 1916, Herder. *M* 1.—, bei 100 Stück 90 *Pf.*, bei 500 Stück 80 *Pf.*; geb. *M* 1.50, bei 100 Stück *M* 1.40, bei 500 Stück *M* 1.30

Wachowiak, St., Die Polen in Rheinland-Westfalen. 8° (IV u. 108 S.) Borna-Leipzig, Noske. *M* 3.—

Warnatsch, O., Andreas Gryphius. Auswahl aus seinen Dichtungen zur Dreihundertjahrfeier seiner Geburt. 8° (112 S.) Glogau 1916, Hellmann. *M* 1.80

West, L., Martin Greifs Jugenddramen. [Deutsche Quellen und Studien, hrsg. von W. Kosch. 5. Hft.] gr. 8° (VIII u. 128 S.) München 1916, Lindauer. *M* 4.—

Wiedersehn nach dem Tode, Vom. Trostgedanken am Grabe eines gefallenen Sohnes. 4. u. 5. Tausend. 8° (64 S.) Dülmen, Laumann. *M* 1.—

Wiesebach, W., Gestalten. Erzählungen. 3. Aufl. 8° (118 S.) Trier, Paulinusdruckerei. *M* 1.20

— **Mit Siebzehn.** 12° (164 S.) Regensburg 1916, Pustet. Kart. *M* 1.50

— **Theo.** Eine Erzählung. 8° (191 S.) Trier, Paulinusdruckerei. *M* 1.80

Wilke, L., O. F. M., **Im Reiche des Negus.** [Aus allen Zonen. 20. Bdchn.] 8° (138 S.) Ebenda. 50 *Pf.*

Wilms, B., Die Kaufleute von Freiburg im Breisgau 1120—1520. Bilder aus alten Tagen. 8° (XIV u. 292 S.) Freiburg 1916, Herder. In Pappband *M* 4.—

Woermann, K., Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. II. Bd.: Die Kunst der Naturvölker und der übrigen nichtchristlichen Kulturvölker, einschließlich der Kultur des Islams. 2. Aufl. Lex.-8° (XVI u. 492 S.) Leipzig 1915, Bibliographisches Institut. Geb. *M* 13.—

Wort, Ein, an die unten und die oben. Von einem deutschen Sozialdemokraten. 8° (24 S.) Stuttgart, Franckh. 30 *Pf.*

Wundt, W., Leibniz. Zu seinem 200jährigen Todestag (4. Nov. 1916). 8° (132 S.) Leipzig 1917, Kröner. *M* 3.—

Wundt, W., Völkerpsychologie. VII. u. VIII. Bd.: Die Gesellschaft. gr. 8° (VIII u. 438 S.; VI u. 344 S.) Leipzig 1917, Kröner. *M* 20.—





